

HEIDELBERG

Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2016

Jahrgang 20

**Herausgegeben vom
Heidelberger Geschichtsverein**

Redaktion:

Norbert Giovannini, Carola Hoécker, Ingrid Moraw, Petra Nellen,
Reinhard Riese, Julia Scialpi, Jürgen Zieher

Für den Vorstand:

Hans-Martin Mumm und Claudia Rink



KURPFÄLZISCHER VERLAG

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Heidelberg: Jahrbuch zur Geschichte der Stadt / hg. vom
Heidelberger Geschichtsverein. – Heidelberg: Kurpfälzischer Verl.
Erscheint jährl. – Aufnahme nach Jg. 1.1996
Jg. 1. 1996–

2015

© Urheberrechte der Texte bei den Autorinnen und Autoren
Copyright der grafischen Gestaltung beim Herausgeber

Bestellungen über den Herausgeber:
Heidelberger Geschichtsverein e. V.

c/o Hans-Martin Mumm
Kaiserstraße 10
69115 Heidelberg

c/o Hansjoachim Räther
Klingentorstraße 6
69117 Heidelberg



Kurpfälzischer Verlag Dr. Hermann Lehmann – Heidelberg
Gestaltung und Herstellung: Dr. Julia Scialpi, Heidelberg
Druckerei: Neumann Druck, Heidelberg

ISBN 978-3-924566-58-6

ISSN 1432-6116

Inhalt

8 Vorwort

I. Aufsätze zur Stadtgeschichte

11 Hans-Martin Mumm

Ludwig V. und seine Brüder. Die rheinischen Wittelsbacher im Bauernkrieg von 1525

47 Jessica Pschytula

Die Bewaffnung Heidelberger Bürger in den Jahren 1914 und 1918 – eine Bilanz

61 Reinhard Riese

Schützengraben, Nagelkreuz und Kriegsausstellung. Kriegspropaganda in Heidelberg 1915/16

81 Mia Lindemann

Die Brüder Remmele und die sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Nordbaden

105 Joachim Schäfer

„Es wäre besser, wenn Sie Ihre Fakultät nicht mit dem Genannten belasten würden.“ Die NSDAP verhindert die Habilitation des Rechtshistorikers Otto Gönnerwein an der Juristischen Fakultät der Universität Heidelberg

II. Topografie, Baugeschichte und Denkmalschutz

129 Ludwig Schmidt-Herb

Die „Traitteur'sche Wasserleitung“ – Trinkwasser von Rohrbach nach Mannheim. Das Projekt, sein Ingenieur und die Umstände, an denen es letztlich scheiterte

151 Christmut Präger

Der Eichendorffplatz im Stadtteil Rohrbach

155 Hans-Martin Mumm

Denkmaltopographie Stadtkreis Heidelberg. Bericht über eine Fachkonferenz vom September 2014 und Annotationen zu einem gewichtigen Werk

III. Miscellen

165 Frank Baron

Georg Helmstetter (alias Faustus) als Alumnus der Universität Heidelberg

175 Klaus Winkler

Der Ingenieur Salomon de Caus. 400 Jahre „Les Raisons des Forces mouvantes“

193 Maja Linthe

Dr. Elise Dosenheimer und ihr Heidelberger Zimmer für sich allein

- 205 **Günter Lipowsky**
Hélène Garnier, eine elsässische Lehrerin in Wieblingen und Edingen
September 1941 bis April 1945
- 221 **Volker von Offenberg**
Brezeln aus Heidelberg. Die „Badische Brezelfabrik Gebr. Lulay“ in der
Weststadt (1921 – 1976)

IV. Quellen und Berichte

- 233 **Michael Buselmeier**
Heidelberg – Stadt der Dichter?
- 249 **Enno Krüger**
Zur Digitalisierung der Bibliotheca Palatina
- 253 **Heike Hawicks, Gabriel Meyer, Ingo Runde**
Das Digitalisierungsprojekt „Bildprogramm des Studentenlokals ‚Zum
Roten Ochsen““
- 263 **Norbert Giovannini**
CityCult-Projekt. Heidelberg im Ersten Weltkrieg
- 267 **Daniela Gress, Irene Wachtel, Rubina Zern**
Gedenken gestalten: ein studentisches Projekt zum Gedenkjahr der Deportation
der Heidelberger Juden nach Gurs
- 271 **Bertram Noback, Matthias Kneller**
70 Jahre Kriegsende – (wie) müssen heutige Schüler daran erinnern?
- 275 **Martin Krauß**
Dank an Jochen Goetze. Dankesworte gehalten bei der Mitgliederversammlung
des Heidelberger Geschichtsvereins am 23. Juni 2015

V. Rezensionen

- 279 **Hansjoachim Räther**: Die Heidelberger Straßennamen. Straßen, Gassen, Wege
Plätze (Joachim Gerner)
- 280 **Jürgen Keddigkeit, Matthias Untermann, Hans Ammerich, Pia Heberer, Charlotte
Lagemann (Hgg.)**: Pfälzisches Klosterlexikon. Handbuch der pfälzischen Klöster,
Stifte und Kommenden (Benjamin Müsegades)
- 282 **Martina Trauschke (Hg.)**: Memoiren der Kurfürstin Sophie von Hannover; **Sean
Ward (Hg.)**: Kurfürstin Sophie von Hannover. Memoiren 1630 – 1680 (Ingrid Moraw)
- 283 **Klaus-Peter Schroeder**: „Immer gerettet und aufrecht geblieben“. Die Juristische
Fakultät der kurpfälzischen Universität Heidelberg (Daniel Kaiser)

- 286 **Friedrich Klein:** Bernhard Windscheid, 26.6.1817 – 26.10.1892. Leben und Werk (Ewald Keßler)
- 288 **Nicolai Johann Schmitt:** Ewald August(us) Boucke. Germanist und Schriftsteller zwischen „Neuer Welt“ und „Vaterland“ 1871 – 1943 (Julia Scialpi)
- 289 **Hannah Dziobek, Dirk Hrdina:** Rohrbach im 1. Weltkrieg. Rohrbach in the First World War (Reinhard Riese)
- 290 **Markus Bitterolf, Oliver Schlaudt, Stefan Schöbel (Hgg.):** Intellektuelle in Heidelberg 1910 – 1933. Ein Lesebuch (Petra Nellen, Norbert Giovannini)
- 292 **Marek Fiałek:** Briefe an Alfred Mombert aus den Jahren 1896 – 1940; **ders.:** Alfred Mombert und die Musik der Welt (Claudia Rink)
- 295 **Stefan Hagen, Jörg Kreutz, Berno Müller (Hgg.):** Unsere Schicksalsjahre 1944/45. Ängste, Sorgen, Sehnsüchte – Zeitzeugen aus der Rhein-Neckar-Region blicken zurück (Reinhard Riese)
- 297 **Melvin J. Lasky:** Und alles war still. Deutsches Tagebuch 1945 (Ingrid Moraw)
- 298 **Peter Elsasser:** Heidelberg – Ich dreh‘ mich noch einmal nach dir um. Eine Heidelberger Nachkriegskindheit (Hansjoachim Räther)
- 299 **Walter F. Elkins, Christian Führer, Michael J. Montgomery:** Amerikaner in Heidelberg 1945 – 2013 (Martin Krauß)
- 301 **Eberhard Dziobek und Dirk Hrdina:** „Er hat Farbe in unser Leben gebracht.“ Die Wandmalereien von Motz Munke in Heidelberg-Rohrbach (Hans Gercke)
- 303 **Philipp Osten, Gabriele Moser, Christian Bonah, Alexandre Sumpf, Tricia Close-Koenig, Joël Danet (Hgg.):** Das Vorprogramm. Lehrfilm, Gebrauchsfilm, Propagandafilm, unveröffentlichter Film in Kinos und Archiven am Oberrhein, 1900 – 1970 (Hansjoachim Räther)
- 305 **Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte**
- 317 **Verzeichnis der Autorinnen und Autoren**
- 319 **Über den Heidelberger Geschichtsverein**

Vorwort

Mit dem Straßennamenbuch von Hansjoachim Räther hat der Geschichtsverein im zurückliegenden Jahr publizistisches Neuland betreten. Es wird in diesem Jahrbuch von Kulturbürgermeister Joachim Gerner vorgestellt. In der Reihe „Beiträge zur Heidelberger Stadtgeschichte“ sollen künftig in lockerer Folge Arbeiten erscheinen, die zu umfangreich für ein nach Aufsätzen gegliedertes Jahrbuch sind und monografische Editionen erfordern. Themen für die neue Reihe liegen auf der Hand, und es gibt bereits Projekte. Finanziell kann der Geschichtsverein allerdings nur dieses Jahrbuch stemmen. Die neue Reihe ist also auf Förderer angewiesen, private wie öffentliche.

Das vorliegende Jahrbuch versammelt in gewohnter Weise Aufsätze zu verschiedenen Themen. Von Jahr zu Jahr steigt die Zahl der Beiträge, die der Redaktion angeboten oder von ihr angefordert werden. Besonders hervorzuheben ist, dass wir dabei immer öfter auf die Ergebnisse von Seminar- und Magisterarbeiten jüngerer Autorinnen und Autoren zurückgreifen können. Diese Lage auf der Seite der Angebote ist für die Redaktion eine große Herausforderung, erlaubt es aber, die Qualität der Beiträge dem wachsenden Renommee dieses Jahrbuchs immer wieder anpassen zu können.

Für dieses Jahrbuch haben sich dabei ein paar Schwerpunkte ergeben. Für die frühe Neuzeit stehen die Beiträge von Frank Baron zur historischen Faustfigur, von Hans-Martin Mumm zur Rolle Ludwigs V. im Bauernkrieg von 1525 und von Klaus Winkler, der Salomon de Caus von einem legendären Wundermann zu einem gediegenen Ingenieur seiner Zeit entzaubert. Ludwig Schmidt-Herb geht einer weiteren Ingenieursleistung um 1800 nach, dem Bau einer Frischwasserleitung von Rohrbach zum Mannheimer Schloss.

An das Gedenken an den Beginn des Ersten Weltkriegs im vergangenen Jahr schließen die Beiträge von Jessica Pschytula und Reinhard Riese sowie der Projektbericht von Norbert Giovannini. Auf den Umbruch von 1918 und den Übergang in die Weimarer Republik zielt der Aufsatz von Mia Lindemann zu den konträren Schicksalen des Brüderpaars Adam und Hermann Remmele. Von der Zeit der Verfolgungen im Nationalsozialismus und teilweise darüber hinaus handeln die Beiträge von Maja Linthe, Günter Lipowsky und Joachim Schäfer sowie die Projektberichte von Daniela Gress, Irene Wachtel und Rubina Zern bzw. von Bertram Noback und Matthias Kneller.

Christmuth Präger geht der Geschichte des Rohrbacher Eichendorffsteins nach, und Volker von Offenberg schildert die Geschichte einer Brezelfabrik in der Weststadt. „Heidelberg – Stadt der Dichter“ gibt Michael Buselmeiers Universitätsvortrag vom Juli 2015 im vollen Wortlaut wieder. Enno Krüger sowie Heike Harwicks, Gabriel Meyer und Ingo Runde belegen die Fortschritte bei der Digitalisierung Heidelberger Archivbestände. Martin Krauß hat Jochen Goetze, der bereits 2013 aus der Jahrbuchredaktion ausgeschieden war, auf der letzten Jahreshauptversammlung mit einer Laudatio geehrt.

Die zweibändige Denkmaltopographie für den Stadtkreis Heidelberg von 2013 hat das Wissen um die Entwicklung und bauliche Gestalt unserer Stadt erheblich erwei-

tert. Davon wird auf lange Sicht noch zu zehren sein. Kunst- und Geschichtswissenschaft stehen allerdings in einem eigentümlichen Spannungsverhältnis zueinander. Jedenfalls hatte der Geschichtsverein im September 2014 zu einer Fachkonferenz „Denkmaltopographie“ eingeladen. Aus fast allen Stadtteilen kamen vorbereitete Kritiken und Fehlerlisten. Hans-Martin Mumm empfiehlt in seinem zusammenfassenden Bericht Wachsamkeit gegenüber den einzelnen Feststellungen der Denkmaltopographie und macht Vorschläge für einen öffentlichen Diskurs.

Der Rezensionsteil zeugt von dem großen Literatūraufkommen zur Heidelberger Geschichte. Mit dem Lesen und Bewerten kamen wir diesmal gar nicht nach und mussten einige Besprechungen für die nächste Ausgabe zurückstellen. Reinhard Riese hat wieder mit großer Sorgfalt die Liste der Neuerscheinungen aus 2014 erfasst.

Unser Dank gilt wie in all den Vorjahren den Autorinnen und Autoren, der Redaktion, der Herstellerin, den Anzeigenkunden, dem Verlag, der Druckerei, dem Vertrieb, dem Buchhandel, den Käuferinnen und Käufern, den Leserinnen und Lesern sowie den Vereinsmitgliedern. Ihre Aktivitäten und ihre Treue stützen die Herausgabe dieses Jahrbuchs nun bereits im 20. Jahrgang.

Heidelberg, im September 2015

Hans-Martin Mumm

Claudia Rink



Wir haben Zeit, wenn Sie Zeit haben.

Persönliche Beratung
Mo. – Fr. 8.00 – 20.00 Uhr
Vereinbaren Sie Ihren Wunschtermin.

Wenn's um Geld geht
 Sparkasse
Heidelberg

www.sparkasse-heidelberg.de

Hans-Martin Mumm

Ludwig V. und seine Brüder

Die rheinischen Wittelsbacher im Bauernkrieg von 1525

Mit der Revolution von 1525 beginnt die Geschichte der deutschen Demokratie. Bei dem Historiker Peter Blickle, der die Bauernkriegsforschung auf neue Füße stellte, heißt es:

„Die vorwaltende mittelalterliche Vorstellung, Herrschaft sei eine angeborene und gottgewollte Fähigkeit des Adels wurde substituiert [...] durch die Überlegung, Herrschaft werde durch einen willentlichen Akt des politischen Zusammenschlusses konstituiert.“¹

Trotz seiner vernichtenden Niederlage hat sich der Aufstand des Gemeinen Mannes, den auch die Zeitgenossen schon verkürzend „Bauernkrieg“ nannten, tief in das deutsche Gedächtnis eingebrannt. Generationen von allgemein und regional Forschenden haben nicht nur Quellen gesichtet und narrative Zusammenhänge geprägt, sondern auch verschiedenartige Deutungen erarbeitet. Von Interesse könnte die Feststellung sein, dass zwei der bedeutendsten Bauernkriegshistoriker in Heidelberg waren: Günther Franz lehrte hier von 1935 bis 1937 Mittlere und Neuere Geschichte; obwohl er sich nach 1945 von der NS-Ideologie nie lossagte, ist seine Forschungsleistung unbestritten. Max Steinmetz begann sein Studium 1932/33 in Heidelberg als NS-Student und schloss es 1940 in Freiburg mit einer Dissertation über Ludwig V. ab. Erst in sowjetischer Kriegsgefangenschaft wurde er zum Marxisten und später zum führenden DDR-Historiker des Bauernkriegs. Aber dieses forschungsgeschichtliche Panorama kann hier nicht eröffnet werden.

Die Ereignisse des Jahres 1525 für Heidelberg darstellen zu wollen, erschiene ein müßiges Unterfangen. Heidelberg war 1525 keine ‚Zitadelle des Aufruhrs‘ wie 1968, sondern eine Zitadelle der Repression. Auf dem Schloss sammelten sich einige aus ihren Residenzen vertriebene Landesherren, und von hier aus startete der vernichtende Feldzug gegen die Bauernheere im Kraichgau, in Franken und in der Pfalz. In der Residenzstadt selbst blieb es äußerlich ruhig.

Ulrich Wagner, der seine Laufbahn in Heidelberg begonnen hatte und bis 2014 das Stadtarchiv Würzburg leitete, hat vor drei Jahren in diesem Jahrbuch Auszüge aus dem Werk des Würzburger Chronisten Lorenz Fries, soweit sie Heidelberg betreffen, zusammengestellt und eingeleitet.² Wesentliche Zusammenhänge liegen damit bereits vor.

Die Idee, die Verwandtschaftsbeziehungen des Heidelberger Kurfürsten Ludwig V. in die Betrachtung einzubeziehen, entstand nach längerem Vorlauf im Wittelsbachjahr 2014.³ Zur Kurpfalz gehörte neben den rheinischen Gebieten die bayerische Oberpfalz; die Söhne des früh verstorbenen Bruders Ruprecht hatten das neu geschaffene Herzogtum Neuburg an der Donau inne; vier geistliche Gebiete wurden 1525 von jüngeren Brüdern Ludwigs beherrscht: die Bistümer Freising, Regensburg und Speyer sowie die Fürstpropstei Ellwangen; mit dem Herzog von Bayern, dem Landgrafen von Hessen und dem Markgrafen von Baden war Ludwig verschwägert; Markgraf Kasimir von Brandenburg-Ansbach war mit Susanna von Bayern-München verheiratet, der Schwester von Ludwigs Frau; 1529 wurde Susanna Ottheinrichs Frau. Mit Ausnahme des Bis-

tums Freising waren all diese Gebiete an gewaltsamen Aktionen gegen die Aufständischen beteiligt.

Dieser Beitrag ist ereignisgeschichtlich orientiert. Er trägt entlegene Fakten zusammen, rekapituliert aber auch bereits Bekanntes. Er verfolgt daneben vier Fragestellungen, ohne erschöpfende Antworten geben zu können:

1. Wie sah der Bauernkrieg aus Sicht der herrschenden Häuser aus? Welche Interaktionen zwischen verwandten Landesherrn gab es? Der Schriftverkehr von 1525 im Haus Wittelsbach ist, soweit ich sehe, erst zum Teil erforscht.
2. Auch wenn die Schilderungen der Kampfhandlungen immer wieder in Erinnerung zu rufen sind, hat mich mehr interessiert, mit welchen Erwartungen die Aufständischen losgezogen sind, welche Verträge sie abgeschlossen und wie sie und die Gegner diese Verträge eingehalten haben.
3. In diesen Zusammenhang gehört die Frage, welchen Stellenwert die Reformation für die Aufständischen hatte. Reformation und Bauernkrieg haben miteinander „ihrem Ursprung nach nichts zu tun“, dekretierte das Handbuch der Deutschen Geschichte von 1970.⁴ Auch wenn es seither an klugen Beiträgen zu diesem Thema nicht völlig fehlt, herrscht in Theologie und Geschichtsschreibung weithin bis heute auffällige Sprachlosigkeit. Dieses Schweigen betrifft auch die Rolle der Wittelsbacher: Der zweibändige Katalog der Mannheimer Ausstellung von 2013/14 streift den Bauernkrieg lediglich mit einer Notiz.⁵
4. Auch für die Heidelberger Stadtgeschichte fallen hinreichend Erkenntnisse ab. Herausarbeiten lässt sich die zentrale und lenkende Rolle Ludwigs im Kreis seiner weitläufigen Familie. Beide Nachfolger Ludwigs, Friedrich II. und Ottheinrich, hatten sich an der Unterdrückung der Aufstände beteiligt. Der Bogen spannt sich von den Anfängen im Frühjahr 1525 bis hin zu den Hinrichtungen auf dem Marktplatz nach der Rückkehr von dem Feldzug. Drei der sechs oder sieben Hingerichteten lassen sich namhaft machen. Am Schluss steht das Schicksal des Führers des Odenwälder Aufstands Wendel Hipler, der 1526 als Häftling auf dem Heidelberger Schloss gestorben ist.

1. Ludwig V. und seine Geschwister

Als Kurfürst Philipp der Aufrichtige 1508 starb, hinterließ er sieben Söhne und vier Töchter. Zwei weitere Kinder hatten das Erwachsenenalter nicht erreicht. Die Niederlage im bayerischen Erbfolgekrieg 1505 war die außenpolitisch wichtigste Hinterlassenschaft seiner Regierungszeit und prägte das Schicksal seiner Kinder.

1. Der älteste Sohn (1478–1544) übernahm 1508 als Ludwig V. das Kurfürstentum. Er heiratete 1511 Sibylle von Bayern-München als ein Zeichen der Aussöhnung mit dem früheren Kriegsgegner. Weil er es verstand, in Konflikten zu vermitteln, erhielt Ludwig V. den Beinamen „der Friedfertige“,⁶ was auf seinen Auftritt im Bauernkrieg nicht so richtig passen will. Mit besonderer Härte verfolgte er ab 1526 die Täuferbewegung. Ludwig V. führte die Kurpfalz wieder in ihre herausragende Stellung im Reich zurück. Er war der bedeutendste Bauherr des Schlosses

in seiner heutigen Gestalt. Die Anlage des Stückgartens war sein nachträglicher fortifikatorischer Beitrag zum Bauernkrieg. In Glaubensfragen verhielt er sich indifferent, ließ reformatorische Predigten zu, vermied aber kirchenorganisatorisch jeden Konflikt mit Kaiser und Papst.

2. Philipp (1480–1541) wurde zum Geistlichen bestimmt. Er wurde 1499 Bischof von Freising, später auch von Naumburg. Er versuchte stets zu vermitteln und mahnte seine Brüder zur Mäßigung. Das Hochstift Freising, umschlossen vom Herzogtum Bayern, blieb 1525 vom Aufstand unberührt.
3. Ruprecht (1481–1504) und seine Frau Elisabeth, die niederbayerische Erbtochter, starben schon vor Ende des Erbfolgekriegs im Abstand von vier Wochen. Ihre beiden Söhne Ottheinrich und Philipp übernahmen 1522, als sie volljährig wurden, das neu eingerichtete Herzogtum Pfalz-Neuburg.
4. Friedrich (1482–1556) war seit 1518 Statthalter des Kurpräzipiums und Regent der übrigen Oberpfalz mit Sitz in Neumarkt. 1524 wurde gegen die geltenden Regeln festgelegt, dass er und nicht Ottheinrich die Nachfolge Ludwigs antritt. In der Oberpfalz unterdrückte er frühe lutherische Bestrebungen und half 1525 dem benachbarten Bischof von Eichstädt bei der Zerschlagung der Bauernbewegung. Gegen das Kloster Waldsassen zettelte er 1525 einen sehr speziellen Aufstand an mit dem Ziel, das Kloster unter seine landesherrliche Kontrolle zu bringen. 1544 folgte er als Friedrich II. seinem Bruder Ludwig als Kurfürst nach.
5. Georg (1486–1529) war seit 1513 Bischof von Speyer. Er schloss 1525 einen Vertrag mit den Aufständischen, brachte sich dann aber auf dem Heidelberger Schloss in Sicherheit und überließ die militärischen Aktionen seinem Bruder Ludwig.
6. Heinrich (1486–1552) wurde 1521 Fürstpropst von Ellwangen. Die Verhandlungen für diese Position führte der pfalzgräfliche Beamte Wendel Hipler. Das Ellwanger Stiftskapitel spaltete sich daraufhin und öffnete sich der Reformation. Heinrich wurde zudem 1523 Koadjutor in Worms und 1524 Bischof von Utrecht, wo er 1525 auch residierte.



Sebastian Götz: Kurfürst Ludwig V. Skulptur am Dicken Turm des Heidelberger Schlosses (Foto privat)

7. Johann III. (1487–1538) war seit 1507 Bischofsadministrator von Regensburg. Als einziger der bischöflichen Brüder zog er bewaffnet aus und unterstützte seinen Bruder Friedrich in der Oberpfalz.
8. Wolfgang (1494–1558) war ohne Territorium und residierte 1525 in Neumarkt. Er war 1515 Rektor der Wittenberger Universität gewesen, kannte Martin Luther persönlich und hatte ihn 1518 nach der Disputation auf das Heidelberger Schloss eingeladen. Er folgte 1544 seinem Bruder Friedrich als Statthalter der Oberpfalz nach.
9. Otto Heinrich (*/† 1496) starb im Jahr seiner Geburt. Seinen Namen erhielt 1498 der Neffe und spätere Kurfürst Ottheinrich.

Die Leben der Schwestern waren kürzer als die der Brüder. 1525 lebte nur noch eine von ihnen:

10. Elisabeth (1483–1522) heiratete in erster Ehe Landgraf Wilhelm III. von Hessen, in zweiter Ehe Markgraf Philipp I. von Baden.
11. Amalie (1490–1524) heiratete Herzog Georg I. von Pommern.
12. Barbara (1491–1505) starb, bevor sie volljährig war.
13. Helene (1493–1524) heiratete Herzog Heinrich V. von Mecklenburg und schied damit wie ihre Schwester Amalie in Pommern aus dem Umfeld der gegen den Aufstand geschlossenen Koalitionen aus.
14. Katharina (1499–1526) wurde Äbtissin in Neuburg am Neckar. Vom Bauernkrieg hat sie vermutlich nur die Siegesfeiern in Heidelberg persönlich miterlebt.

2. Die Situation in Heidelberg bis Mai 1525

Der Aufstand des Gemeinen Mannes begann Mitte 1524 am Hochrhein. Im Februar / März 1525 wurden in Memmingen die „Zwölf Artikel“ verabschiedet, die zum zentralen Dokument der Bewegung wurden. In der Kurpfalz und den angrenzenden Territorien blieb es bis Mitte April 1525 äußerlich ruhig.

Peter Harer, ein Schwager Philipp Melanchthons, war Schreiber unter Ludwig V. Seine „Wahrhaftige und gründliche Beschreibung des Bauernkriegs“ ist die Hauptquelle für Ludwigs V. Aktivitäten. Über die Zeit im Frühjahr 1525 schreibt Harer:

„Wiewol nun [...] mein gnedigster Her allen muglichen Vleiß furwendt und solche Uffrur [...] gern mit der Gute furkomen, [...], so ist doch solich giftig Laster also weit gestoßen und dem Gemeinsman so wolgefellig gewest, das die Untertanen wider und fur im Furstentumb die Oren reckten, wegig wurden und sich ongestumer Wort vernehmen ließen, bey Nacht ohne Scheu der Oberkeit, die sich auch mit Enderung alter Gesetz und herprachter Gerechtigkeit, so sie zu haben begerten, anlieffen.“⁷

Die frühneuhochdeutsche Beschreibung revolutionären Untertanenverhaltens ist unübertrefflich schön: Sie reckten die Ohren, wurden wegig (= nahmen überörtliche Kontakte auf) und ließen sich ungestümer Worte vernehmen.

„Wegig“ waren die Herren zuallererst selbst. Ottheinrich schildert in seinem Tagebuch für die Zeit vor dem Bauernkrieg eine dichte Folge festlicher Ereignisse. Im Mai 1524 ritt er „auf ein schießen gen Heydelberg“; im Juni gab es ein Armbrustschießen in München, im Oktober in Regensburg; im Februar 1525 wurde der Fasching in Speyer begangen; dazwischen lagen kleinere Jagdvergnügungen.⁸

Das Heidelberger Armbrustschießen war ein großes Fest des hohen Adels. Die Gästeliste schließt die Brüder und Schwäger Ludwigs V. ein und enthält im Kern bereits die gegen den Aufruhr gerichtete Koalition von 1525. Anwesend waren „alle Fürsten des Wittelsbacher Hauses, darunter vier Bischöfe [...], Markgraf Casimir von Brandenburg-Ansbach und Landgraf Philipp von Hessen, und Erzbischof Richard von Trier, die Bischöfe Konrad von Würzburg und Wilhelm von Strassburg“.⁹ Am Rand dieses gesellschaftlichen Treffens wurde sicherlich über die Lage im Reich und die Entwicklung der reformatorischen Bewegung, vielleicht auch schon über die Gefahr eines Aufstands gesprochen.

In Heidelberg waren die Ideen der Reformation bereits angekommen und lösten heftige Kontroversen aus. In einem Brief vom Januar 1524 in altgläubiger Tendenz heißt es:

„Auch sind leider zu Heidelberg scismata, irtumb und uneinigkeit in geistlichen und weltlichen, wie allenthalben ist. Ein Prediger zum Heiligen Geist flucht und schmeht in allen predigen den babst, bischof, munch, nonn, pfaffen, alten doctores, hohe schul, Mariam und alle heiligen.“¹⁰

Nicht klar wird aus dieser Briefstelle, inwieweit bereits soziale Themen wie Leibeigenschaft, Zehntenzahlung und Klosterbesteuerung angesprochen waren; der Hinweis auf die ‚weltlichen‘ Aspekte deutet das aber an.

Im Mai 1525 berief Ludwig V. Johann Geyling als seinen Hofprediger. Geyling hatte sich in seiner bisherigen Laufbahn zur Reformation bekannt und genoss auch in Heidelberg das Recht, frei zu predigen.¹¹ Als Ludwig allerdings von dem Feldzug gegen die Aufständischen zurückkehrte, war sein Zorn gegen jede Aufsässigkeit so groß, dass Geyling die Stadt fluchtartig verließ und sich in Sicherheit brachte. Davon wird noch die Rede sein.

Zu einer organisatorischen Kirchenreform war Ludwig V. nicht bereit. Er suchte das Einvernehmen mit Kaiser Karl V.; aber auch seine verwandtschaftlichen Bindungen dürften eine Rolle gespielt haben. In einer Flugschrift von 1523 heißt es über seine Stellung zur Reformation:

„Der Pfalzgraf hinkt zu bayden seiten. Er hat vil brüder, seind auch bischoffe; er will nit gegen wider si thon.“¹²

Noch bevor die Wellen des Aufstands die rheinische Pfalz erreichten, diskutierte Ludwig V. mit seinen Kollegen die Notwendigkeit, sich militärisch zu rüsten. Stehende Heere gab es nicht;¹³ die eigenen Leute, auf der Basis der Leibeigenschaft als „Landvolk“ herangezogen, waren möglicherweise unzuverlässig. Es mussten also Landsknechte angeworben und bezahlt werden. Zunächst bestand daher die Sorge, ohne bewaffnete Macht auf Verhandlungen mit den Aufständischen angewiesen zu sein.

Am 25. März 1525 schreibt Ludwig an seinen Kollegen Richard von Greifenklau, Kurfürst und Erzbischof von Trier:

„So bitt er Trier früntlichs, dass er sich mit synen reisigen ufs sterkst inn rüstunge schicken und bereit machen, ob er deme von Triere ferrer umb hilf und zuschickunge schreiben, dass alsdan Trier damit gefasst were, und den Pfaltzgraven daran net verlaissen, in betrachtonge obgemelter ursachen und um pesser uff frembden, dan aigen podem sollicher sachenn zu begegnen. [...]

Verglichen, das Trier in sinem Fürstenthumb inn geheim durch syn amtblüte bestellen lassen, auch acht darauf zu haben, ob etlich personen in des von Trier lant komen, dem

gemeinen folk solich der paweren versamblong und fürhaben mit guten wortten fürhalten und understeen wolten, uff ire sytten zu bringen, als den Pfaltzgraven anlangt, damitt umbgangen werden sulle, dass Trier dieselbigen zu behalten und wither zu fragen befehlen, und was Trier gewahr würde, dem Pfaltzgraven wider zu anzeigen, desgleichen er auch thun wulle.“¹⁴

Und am 30. März 1525 antwortet Ludwig auf ein Schreiben des Würzburger Bischofs Konrad II. von Thüngen:

„Wir haben euer liebden schreyben, darin sie uns etlicher bauren entborung eroffnen, empfangen und [...] geben darauf euer liebden widerumb freuntlicher maynung zu erkennen das nit one hieniden lands umb uns an vil orten die bauren sich auch vilerley mutwillens befleyssen und sich in ufrurn bewegen zu lassen nit klainen lust tragen, aber bis noch durch gute worte, wir ine durch unsere rethe und amptleut geben, solchs verkomen, got geb lang. Haben aber dannoch auch nit unterlassen und uns in gehaime bey etlichen fursten beworben, ob sich etwas entpören wolte, uns auf ferner schreyben raysigen zu schicken, so vil moglich, solchem zu begegnen und bey zeit zu verkomen.“¹⁵

Die moderne Technik der Textbausteine war noch nicht entwickelt, aber in beiden Schreiben tauchen die Begriffe „Reisige“, „Rüstungen“, „insgeheim“ sowie die „guten Worte“ gegen die Aufständischen auf; zudem wird mit Trier ein Geheimdienstabkommen getroffen. Ludwig teilt also die Sorge, dass die Empörung auch seine Untertanen erfassen könnte, und er beschreibt seine Doppelstrategie. Bemerkenswert ist auch die Differenzierung im Brief nach Trier zwischen einem Feldzug auf ‚fremdem‘ oder ‚eigenem Boden‘. Nicht erst der spätere Gang der Ereignisse, sondern schon diese Briefstellen belegen, dass Ludwig nicht bereit war, den Konflikt durch Zugeständnisse zu entschärfen, sondern dass er ihn mit repressiven Mitteln ausfechten wollte.

Im März 1525 sammelten sich im Odenwald und am Neckar weitere Gruppen von Aufständischen. Ludwig fürchtete einen Angriff auf Heidelberg. Im April schrieb er insgesamt fünfmal an den Schwäbischen Bund, dem die Kurpfalz 1523 beigetreten war. Dessen Truppen hatten unter Georg Truchsess von Waldburg am 4. April bei Leipheim an der Donau ein Bauernheer zersprengt. Ludwig warb nun für gemeinsame Aktionen. In den Regesten zum letzten dieser Briefe vom 21. April heißt es:

„Die Bauern sind immer in Handlung, Weinsberg und Horneck ist gefallen, der Deutschmeister ganz umgestossen, in Heilbronn haben sie die Oberhand. Am Heuchelberg ist ein starker Haufen beieinander, so dass er sich eines Angriffs auf Heidelberg versehen muss. Seine und seiner Nachbarn Bauern können auch jede Stunde aufstehen.“¹⁶

Beschrieben werden hier die Aufstände im Odenwald und am Neckar, mit denen sich die Sorge um einen Vorstoß nach Heidelberg verbindet. Ob mit den eigenen Bauern die Untertanen links des Rheins oder beide Landesteile gemeint sind, bleibt offen.

Im April hatte der Aufstand auch die Markgrafschaft Baden, das Hochstift Speyer und die linksrheinische Pfalz erreicht. Die Mehrzahl der Städte schloss sich der Bewegung an und öffnete den Bauern die Tore. Die Bürger der Reichsstadt Speyer allerdings lehnten es ab, gemeinsame Sache zu machen, sondern suchten eine innerstädtische Lösung. Ihre Hauptbeschwerde war die Steuerfreiheit für Geistliche und Klöster. Am 25. April 1525 errangen sie in einem Vertrag die Aufhebung dieses Privilegs. Dieser Sieg hatte Vorbildwirkung auch auf andere Städte wie Worms und Weißenburg.¹⁷ Das Ende des Bauernkriegs überdauerten diese städtischen Siege indes nicht.

Zwei Tage nach dem Speyerer Vertrag schrieb der Rektor der Heidelberger Universität einen Brief. Graf Christoph von Henneberg, gerade 15 Jahre alt, war 1524 zum

Zweck der Drittmittelakquise in diese Position gewählt worden. Er schreibt am 27. April 1525 an seinen Vater:

„Es stet dey stat in sorgen, man forcht, es wird einmal ein auflauf uber dy pffaffen, wie es dan zu Speier die wochen ergangen ist, man darf noch nit so vast besorgen, die pauren kumen als fur den burgren; es ist kein getraw mer.“¹⁸

In Heidelberg drängte sich alles: Hofangehörige und -bedienstete, Kaufleute und Handwerker, Gelehrte und Studenten, dazu kam ständiger Zuzug von Fremden. Hier muss es alle Strömungen gegeben haben und Diskussionen in alle Richtungen. Bislang gibt es als Quelle kaum mehr als diese eine Briefstelle, die das Ausmaß der Erregung ahnen lässt. Die Obrigkeit rechnete mit dem Schlimmsten. Am 9. Mai ließ Ludwig V. den Kirchenschatz der Heiliggeistkirche angesichts der „Bauerschaft Vffruhr“ an einen sicheren Ort bringen.¹⁹ Auch die acht Goldmünzen, die 1973, eingeschlagen in eine Bleifolie, beim Michaelskloster auf dem Heiligenberg gefunden wurden,²⁰ könnten dort im Mai 1525 versteckt worden sein.

3. Die Verträge von Udenheim, Forst und Hilsbach

Während sich die Hauptsorge am Heidelberger Hof nach Osten richtete, wo sich bereits im März der Aufstand am Neckar und im Odenwald machtvoll verbreitete, gerieten im April auch die südlich und westlich von Heidelberg gelegenen Gebiete in Wallung: Im Bruhrain, die überwiegend zum Bistum Speyer gehörige Gegend um Bruchsal, in der linksrheinischen Pfalz und im Kraichgau verbanden sich Landgemeinden mit den meisten Städten und lösten einen Flächenbrand aus, der leicht auch das Kerngebiet um die Residenzstadt Heidelberg hätte erfassen können. Erste halbherzige Militäraktionen erwiesen sich als wirkungslos. Darum setzte Ludwig auf hinhaltende Verträge, bis er genug Truppen für einen großen Feldzug zusammen mit dem Heer des Schwäbischen Bunds beisammen hatte.

a) Bruhrain

Am 9. April zogen Bauern aus dem markgräfllich-badischen Pfinztal vor die Stadt Durlach und sammelten sich unter den Forderungen der 12 Artikel. Die Bürger der Residenzstadt Durlach setzten ihren Amtmann ab und öffneten den Bauern die Tore. In der Stadt plünderten die Aufständischen die Vorräte des Landesherrn und zogen weiter zum Kloster Gottesaue. Markgraf Philipp, ein Schwager Ludwigs V., verhandelte mit den Bauern und versprach, die Beschwerden zu prüfen. Vertrauensselig löste sich der bewaffnete Haufen auf. Kurz darauf ließ Philipp das Dorf Berghausen im Pfinztal niederbrennen.²¹ Im Folgenden schlossen sich die Badener überwiegend den Aufständischen im Hochstift Speyer an.

Speyer war freie Reichsstadt, der Bischof residierte im rechtsrheinischen Udenheim (heute Philippsburg). In seinem weltlichen Hoheitsbereich, dem Hochstift, begann die Revolte am 19. April, als Malscher Bauern eine bischöfliche Fuhre Wein beschlagnahmten. Am Tag darauf wurde der Letzenberg bei Malsch besetzt; Sendschreiben forderten die umliegenden Gemeinden auf, sich anzuschließen. So waren 400 bis 500 Aufständische auf dem Malscher Hausberg versammelt.

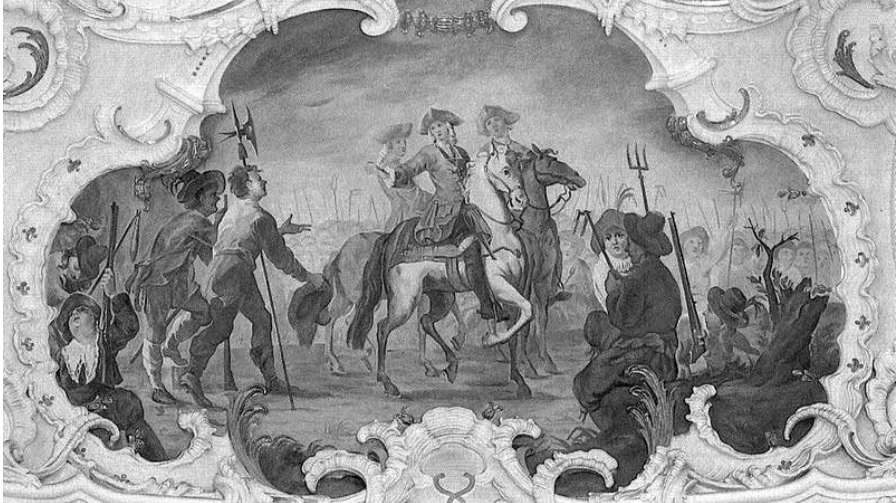
Die erste Reaktion Bischof Georgs und seines Heidelberger Bruders war der Einsatz von Truppen. Dem Bischof standen ein paar Reiter sowie als Fußvolk die Aufgebote der Ämter Bruchsal und Udenheim zur Verfügung; von Heidelberg stieß Marschall Wilhelm von Habern mit 200 Reitern und etwas Artillerie dazu. Das Unternehmen misslang, wie Harer berichtet:

„Als der Bischof etlich Raysigen [...] dahin verordnet und der pfaltzgrevisch Marschalk mit 200 Pferden und eym geringen Feldgeschutz denselben speyrischen Reutern zuzohe, [...] da sein die speyrischen Bauern, so uff die Raysigen zu warten bescheyden, abgefallen, zu den andern uffrurischen Bauern [...] geschlagen und also in ir Verbundnis, Gesellschaft und Verbruderung komen. Herumb der pfaltzgrevisch Marschalk und des Bischofs Faut mit iren Raysigen abgezogen, dann der Berg allenthalben mit Wingarten umbringt gewest, dermaßen, das man one sonderlichen großen Schaden nicht wol zu Roß zu inen komen kont.“²²

Meuterei und Fraternisierung des Landvolks war die eine Seite dieses Misserfolgs der kurfürstlichen Seite, Einsicht in die momentan eigene Schwäche und mangelnde Entschlossenheit die andere. Einen Monat später hatten die pfälzischen Truppen keine Skrupel, das Dorf Malsch einfach niederzubrennen. Bemerkenswert bleibt, dass Ludwig in diesem Konflikt zuerst eine militärische Lösung suchte und erst nach deren Scheitern Verhandlungen führen ließ. Auf die Bewegung im Hochstift Speyer dürfte der Abzug der gut gerüsteten Reiter stimulierend gewirkt und eigene Unverwundbarkeit suggeriert haben. Harer deutet das an, wenn er schreibt, dass nun „ein geschwinder Zulauf von des Stifts Bauern“ einsetzte.²³

Die meisten Städte schlossen sich dem Aufstand an. Nur die Reichsstadt Speyer und das kurpfälzische Bretten verweigerten die Zusammenarbeit. In Bruchsal wurden Johann von Hall und der Ratsherr Friedrich Wurm zu Hauptleuten gewählt. Die Stadtschreiber von Bruchsal und Durlach blieben im Amt, gaben später an, gezwungen worden zu sein. Die Aufstandsbewegung umfasste Teile des Hochstifts Speyer und der Markgrafschaft Baden sowie das Stift Odenheim und definierte sich als „Landschaft“²⁴ Bruhrain. Die gegebene Territorialherrschaft wurde nicht angefochten, ihr aber eine kommunal-regionale Substruktur entgegengestellt. Insoweit entstand für wenige Wochen eine revolutionäre Doppelherrschaft. Anzunehmen ist, dass es im Aufstandsbereich freie Pfarrerwahl und evangelische Predigt gab. Von Spuren einer eigenen Gerichtsbarkeit wird noch die Rede sein. Die Klöster wurden geplündert und teilweise zerstört, die Burgen des Bischofs eingenommen. Das Vorgehen gegen die Klöster war – programmatisch – angewandte Reformation und diente – praktisch – der Sicherung von Verpflegung und Beute.

Bischof Georg brachte sich nach Heidelberg in Sicherheit. Ludwig verpflichtete ihn nun zu Verhandlungen, und Georg pendelte mehrfach hin und her. Alle seine Schritte geschahen „mit furrate und wissen der Pfaltz“, wie der namentlich nicht bekannte Chronist des Bistums bemerkt.²⁵ Zunächst verweigerten die Aufständischen jedes Gespräch, bevor der Bischof nicht auf die 12 Artikel geschworen habe. Erst eine Geste der Demut leitete die Vertragsverhandlungen ein. Georg ritt mit seinem Beauftragten Bernhard Göler von Ravensburg am Samstag, den 29. April in das besetzte Kloster Herrenalb; dorthin kamen auch zwei Vertreter Markgraf Philipps von Baden. Nachmittags gab es ein rustikales Essen: „grosse khubel mit gutem wyn und eyn zine blatten mit gutem oxsenfleisch“. Die Nacht verbrachten sie ohne Bett „uff der erden im strowe“.²⁶



Bischof Georg verhandelt in Herrenberg mit den aufständischen Bauern. Wandgemälde von 1752 im Treppenhaus des Bruchsaler Schlosses (Wikimedia)

Am Sonntagmorgen wurde ein Vertrag ausgehandelt, der mit Heidelberg abgestimmt und am 4. Mai in Udenheim unterzeichnet wurde.

Dieser Vertrag sah in sechs Absätzen vor:

1. Das heilige Evangelium darf frei gepredigt werden „one allen menschlichen zusatz“.
2. Der Bischof ist der einzige Landesherr; das Domkapitel wird abgeschafft.
3. Alle Abgaben an die Kirche („zehend, zienß und gülten“) werden eingestellt „biß uff eyn gemeyn verenderung des geistlichen standts“.
4. Die Bauernschaft verzichtet bis zu dieser Änderung auf eine Erstattung der Kosten ihres Zuges.
5. Von der „inventirung“ des geistlichen Besitzes in der Stadt Speyer erhält die Bauernschaft eine Kopie.
6. Die Geistlichkeit erhält eine schriftliche Erklärung („fehlingsbrieff“), die auf diesen Vertrag verweist und sie vor den Angriffen anderer Haufen schützen kann.²⁷

Obwohl in Herrenalb mündlich vereinbart, fehlen in diesem Vertrag Bestimmungen zur Rückgabe der Burgen an den Bischof und eine Verpflichtung zur Auflösung des bewaffneten Haufens. Um diese Lücke zu schließen, veranlasste Ludwig einen weiteren Vertrag. In der Urkunde dieser Vertragserweiterung erkennt die Bauernschaft die Landesherrn an, verspricht, nichts Feindliches gegen sie zu unternehmen und sagt zu, die Straßen und Wege offen zu halten. Ludwig stellt diesen Text in einen redaktionellen Rahmen, der die Wegfreiheit bekräftigt und die Pflicht zur Auflösung des Haufens kodifiziert: Der Zug ist „wendig und abgeschafft“.²⁸ Dieser Vertrag wurde am 8. Mai geschlossen; der Bericht lässt offen, ob auch die Zusätze Ludwigs von den Aufständischen mitunterzeichnet wurden. Franz Josef Mone, der Herausgeber des Berichts, moniert in einer Fußnote: „Diese beiden Urkunden sind mir in den pfälzischen Copialbüchern des Karlsruher Archivs nicht vorgekommen,“²⁹ Er erkennt, dass sie ja nur für den Augenblick erstellt worden waren.

Verständlich wird dieses Vertragswerk nur unter der Annahme, dass die Aufständischen von einer starken Dynamik der innerstädtischen Bewegung in Speyer überzeugt waren. Was immer mit „inventurung“ gemeint war – die Städter wollten Besteuerung des geistlichen Vermögens, das Landvolk Enteignung und Umverteilung. Nur im Horizont einer revolutionären Naherwartung ergaben die Verträge einen Sinn. Ansonsten fehlen alle Elemente der Sicherung wie Termine, Sanktionen und Garantien. Tatsächlich löste sich der Bauernhaufe am 8. Mai auf.

Drei Wochen hatten die Verträge Gültigkeit. Die Aufständischen haben sie im Wesentlichen eingehalten. Am 23. Mai, dem Tag des militärischen Aufbruchs von Heidelberg, warf Ludwig in einem Brief der Führung des Aufstands im Hochstift vor, die Verträge verletzt zu haben: Es seien „Reisige und Fußknechte“ gefangen genommen worden, sie hätten nach einem Kaufmannszug, der in Bretten eingelagert war, „getrachtet“, dem Bischof seien „Brief und Siegel“ noch nicht zurückgegeben worden; die Rädelsführer seien auszuliefern und 40.000 Gulden Schadenersatz zu zahlen.³⁰ Tatsächlich war es über die Kaufmannsgüter zu einem Konflikt mit einer von Heidelberg ausgesandten Militäreinheit gekommen. Aber keiner dieser Punkte war in den genannten Verträgen genau geregelt oder überhaupt angesprochen worden. Ludwigs Brief tut so, als sei der Vertrag von Udenheim ein Unterwerfungsakt gewesen, und hatte lediglich den Zweck, dem bereits begonnenen Feldzug ein legitimierendes Fundament zu geben.

b) Kurpfalz links des Rheins

Die Bewegung in der linksrheinischen Kurpfalz wurde die eigentliche Bewährung für Ludwigs Strategie. Obwohl er hier mit größerer Sorgfalt und mit hohem persönlichen Einsatz vorging, stand am Ende die Katastrophe von Pfeddersheim mit mehreren Tausend toten Pfälzer Untertanen.³¹ Seine Vorhersage, es sei „pesser uff frembden, dan aigen podem sollicher sachenn zu begegnen“,³² bestätigte sich auf eigentlich unerwünschte Weise.

Der Aufstand begann hier am 23. April bei der Nußdorfer Kirchweih. Kennzeichnend war, dass sich, wie auf der anderen Rheinseite, Untertanen verschiedener Herrschaften zu gemeinsamen Aktionen zusammenschlossen. Der territoriale Flickenteppich bestand aus Gebieten der Kurpfalz, Pfalz-Zweibrücken, Hochstift Speyer, kleineren Adelssitzen und den Reichsstädten Landau, Speyer und Worms. Die eigentliche Vormacht war unbestritten die Kurpfalz. Graf Emich IX. von Leiningen hatte sich schließlich auf dem Heidelberger Schloss in Sicherheit gebracht. Im Unterschied zum Hochstift rechts des Rheins wurden auf der linken Seite nicht nur Klöster, sondern auch Adelssitze angegriffen und geplündert.

Während die drei Reichsstädte ihre Tore den Aufständischen nicht öffneten, machte der Amtssitz Neustadt und andere kleinere Städte wie Dürkheim und Pfeddersheim mit dem Aufstand gemeinsame Sache. Jedenfalls für Neustadt lässt sich zeigen, dass die kurpfälzischen Verwaltungsstrukturen dabei unberührt blieben. Lediglich in Glaubenssachen kam es zu einer kurzfristigen Reformation.²⁹

Da der Neustädter Landschreiber ungehindert weiter mit Heidelberg korrespondierte, war es möglich, dass Kurfürst und Aufstandsbewegung miteinander Kontakt aufnahmen. Ludwig bot an, persönlich zu kommen und einen Vertrag abzuschließen. Die Bauernhaufen wählten dafür als Treffpunkt („Malstat“) das Dorf Forst nördlich von Neustadt, das zum Bistum Speyer gehörte. Die Nacht zwischen den beiden Aufritten verbrachte Ludwig in Neustadt, wo er im Unterschied zu seinem Bruder Georg nicht auf Stroh schlafen musste. Auch wenn der Heidelberger Hof das Treffen mit großer Umsicht vorbereitete und die Umstände des freien Geleits genau aushandelte, sind der Mut Ludwigs und das Vertrauen auf die Wirkung seiner Präsenz beachtlich. Peter Harer berichtet über die Ereignisse vom 10./11. Mai:

„Do ist nach langer Handlung ein Teding [Übereinkunft] troffen und ein Abschied gemacht, der von beiden Haufen angenommen, bewilligt, zugesagt, gelobt und versprochen worden- Under anderm, das sie als pald zerziehen, sich yder wider anheymlich fugen, daneben die ingenomen Schloß, Stet und Flecken raumen. [...]

Am volgenden Tag kamen beider Haufen Hauptleut zu seinen Gnaden der Malstat halben und wann der Landtag sein solt, mit inen zu beschließen. Dieselben ließ sein Gnaden zum Essen berufen, nam darnach ein Abscheid und fugt sich wider hinuber gehn Haidelbergk.“³⁴

Der Chronist des Bischofs von Speyer berichtet knapper, nennt aber noch Termin und Beschickung für den verabredeten Landtag:

„Der pfalzgrave [...] hat so viel geschafft, das sie alle seine hewser, dhiener und verwanten von der ritterschaft und andere gefelicht; dagegen hat er inen versprochen, sie solicher that halb nit zu strafen, und soll ein landttag uff donerstag nach Pffingsten [8. Juni] zwuschen ime und seiner bawerschaafft uff beiden staden Ryns gehalten werden.“³⁵

So exakt scheint der Landtag nicht terminiert gewesen zu sein. In dem Anschreiben vom 18. Mai, in dem Ludwig den Schwäbisch Haller Reformator Johannes Brenz um ein Gutachten zu den Bauernforderungen bittet, ist einfach von Pffingsten die Rede.³⁶

Der Wortlaut des Vertrags von Forst ist nicht überliefert; vermutlich wurden die Urkunden – wie dann auch im Kraichgau und sonst üblich – nach der Niederschlagung zurückgefordert. Die beiden Berichte schildern Verhandlungen in Augenhöhe, verbunden mit dem Ritual eines gemeinsamen Essens. Allerdings bleiben an Harers Darstellung erhebliche Zweifel. In Analogie zum Vertrag von Udenheim ist eine Zusage der Auflösung der bewaffneten Züge denkbar, ein Rückzug aus allen Städten und Flecken wäre aber einer völligen Kapitulation gleich gekommen. Dazu bestand aber kein Anlass. Der Bericht des bischöflichen Schreibers spiegelt demgegenüber das am 10. Mai herrschende Kräfteverhältnis genauer wider: Freigabe der besetzten herrschaftlichen Häuser gegen die Zusage einer Amnestie und eines paritätischen Landtags; eine Verpflichtung zur Selbstauflösung der Bauernhaufen nennt er nicht.

Auch wenn der Wortlaut des Vertrags nicht überliefert ist, ist davon auszugehen, dass die Aufständischen ihn nicht eingehalten haben.³⁷ Zwar lösten sich einige Abteilungen auf und einzelne Akteure scheinen sich zurückgehalten zu haben, insgesamt aber wurden die Züge fortgesetzt oder neue Haufen gebildet und dabei auch herrschaftliches Eigentum nicht geschont. Das Gemetzel von Zabern im Elsass eine Woche nach dem Forster Vertrag, als der Herzog von Lothringen mehrere Tausend bereits entwaffnete Aufständische niedermachen ließ, wirkte jedenfalls nicht vertrauensbildend.

Die Lage war von schwindender Loyalität, aber auch von dem trügerischen Gefühl gekennzeichnet, wenigstens in der Kurpfalz bereits gesiegt zu haben.

Ludwig versuchte durch regen Briefverkehr mit den Hauptleuten seinen Einfluss aufrecht zu erhalten. In den späteren Prozessakten haben sich zwei Schreiben Ludwigs von Heidelberg vom 13. und 15. Mai erhalten, in denen er zur Vertragstreue mahnt.³⁸ Und noch aus dem Feldlager bei Öhringen, als der Vernichtungszug längst auf dem Weg war, richtete Ludwig am 29. Mai ein Schreiben nach Neustadt; der Landtag sei abgesagt, und er hoffe, „sie [die Untertanen] auch mit glückhafter siek zu straffen.“³⁹

Dem Schreiber des Schwäbischen Bunds war der Vorgang dieser klaren Ansage so beachtlich, dass er ihn in seiner Chronik erwähnt.⁴⁰

c) Kraichgau

Am Aufstand im Kraichgau hat seit jeher sein Anführer das größte Interesse gefunden: Pfarrer Anton Eisenhut. Über seine Herkunft und Ausbildung ist nichts Verlässliches bekannt; sein Name steht in keiner Matrikel einer Universität. Er war Kaplan in Weiler im Zabergäu und kam nicht lange vor 1525 nach Eppingen. Im Bauernkrieg war er zunächst Feldprediger in Württemberg und fachte dann den Aufstand im Kraichgau an. Von seiner Hinrichtung auf Anordnung Ludwigs am Abend der Einnahme Bruchsal am 26. Mai 1525 wird noch die Rede sein.⁴¹

Die Hauptquelle zu Eisenhut teilt Peter Harer mit. Ihm lag ein „Ausschreiben“ vor, das aus seiner Sicht die besonders gefährlichen sozialrevolutionären Ansichten des Eppinger Kaplans belegt:

„Liebe Brüder in Christo. Ir wissent, das wir schwerlich hinder unser Herrschaft und den Amtleuten gesessen sind, desgleichen bey Monchen und Pfaffen. Doch ists zum letzten in Tag komen ir Hendel, die sie geprauchet haben, das sey Got gelobt.“⁴²

Aus dieser Passage lässt sich ablesen, dass Eisenhut nicht nur das geistliche, sondern auch das weltliche Eigentum ins Visier nahm. Tatsächlich erstürmte und plünderte der Kraichgauer Haufen vornehmlich Adelssitze und Häuser der Landesherrschaft; am 12. oder 13. Mai brannte die Burg Steinsberg. Harer spricht von einem

„Lustfeuerlein, das allenthalben in der ganzen Revir geringsumb scheinbar zu sehen was, dann solch Schloß lag uff eim weitsichtigen Berg.“⁴³

Die Stadt Hilsbach schloss sich dem Aufstand an, auch die weiteren Städte leisteten keinen Widerstand. Binnen einer Woche hatte Eisenhut den gesamten Kraichgau revolutioniert.⁴⁴ Wie Hilsbach waren Eppingen und Sinsheim pfälzisch. Ludwig V. strebte für den Kraichgau eine momentane Verhandlungslösung an und vertrat dabei auch die betroffenen reichsritterschaftlichen Gebiete. Am 15./16. Mai fanden in Hilsbach Verhandlungen statt, die mit einem Vertrag abgeschlossen wurden. Ulrich Bertsch, ein Aufständischer aus Menzingen, warf Eisenhut vor, es wäre besser gewesen, die kurfürstlichen Verhandlungsführer umzubringen. Eisenhut – so Bertsch' Aussage 1526 unter der Folter – habe dagegen gehalten: „Hett der Deuffel zugeschlagen, wan ir schon sie erstochen hett.“⁴⁵

Eisenhut wusste offenbar zu diesem Zeitpunkt bereits von der Niederlage des Bauernheers bei Böblingen am 12. Mai und war froh, unter das vermeintlich sichere Vertragswerk der Kurpfalz treten zu können. Da er in der Woche darauf von Einheiten

des Schwäbischen Bunds in Eppingen, also nicht in einem Feldlager, festgenommen wurde, hatte sich der Kraichgauer Haufen offenbar tatsächlich aufgelöst.

Der Wortlaut des Hilsbacher Vertrags ist nicht bekannt. In der Urfehdeerklärung der Kraichgauer Städte nach dem Feldzug wurde festgelegt, dass die Vertragsurkunden an die Sieger auszuhändigen seien, sie enthielten „etliche unpillicher artickel“, die „siner fürstlichen gnaden verordneten zu schreiben genotigt.“ Die unterworfenen Städte mussten diese „brief und verschreibungen wieder herußgeben und sein fürstlich gnad desselbigen ledig und loß sagen.“⁴⁶ Es herrschte die Sorge um die Nachwirkung einmal zugestander Forderungen, und auch die Spuren einer Verletzung eingegangener Verträge galt es zu verwischen.

d) Die Strategie Ludwigs V.

Von Anfang an hatte Ludwig V. eine Doppelstrategie verfolgt: Auf die Beschwerden des Aufstands sollte mit Anhörungen und Beschwichtigungen reagiert werden, parallel dazu rüstete er für einen großen Feldzug. Als Konrad, der Bischof von Würzburg, am 7. Mai in Heidelberg eintraf, begegnete er dort Herzog Ottheinrich, dem Bischof von Speyer und dem Deutschmeister des Deutschen Ordens. Letzterer war – sicherlich per Boot – von Gundelsheim mitsamt dem Ordensschatz hergekommen.⁴⁷ Die Vorbereitungen zur Niederschlagung des Aufstands waren da schon weit vorangeschritten: „So hette der pfalzgrave bey vir vendlin knechte in der stat ligen und sein ritterschaft auch beschriben.“⁴⁸

Am 18. Mai kam Erzbischof Richard von Trier in Heidelberg an und brachte weitere militärische Verstärkung mit. Die beiden Bischöfe verständigten sich darauf, dass es angesichts der momentanen Übermacht der Bauern „umb hilf und rettung“,⁴⁹ also um eine militärische Lösung gehe. Die Territorialherren hatten ernste Sorgen um ihre Stellung und ahnten den Mangel an Legitimierung ihrer Herrschaft. Keiner konnte so gut jammern wie der Markgraf von Brandenburg-Ansbach Kasimir, der Hilfsgesuche an benachbarte Herren gerne apokalyptisch begründete: Es „stet vns kain anders vor, dann das wir alle vnlangt Inn grund verderbt vnd verjagt werden.“⁵⁰

Ähnlich dürfte Ludwig seine Lage eingeschätzt haben und war deshalb von Anfang an auf eine gewaltsame Lösung aus. Das brachten seine Stellung im Reich und nicht zuletzt seine Verpflichtungen gegenüber dem Schwäbischen Bund mit sich. Die Verträge, die er mit den Aufständischen geschlossen hatte, beinhalteten keinen „Kompromiss“, wie Ulrich Wagner sie vermittelnd deutet,⁵¹ sondern hatten ausschließlich inhaltliche Funktion und wurden ja auch sofort nach der militärischen Niederwerfung kassiert. Peter Blickle hat jüngst die Rechtslage von 1525 eruiert. Obwohl reichsrechtlich so nicht kodifiziert, bestand das Verbrechen der leibeigenen Aufständischen nach Ansicht des Schwäbischen Bunds nicht erst in ihren Aktionen gegen Klöster und Burgen, sondern bereits im Verlassen ihrer Dörfer. Den Aufständischen war „mit den Kategorien des Rechts [...] nicht beizukommen“, was blieb „waren solche der Macht.“⁵²

4. Bistum Eichstätt und Oberpfalz

Am 27. März 1525 erschlich sich Matthias Krell den Zugang zur Burg oberhalb des Städtchens Wellheim an der Schutter, südwestlich von Eichstätt gelegen. Er verbarrikierte sich im Turm und begann laut von der Freiheit des Evangeliums zu predigen. Mehrere hundert Bauern der Umgebung hörten ihm schließlich zu. Aus Eichstätt machten sich 200 Tuchknappen auf den Weg nach Wellheim, kamen aber einen Tag zu spät, da Krell am 1. April von einem Scharfschützen aus Neuburg, also von einem von Ottheinrichs Leuten, erschossen worden war. In der Tasche dieses Selbstmordpredigers fand sich ein Sendschreiben des Leipheimer Haufens, das ihn als Werber auswies.⁵³

a) Bistum Eichstätt

Der Bauernkrieg im Bereich Hochstift Eichstätt, Oberpfalz, Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach und den flickenteppichartig eingeschlossenen Kleinterritorien wurde zu einem Gutteil ein Familienkrieg der Heidelberger Wittelsbacher, möglicherweise gesteuert von Ludwig V. Bischof Gabriel von Eyb hatte sein kleines Truppenkontingent dem Schwäbischen Bund überlassen und war dringend auf Hilfe angewiesen. Den bayerischen Herzögen misstraute er ob deren Ambitionen auf das Hochstift Eichstätt. Stattdessen suchte er die Unterstützung von Pfalzgraf Friedrich, Regent und Statthalter der Oberpfalz, und von Markgraf Kasimir von Brandenburg-Ansbach. Die Reichsstadt Nürnberg erklärte sich für neutral. So übernahm Friedrich gerne den Auftrag, hatte aber zunächst ebenfalls keine Truppen. Bei einer ersten Anwerbeaktion in Neumarkt gewann er nur 16 Söldner.⁵⁴

Die Bewegung im unteren Hochstift begann am 20. März 1525, als wenige Hundert Bauern einen Haufen bildeten, der weitgehend konspirativ die umliegenden Dörfer für die Ziele des Aufstands mobilisierte. Da es in Schwaben, im Ries und an der Tauber bereits größere Auseinandersetzungen gab, fielen diese Aktivitäten zunächst nicht auf. Einen Monat später trat dieser Haufe in öffentliche Aktion. Am 22. April besetzte er das bischöfliche Schloss Obermässing und richtete am folgenden Tag in dem Städtchen Greding seine Kriegskanzlei ein.⁵⁵

Der Mässinger Haufe umfasste Untertanen verschiedener Territorien, oberpfälzische, pfalz-neuburgische, nürnbergische, markgräfliche und hochstiftige, und auch seine Aktionen nutzten geschickt die verschachtelten Grenzlinien aus. Unübersehbar ist aber ein Hauptstoß gegen den Bischof. Während sich im benachbarten Bistum Bamberg der Zorn – wie in Speyer – nur gegen das Domkapitel richtete, gab es im Hochstift Eichstätt Aussagen, die eher für eine Säkularisierung stimmten.⁵⁶

Außer Greding gelang es den Aufständischen nicht, die übrigen bischöflichen Städte – Eichstätt, Beilngries und Berching – für ein Zusammengehen zu gewinnen. Trotz vieler Sympathien ihrer Bürger blieb auch die Reichsstadt Weißenburg neutral. Für sein Siegel wählte der Mässinger Haufe landwirtschaftliche Embleme: Rechen, Dreschflegel, Mistgabel und Pflugschar;⁵⁷ damit symbolisierte er bäuerliches Selbstbewusstsein, aber auch – sicher unbedacht – das Misslingen der Verbindung mit den städtischen Bewegungen.

Friedrich war in der letzten Aprilwoche 1525 in derselben Lage wie sein Bruder Ludwig in Heidelberg: Er wollte den Aufstand unterdrücken, hatte dafür aber noch keine Truppen. Er griff daher zu derselben Taktik: Verhandeln und hinhalten, bis sein Aufgebot ausreichend groß war. Friedrichs Angebote stießen bei den Aufständischen auf Ablehnung, dürften aber indirekt die Hoffnung auf einen friedlichen Ausgang der Auseinandersetzung bestärkt haben.

In den letzten Apriltagen stellte sich die Lage so dar: Die Aufständischen hatten ihr Lager auf dem Mässinger Berg bei Burg Obermässing; versammelt waren dort jedenfalls 5000 Mann, vielleicht auch 8000. Friedrich hatte inzwischen ein paar Truppen eingesammelt: 100 Reiter des Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, ein Kontingent unbekannter Größe von pfalz-neuburgischen Reitern und Landsknechten unter Ottheinrichs Militärführer Reinhard von Neuneck sowie von Friedrich direkt angeworbene Söldner. Am 2. Mai trafen – von der Forschung bislang übersehen – weitere 50 Reiter ein: Bischof Johannes III. von Regensburg kam seinem Bruder Friedrich mit einer bewaffneten Schar zu Hilfe.

Nun standen Friedrich an die 500 Bewaffnete zur Verfügung, und er entschloss sich, zwar nicht anzugreifen, aber doch als Kriegslist Stärke vorzutäuschen. Hubertus Thomas Leodius, Friedrichs Hofpoet und Biograf beschreibt ein „absichtlich groß dimensioniertes Lager“ im Dorf Thalmässing unterhalb der Burg. Friedrich habe erneut eine friedliche Lösung angeboten, sofern die Bauern die Waffen niederlegen würden; sie beharrten aber auf ihrem „Starrsinn“. In der Nacht kam die Nachricht, dass die Bauern das Lager verlassen hätten. Friedrichs Leute besetzten den Berg und verbrannten das leere Lager. Leodius schließt das Kapitel: „Der Fürst ritt jedoch weiter, um die Städte, die vom Bischof abgefallen waren, zurückzuerobern. [...] So wurde der Bauernaufstand im Nordgau im Keime erstickt.“⁵⁸

Die Debatten unter den Aufständischen sind nicht überliefert, müssen aber hoch kontrovers gewesen sein. Eine Minderheit wollte den Kampf aufnehmen, die Mehrheit sah ihn bereits verloren. Sicherlich zogen vom Mässinger Berg etliche Aufständische in andere Regionen, insbesondere nach Würzburg.

Reinhard von Neuneck, Ottheinrichs Militärführer, hat zu den Vorgängen seine eigenen Erinnerungen notiert, in denen er das Glück des Sieges betont:

„Und ist [...] Hertzog Friderich Pfaltzgraf in aigner person alda gewese(n) als Kriegsfürst und uns gott d(a)z glück geben, d(ie) Bauern gestrafft und d(a)z Schloß mitt gwalt wider erobert.“⁵⁹

Friedrich hielt sein Angebot der Straffreiheit nicht ein. Noch in Obermässing wurden fünf dort angetroffene Aufständische, angeblich Hauptleute, sofort geköpft. Dass sie sich dort aufgehalten haben und nicht mitgeflohen waren, ist nur zu erklären mit dem Vertrauen auf die Zusage der Straffreiheit, sofern sie die Waffen niederlegten. In Greding ließ Friedrich zwei Aufständische hinrichten; die ältere Literatur berichtet von zwei Prädikanten, denen die rechte Hand abgehackt wurde, bevor sie geköpft wurden – sie hatten die Zwölf Artikel abgeschrieben.⁶⁰ In Berching, das sich nicht am Aufstand beteiligt hatte, ließ Friedrich sieben Bauern hinrichten. In der Summe sind es 14 Köpfe, die ohne Anschein eines Prozesses und nach der Zusage der Straffreiheit rollen

mussten. Leodius lässt jeden Hinweis auf diese Blutspur weg, weil sie sein Bild des mildtätigen Fürsten hätte trüben können.

Bischof Gabriel von Eichstätt war nicht unglücklich darüber, dass die Todesurteile gegen seine Untertanen von einem externen Fürsten verhängt wurden. So konnte er sich heraushalten und auf die Einziehung von Strafgeldern konzentrieren. Die Bezahlung, die er Friedrich für seine Unterstützung zukommen ließ, war sehr moderat: 1000 Gulden.

b) Regensburg 1519 – 1525

Regensburg war freie Reichsstadt und unterstand dem Kaiser. Aber auch der Bischof residierte in ihren Mauern und verwaltete ein winziges Hochstift. Johann war 1507 im Alter von 18 Jahren Administrator geworden. Er liebte sein geistliches Amt nicht, zumal es ihn auch nicht mit großen Reichtümern ausstattete. In der Bistumsgeschichte genießt er keinen guten Ruf: „Bar jeder theologischen Bildung und jeden tieferen Kirchenbegriffs, lehnte er [Johann III.] es zeitlebens ab, die höheren Weihen zu empfangen.“⁶¹

In der Stadt gab es zunehmende Spannungen zwischen bürgerlich-reformato-
rischen Tendenzen und der altgläubigen Bischofsherrschaft. Der Hass auf die Juden bildete aber eine Plattform für gemeinsame Aktionen. Am 21. Februar 1519, kurz nach dem Tod Kaiser Maximilians I., unter dessen Schutz die Juden gestanden hatten, und noch vor der Wahl seines Nachfolgers Karl V., verlangten die Regensburger Zünfte vom Stadtrat die Austreibung der Juden. Der Rat bestimmte dafür eine Frist von vier Tagen.⁶² Unmittelbar danach wurde mit dem Abriss der Synagoge begonnen. Die Austreibung der Juden und der Abriss ihrer Häuser wurden vom Rat und vom Bischof gemeinsam



Dani Karavan: Bodenrelief zur Erinnerung an die Zerstörung der Regensburger Synagoge im Februar 1519. Bischof Johann III. hatte sich eigenhändig am Abriss beteiligt (Foto privat).

getragen. In einem symbolischen Akt beteiligten sich Bischof und Geistlichkeit persönlich an dem Zerstörungswerk:

„Den 11. Marci hat der hochwürdig, durchlechtig, hochgeporn fürst und herr etc. her Johans, administrator hie zu Regensburg, pfalzgraff bey Rhein, hirtzog in Bairn etc., in aigner person mit seinen henden gearwait, all sein hoffgesind, dy ganz geistlichait meertheils aigner person, oder es het einer ein taglöner an seiner stat, dem er selbs must lonen, den es ward also mandirt etc.“⁶³

Zwei weitere Beteiligte sollen noch genannt werden. Albrecht Altdorfer bildete die Synagoge kurz vor dem Abriss auf einem Holzschnitt ab und nutzte die Aufmerksamkeit der Stunde für einen Verkaufserfolg. Als Regensburger Ratsherr war er aber auch politisch für die Austreibung verantwortlich. 1535 verzierte er im Auftrag Johans dessen neuen Palast mit Altherrenmotiven, von denen sich nur wenige Fragmente erhalten haben.⁶⁴ Den Hassprediger gab Balthasar Hubmaier, bevor er mit der Reformation in Berührung kam. Der Hauptvorwurf betraf den Zinswucher. 1525 wirkte Hubmaier in Waldshut auf der Seite der Aufständischen. 1528 wurde er in Wien als anabaptistischer Ketzler hingerichtet.⁶⁵

Beim Abbruch der Synagoge wurde ein Steinmetz so verletzt, dass er als tot galt. Als er dann doch wieder aufstand, wurde der Vorgang als Marienwunder gedeutet und eine Wallfahrt ausgerufen. Diese Wallfahrt brachte anfänglich sehr gute Einnahmen. Zwischen Kirche und Stadt gab es Streit um deren Verteilung, der erst nachließ, als mit dem Rückgang des Wallfahrtfiebers um 1530 auch die Gaben der Pilger entfielen. Im



Albrecht Altdorfer: Badezimmermotiv von 1535 aus dem Palast von Bischof Johann III. Fragment im Stadtmuseum Regensburg (Foto privat)

Bauernkriegsjahr setzte der Rat wie in Speyer und Worms die Besteuerung des Klerus durch, die erst 1528 wieder zurückgenommen wurde. Genau in dieser Situation, die eigentlich seine Präsenz in der Stadt erfordert hätte, entschloss sich Bischof Johann, mit 50 Reitern seinem Bruder in der Oberpfalz zu Hilfe zu kommen. Die zeitgenössische Chronik hält in zwei Einträgen Beginn und Ende dieses Abenteuers fest, ohne Angaben über die Aktivitäten dieser Truppe zu machen:

„Montag am tag Philippi und Jacobi [1. Mai] ist der hochwürdig [...] herr Johans [...] hie weggeriten zu seinen brudern der paurn auffrur halben, dan es hetten al fürsten ze schaffen all ir hend vol.“

„Mitwochen nach Laurenti [16. August] ist unser pischoff wider hie ingeriten, sind Philippi und Jacobi aussen gewest, het 50 gerüster pferd.“⁶⁶

Das Datum 1. Mai passt genau als Beginn einer Tagesreise auf die Aktion gegen den Mässinger Haufen am 2. Mai. Anschließend dürfte sich Johann an der Pazifizierung des Aufstandsgebiets beteiligt und die Unterwerfung des Klosters Waldsassen mitgemacht haben.

c) Bauernkrieg verkehrt: Abtei Waldsassen

Waldsassen liegt im Norden der Oberpfalz, an der Grenze zum damaligen Königreich Böhmen. Das dortige Zisterzienserkloster war schon länger im Fokus der kurpfälzischen Statthalterschaft. Umstritten war der Einfluss der Landesherrschaft auf den Wirtschaftsbetrieb des Klosters. Im Mai 1525 spitzte sich der Konflikt zu. Abt Nikolaus flüchtete am 11. Mai nach Prag und nahm dabei die Klosterkleinodien mit. Am 12. Mai stürmten „2000 Klosterhintersassen“ die Abtei, Pfalzgraf Friedrich „eilte selbst herbei und nahm das Kloster – der Bitte der Bauern entsprechend – in seine Schutzherrschaft.“⁶⁷

Der Verdacht, der sich aufdrängt, Friedrich habe seine eigenen Untertanen dazu angestachelt, ist von der Forschung bislang zurückgewiesen worden: „Von einer Aufhetzung stiftischer Untertanen durch pfälzische Amtsleute kann nicht im geringsten die Rede sein; nicht einmal Abt Nikolaus erhebt diesen Vorwurf.“⁶⁸

Trotzdem bleibt die Konstellation merkwürdig und lässt Fragen offen:

- Warum erfolgte der Sturm auf das Kloster nicht bereits Anfang Mai, als der Landesherr mit seinem Truppenkontingent im Hochstift Eichstätt gebunden war, sondern genau dann, als die Truppen in der Nähe waren?
- Warum erfasste die Bestrafungsaktion durch Friedrich ausschließlich Angehörige des Klosters und keine Teilnehmer am Sturm?
- Wieso lassen sich auf der Seite der stürmenden Bauern weder Aussagen gegen die Landesherrschaft noch Impulse in Richtung Kirchenreform feststellen?

Offenbar ist es Friedrich gelungen, die Spuren zu verwischen. Allerdings passt ein Brief seines Bruders Ludwig V. in das vermutete Bild. Ludwig schreibt am 16. Juni 1525:

„[...] so achten wir sampt unsern reten ... nit fur gut [...] (und) schwerlich zu verantworten [...], daß – wie Euer Liebden vielleicht der Meinung ist – ein groß summa reisigen zu Waldsassen gelassen, gegen oder mit dem apt ernstlich (zu handeln), als ob derselbig in haft genommen, abgesetzt oder sunst durch den ernst bezwungen werde. Dann darum mocht er oder das gotshaus allerhand fuglich ursachen schopfen, bey dem stul zu Rome, kayserlicher majestat, dem könig und cron zu Beheym oder sunst bei andern fursten zu suchen, dardurch sie aus dem schutz uns ganz von uns kemen.“⁶⁹

Ludwig stand zu diesem Zeitpunkt mit seinem Heer einen Tag vor Oppenheim mit dem Ziel, seine linksrheinischen Untertanen zu zügeln. Er selbst und seine Räte hatten trotzdem noch einen Kopf für die Situationen in der Oberpfalz und konnten den Brüdern weisende Ratschläge geben. Hier war der Rat recht eindeutig: Weiter so, aber nicht ganz so auffällig, und lasst euch nicht von Papst, Kaiser oder König von Böhmen erwischen.

Die Lösung fiel im Sinne Friedrichs aus. Das Kloster musste sich künftig auf die geistlichen Aufgaben konzentrieren, die Güter wurden einer neuartigen Verfassungseinrichtung unterstellt:

„Die Territorialverwaltung wurde einem neuen Landschaftsregiment übertragen, das aus zwei Verordneten des Rates der Stadt Tirschenreuth und zwei Verordneten der Landschaft mit einem Landvogt an der Spitze [...] gebildet wurde.“⁷⁰

Ein entsprechender Vertrag wurde bereits am 25. Mai ausgestellt, die strafrechtlichen Aktionen gegen das Kloster zogen sich noch bis in den Juni hin. Mit den „Reisigen“, die Ludwig in seinem Brief nennt, dürfte zumindest anteilig die bewaffnete Schar Bischof Johanns von Regensburg gemeint sein.

Das neue Landschaftsregiment beteiligte zwar auch die Städte, ließ aber die Bauern unbeteiligt. Günter Franz träumt in diesem Zusammenhang von einem kurzfristigen „Bauernstaate“;⁷¹ tatsächlich waren aber die Waldsasser Untertanen nur Figuren auf dem Schachbrett des Landesherrn gewesen.

5. Bauernkrieg und Reformation in der Fürstpropstei Ellwangen

1521 legte Fürstpropst Albrecht II. von Ellwangen sein Amt nieder. Anstatt das Kapitel neu wählen zu lassen, verkaufte er das Amt an den Meistbietenden. Am Ende setzte sich gegen zwei weitere Bewerber Pfalzgraf Heinrich aus Heidelberg durch. Ludwig V. hatte Wendel Hipler als Vermittler eingesetzt.⁷² Hipler hatte zuvor in hohenlohischen Diensten gestanden und war zugleich erfolgreicher Grundbesitzer und Geschäftsmann. Sein Auftritt als Bauernkriegsführer und sein Ende in Heidelberg werden am Schluss dieses Beitrags noch gewürdigt. Hipler gelang es, mit Hilfe von Bestechung, Druck und Kontakten zum Kaiser seinen Schützling Heinrich durchzusetzen.

Das Kapitel verständigte sich dagegen auf den Stiftsherrn Johann von Gültlingen als neuen Fürstpropst, der aber gegen Heinrich keine Chance hatte. Heinrich war mit Ellwangen nicht ausgelastet. 1523 wurde er Koadjutor in Worms, 1524 Bischof von Utrecht, wo er 1525 auch residierte.

a) Luthers Zwei-Reiche-Lehre, praktisch widerlegt

Ludwig lud, bevor er bewaffnet loszog, zwei Theologen zur Teilnahme an einem auch von der Bauernschaft beschickten Landtag in der Pfingstwoche in Heidelberg ein; im Verhinderungsfall sollten die beiden ihre Gutachten schriftlich einreichen: Johannes Brenz aus Schwäbisch Hall und Philipp Melanchthon aus Wittenberg. Beide hatten in Heidelberg studiert, und beide finden sich auf Listen der Aufständischen mit Namen potenzieller Schiedsrichter.⁷³ Diese Listen waren so allgemein gehalten, dass es nicht schwer fiel, gefällige Gutachter zu finden. Brenz hatte sich schon im März gegen die

Gewalt der Aufständischen ausgesprochen,⁷⁴ und auch bei Melanchthon gab es keine diesbezüglichen Zweifel. Als Ludwig die Stellungnahmen in Auftrag gab – der Brief an Brenz datiert vom 18. Mai – war sein Entschluss zum Militärschlag längst getroffen. Aber Ludwig hatte einen entwickelten Sinn für das, was wir heute öffentliche Meinung nennen. Aufhalten ließ er sich allerdings auch nicht. Darum zog er los, bevor die Gutachten fertig waren.

Melanchthons Text, im September 1525 im Druck erschienen, und Brenz' Text, lediglich abschriftlich überliefert, lassen keinen Zweifel daran, dass die beiden Autoren den Anliegen des Aufstands diametral gegenüber stehen. Beide Theologen folgen der Zweireiche-Lehre, nach der göttliche und weltliche Ordnung strikt zu trennen sind und geistliche und politische Freiheit nicht vermengt werden dürfen. Johannes Brenz zählt sehr ausführlich alle Bibelstellen auf, die einer Auflehnung gegen die bestehende Ordnung widersprechen, und bittet dagegen in einem großen homiletischen Gestus die Herrschenden um Milde.⁷⁵ In Schwäbisch Hall lässt sich jedoch ein „wesentlicher, mildernder Einfluss“ auf die Strafverfolgung gegen die 1525er Aufständischen durch Brenz „nicht ausmachen“.⁷⁶

Philipp Melanchthon bleibt demgegenüber knapper und apodiktischer: „Eyn yeder soll unterthan seyn der oberkeyt, die uber yhn herschet. Denn es ist keyn oberkeyt, denn allein von Gott.“ Das Hauptübel auf Seiten der Aufständischen sind nicht ihre Beschwerden und Forderungen, sondern der Ungehorsam:

„Wenn schon alle artickel der bawrschaft gebotten weren ym evangelio, dennoch thetten sie widder Gott, das sies mitt gewalt und auffruhren wollen erzwingen, noch sind sie so frevel und treyben solchen muttwillen unter gottlichs namens scheyn.“

Seine Empfehlung ist militärische Gewalt: „Eyn oberkeyt mag straff setzen nach der lender nott. [...] Es ist ein solch ungezogen mutwillig, blutigirig volck, Teutschen, das mans billich vil härter halten solt.“⁷⁷

Ohne dass er das systematisch ausarbeitet, nennt Melanchthon aber auch Qualitätsanforderungen an die von Gott eingesetzte Obrigkeit. Sie soll Frieden stiften und bei der Bestrafung Maß halten.⁷⁸ Sehr weit geht die Forderung nach Reformationsfreiheit: „Die oberkeyt ist schuldig das sie das evangelium lasse predigen.“⁷⁹

Da wäre der Gedanke nahe gelegen, dass die Obrigkeit eben nicht immer von Gott ist. Das war aber dem sozialkonservativen Theologen ebenso unvorstellbar wie der Gedanke, dass auch ein Aufruhr zu einer neuen Obrigkeit führen kann, die Frieden stiftet und das Evangelium predigen lässt. Genau diese Fragen stellten sich in Ellwangen im April 1525.⁸⁰

Die Durchsetzung Heinrichs als Fürstpropst hatte das Ellwanger Kapitel gespalten. Johann von Gültlingen und zwei weitere Kapitelangehörige wandten sich der Reformation zu. Die führenden Reformatoren in der Stadt waren aber der Stiftsprediger Dr. Johannes Kreß und der Stadtpfarrer Georg Mumpach (auch Mupach, Mundtpach). Kreß war der ältere und gelehrtere von beiden, hatte ab 1503 in Tübingen studiert und eine akademische Laufbahn begonnen, bei der auch Philipp Melanchthon sein Schüler war. Mumpach war Sohn des Ellwanger Stadtschultheißen, 1496 geboren, hatte ab 1514 in Heidelberg studiert,⁸¹ ohne einen akademischen Grad zu erreichen, und war seit 1521 Stadtpfarrer in Ellwangen.

Schon 1524 hatten beide im lutherischen Sinn gepredigt, Messe, Fegefeuer und Heiligenverehrung angegriffen. Der Augsburger Bischof hatte Mumpach exkommuniziert, konnte sich aber gegen den Zusammenhalt der Stadtbevölkerung disziplinarisch nicht durchsetzen. Als sich im April 1525 die Ellwanger Bauern vor der Stadt sammelten, spitzte sich der Konflikt zu. Am Karfreitag fand ein demonstratives Fleischmahl statt, am Ostermontag, 17. April, predigte Kreß, dass nur eine gewählte Obrigkeit Gehorsam verdiene. Gültlingen und seine Anhänger hatten zu dem Zeitpunkt die Stadt bereits verlassen und sich den Aufständischen angeschlossen.

Die Kreßsche Predigt hätte Melanchthon nicht gefallen. Ansonsten war die Lage mit den Kategorien der Zwei-Reiche-Lehre nicht zu fassen. Der alten Macht haftete der Makel der Simonie, des Ämterkaufs an; sie war zerbrochen, aber noch nicht ganz verschwunden, der Propst ohnehin nicht da. Draußen vor der Stadt wartete eine andere Ordnung. Mochte der Aufruhr auch noch so sehr Sünde sein – wenn die Stadttore geöffnet würden, käme eine neue Obrigkeit ans Ruder, die die freie Predigt zulassen würde. Kreß und Mumpach haben diese Lösung nicht betrieben, aber sicherlich herbeigebetet.

Am 26. April erzwangen die Bauern den Zugang zur Stadt, verpflichteten die Bürger auf die 12 Artikel und plünderten für zwei Tage das Kapitelhaus und die Wohnungen der Stiftsherren. Kreß und Mumpach gingen umgehend daran, die bisherige Messe in einen Wort- und Eucharistie-Gottesdienst umzuwandeln. So hatte für wenige Wochen eine reformatorische Ordnung in Ellwangen Eingang gefunden.

b) Versuch, Ellwangen dem Haus Wittelsbach zuzuführen

Am 17. Mai zog Reinhard von Neuneck mit 300 Reitern und 300 Landsknechten vor Ellwangen und bediente sich einer Kriegslist: Er zündete die umliegenden Dörfer an. Sofort stürmten aus der Stadt mehrere 100 Bewaffnete, Bürger und Bauern, um den unbekanntes Feind zu stellen, und gerieten in einen Hinterhalt. Am nächsten Tag musste Ellwangen kapitulieren.

Reinhard von Neuneck war schon im Hochstift Eichstätt unter Pfalzgraf Friedrich militärisch beteiligt. Er war Ottheinrichs engster politischer Vertrauter bis 1544 und sein Mann für die Gewalt.⁸² Er hatte seit 1518 das Amt des Pflegers von Schloss Lauringen inne und damit das pfalz-neuburgische Zeughaus unter sich. 1521 begleitete er Ottheinrich auf dessen Pilgerreise nach Palästina.⁸³ Ab 1521 nahm auch Ludwig V. mehrfach seine Dienste in Anspruch, vorwiegend in Reichstagsangelegenheiten. Neuneck agierte dabei selbstständig, loyal und verschwiegen.

Die Aktion gegen Ellwangen unternahm Neuneck offiziell im Namen des Schwäbischen Bunds; aber wahrscheinlich steckte auch eine Verabredung dahinter, die in Heidelberg oder irgendwo im Sattel getroffen worden war. Jedenfalls sprach Neuneck bei den Kapitulationsverhandlungen in Ellwangen davon,

„er sei ‚von wegen‘ – d.h. namens oder im Auftrag – Pfalzgraf Ludwigs des Kurfürsten sowie der Pfalzgrafen Friedrich, Ottheinrich und Philipp und insbesondere Bischof Heinrich von Utrecht, dem Ellwanger Propst, und der Stände des Schwäbischen Bundes da.“⁸⁴

Auch in den Eid, den die Bürgerschaft zur Unterwerfung unter die alte Ordnung zu schwören hatte, nahm Neuneck neben dem Bund diese fünf Fürsten auf. In seiner Meldung an die Bundesleitung ließ er diese Weiterung allerdings weg. Dort wurde es dennoch bemerkt, und auch das Rumpfkapitel, das sich nach Ulm geflüchtet hatte, machte sich Sorgen um die Selbstständigkeit der Fürstpropstei. Die Stiftsherren bauten Neuneck schließlich die diplomatische Brücke, er habe nur das Band zum Schwäbischen Bund enger knüpfen wollen, und nahmen 1526 einen Neffen Neunecks in das Kapitel auf.

Neunecks Biograf Johann Ottmar hält es für nicht mehr zu klären, ob Neuneck hier eigenmächtig handelte oder einem Auftrag folgte.⁸⁵ Wie bei Waldsassen sind auch hier die Spuren der Begehrlichkeit der Landesherren gegen die geistlichen Einrichtungen offenbar verwischt worden.

c) Hinrichtung von Kreß und Mumpach als Ketzer

Nach der Kapitulation Ellwangens wurden einige politische Führer des Aufstands mit dem Schwert gerichtet.⁸⁶ Die Reformatoren Kreß und Mumpach blieben zunächst unbehelligt. Nach sechs Wochen kam Neuneck noch einmal nach Ellwangen, ließ mehrere Personen einsperren und nahm schließlich die beiden Pfarrer nach Neuburg mit, von wo sie am 24. August an den Bischof von Augsburg überstellt wurden. Dieser bereitete eine Anklage vor, nach der sie sich des Aufruhrs und der Ketzerei schuldig gemacht haben sollen. Am 20./21. Oktober wurden sie in Dillingen an der Donau verhört und gefoltert. Das geistliche Todesurteil war stets von der weltlichen Macht zu vollstrecken. So kamen die beiden Ketzer am 7. November 1525 im pfalz-neuburgischen Lauingen unter das Richtschwert. Johannes Kreß – oder das, was die Folter von ihm übrig gelassen hatte – widerrief und wurde auf dem Friedhof begraben. Georg Mumpach blieb standhaft; sein Leichnam wurde auf freiem Feld verscharrt.

Unklar bleibt, wer letztendlich für die Einleitung des Prozesses und die Hinrichtung verantwortlich war. Der Ellwanger Rat hatte gegen die Verhaftungen protestiert,⁸⁷ war aber ohne Einfluss. Die geflüchteten Stiftsherren kamen im Juli zurück; ihnen ist zuzutrauen, den Augsburger Bischof Christoph von Stadion und den Ingolstädter Theologen Johannes Eck zu einem Ketzerprozess ermutigt zu haben. Dazu will aber nicht passen, dass es Neuneck war, der die Verhaftungen vorgenommen hatte, denn im Juli war die Aussöhnung zwischen ihm und dem Kapitel noch keineswegs abgeschlossen. Bleibt also wieder das Haus Wittelsbach: Propst Heinrich war ein strikter Gegner der Reformation. Ihm war es auch in Abwesenheit möglich, über Ludwig V. Reinhard von Neuneck mit den Verhaftungen zu beauftragen. Irgendwie waren auch die beiden Neuburger Herzöge Ottheinrich und Philipp eingebunden, schließlich kamen Kreß und Mumpach zunächst in Neuburg ins Gefängnis, und auch die Hinrichtung fand in Pfalz-Neuburg statt.

Um den Vorgang richtig verstehen zu können, ist es hilfreich, an einen anderen Ketzerprozess in zeitlicher und räumlicher Nähe zu erinnern. Der lutherische Pfarrer Leonhard Käser wurde auf Betreiben von Johannes Eck 1527 in Passau als Ketzer angeklagt und zum Feuertod verurteilt. Der Passauer Administrator Herzog Ernst trat die Vollstre-

ckung dieses Urteils an seinen Bruder Herzog Wilhelm von Bayern ab. Dieses Verfahren sah ausdrücklich die Möglichkeit zur Begnadigung durch die weltliche Macht vor, von der in München aber kein Gebrauch gemacht wurde. So wurde Käser im August 1527 im damals bayerischen Schärding auf einer Inninsel bei lebendigem Leib verbrannt.⁸⁸

Zurück zu den Ellwanger Ketzern. Der Augsburger Bischof übergab die Vollstreckung des Todesurteils nicht den bayerischen Herzögen, sondern der jungen Pfalz in Neuburg. Das mochte räumliche Gründe haben, aber dort bestand wohl auch das größere Interesse an einer Hinrichtung. Erforderlich war die Zustimmung der Landesherrschaft. Ottheinrich war in Heidelberg resp. nahm am Feldzug seines Onkels teil und war erst kurz vor Weihnachten wieder in Neuburg. Sein Bruder Philipp hielt die Stellung⁸⁹ und müsste das Todesurteil gegen Kreß und Mumpach unterschrieben haben. Ein entsprechendes Dokument ist bislang nicht gefunden, aber auch noch nicht gesucht worden.

Ellwangen kam nicht zur Ruhe. Nach der Niederschlagung des Aufstands gab Pfalzgraf Philipp, Bischof von Freising, Propst Heinrich den brüderlichen Rat, „daß er ein anderes Haushalten und Regiment anordnen und fürnehmen“ möchte.⁹⁰

Propst Heinrich legte diesen Rat in seinem Sinn aus. Als er im Folgejahr nach Ellwangen kam, befahl er, alle, die sich zur Reformation bekannten, hinzurichten. So wurden 32 Bürger aneinander gefesselt auf dem Marktplatz dem Henker zugeführt. Nach den ersten drei Hinrichtungen baten die anwesenden Notablen um Gnade, die den 29 übrigen Delinquenten gegen Widerruf gewährt wurde.

6. Der Feldzug Ludwigs V. von Heidelberg über Würzburg bis ins Elsass

Am 23. Mai 1525 zog Ludwig V. von Heidelberg los. Seine Streitmacht bestand aus:

„1500 Reisigen zu Pferd und 4000 Fußknechten nebst starker Artillerie und einem zahlreichen, von den Ämtern Heidelberg, Starkenburg, Lindenfels und Oppenheim gestellter Troß.“⁹¹

Der Kern dieser Truppe bildeten die Reisigen, Bewaffnete zu Pferd, durchweg Adlige, die zumeist ein persönliches Interesse an der Niederschlagung des Aufstands hatten. Die Fußknechte waren in den Schlachten des Bauernkriegs eher die Reserve, mitunter streikbereit, wenn es um Sold und Beute ging, in seltenen Fällen auch unwillig, gegen die Bauern vorzugehen.⁹² Den Tross bildete das Aufgebot an Landeskindern aus offenbar zuverlässigen Ämtern, davon mit Oppenheim auch ein linksrheinisches Amt. Für mehr als Trossaufgaben reichte Ludwigs Vertrauen auch zu seinen loyalen Landeskindern nicht.

a) die Einnahme Bruchsals

Schon am ersten Tag kam es zu einem Einsatz. Das Dorf Malsch, das vier Wochen zuvor erlebt hatte, dass die Reisigen des Kurfürsten sich nicht getraut hatten, den Letzenberg zu stürmen, leistete nun Widerstand. Das Dorf wurde erstürmt, geplündert und niedergebrannt. Lorenz Fries, der Chronist des Würzburger Bischofs, kam zwei Tage später durch Malsch, sah und roch die Verwüstung, die Leichen und die Schweine, die an ihnen fraßen. Er wünschte sich,

„daß die bauren in Francken solchs auch sehen oder wissen sollten, were ich on zweyfel, sie wurden sich bedenken, ir gemut verkeren und sich selbst, auch ire weyb und kinder vor grosem schaden und nachtail verhutzen.“⁹³

In Rotenberg wurde ein junger Adliger gefangengenommen. Hans von Thalheim hatte sich den Bauern als Hauptmann zur Verfügung gestellt. Thalheim wurde nach Heidelberg „uffs alt Schloss bis zu seiner Gnaden Widerkunft in gute Verwarung“ genommen.⁹⁴

Am zweiten Tag ruhte das Heer in Rotenberg. Marschall von Habern besetzte mit einer kleinen Schar Schloss Kislau und traf dort vier Aufständische an, die den Auftrag hatten, Gefangene der bäurischen Justiz zu bewachen. Sogar einen eigenen Henker hatten sie bei sich. Habern ließ die Gefangenen laufen. Das weitere Geschehen beschreibt Harer mit dem ihm eigenen zynischen Humor:

„Dieselben 4 ließ er als pald durch ihren selbstbestelten Henker [...] uff der Prucken enthaupten und gleich von der Prucken in Graben werfen den Vischen zu einer Speiß.“⁹⁵

Am dritten Tag wurde Bruchsal erreicht. Dort hatte gerade ein Landtag stattgefunden mit mehreren Tausend Teilnehmern. Der Brand von Malsch hatte aber seine Wirkung getan, und die Stadt ergab sich auf Gnade und Ungnade. Im Bruchsaler Schloss fand das erste Tribunal des Feldzugs statt. An diesem Feldzug nahmen Schreiber verschiedener Herrschaften teil, die über die Tage in Bruchsal berichteten. Insgesamt sieben Schilderungen habe ich feststellen können, die sämtlich literarisch voneinander unabhängig sind, aber doch im Wesentlichen übereinstimmen. Allerdings gibt es im Detail markante Differenzen.



Das Bruchsaler Schloss war am 26./27. Mai 1525 Schauplatz des ersten Tribunals auf Ludwigs Feldzug. Zu den Opfern gehörte auch der Eppinger Pfarrer Anton Eisenhut. Von der damaligen Schlossanlage steht nur noch der Bergfried (Foto privat).

Die Autoren dieser Schilderungen sind: Der kurfürstliche Schreiber Peter Harer, der würzburgische Chronist Lorenz Fries, der Schreiber des Bischofs von Speyer, der aber nicht selbst dabei war, Pfalzgraf Ottheinrich mit seinem Tagebuch und ein unbekannter Heidelberger, der den Zug des Schwäbischen Bunds mitmachte, dann aber mit Ottheinrich nach Heidelberg zurückkehrte; als „Zeitung des Bauernkriegs“ war dieses Tagebuch schließlich an Ottheinrich gekommen. Weiterhin waren es der Scheiber des Truchsessens Georg von Waldburg und Hans Lutz aus dem Umfeld des Truchsessens.⁹⁶ Die Anzahl der Hinrichtungen bleibt in der Chronik des Truchsessens offen, der Heidelberger schreibt acht, alle Übrigen nennen neun. Zum Ablauf der Ereignisse hat nur der Speierer Schreiber eine eigene Version, sodass es auch dafür eine Mehrheitsmeinung gibt.

Am Abend des 25. Mai wurde die Gemeinde Bruchsal in den Schlosshof bestellt. Fries fällt auf, dass es aufgrund der Abwesenheit des Bischofs von Speyer kurpfälzische Beamte waren, die die neuen Huldigungen annahmen. Harer lässt seinen Herrn eine große Rede halten, die übrigen Chronisten schildern eine eher denunziatorische Situation, in der aus der Versammlung heraus Verantwortliche benannt werden sollten. So wurden 60 bis 80 Schuldige festgestellt, die in einem kleinen Stadtturm der Oberstadt für 24 Stunden in qualvoller Enge und Todesangst eingesperrt blieben.

Damit war der Abend noch nicht abgeschlossen. Nun trafen Hauptleute des Truchsessens von Waldburg ein und brachten vier Gefangene mit. „Beutpfening“ nennt Fries diese Mitbringsel; Harer sagt, sie seien „dem Churfürsten zu seiner Verehrung“ überlassen worden. Die meisten Berichte stimmen für zwei dieser Gefangenen überein: Der oben bereits genannte Kaplan von Eppingen Anton Eisenhut und sein namentlich nicht genannter Pfarrkollege; die „Zeitung des Bauernkriegs“ nennt diesen Kollegen den „jung pfaff“, demnach war Eisenhut jedenfalls kein Berufsanfänger. Der dritte war nach Fries ein Seiler, Ottheinrich weiß es noch etwas genauer: „ein seiler, der mein hern zu Haidelburg bis 4 joren oder mer gearbait hot“, also vielleicht ein Heidelberger Stadtbürger? Der vierte war ein namenloser Bauer des Kraichgaus.

Alle vier standen eigentlich unter dem Schutz des Vertrags von Hilsbach. Ludwig ließ sie „nach kurzer Verhör“ (Harer) köpfen. Diese Hinrichtungen sind der wichtigste Beweis für die These dieses Beitrags, Ludwigs Verträge hätten vorsätzlich nur der Verzögerung und dem Zeitgewinn gedient. Dass hier eine Vertragsverletzung vorlag, war zwei Chronisten bewusst, und sie suchten nach Ausreden. Fries fiel ein, dass es an dem Abend im Schloss keinen Platz für die vier Gefangenen gegeben habe und die Hinrichtung nicht vom Kurfürsten, sondern von seinen Hauptleuten angeordnet worden sei. Harer bemüht die Ausflucht, die Hinrichtung sei „in des Punds Namen“ erfolgt, der ja in Hilsbach nicht Vertragspartner war. Dagegen steht das lapidare Zeugnis Ottheinrichs: „Die fir hot man auf den dag die kepf abgehawen.“

Am Abend des folgenden Tags fand dasselbe Hinrichtungs- und Begnadigungsritual statt, das oben für Ellwangen schon beschrieben wurde. Die 60 bis 80 Gefangenen wurden aus dem Turm in den Schlosshof geführt, und der Heidelberger Henker begann seine Arbeit. Auch hier hätte eigentlich der Schutz des Vertrags von Udenheim gelten müssen. Nach fünf Dekaputationen baten die Bischöfe und Militärführer um Gnade, die Ludwig auch gewährte.

Nicht erst wir Heutigen finden dieses Ritual widerlich. Schon der Speyerer Chronist graust sich, sieht aber doch einen volkspädagogischen Nutzen. Zugleich lässt er erkennen, dass er nicht selbst zugegen war:

„Und ist solichs, als man sagt, ein grosser, ihemerlicher, erschrecklicher angescheyn gewesen. Got wol gnad geben, das sich die underthanen darab bessern und inen dasselbig gedencken lassen.“⁹⁷

Zu den neun Hinrichtungen in Bruchsal kommen im Bruhrain jeweils noch fünf weitere in Odenheim und Heildelsheim dazu, wie die „Zeitung des Bauernkriegs“ exklusiv mitteilt. Die Toten von Malsch hat niemand gezählt.

Ulrich Wagner hat noch die Nachricht, die beiden gewählten Führer des Aufstands im Bruhrain, Friedrich Wurm und Hans von Hall, seien ebenfalls in Bruchsal hinge-

richtet worden.⁹⁸ Der Chronist des Bischofs von Speyer kennt das genaue Schicksal: Am dritten Tag des Tribunals in Bruchsal wurden die beiden Anführer in Huttenheim von Dorfbewohnern festgesetzt, nach Udenheim und schließlich nach Heidelberg verbracht.⁹⁹ Von ihrer Hinrichtung wird noch die Rede sein.

b) Exkurs: Die Geistlichen

Zu den Schlüsselszenen der Heidelberger Reformationsgeschichte gehört Luthers Disputation am 26. April 1518 im Hörsaal der Artisten in der Augustinergasse.¹⁰⁰ Unter den Zuhörern war eine Reihe meist junger Theologen, die sich in späteren Jahren an dieses Ereignis erinnerten. So entstand das fromme Narrativ einer lutherischen Apostelschar mit Johannes Brenz und den anderen südwestdeutschen Reformatoren. Es konnten sich aber nur diejenigen erinnern, die ihren Kopf noch hatten. Wenn Werner Tübke diese Szene zu malen gehabt hätte, dann wären darauf auch Anton Eisenhut, Johannes Kreß, Georg Mumpach und viele Namenlose zu sehen, vielleicht mit dem Kopf unterm Arm.

In Bruchsal waren unter den neun Hingerichteten zwei Geistliche. In Neckarsulm waren es zwei Prediger und ein Mönch. In Lauda – hier war allerdings nicht Ludwig V. der Richter – wurde der Priester Leonhard Beys hingerichtet. Die Pfarrstelle in Lauda war von Heiliggeist in Heidelberg zu besetzen, und Beys hatte hier ab 1509 studiert.¹⁰¹ Er hätte ebenfalls in Tübkes Gemälde einen Platz verdient.

Auf der linken Rheinseite wurden in Pfeddersheim der Kanoniker Philipp Schenkel und ein weiterer lutherischer Pfarrer hingerichtet. Die Neustädter Reformatoren wurden nur der Stadt verwiesen. In Weißenburg war unter den acht Todesurteilen eines gegen einen Priester.

Auch wenn die beiden Prediger von Greding im Bistum Eichstätt und die beiden Theologen von Ellwangen dazu gerechnet werden, ergeben sich für die Justiz der rheinischen Wittelsbacher für 1525 keine großen Zahlen. Die Opferliste des Schwäbischen Bunds wäre länger. Auch bleibt bemerkenswert, dass Ludwig und seine Brüder mit dem Schwert richten ließen, während sonst Geistliche oft an Bäumen aufgehängt wurden. Und dennoch: Zielstrebig wurden aus Hunderten von Gefangenen Angehörige des geistlichen Standes – erkennbar an der Kleidung oder nach Denunziation – herausgefischt und wie andere Aufständische bestraft. In den Augen der Landesherren waren sie in besonderer Weise für die Aufstandsbewegung verantwortlich.

Aus altgläubiger Sicht waren alle Reformatoren Aufrührer. Der lutherischen Seite fiel es demgegenüber schwer, ihre Distanz zum Aufstandsgeschehen glaubhaft zu machen. Das erklärt ein Stück weit die Panik, mit der Luther, Melanchthon und Brenz auf den Bauernkrieg reagierten. Hätte sich die Reformation auf den Aufstand eingelassen, wäre sie möglicherweise wie dieser einfach untergegangen.

Justus Maurer hat mit seiner groß angelegten Untersuchung „Prediger im Bauernkrieg“, aus der die oben aufgezählten Beispiele stammen, ein wichtiges Stichwort geliefert: „Spaltung der Reformation“.¹⁰² Was etwa 1518 zum Zeitpunkt der Heidelberger Disputation noch eine einheitliche Bewegung war, hatte sich sieben Jahre später kontrovers ausdifferenziert.

Als Ludwig V. aus dem Feldzug Mitte Juli nach Heidelberg zurückkehrte, muss er gegen jede reformatorische Bestrebung allergisch gewesen sein. Das bekam sein erst im Mai bestallter lutherische Hofprediger Johann Geyling zu spüren. Dessen Lage war misslich: Blieb er auf seinem Posten, würde ihn bald der Zorn des Landesherrn erreichen; ging er eilig fort, würde das erst recht Verdacht erregen. Geyling gelang es, diesem Dilemma geschickt zu entkommen. Noch 25 Jahre später beschreibt er in einem Bewerbungsschreiben an Markgraf Georg Friedrich von Ansbach vom 1. Januar 1550 seine damalige Situation:

„So war es mir zu Heidelberg [...] etwas kümmerlich ergangen. Dan ich hatte großen widerstand zu hof und von der universitet, wie wol ich von churfürstliches durchleuchtigkoit ifs gnedigst auf mein ansuchen abgefertigt.“¹⁰³

c) Hochamt und sieben Hinrichtungen in Heidelberg

Die weiteren Etappen des kurpfälzischen Heerzugs seien kurz aufgezählt. Von Bruchsal ging es nach Neckarsulm, wo sich die Truppen des Schwäbischen Bunds mit denen Ludwigs V. verbanden. Bei der Schlacht von Königshofen wurden Tausende Aufständische getötet und die Haufen zersprengt. In Würzburg wurde die Belagerung der Festung Marienberg beendet. Während sich der Truchseß von Waldburg nach Osten wandte, zogen die kurtrierischen und kurpfälzischen Truppen über Aschaffenburg nördlich von Oppenheim auf das linke Rheinufer.

Dort hatte Ludwig vorsorglich Reserven an Reisigen stationiert. Zur Verstärkung des Fußvolks verpflichtete er seine Leibeigenen des Amtsbezirks Alzey, die aber vollständig auf die Seite der Aufständischen übergingen. In der Schlacht von Pfeddersheim bei Worms kam von diesen 230 Männern jeder fünfte ums Leben.¹⁰⁴ Über Neustadt ging der Zug nach Weißenburg. Dort endete der Feldzug. Richard von Greifenklau kehrte nach Trier und Ludwig nach Heidelberg zurück. Am 19. Juli fand in der Heiliggeistkirche ein Siegesgottesdienst statt, wie Harer erzählt:

„Am Mittwoch darnach [...] ließ dieselb sein Gnaden im königlichen Stift zum hayligen Geist hieunden in der Stat der hayligen onzerteilten Dreifeltigkeit zu Lob ein Amt der hayligen Meß in Beysein seiner gnaden, dero Graven, Heren und vom Adel volnpringen.“¹⁰⁵

Am folgenden Samstag fanden die Siegesfeierlichkeiten einen weiteren Höhepunkt: eine öffentliche Hinrichtung. Es gibt für das Datum dieser Hinrichtungen nur eine einzige Quelle. In dem anonymen Tagebuch „Zeitung des Bauernkriegs“ im Nachlass Ottheinrichs heißt es: „Auf maria



Horst Rettig: Friedensstele, 2000 zur Erinnerung an die Bauernschlacht von Pfeddersheim auf dem Platz vor der Kirche aufgerichtet, auf dem 24 Aufständische hingerichtet wurden (Foto privat).

magdalena Abent zw Heidelberg uf dem markt VII die kopf abgeschlagen, dreien die Finger abgehauen ainer von denselben entlaufen.“¹⁰⁶

Der Entlaufene müsste ein elfter Delinquent gewesen sein, sonst gäbe dieser Eintrag keinen Sinn. Da aber eine zweite Quelle nur sechs Hinrichtungen nennt, könnte dieser Eintrag auch bedeuten, dass sieben Hinrichtungen vorgesehen waren, aber nur sechs durchgeführt wurden. Ohne weitere Quellen ist das nicht aufzuklären.

Bei der zweiten Quelle handelt es sich um die Alterserinnerungen des Brettener Schultheißen Georg Schwartzertdt. Erzählt wird hier u.a. die Geschichte des Fuhrknechts Wendel Arnold im von den aufständischen Bauern umstreiften Bretten. Arnold bietet an, Kontakt zu dem Bauernführer Jäcklein Rohrbach herzustellen, der an Ostern 1525 Graf von Helfenstein in Weinsberg durch die Spieße gejagt hatte. Tatsächlich trifft nach ein paar Tagen ein Brief des Bauernführers Rohrbach an die Brettener ein mit einem Verhandlungsangebot; auch der Fuhrknecht wird darin erwähnt. Das ist den Brettener Bürgern nicht geheuer, und sie beauftragen Arnold, diesen Brief persönlich nach Heidelberg zu bringen. Das ist bereits das halbe Todesurteil. In Heidelberg lässt der Kurfürst

„Wendell uf das alt schloß führen und in gefengnuß erhalten biß zu ausgang des bawrenkriegs. Allda wardt ihm zu Haidelberg sampt noch 5 persohnen [...] die heupter uf dem marckt abgehauen.“¹⁰⁷

Während Schwartzertdt Wendel Arnold für eine unbedeutende Figur von zweifelhaftem Charakter hält, nennt er noch einen zweiten Namen und verbindet diesen mit einem ehrenden Urteil. In der gerade zitierten Passage zu Arnolds Schicksal steht noch der folgende Halbsatz:

„unter denen Hanß von Hall war, ein burger zu Bruchsal, ein kriegsmann und sonst gar ein ehrlicher guter man, hett sich zu einem hauptmann von der bawerschaft lassen aufwerfen“.

Ob Georg Schwartzertdt jemals Gelegenheit hatte, mit seinem Bruder Philipp Melancthon über diese Einschätzung zu reden? Wenn aber Hans von Hall in Heidelberg hingerichtet wurde, dann liegt die Annahme nahe, dass auch Friedrich Wurm dabei war. Beide waren vom Bruhrain nach Heidelberg eingeliefert worden. Zu den in Heidelberg Hingerichteten gehörten demnach die beiden gewählten Führer des Aufstands im Bruhrain und der Fuhrknecht Wendel Arnold. Zu den Namen der übrigen Justizopfer vom 22. Juli 1525 waren bislang keine Hinweise zu finden.

Hans von Thalheim, der junge Adlige, der bei Rotenberg aufgegriffen worden war, wurde nicht hingerichtet, sondern kam am 8. August 1525 gegen Urfehde frei. Der Bischof von Speyer und Herzog Ottheinrich hatten sich für ihn eingesetzt. Versprechen musste er künftigen Gehorsam und Dienstleistungen für den Hof.¹⁰⁸

Der Heidelberger Henker war nun einstweilen arbeitslos und konnte ausgeliehen werden. Der Deutsche Orden brauchte für Mergentheim dringend eine Fachkraft fürs Finger- und Köpfeabschlagen. Am 20. Juli, also schon zwei Tage vor dem Heidelberger Schlussakt, unterschrieb der „Meister“ einen Vierteljahresvertrag, der ihm an Besoldung „fünf Gulden, ein Unterkleid, einen Wagen Holz und ein Häuslein“ einbrachte.¹⁰⁹

Damit war die Strafverfolgung in der Kurpfalz keineswegs beendet. Im Dezember 1525 wurde Ulrich Bertsch aus Menzingen, der im Mai zusammen mit Eisenhut die Ver-

handlungen in Hilsbach geführt hatte, in Stuttgart verhaftet und an die Kurpfalz ausgeliefert. In Hilsbach gestand er unter der Folter u.a., die Burg Steinsberg verbrannt und für den Sommer des kommenden Jahres einen neuen Aufstand geplant zu haben. Am 22. Januar 1526 schreibt Kurfürst Ludwig V. an den württembergischen Statthalter und Regenten:

„Als wir vllen bertschenn in vnsrer verwarung der ampts Hilsbach gebracht, haben wir denn selbigen [...] peinlich fragen lassen, der bekannndt, wie Ir vß Inligender verzeichnuß zuuernehmen, wollten wir euch [kund tun] vnnd das er daruff mit einer ketten an ein paum der art sichtig andern zu beyspill gehennkt worden.“¹¹⁰

Dass er Ulrich Bertsch an einer Kette an einem Baum aufhängen ließ, zeugt davon, dass Ludwigs Zorn gegen die Aufständischen nach einem halben Jahr eher noch zugenommen hatte.

7. Der „Bauernkanzler“ Wendel Hipler

Wendel Hipler war Schreiber und Berater der Neckartaler und Odenwälder Bauern, ohne jedoch ein gewähltes Amt inne gehabt zu haben. Die Vorlagen für die Heilbronner Tagung am 12. Mai 1525 enthalten Perspektiven, die ihn als einen der strategischen Köpfe des Aufstands von 1525 ausweisen. Die Liste der Referenzen beginnt bei Götz von Berlichingen und geht über Friedrich Engels bis zu Günter Franz. Mit Ludwig und seinen Brüdern ist Hipler verbunden, weil Ludwig ihn 1521 in seine Dienste nahm, um seinem Bruder Heinrich die Fürstpropstei Ellwangen zu verschaffen, und weil er fünf Jahre später als Gefangener auf dem Heidelberger Schloss starb.

Der Schwäbisch Haller Historiker Gerd Wunder¹¹¹ hat die Biografie Wendel Hiplers erforscht. Seinen Ergebnissen kann ich außer ein paar Fragen und Deutungsvarianten nichts hinzufügen. Aber bislang ist Hipler für das Heidelberger Panorama von 1525 fast unentdeckt geblieben, woran auch eine Lehrveranstaltung im Historischen Seminar Heidelberg von 2009 mit Exkursion ins Hohenlohische Zentralarchiv nicht viel geändert hat.¹¹²

Um 1465 vermutlich in Neuenstein geboren, wuchs Hipler im Hohenlohischen auf. 1482 studierte er ein Wintersemester Jura in Leipzig und trat drei Jahre später in den Dienst der Grafen von Hohenlohe. Zugleich war er ein erfolgreicher Grundbesitzer und Kaufmann. Sowohl mit den Dienstherren als auch mit Nachbarn und Konkurrenten hatte er vielfach Streit und führte manchen Prozess. Über seine erste Frau stand Hipler



Katharina, Ludwigs jüngste Schwester und Äbtissin in Neuburg, war sicherlich bei dem feierlichen Hochamt in der Heiliggeistkirche nach Abschluss des Feldzugs zugegen. Grabplatte in der Kirche von Kloster Neuburg (Foto privat)

in verwandtschaftliche Beziehung zu der Öhringer Familie Eisenhut. Fragen ließe sich, ob der Eppinger Kaplan Anton Eisenhut ebenfalls aus Öhringen kam.

1521 trat Hipler in den Dienst Ludwigs V. und managte den Antritt Pfalzgraf Heinrichs als Fürstpropst von Ellwangen. Zur Belohnung erhielt er am 22. Februar 1522 die Landschreiberei von Neustadt mit sehr guter Besoldung. 1523 scheint er aus dem kurpfälzischen Dienst ausgeschieden zu sein, blieb aber in der Gegend. Am 14. April 1523 gab Hipler Heidelberg als seinen Wohnort an und wurde 14 Tage später in Speyer als Bürger angenommen. Wunder lässt sich darauf nicht ein, aber in diese Zeit fällt die Sickingenfehde, die Hipler möglicherweise aus der Nähe so wahrgenommen hat, dass der Adel ein wichtiger Bündnispartner für die Bestrebungen der Städte und Dörfer sein könnte.

Am 4. Mai 1525 schloss sich Hipler den aufständischen Bauern an. Schon eine Woche später rief er zu einem Bauernparlament in Heilbronn auf. Viel Zeit zur Reifung von Ideen blieb dazwischen nicht. Nach der Heilbronner Tagung mussten die Beteiligten fliehen, Hipler versteckte einen Sack mit Schriften in einem Burgstadel. Von dort nahmen die Texte schon damals abschriftlich ihren Weg durch die Kanzleien und Archive. Zwei dieser Schriften lassen sich heute Hipler zuordnen. In dem „Beratungsplan“ heißt es am Ende:

„Das man einig werde zeit vnnd stat zu der reformation.

Item wer zu der reformation erfordert vnd verordnet wird, gelert burger oder paueren vnnd wieviel.

Were die seind von gemeins mans wegen alle notturfteige geprechen furzutragen, damit auss beydertheiln furtragen die verordente menner die reformation nach pillichen dingen verfassen mogen zu gedachter ordnung; doch das in allewege die beschwerung ab sein.

Item das fursten herrn vnnd adell zugelassen werden ein anzahl rethe zuuerorden die widerparthey halten.

Item wie, von wem, vnnd welhermassen der kost mit den geordneten mannen vnnd denen die furtragen sollen erhalten werden.“¹¹³



In Würzburg hatte Ludwig V. gesehen, wie eine Burg von der Stadt aus belagert wird. Das Heidelberger Schloss sollte mit dem Stückgarten vor einem solchen Angriff geschützt werden. Holzschnitt mit Baukran von Sebastian Münster 1527

Wenn Peter Blickle konstatiert, dass der Beratungsplan Hiplers „an Entschiedenheit hinter dem zurückblieb, was die schwäbischen, oberrheinischen und fränkischen Haufen formuliert hatten“, ¹¹⁴ dann ist dem entgegen zu halten, dass Radikalität nicht immer die alleinige Richtschnur des Handelns sein kann. Hipler wollte den Adel als Bündnispartner des Gemeinen Mannes gewinnen. Die Besitztümer der Klöster und Stifte sollten säkularisiert werden, um damit den Adel für die entfallenden Abgaben der Bauern und Städter zu entschädigen. Seiner Zeit weit voraus war er mit dem Vorschlag einer ‚Widerpartei‘. Auf die Idee einer institutionalisierten Opposition ist Thomas Müntzer nicht gekommen.

An der Schlacht von Königshofen vom 2. Juni nahm Hipler teil. Auf dem Kampfplatz wurde hinterher nur sein Mantel gefunden, er selbst konnte fliehen. Nach dem Ende des Aufstands bewegte sich Hipler durch Süddeutschland, ohne verhaftet zu werden. Am 1. September war er in Rottweil, um seine Prozesse beim Hofgericht wieder zu aktivieren. Von dort schrieb er einen Brief an Götz von Berlichingen, in dem er – wohl in Erwartung eines Prozesses – die Uneigennützigkeit seines Anteils am Aufstand betont. Am 28. November schrieb er erneut an Götz mit derselben Tendenz. Eine Passage daraus sei zitiert:

„So ist auch war, das ich mit den Baur nitt verpflichtet, noch von jnen Besoldung, Auch weder Heller noch Pfennig werth, von schadhafftigen Gut, durch einich Vinantz, wie die ymmer genant werden möchte, empfanggen, zu einicher Beschedigung ye geratten noch geholffen hann.“ ¹¹⁵

Im Sommer 1526 mischte sich Hipler mit einer Gesichtsmaske unter die Zuschauer des Reichstags von Speyer, der vom 25. Juni bis zum 27. August dauerte. Auf der Tagesordnung stand dort u.a. die Empörung von 1525. Nach anfänglich eingebrachten Gutachten, die auch die sozialen Konflikte berührten, spitzten sich die Beratungen rasch auf den konfessionellen Konflikt und auf bessere Unterdrückungsmaßnahmen zu. Der Reichstagsabschied, das Schlussdokument, konzentrierte sich fast vollständig „auf den militärischen Bestand der Obrigkeiten und die Strafmaßnahmen gegen Aufständische.“ ¹¹⁶

Im September wurde Wendel Hipler in Neustadt / Hardt, dort, wo er vier Jahre zuvor Landschreiber gewesen war, verhaftet. Das klingt nach bedingtem Vorsatz. Aus einem Brief des Kanzlers des Deutschen Ordens vom 9. September 1526 geht hervor, dass Hipler bereit war auszusagen, wenn er nicht gefoltert würde. Hipler wurde nach Heidelberg ins Schloss gebracht, ist dort „in einem guten Gemach gelegen und ist allda natürlichen gestorben.“ Gerd Wunder teilt leider für dieses Zitat keine Quelle mit, und auch an der Aussage über die Umstände des Tods von Wendel Hipler muss gezweifelt werden.

Anmerkungen

- 1 Peter Blickle: Der Bauernkrieg. Die Revolution des Gemeinen Mannes, München ³2006, S. 91f.
- 2 Ulrich Wagner: Ludwig V. von der Pfalz im Bauernkrieg 1525. Aspekte und Quellen, HJG 17, 2013, S. 25–59.
- 3 Vorausgegangen waren Vorträge in der Buchhandlung Himmelheber (9.1.2007) und im Universitätsarchiv Heidelberg (13.2.2014).

- 4 Walther Peter Fuchs: Das Zeitalter der Reformation, in Gebhardt. Handbuch der Deutschen Geschichte, hg. von Herbert Grundmann, Bd. 2, Stuttgart ⁹1970, S. 6–117, hier S. 64.
- 5 Alfried Wieczorek, Bernd Schneidmüller, Alexander Schubert, Stefan Weinfurter (Hgg.): Die Wittelsbacher am Rhein. Die Kurpfalz und Europa. Begleitband zur 2. Ausstellung der Länder Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Hessen, 8.9.2013 bis 2.3.2014, Museum Zeughaus, Barockschloss Mannheim (Publikationen der Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim 60), Regensburg 2013, 2 Bde. Die Bemerkung zum Bauernkrieg findet sich Bd. 2, S. 65.
- 6 Hans und Marga Rall: Die Wittelsbacher. Von Otto I. bis Elisabeth I., Regensburg 1986, S. 230.
- 7 Peter Harer: Wahrhaftige und gründliche Beschreibung des Bauernkriegs, in Willi Alter (Hg.): Die Berichte von Peter Harer und Johannes Keßler vom Bauernkrieg 1525, Speyer 1995, S. 13–109, hier S. 48.
- 8 Das Tagebuch Ott Heinrichs, in Mitteilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses 6, 1912, S. 66–153, hier S. 118–120.
- 9 Gustav Bossert: Beiträge zur badisch-pfälzischen Reformationsgeschichte, ZGO 17, 1902, S. 37–89, 251–290, 401–449, 588–619, 18, 1903, S. 193–239, 643–695, 19, 1904, S. 19–68, 571–630, 20, 1905, S. 41–89, hier Nr. 17, S. 53.
- 10 Zitiert nach Walter Henß: Frühe Spuren der Reformation in Kurpfalz (1518–1528/29), Blätter für pfälzische Kirchengeschichte und religiöse Volkskunde 50, 1983, S. 5–42, hier S. 21.
- 11 Siehe Gustav Bossert: Johann Geyling, ein Lutherschüler und Brenzfrend. Der erste evangelische Prediger in Württemberg (ca. 1495–1559). Untersuchungen und Beiträge zu seiner Lebensbeschreibung, in Julius Rauscher (Hg.): Aus dem Lande von Brenz und Bengel. 50 Jahre württembergischer Kirchengeschichtsforschung, Stuttgart 1946, S. 13–121.
- 12 Henß: Frühe Spuren (wie Anm. 10), S. 22.
- 13 Zur kurpfälzischen Heeresverfassung im 15./16. Jahrhundert siehe Oskar Bezzel: Geschichte des Kurpfälzischen Heeres von seinen Anfängen bis zur Vereinigung von Kurpfalz und Kurbayern 1777 (Geschichte des Bayerischen Heeres 4), München 1925, S. 13–28.
- 14 Franz Xaver Kraus (Hg.): Beiträge zur Geschichte des deutschen Bauernkriegs, Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung 12, 1873, S. 21–141, hier S. 26.
- 15 Lorenz Fries: Die Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken, ND Aalen 1978, Bd. 1, S. 13.
- 16 Wilhelm Vogt (Hg.): Die Correspondenz des schwäbischen Bundeshauptmanns Ulrich Artzt von Augsburg a.d.J. 1524 und 1525. Ein Beitrag zur Geschichte des Bauernkriegs in Schwaben, in Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 6, 1879, S. 281–404, 7, 1880, S. 233–380, 9, 1882, S. 1–62, 10, 1883, S. 1–298; hier 7, 1880, S. 286, die weiteren Briefe ebd. S. 249, 260f. und 278.
- 17 Siehe Willi Alter: Der Aufstand der Bauern und Bürger im Jahre 1525 in der Pfalz, Speyer 1998, S. 168–174.
- 18 Günther Franz: Graf Christoph von Henneberg. Heidelbergs Rektor im Jahre des Bauernkriegs, ZGO 89, NF 50, 1936, S. 58–73, hier S. 69.
- 19 Alfred Stern: Regesten zur Geschichte des Bauernkrieges, vornämlich in der Pfalz, nach den Pfälzer Kopialbücher, ZGO 23, 1871, S. 179–201, hier S. 184f.
- 20 Helmut Spatz: Ein Münzfund aus dem 15. Jahrhundert vom Heiligenberg bei Heidelberg, Archäologische Nachrichten aus Baden 10, 1973, S. 26f.
- 21 Zur Markgrafschaft Baden siehe Bernd Röcker: Der Bauernkrieg in Kraichgau und Hardt (Sonderveröffentlichung des Heimatvereins Kraichgau 22), Ubstadt-Weiher 2000, S. 45f.
- 22 Harer: Beschreibung (wie Anm. 7), S. 38.
- 23 Ebd.
- 24 Zum Landschaftsbegriff siehe Peter Blicke: Die Revolution von 1525, München ⁴2004, S. 212–223.
- 25 Bauernkrieg am Oberrhein, in Franz Josef Mone (Hg.): Quellensammlung der badischen Landesgeschichte Bd. 2, Karlsruhe 1854, S. 17–41, hier S. 21.
- 26 Ebd. S. 23f.
- 27 Ebd. S. 27f.
- 28 Ebd. S. 29.
- 29 Ebd.
- 30 Stern: Regesten (wie Anm. 19), S. 185f.
- 31 In einem Brief an den Truchsess Georg von Waldburg vom 26.5.1525 spricht Ludwig V. von 1500 Erstochenen (in Günter Franz: Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges, Darmstadt 1963, S. 444–446); Peter Harer spricht von 4000 Toten (Beschreibung, wie Anm. 7, S. 97); Peter

- Blickle nennt den heutigen Forschungsstand: 7000 erschlagene Bauern (Die Revolution von 1525, München 42004, S. 17).
- 32 Ludwig V. an den Erzbischof von Trier, wie oben bereits zitiert (Anm. 14).
- 33 Alter: 1525 in der Pfalz (wie Anm. 17), S. 225–234.
- 34 Harer: Beschreibung (wie Anm. 7), S. 53.
- 35 Mone: Bauernkrieg (wie Anm. 25), S. 31.
- 36 Johannes Brenz: Frühschriften 1, hg. von Martin Brecht, Gerhard Schäfer, Tübingen 1970, S. 134.
- 37 Alter: 1525 in der Pfalz (wie Anm. 17), S. 347.
- 38 Ebd., S. 349f.
- 39 Ebd., S. 373.
- 40 Der Schreiber des Truchsessen Georg von Waldburg, in Franz Ludwig Baumann (Hg.): Quellen zur Geschichte des Bauernkriegs in Oberschwaben, Tübingen 1876, S. 525–606, hier S. 594.
- 41 Zur Biografie Anton Eisenhuts siehe Justus Maurer: Prediger im Bauernkrieg, Stuttgart 1979, S. 376–378, Röcker: Kraichgau (wie Anm. 21), S. 62.
- 42 Harer: Beschreibung (wie Anm. 7), S. 54.
- 43 Ebd., S. 55.
- 44 Zum Aufstand im Kraichgau siehe Gustav Bossert: Zur Geschichte des Bauernkrieges im heutigen Baden, ZGO 26, 1911, S. 250–266, hier S. 253–266.; zur Datierung der einzelnen Ereignisse siehe Röcker: Kraichgau (wie Anm. 21), S. 63.
- 45 Zit. n. Bossert: Bauernkrieg im heutigen Baden (wie Anm. 44), S. 266.
- 46 Thorsten Huthwelker: Die Urfehdeerklärung der Städte Eppingen, Hilsbach und Sinsheim vom 5. Juni 1525, Kraichgau. Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung 19, 2005, S. 51–64, hier S. 55.
- 47 Johannes Voigt: Geschichte des Deutschen Ordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland Bd. 1, Berlin 1857, S. 9.
- 48 Fries: Bauernkrieg Bd. 1 (wie Anm. 5), S. 261.
- 49 Ebd., S. 281; Wagner: Ludwig V. (wie Anm. 2), S. 50.
- 50 Zitiert nach Josef Seger: Der Bauernkrieg im Hochstift Eichstätt (Eichstätter Studien NF 38), Regensburg 1997, S. 300.
- 51 Wagner: Ludwig V. (wie Anm. 2), S. 29.
- 52 Peter Blickle: Der Bauernjörg. Feldherr im Bauernkrieg. Georg Truchsess von Waldburg 1488–1531, München 2015, S. 108.
- 53 Seger: Bauernkrieg Eichstätt (wie Anm. 50), S. 170–172.
- 54 Karl Ried: Neumarkt in der Oberpfalz. Eine quellenmäßige Geschichte der Stadt Neumarkt, hg. von der Stadt Neumarkt i. d. OPf. aus Anlaß der 800-Jahr-Feier, Neumarkt 1960, S. 16.
- 55 Zur Geschichte des Mässinger Haufens siehe Seger: Bauernkrieg Eichstätt (wie Anm. 50), S. 185–240.
- 56 Ebd., S. 161.
- 57 Ebd., S. 198.
- 58 Hubertus Thomas Leodius: Leben und Taten des Pfalzgrafen Friedrich. Seit 1544 Kurfürst von der Pfalz. Lateinisch und deutsch, übersetzt und hg. von Herbert Rädle (Neumarkter Historische Beiträge 10), Neumarkt ca. 2009, S. 60, 61, 62.
- 59 Zit. n. Johann Ottmar: Reinhard von Neuneck Ritter zu Glatt (1474–1551), Filderstadt 2005, S. 148.
- 60 Seger: Bauernkrieg Eichstätt (wie Anm. 50), S. 238, Anm. 487.
- 61 Karl Hausberger: Geschichte des Bistums Regensburg 1. Mittelalter und frühe Neuzeit, Regensburg 1989, S. 316.
- 62 Siehe Siegfried Wimmer: Jüdisches Leben in Regensburg. Vom frühen Mittelalter bis 1519, Regensburg 2001, S. 150–156.
- 63 Leonhart Widmann: Chronik von Regensburg 1511–43, 1552–55, in Karl Hegel (Hg.): Die Chroniken der bayerischen Städte. Regensburg, Landshut, Mühldorf, München (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert 15), Leipzig 1878, S. 1–244, hier S. 31f.
- 64 Magdalena Bushart: Betrogene Sinneslust. Altdorfers Wandmalereien im Bischofshof zu Regensburg, in Christoph Wagner, Oliver Jehle (Hgg.): Albrecht Altdorfer. Kunst als zweite Natur (Regensburger Studien zur Kunstgeschichte 17), Regensburg 2012, S. 303–313.

- 65 Zu Balthasar Hubmaier siehe Torsten Bergsten: Balthasar Hubmaier. Seine Stellung zu Reformation und Täuferum 1521–1528 (Acta Universitatis Upsaliensis 3), Kassel 1961; Maurer: Prediger (wie Anm. 40), S. 329–340.
- 66 Widmann: Chronik (wie Anm. 62), S. 61, 70.
- 67 Günter Franz: Der Deutsche Bauernkrieg, Darmstadt 1958, S. 212.
- 68 Georg Rusam: Der Bauernkrieg im Stift Waldsassen, Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte 4, 1898, S. 49–63, hier S. S. 52.
- 69 Heribert Sturm: Tirschenreuth (Historischer Atlas von Bayern, Teil Altbayern 21), München 1970, S. 95.
- 70 Ebd. S. 96.
- 71 Franz: Bauernkrieg (wie Anm. 67), S. 212.
- 72 Gerd Wunder: Wendel Hipler, der fränkische Bauernkanzler. Um 1465–1526, in ders.: Bauer, Bürger, Edelmann Bd. 2 Lebensläufe (Forschungen aus Württembergisch Franken 33), Sigmaringen 1988, S. 63–78, hier S. 70.
- 73 Es kursierten offenbar Listen von Schiedsleuten für die Bauernsache, auf die sich Ludwig auch bezieht; vgl. Günter Franz (Hg.): Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges, Darmstadt 1963, S. 149–151. Hinweise darauf, dass die Auswahl der Gutachter in Forst verabredet worden sei, wie vielfach behauptet wird, habe ich nicht gefunden.
- 74 Johannes Brenz: Vom Gehorsam der Untertanen gegenüber der Obrigkeit, in Adolf Laube, Hans Werner Seiffert (Hgg.): Flugschriften der Bauernkriegszeit, Köln, Wien 1978, S. 285–292, 596f.
- 75 Johannes Brenz: Rhattschlag und Guttbeduncken herrn Johann Brentii über der Bauren gestelte und für Euangelische dargegebene Zwölff Articul Ahn Pfaltzgraff Ludwigen bey Rein, Churfürsten, in ders.: Frühschriften 1, hgg. von Martin Brecht, Gerhard Schäfer, Tübingen 1970, S. 132–174.
- 76 Daniel Stihler: „Wan Got straffen wil, so hetzt er Wolff an Wolff“. Schwäbisch Hall und der Bauernkrieg 1525, Württembergisch-Franken 83, 1999, S. 179–221, hier S. 219.
- 77 Philipp Melanchthon: Wider die Artikel der Bauernschaft [1525], in Adolf Laube, Hans Werner Seiffert (Hgg.): Flugschriften der Bauernkriegszeit, Köln, Wien 1978, S. 223–241, hier S. 225, 230, 236.
- 78 Ebd., S. 237, 239.
- 79 Ebd., S. 231.
- 80 Zu Ellwangen siehe im Folgenden hauptsächlich Julius Schall: Reformation und Gegenreformation im Gebiet der Fürstpropstei Ellwangen, Blätter für württembergische Kirchengeschichte NF 1, 1897, S. 25–43, 145–163, und zuletzt Hans Pfeifer: Ellwangen. Kunst und Geschichte aus 1250 Jahren, Ulm 2000, S. 39–46.
- 81 „Georgius Mupach ex Ellwangenn dioc. August. 25. Marty [1513]“, Toepke: Matrikel 1, S. 494.
- 82 Siehe zum Folgenden Ottmar: Neuneck (wie Anm. 59), insbesondere die Kapitel 4 und 5.
- 83 Siehe Folker Reichert: Die Reise des Pfalzgrafen Ottheinrich zum Heiligen Land 1521, Regensburg 2005.
- 84 Ottmar: Neuneck (wie Anm. 59), S. 160.
- 85 Ebd., S. 162.
- 86 Dieser Abschnitt folgt im Wesentlichen wieder Schall: Reformation und Pfeifer: Ellwangen (beide wie Anm. 80).
- 87 Ludwig Müller: Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges im Riess und seinen Umländen, Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 16, 1889, S. 23–160, 17, 1890, S. 1–152, 235–275, hier 16, S. 153, Anm. 3.
- 88 Friedrich Leeb: Leonhard Käser. Ein Beitrag zur bayerischen Reformationsgeschichte (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 52), Münster 1928. Der für diesen Vergleich maßgebliche Briefwechsel zwischen den Herzogsbrüdern dort S. 50f.
- 89 Siehe Reinhard Baumann: Ottheinrich und die Revolution von 1525. Pfalz-Neuburg im Frühjahr 1525. Eine Momentaufnahme, in Barbara Zeitelhack (Red.): Pfalzgraf Ottheinrich. Politik, Kunst und Wissenschaft im 16. Jahrhundert (Neuburger Kollektaneenblatt 150, 2002), Regensburg 2002, S. 55–70, hier S. 65f.
- 90 Zit. n. Schall: Reformation (wie Anm. 80), S. 32.
- 91 Bezzel: Kurpfälzisches Heer (wie Anm. 13), S. 23. Eine detaillierte Aufstellung bringt Harer: Beschreibung (wie Anm. 7), S. 67f.

- 92 Zur militärischen Wirkung von Reisingen und Landsknechten siehe Blickle: Bauernjörg (wie Anm. 52), S. 302–309.
- 93 Fries: Geschichte 1 (wie Anm. 15), S. 286.
- 94 Harer: Beschreibung (wie Anm. 7), S. 69.
- 95 Ebd., S. 70.
- 96 Harer: Beschreibung (wie Anm. 7), S. 70–73; Fries: Geschichte (wie Anm. 15), S. 287; Mone: Bauernkrieg (wie Anm. 25), S. 33f.; Ottheinrich: Hertzog Otthainrichs aigne verzeichnus des pauernkriegs am Rhein und Francken, Mitteilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses 6, 1912, S. 154–159, hier S. 152; Zeitung des Bauern-Kriegs, auch Anstellung einer Zugs-Ordnung, Collectaneen-Blatt für die Geschichte Bayerns, insbesondere für die Geschichte der Stadt Neuburg a.d.D. und deren Umgebung 8, 1842, S. 62–66, hier S. 64; Schreiber des Truchsessens (wie Anm. 40), S. 593; Tagebuch des Herolds Hans Lutz, in Franz Ludwig Baumann (Hg.): Quellen zur Geschichte des Bauernkriegs in Oberschwaben, Tübingen 1876, S. 613–638, hier S. 628.
- 97 Mone: Bauernkrieg (wie Anm. 25), S. 34.
- 98 Wagner: Ludwig V. (wie Anm. 2), S. 35.
- 99 Mone: Bauernkrieg (wie Anm. 25), S. 34, 38.
- 100 Siehe Heinz Scheible: Die Universität und Luthers Disputation, ZGO 131, 1983, S. 309–329.
- 101 „Leonhard Beis de Hostat dioc. August (stud. Wienens.). 22. May [1509]“, Toepke: Matrikel 1, S. 471.
- 102 Wie Anm. 41, S. 213.
- 103 Gustav Bossert: Johann Geyling, ein Lutherschüler und Brenzfreund. Der erste evangelische Prediger in Württemberg (ca. 1495–1559). Untersuchungen und Beiträge zu seiner Lebensbeschreibung, in Julius Rauscher (Hg.): Aus dem Lande von Brenz und Bengel. 50 Jahre württembergischer Kirchengeschichtsforschung, Stuttgart 1946, S. 13–121, hier S. 87.
- 104 Siehe Alter: 1525 in der Pfalz (wie Anm. 17), S. 398–404.
- 105 Harer: Beschreibung (wie Anm. 7), S. 108.
- 106 Zeitung des Bauernkriegs (wie Anm. 96), S. 65.
- 107 Georg Schwartzertdt: Nachricht von dem Bauernaufuhr von anno 1514 biß 1526, in Alfons Schäfer (Hg.): Bretten: Urkunden, Rechtsquellen und Chroniken zur Geschichte der Stadt Bretten (Brettener stadteschichtliche Veröffentlichungen 1), Bretten 1967, S. 245–258, hier S. 256. Aufgezeichnet wurden diese Erinnerungen wahrscheinlich zwischen 1546 und 1560.
- 108 Stern: Regesten (wie Anm. 19), S. 194f.
- 109 Ferdinand Friedrich Oechsle: Geschichte des Bauernkrieges in den schwäbisch-fränkischen Gränzländern, Heilbronn 1844, S. 228.
- 110 Zit. n. Bossert: Bauernkrieg im heutigen Baden (wie Anm. 44), S. 265.
- 111 Gerd Wunder: Wendel Hipler und Ulrich Greiner im Mainhardter Wald, Württembergisch Franken 40, NF 30, 1955, S. 90–102; ders.: Wendel Hipler. Ergänzungen zu seiner Lebensgeschichte, Württembergisch Franken 44, NF 34, 1960, S. 74–83; ders.: Bauernkanzler (wie Anm. 72).
- 112 Wendel Hipler. Auf den Spuren eines hohenlohischen Revolutionärs; <http://www.landesarchiv-bw.de/web/48284> (Aufruf am 24.6.2015).
- 113 Zit. n. Klaus Arnold: „damit der arm man vnnd gemainer nutz iren furgang haben ...“ Zum deutschen „Bauernkrieg“ als politischer Bewegung. Wendel Hiplers und Friedrich Weygandts Pläne einer „Reformation“ des Reiches, Zeitschrift für Historische Forschung 9, 1982, S. 257–313, hier S. 290.
- 114 Blickle: Revolution (wie Anm. 24), S. 207.
- 115 Beide Briefe sind abgedruckt bei Friedrich Wolfgang Götz Graf von Berlichingen-Rossach (Hg.): Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und seiner Familie, Leipzig 1861, S. 414–417, hier S. 416.
- 116 Günter Vogler: Der deutsche Bauernkrieg und die Verhandlungen des Reichstags zu Speyer 1526, Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 23, 1975, S. 1396–1410, hier S. 1410.

Das Jahrbuch wurde gedruckt mit freundlicher Unterstützung der



Jessica Pschytula

Die Bewaffnung Heidelberger Bürger in den Jahren 1914 und 1918 – eine Bilanz¹

Russische Spione überall, alle Tage werden sie in Heidelberg gefangen. Die Brücken sind bewacht. [...] Aber wer bewacht die stillen dicht belaubten Waldwege, die, parallel mit der Landstraße, verborgen von weit hinter Leimen durch die Berge führt [sic!], wo sich russische u. franz. Spione prächtig verborgen halten [...] können!²

Es gibt nicht viele Dinge, die so stark in alle Bereiche unseres Lebens strahlen wie die Bedrohung durch einen Krieg. Die Bandbreite der Emotionen bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges lässt sich nicht bis ins letzte Detail beschreiben. Es können lediglich Kategorien genannt werden, die die Gefühlslage der Menschen umreißen. Aber aus ihren Handlungen können Indizien abgeleitet werden, die eine Gefühlsdeutung ermöglichen.

Die Aufstellung einer bewaffneten Bürgerwehr im Stadtbezirk Heidelberg Anfang August 1914 kann in diesem Sinne als ein dringendes Bedürfnis nach Sicherheit bewertet werden, das diese in einer Umgebung „voller“ möglicher Gefahren stillen sollte. Wie dem obigen Zitat aus dem Tagebuch der Rohrbacherin Margarethe Schmidt zu entnehmen ist, fühlten sich einige Bevölkerungsteile inner- und außerhalb des Heidelberger Stadtgebietes äußerst bedroht. Die sogenannte „Spionageangst“ griff um sich und führte dazu, dass es landesweit zu regelrechten Hetzjagden auf vermeintliche Spione kam, denen eine hinterhältige Invasion aus dem Landesinneren zuge-
traut wurde.³ Als sich diese Angst als unbegründet erwies, verschwand die Bürgerwehr genauso schnell von der Bildfläche, wie sie zuvor aufgetaucht war. Dass 1918 nach Kriegsende eine „Volkswehr“ aufgestellt wurde, ist ganz anderen Gründen zuzuschreiben.

Ausrufung der Bürgerwehr 1914

Im Folgenden wird die Entstehung der Bürgerwehr näher betrachtet. Dabei liegt der Fokus auf den Initiatoren dieser Wehr, den ersten organisatorischen Maßnahmen und einigen wesentlichen Hintergrundinformationen.

Nur wenige Tage nach Bekanntgabe der Mobilmachung wurde am 4. August 1914 die Errichtung einer freiwilligen Bürgerwehr im Stadtbezirk Heidelberg beschlossen. Gemeinsam unterzeichneten die Spitzen der Stadt, Oberbürgermeister Dr. Ernst Walz und der Vorstand des Großh. Bezirksamtes Karl Philipp Jolly sowie ein repräsentatives Mitglied des Bürgerausschusses, Prof. Eberhard Gothein, Rektor der Universität, einen Aufruf, welcher am 5. August 1914 in den Heidelberger Zeitungen veröffentlicht wurde.⁴ Alle waffenfähigen Männer, die bisher nicht zum Heer eingezogen worden waren, seien aufgefordert, sich während des Krieges einer freiwilligen Bürgerwehr anzuschließen, um für Schutz und Sicherheit Sorge zu tragen. Abschließend wies der Aufruf auf eine sich im Rathaus befindende Liste hin, in die sich die Freiwilligen selbst eintragen sollten. Die Veröffentlichung dieses Aufrufes erfüllte eine doppelte Funktion:

Einerseits diente sie der Anwerbung möglicher Kandidaten, andererseits wurde gleichzeitig die breite Bevölkerung über dieses Organ in Kenntnis gesetzt. Letzteres spielte vermutlich gerade in Heidelberg eine besondere Rolle.

Aus den Akten zur Bürgerwehr von 1914 ergibt sich, dass deren Verwaltung und Organisation in den Händen der Stadträte lag, da sich sämtliche Schreiben an diese richteten und auch von diesen bearbeitet wurden. Somit initiierten direkte Vertreter der Heidelberger Bevölkerung die Aufstellung einer Bürgerwehr; also lag ein Sicherheitsbedürfnis der Bürgerschaft vor, welches durch die Verstärkung des städtischen Wachpersonals befriedigt werden sollte. Diese Behauptung wird dadurch gestützt, dass die Verantwortlichen der Stadt diese Formation eigenständig ins Leben riefen. Denn in den entsprechenden Akten ist kein Dokument einer vorgesetzten Behörde zu finden, welche die Aufstellung einer Bürgerwehr zu dieser Zeit befahl oder empfahl.

Erst am 14. August 1914 äußerte sich das Badische Innenministerium in einem Rundschreiben an die Bezirksämter dazu, dass ohne Anordnung der Regierung in einigen Städten Bürgerwehren aufgestellt worden seien. Dies sei zwar grundsätzlich anerkenntenswert, aber wohl nicht in jeder Gemeinde notwendig. Außerdem lägen Berichte über Kompetenzüberschreitungen (z.B. bei der Fahrzeugkontrolle) vor. Die Bürgerwehr dürfe nur „eine Ergänzung des normalen Ordnungs- und Sicherheitsdienstes“ sein. Diese ministerielle Weisung präziserte und verschärfte das Großherzogliche Bezirksamt Heidelberg im Schreiben vom 20. August 1914 an den hiesigen Stadtrat: „Es ist durchaus unerwünscht, dass die Mitglieder der Bürgerwehr mit Schußwaffen und Munition versehen werden. Die Bürgerwehr hat sich allen Anordnungen der Militär- und Polizeibehörde zu fügen.“⁵ Damit verlor die Bürgerwehr ihre Eigenständigkeit und wurde dem staatlichen Machtapparat untergeordnet.

Die Einschreibungsliste verzeichnet insgesamt 404 Personen, wobei einige Namen nachträglich durchgestrichen wurden, sodass von einer Gesamtzahl von ca. 342 Männern für den Stadtbezirk Heidelberg ausgegangen werden kann.⁶ Wird das Schriftbild genauer betrachtet, fällt auf, dass diese Liste von höchstens zwei bis drei „Schreibern“ geführt wurde und sich die Freiwilligen nicht – wie dem Aufruf zu entnehmen ist – selbstständig eintragen konnten. Vermutlich hat der „Schreiber“ oder eine andere berechnigte Person, die in dem Raum anwesend war, eine Art „Musterung“ durchgeführt. Es ist durchaus möglich, dass viele Personen in die Bürgerwehr eintreten wollten, die für andere Tätigkeiten nicht gebraucht wurden oder diese aufgrund ihrer physischen Verfassung nicht ausüben konnten und deshalb die Bürgerwehr als Möglichkeit ansahen, sich in dieser „großen Zeit“ zu engagieren.

Der Historiker Folker Reichert veranschaulicht in seiner Hampe-Biographie an einigen Beispielen, wie sehr sich die in Heidelberg verbliebenen Gelehrten und andere Universitätsangehörige verpflichtet fühlten, etwas zum Krieg beizutragen.⁷ Dass ein überaus großer Tatendrang auch bei der übrigen Bevölkerung vorhanden war, zeigt die Veröffentlichung einer „Danksagung“ in der „Heidelberger Zeitung“ am 8. August 1914, in der die Stadt das vorbildliche Engagement der Heidelberger Bevölkerung würdigte.⁸ Eine „Vorabmusterung“ war also wohl notwendig, um den Freiwilligenansturm abzufangen und die Anwärter zu sortieren oder gegebenenfalls abzulehnen.

Einige Personengruppen, vor allem solche, die sich in der Landwirtschaft betätigten, waren in der Bürgerwehr sogar unerwünscht, da sie für den wirtschaftlichen Fortbestand der Stadt äußerst wichtig waren.⁹ Dies könnte ein Grund dafür sein, dass in der Liste – neben den persönlichen Angaben wie Alter und Adresse – zusätzlich der Beruf vermerkt war. Die ersten Dienstzuweisungen fanden Anfang August 1914 im Rathaus um 18 Uhr statt. Aufgrund der hohen Anzahl der Freiwilligen und dem Bedürfnis nach einer auf alle Stadtgebiete ausgedehnten Präsenz wurden die Angehörigen der Bürgerwehr in Gruppen mit einem dazugehörigen Treffpunkt aufgeteilt. Gruppe I traf sich weiterhin im Rathaus, Gruppe II im alten Schulhaus in der Lutherstraße 18 in Neuenheim und Gruppe III im alten Rathaus in Handschuhsheim.¹⁰ Die 342 Männer verteilten sich nicht gleichmäßig auf die Gruppen, sondern die Gruppengröße hing von der Zahl der im Wachbereich befindlichen Hauptverkehrsknotenpunkte ab. Auch die Wohngegend des jeweiligen Bürgerwehrmannes hat wohl eine Rolle bei der Zuteilung gespielt. Aus einer weiteren Liste geht hervor, dass am Güterbahnhof ca. 85 Personen¹¹ zum Dienst eingeteilt wurden, während es in Schlierbach ca. 19 Personen¹² waren. Aus diesen Zahlen ist somit erkennbar, welche Bedeutung einem Platz oder einem Ortsteil im Krieg beigemessen wurde.

Gründe für die Aufstellung einer Bürgerwehr

Warum überhaupt eine Bürgerwehr in Heidelberg zu Beginn des Krieges aufgestellt wurde, ist der „Extremsituation“ Krieg und der daraus resultierenden Stimmungslage zu verdanken. Die Bezeichnung Bürgerwehr verweist auf die Tatsache, dass es sich hierbei nicht nur, wie es der offiziellen Erklärung der Stadt zu entnehmen ist, um die „Sicherung des Eigentums“ handelte, sondern dem „Bürger“ selbst eine zentrale Rolle zugedacht war. Daran anknüpfend werde ich auf die Aspekte eingehen, die für die Aufstellung einer Bürgerwehr entscheidend waren. Aus diesem Grund werden Gefühlszustände wie die Begeisterung für den Krieg, die es auch in Heidelberg gab, nicht thematisiert. Aus der Sekundärliteratur sowie den verwendeten Quellen geht hervor, dass die Stimmungslage einzelner Bevölkerungsteile zwischen einer verbreiteten Verunsicherung, Panik und Angst schwankte.

Nicht nur die spannungsgeladenen Emotionen waren ein Grund für die Bildung einer Bürgerwehr, sondern vor allem die Angst vor Spionage. Es reichte schon ein ausländisch klingender Name oder ein „exotisches“ Aussehen aus, um der Spionage bezichtigt zu werden.¹³ Wie aus dem einleitenden Zitat zu entnehmen ist, fühlten sich einige Bewohner Heidelbergs von dem ausländischen Publikum (Studenten, Touristen etc.) seit Kriegsbeginn bedroht. Nun könnte spekuliert werden, ob der von der Angst betroffene Bevölkerungsteil besonders groß war oder von der Stadt als groß eingestuft wurde. Diese Frage lässt sich aufgrund fehlender Meinungsumfragen nicht beantworten. Es sollte aber darauf hingewiesen werden, dass diese Bevölkerungsteile durchaus reaktiven Charakter besaßen, was sich anhand der Jagd auf „Spione“ aufzeigen lässt. Ein Appell, welcher am 26. August 1914 in der „Heidelberger Zeitung“ abgedruckt wurde, verweist darauf, dass hier die Jagd auf vermeintliche Spione sogar

bis Ende August andauerte: „Unfug der ‚Spionenriecherei‘: Bevölkerung wird gewarnt in jedem Ausländer einen feindlichen Spion zu sehen.“¹⁴

Dass die Panik vor möglicher Spionage sehr groß war, zeigt die Verfolgung unschuldiger Menschen. Ob auch die Spitzen der Stadt tatsächlich feindliche Spione unter den internationalen Gästen vermuteten, ist nicht zu beweisen. Wahrscheinlich besaßen sie jedoch kein anderes geeignetes Mittel, um die Menschenmenge zu beruhigen als die Bürgerwehr; denn durch die Verstärkung des polizeilichen Wachpersonals wurde der Bevölkerung in Kriegstagen ein Gefühl der Sicherheit vermittelt.

Welche Aufgabenbereiche dabei auf die Bürgerwehr zukamen und welche Personen in die Bürgerwehr eintraten, soll anhand der Namensliste aufgezeigt werden.

Auswertung der Namensliste¹⁵

Um die Zusammensetzung der Bürgerwehr genauer zu beschreiben, wurde eine Stichprobe von 100 Männern ausgewählt und diese nach Alter, Beruf und Bewaffnung analysiert. Gewehre und Pistolen gehörten zu den häufigsten Waffen, mit denen die Bürgerwehr in den Anfangstagen ausgerüstet war. Von einer allzu großen Bewaffnung kann jedoch nicht die Rede sein, da der Stichprobe zufolge lediglich elf Personen Waffen trugen. Aus heutigem Verständnis mag die Vorstellung, Bürger zu bewaffnen und auf „Spionenjagd“ zu schicken, befremdlich erscheinen. Es kann leider nicht geklärt werden, ob dadurch in Heidelberg ein Schaden angerichtet worden ist und wer in diesem Fall dafür gehaftet hätte. Verletzungen oder der Tod dieser „Opfer“ konnten immer mit dem Argument der Verteidigung der Heimat legitimiert werden, sodass vermutlich jede gewalttätige Reaktion, auch wenn diese im Nachhinein unbegründet war, ihre Berechtigung gefunden hätte. Grobe Schätzungen gehen davon aus, dass durch solche Verfolgungen in Deutschland ca. 60 Menschen ums Leben kamen.¹⁶

Im Folgenden möchte ich auf das Alter der Männer eingehen, die sich der Bürgerwehr anschlossen. Dazu wurden Altersintervalle gebildet, die auch Aussagen über einen möglichen Zusammenhang zwischen Wehrpflicht und Bürgerwehr erlauben. Bei der Altersanalyse handelt es sich jedoch um eine Momentaufnahme, da der weitere Verlauf des Krieges das Altersspektrum der Bürgerwehr veränderte. Viele Männer mussten aufgrund eines bevorstehenden Fronteinsatzes ihren Freiwilligendienst aufgeben.¹⁷ Von 100 Männern waren 26 im Alter von 14–19 Jahren, 27 zwischen 20 und 39 Jahre, 9 zwischen 40 und 45 Jahre alt; 46–60 Jahre alt waren 33, 61–71 5 Wehrmänner. Das durchschnittliche Alter eines Bürgerwehrmannes beträgt 36,5 Jahre. Auf den ersten Blick mag diese Zahl niedrig erscheinen; denn die Wehrpflicht für das reguläre Heer und die Marine reichte bis zum 39. Lebensjahr, wobei die Landsturmpflicht bis zum Alter von 45 Jahren bestand.¹⁸ Der Durchschnitt von 36,5 Jahren lässt sich jedoch auf die breite Altersspanne zurückführen, die bei 14 Jahren ansetzt und bis 71 Jahre reicht.

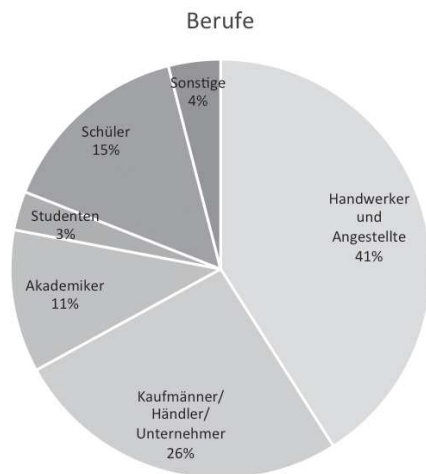
Die Altersverteilung wurde von der Wehrpflicht beeinflusst. Demnach befanden sich 64 % der Stichprobe nicht im wehrpflichtigen Alter. 9 % der Männer, die zwischen 40–45 Jahre alt waren, konnten im Laufe des Krieges zum Landsturm eingezogen werden. Der Anteil der Personen, die aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters

(46–71 Jahre) nicht eingezogen wurden, ist mit insgesamt 38 % höher als der der sehr jungen Freiwilligen (26 %). Die restlichen 27 %, auf die die reguläre Wehrpflicht zutraf, waren vermutlich von den ersten Mobilisierungswellen nicht betroffen. Aus diesen Daten folgt, dass die Bürgerwehr größtenteils aus Jugendlichen (jungen Erwachsenen) und aus Männern, die die zweite Lebenshälfte bereits überschritten hatten, bestand. Hier wird der enge Zusammenhang zwischen Wehrpflicht und Bürgerwehr deutlich, da vor allem die mittleren Jahrgänge in dieser unterrepräsentiert waren.

Die in der Namensliste eingetragenen Berufe lassen Aussagen darüber zu, welche Berufsgruppen überhaupt vertreten waren und ob sie milieuspezifische Tendenzen aufweisen. Zur Orientierung und zur besseren Verständlichkeit werden die Berufe in Kategorien eingeteilt und die Verteilung in einem Diagramm dargestellt.

Die Kategorien sind aus Lothar Krolls Unterteilung des Bürgertums in Wirtschafts-, Bildungs- sowie Kleinbürgertum und die dazu genannten idealtypischen Berufe entnommen.¹⁹ Hintergrund ist dabei die Annahme von einer bürgerlichen Überpräsenz innerhalb der Heidelberger Bürgerwehr, die sich darauf stützt, dass die Industriearbeiterschaft aufgrund der „gemäßigten Industrialisierung“ in Heidelberg um die Jahrhundertwende eine geringere Rolle spielte.²⁰ So lebten zwei Drittel der Arbeiterschaft Badens vor dem Ersten Weltkrieg in Gemeinden mit weniger als 5.000 Einwohnern.²¹ Zudem sollte bedacht werden, dass aus einer Berufsbezeichnung nicht zwangsläufig das Milieu ermittelt werden kann. Dazu bedarf es weiterer Recherchen, die jedoch den Rahmen dieser Untersuchung sprengen würden.

Wird dieses Schaubild betrachtet, so fällt auf, dass die Gruppe der Handwerker und Angestellten mit 41 % die größte Berufsgruppe darstellt. Die zweitgrößte Gruppe bilden die Kaufmänner, Händler und Unternehmer mit 26 %. 15 % der Stichprobe sind Schüler, wohingegen die Studenten mit lediglich 3 % vertreten sind. 11 % der Freiwilligen gingen zu diesem Zeitpunkt einem akademischen Beruf nach. Unter der Kategorie „Sonstige“ sind zwei Landwirte, ein Geistlicher (Pfarrer) und ein Oberstleutnant a. D. zu finden. Was sagt uns diese Verteilung? Wird die Verteilung der Berufsgruppen genauer betrachtet, so deutet vieles darauf hin, dass der bürgerliche Anteil innerhalb dieser Stichprobe relativ groß ist. Das Kleinbürgertum, welchem vorwiegend Handwerker, niedrigere Beamte, kleinere Kaufleute, aber auch Angestellte des Dienstleistungssektors angehörten, ist mit 41 % die größte Gruppe innerhalb der Stichprobe. Personen, die unter die Kategorie „Kaufmänner, Unternehmer und Händler“ fallen, könnten einerseits zum Kleinbürgertum, ande-



Berufsverteilung der Heidelberger Bürgerwehr 1914 (Stichprobe: 100)

rerseits einige wenige zum Wirtschaftsbürgertum gezählt haben. Das Bildungsbürgertum, also die Akademiker, ist mit 11 % die viertgrößte Gruppe in der Stichprobe. Die Tatsache, dass 15 % der jungen Männer bzw. Jugendlichen zu diesem Zeitpunkt noch die Schule besuchten, wirkt sich auch auf die Altersverteilung aus.

In der Berufsverteilung spiegelt sich auch die Wehrpflicht wider. So sind in der Stichprobe nur drei Studenten verzeichnet. Denn diese Personengruppe hatte 1914 bereits das wehrpflichtige Alter erreicht. Schon Anfang August hatten viele Heidelberger Studenten ihren Dienst im regulären Heer angetreten. Aus demselben Grund waren die Soldaten in der Stichprobe eher unterrepräsentiert. Auch der geringe Anteil an Landwirten ist nicht verwunderlich. Diese waren zum einen seitens der Behörden aufgrund ihrer „kriegswichtigen“ Funktion nicht erwünscht, zum anderen fiel die Aufstellung der Bürgerwehr mitten in die Erntezeit, sodass auf dem eigenen Gehöft genug Arbeit anstand, die die eigene Existenzgrundlage sicherte. Warum ist das bürgerliche Milieu in der Stichprobe überrepräsentiert? Zum einen stellte das Bürgertum in der Universitätsstadt die dominierende Gesellschaftsschicht dar. Zum anderen herrschte die Kriegsbegeisterung vorwiegend im bürgerlichen Milieu.²² Der Wille, die Heimat vor dem „hinterlistigen“ Feind zu beschützen, war wohl im Bürgertum besonders groß. Eine eindeutige Antwort ist nicht zu finden; denn es könnten auch anthropologische Motive gewesen sein, die die Menschen schichtenunabhängig dazu bewegten, sich der Bürgerwehr anzuschließen, wie beispielsweise die Lust am Ausnahmezustand oder der Drang, sich für die Gemeinschaft „nützlich“ zu machen.

Aufgabenbereiche

Beschrieben die vorherigen Kapitel die Entstehung und Zusammensetzung der Bürgerwehr, wird im Folgenden auf ihre Aufgabenbereiche eingegangen. Hierbei wird auch der enge Zusammenhang zwischen der Bürgerwehr und die der Furcht vor Spionen deutlich. Die Bürgerwehr sollte für den „Schutz des privaten und öffentlichen Eigentums“ während des Krieges sorgen. Aus diesem Grund bestand die Hauptaufgabe der Bürgerwehr darin, wichtige Verkehrsknotenpunkte wie größere Landstraßen, Brücken und Bahnhöfe zu bewachen.²³

Wer jedoch die genannten Orte gefährden sollte, wurde von offizieller Seite nicht explizit gesagt. Nur mithilfe anderer Quellen wie der Lokalpresse oder Tagebüchern kann in Erfahrung gebracht werden, dass die Angst vor Spionage nicht nur die Aufstellung der Bürgerwehr herbeiführte, sondern auch deren Aufgaben beeinflusste. Denn es scheint fast so, dass die Auswahl der Orte, welche die Bürgerwehr bewachte, an die Presseberichte und die Gerüchte über mögliche Spionageangriffe in anderen Städten anknüpfte. Hierzu lassen sich folgende Belege anführen:

Anfang August berichtete die Lokalpresse täglich über feindliche Spione und ihre „hinterhältigen“ Angriffe wie das Vergiften von Brunnen oder die Beschädigung von Eisenbahngleisen. Die „Heidelberger Zeitung“ teilte beispielsweise am 5. August 1914 ihrer Leserschaft mit, dass das Gerücht, ein französischer Arzt hätte einen Brunnen in Metz mit Cholerabazillen vergiftet, nicht der Wahrheit entspräche.²⁴ Zwei Tage vorher vermerkte Margarethe Schmidt in ihrem Tagebuch, dass ein französischer Vogt, der

die Absicht gehabt habe, Straßburger Brunnen mit Cholerabazillen zu verunreinigen, erschossen worden sei.²⁵ Ähnlich wie bei der dementierten Brunnenvergiftung in Metz handelt es sich bei den Schilderungen von Margarethe Schmidt wahrscheinlich auch um ein Gerücht, welches sie in ihrem Tagebuch jedoch als wahre Tatsache darstellt. Was haben die Gerüchte und die Pressemitteilungen über vergiftete Brunnen mit den Aufgaben der Bürgerwehr zu tun? Die Antwort ist im Tagebuch des Historikers Prof. Karl Hampe zu finden, der in einem Eintrag beiläufig erwähnt, dass die Heidelberger Bürgerwehr auch Brunnen zu bewachen hätte.²⁶ So lässt sich am Fall der Brunnenbewachung aufzeigen, dass die gewählten Bewachungsorte eng mit den Gerüchten und Presseberichten über mögliche Spionageangriffe zusammenhängen.

Die Bürgerwehr bewachte jedoch nicht nur feste Plätze und Einrichtungen, sondern lief auch gewisse Streckenabschnitte ab. Dazu lassen sich im Heidelberger Stadtarchiv zahlreiche Notizen finden.²⁷ Aus anderen Quellen geht hervor, dass die Bürgerwehr auch Kraftwagen sowie einzelne Personen kontrollierte.²⁸

Wie schon beschrieben, divergierte die Mannschaftsstärke je nach Bedeutung des bewachten Platzes. Vieles deutet darauf hin, dass es sich bei den für wichtig empfundenen Stellen um solche handelte, die viele Menschen frequentierten. So wird der Bevölkerung durch die Präsenz der Bürgerwehr unterschwellig ein Gefühl der Sicherheit vermittelt – eine besonders wichtige Aufgabe. Für die Wahl des Bewachungsortes lassen sich zwei Kriterien feststellen. Das erste Kriterium beinhaltet die „Kriegswichtigkeit“ des jeweiligen Ortes. Hierzu zählen beispielsweise die Bahnhöfe und das Schienennetz. In Heidelberg kann in diesem Zusammenhang auch der Güterbahnhof genannt werden, der u.a. für den Transport der eingezogenen Soldaten verwendet wurde. Außerdem wurde die Wahl der Orte davon beeinflusst, inwieweit hier ein Angriff von Spionen und Saboteuren möglich erschien. So wird auch bei der Aufgabenzuteilung der enge Zusammenhang zwischen der Bürgerwehr und der Jagd auf Spione deutlich.

Die Bürgerwehr bzw. Volkswehr von 1918

Nachdem die „Spionageangst“ in Heidelberg und andernorts abgeklungen war, beendete die Heidelberger Bürgerwehr ihre Spionensuche und scheint auch während des Krieges nicht mehr tätig gewesen zu sein. Das belegen die für den Zeitraum 1915–1918 fehlenden Akten und die Neuaufstellung einer Bürger- bzw. Volkswehr im November 1918. Wieso diese Formation erneut aufgestellt wurde, zeigt ein Blick auf die Zustände in Heidelberg, die nach der Kriegsniederlage herrschten.

Heidelberg zur Zeit der Revolution 1918

Obwohl ein deutscher Sieg nach dem Zusammenbruch der Westfront im Juli 1918 unerreichbar schien und die Oberste Heeresleitung am 29. September 1918 die endgültige Niederlage eingestanden hatte, ordnete die Marineleitung dennoch am 30. Oktober 1918 einen letzten aussichtslosen Kampf der Hochseeflotte an. Die Matrosen widersetzten sich diesem Befehl, sodass diese letzte Schlacht nicht stattfand, die den

sicheren Tod für sie bedeutet hätte. Diese Befehlsverweigerung löste weitere Rebellionen aus, die im November auf das ganze Land übergriffen. Die hier beginnende Revolution führte in einigen Großstädten des Deutschen Reiches zu bürgerkriegsähnlichen Szenarien und blutigen Straßenkämpfen, die die herrschenden Monarchen zum Rücktritt zwangen.²⁹

Hinweise darauf, wie das Kriegsende in Heidelberg wahrgenommen wurde und ob es auch hier zu Straßenkämpfen kam, können der Biografie über Emil Maier, der eine herausragende Rolle während der Revolutionszeit spielte, entnommen werden. Die dort genannten Aspekte werden durch einen Zeitungsartikel, der am 9. November 1928 im „Heidelberger Tageblatt“ erschien und die retrospektive Sicht von Christian Stock aufzeigt, einem weiteren wichtigen Akteur jener Tage, ergänzt. Sowohl Christian Stock als auch Emil Maier waren bei Kriegsende Funktionäre der Heidelberger SPD und wurden am 9. November 1918 an die Spitze des Arbeiter- und Soldatenrates in Heidelberg gewählt.³⁰ Da diese Quellen hauptsächlich die Perspektive des Heidelberger Arbeiter- und Soldatenrates abdecken, habe ich nach Hinweisen in der Lokalpresse und auch im Tagebuch des Karl Hampe gesucht, die die Schilderungen stützen.

In Heidelberg wurde der Krieg durch Fliegerangriffe auf Mannheim und Karlsruhe zu einer greifbaren Realität. Nachdem sich die Nachricht von der Befehlsverweigerung der Matrosen in Baden verbreitete, formierten sich auch im Großherzogtum die ersten Protestzüge. Die Ursache für die Revolutionsbewegung in Baden war nicht nur der Matrosenaufstand sondern auch die Kriegsmüdigkeit der Bevölkerung. Aufgrund der unzureichenden Lebensmittelversorgung sowie der schwindenden Hoffnung auf einen endgültigen Sieg brachte diese keinen Durchhaltewillen mehr auf, sodass es auch in Baden zu Befehlsverweigerungen und ersten Protestaufmärschen kam.

Die Revolution in Baden fand ihren Anfang in den Garnisonen Offenburg und Lahr, wo sich die ersten Protestzüge unbewaffneter Soldaten formierten, die u.a. die Freilassung politischer Gefangener und die Rede- sowie Pressefreiheit forderten. Von dort aus griff am 9. November 1918 die revolutionäre Bewegung auf andere badische Städte wie Rastatt, Mannheim und Karlsruhe über.³¹ Auch in Heidelberg marschierte am Nachmittag des 9. November eine Menschenmenge, bestehend aus Soldaten und einigen Zivilisten vom Bahnhof in Richtung Kaserne, wo ein Jägerbataillon stationiert war, um von dort die Revolution in der Universitätsstadt in Gang zu setzen.³¹ Ein Parteigenosse habe Emil Maier über diese Ereignisse in Kenntnis gesetzt, worauf dieser gemeinsam mit dem Genossen Stock zur Kaserne ging, mit dem Ziel, das Kommando über die Menge zu übernehmen.³³ In dem oben erwähnten Artikel des „Heidelberger Tageblatts“ vom 9. November 1928 berichtet Christian Stock rückblickend, dass er bei der Ankunft in der Kaserne einige Zivilisten wahrnahm, die bereits die Plünderung des Nahrungsmittelamtes geplant hätten. Entgegen seinen Erwartungen erschien ihm die Menschenmenge eher „planlos“ als „entschlossen“.³⁴ Beiden Akteuren gelang es, die Führung zu übernehmen, da sich die dort stationierten Offiziere äußerst kompromissbereit zeigten und ihnen widerstandslos die Kommandogewalt übertrugen. Noch am selben Tag wurden Maier und Stock an die Spitze des Arbeiter- und Soldatenrates in Heidelberg gewählt, der einen ruhigen Machtwechsel anstrebte.³⁵ Auch in anderen

badischen Städten bildeten sich die Arbeiter- und Soldatenräte vorwiegend aus Mitgliedern der (Mehrheits-)SPD, da die der Revolutionsfortführung eher zugeneigte USPD aufgrund organisatorischer Defizite in Baden kaum Fuß fassen konnte.³⁶ Durch das schnelle Eingreifen der Funktionäre der Heidelberger SPD konnte auch ein weiterer Umsturzversuch seitens revolutionärer Soldaten verhindert werden, die in der Nacht auf den 10. November aus Mannheim kamen.³⁷ Zusätzlich stellten sich bereits am 10. November alle Heidelberger Regierenden und Amtsinhaber in den Dienst der Räte und der Bevölkerung, was sich positiv auf den ruhigen Ablauf der Revolutionstage auswirkte.³⁸

Der Wunsch des Heidelberger Arbeiter- und Soldatenrates nach einem geordneten und vor allem friedlichen Revolutionsverlauf lässt sich auch daran erkennen, dass dieser schon früh Maßnahmen ergriff, die eine Stabilisierung förderten. Zu diesen Maßnahmen gehörten u.a. das Verbot des Waffenverkaufs, ein Versammlungsverbot und die Aufstellung von zusätzlichen Sicherheitsmannschaften (Volkswehr), die mit einer roten Binde am Arm gekennzeichnet wurden.³⁹ Außerdem kümmerte sich – so Christian Stock weiter – der Arbeiter- und Soldatenrat um eine gerechte Lebensmittelverteilung und organisierte die Rückkehr von Soldaten, die täglich durch Heidelberg zogen und daher auch versorgt werden mussten. Dass diese Maßnahmen erfolgreich waren, ist auch einem Tagebucheintrag Hampes vom 15. November zu entnehmen: „Die jetzt maßgebenden Männer, namentlich Stock, sind vertrauenswürdig und tüchtig; für die Sicherheit, für Ernährung und Unterkunft der rückflutenden Truppen geschieht viel.“⁴⁰ Am 18. November vermerkt Karl Hampe in seinem Tagebuch, dass er von der Revolution nur die roten Armbinden der „Rätemänner“ sähe.⁴¹ Aus diesen Quellen lässt sich schließen, dass die Revolutionstage in Heidelberg ziemlich ruhig abliefen.

Laut Peter Brandt und Reinhard Rürup hat eine „badische Revolution“ nicht stattgefunden. Der Staatsumsturz wurde lediglich durch die Ereignisse in anderen Staaten herbeigeführt. Zwar verfolgten die Arbeiter- und Soldatenräte eine alle Bereiche umfassende demokratische Neuordnung, die jedoch letztendlich nicht erreicht wurde. Die Tatsache, dass sich der Verlauf der Revolution überwiegend friedlich gestaltete, ist auch auf den starken sozialdemokratischen Einfluss innerhalb der badischen Räte zurückzuführen.⁴²

Die Rolle der Volkswehr

Dass die Aufrechterhaltung der Ordnung in Heidelberg während der Revolutionstage gelang, war keineswegs selbstverständlich. Laut dem damaligen Oberbürgermeister Ernst Walz habe durchaus die Möglichkeit bestanden, dass die in Mannheim herrschenden Unruhen auch nach Heidelberg übergriffen.⁴³ Nachdem die in der Kaserne stationierten Soldaten abgezogen waren, die Christian Stock zufolge ihren Beitrag zur friedlich verlaufenden Revolution in Heidelberg geleistet hätten, wurde eine Volkswehr gebildet. Diese Einrichtung ähnelte der Bürgerwehr von 1914, wurde jedoch in Volkswehr umbenannt.⁴⁴ Christian Stock beschreibt die Aufgaben der Volkswehr folgendermaßen: „Der neugebildeten Volkswehr war in der Hauptsache der Schutz des

Bahnhofes, der Lebensmittellager, der Banken und des hiesigen Holzlagers auf dem Bahnhofsgelände übertragen.“⁴⁵

Somit stellte die Volkswehr eine weitere Maßnahme dar, die einen möglichen Ausbruch chaotischer Zustände verhindern sollte. Dem Anschein nach konnten schon eine Plünderung oder die Veruntreuung von Lebensmitteln die friedlichen Verhältnisse in Heidelberg gefährden. Vor allem die Vielzahl der rückkehrenden Soldaten, die durch die Stadt zogen oder auch für eine Zwischenrast verweilten, stellte eine große Herausforderung für die Räte, aber vor allem für die Bevölkerung dar.⁴⁶ Neben der Bewachung von Orten und Einrichtungen kamen noch andere Aufgaben auf die Volkswehr zu. Sie half beispielsweise bei der Einquartierung von durchreisenden Soldaten, die in Heidelberg einen Schlafplatz benötigten, und beschlagnahmte Heeresgut, welches von diesen illegal verkauft wurde. Auch wenn das heimkehrende 110er Infanteriebataillon sich vorerst nicht dem Heidelberger Arbeiter- und Soldatenrat hätte unterordnen wollen, wäre – so Christian Stock – die Volkswehr im Falle einer Konfrontation bereitgestanden. Zu diesen Kampfhandlungen kam es jedoch nicht.⁴⁷ Die Volkswehr half nicht nur bei der Koordination der „Soldatenflut“, sondern spielte bei der Lebensmittelversorgung eine wesentliche Rolle. Der „Pfälzer Bote“ würdigte sie aus bürgerlicher Sicht (deshalb „Bürgerwehr“ genannt) am 12. Dezember 1918 in positiver Weise: „Die Einrichtung der Bürgerwehren war eine notwendige und nützliche Einrichtung. Durch diese waren wir imstande, die Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten, Diebstähle zu unterbinden.“⁴⁸ Mit der Volkswehr verfügten die neuen „Machthaber“ über eine ihnen ergebene Truppe, was auch für den Heidelberger Arbeiter- und Soldatenrat einen Autoritätsgewinn bedeutete.

Die Bewertung der Heidelberger Volkswehr 1918

Nach Kriegsende gab es verschiedene Umstände, die die Aufstellung von neuen Wehrverbänden notwendig erschienen ließen. Zu diesen Umständen gehörte beispielsweise die geordnete Rückführung des Westheeres, aber auch ein viel zu geringer Polizeibestand.⁴⁹ Im Unterschied zur freiwilligen Bürgerwehr von 1914 sollte die Volkswehr vor allem den vom Feld zurückkehrenden Heidelberger Soldaten, die durch das Ende des Krieges von Arbeitslosigkeit und Armut bedroht gewesen wären, eine Tätigkeit ermöglichen, bei der sie ein reguläres Gehalt erhalten sollten.⁵⁰ Diese Arbeitsbeschaffungsmaßnahme wirkte der Gefahr entgegen, die von arbeitslosen Soldaten ausging. Durch die Bezahlung konnten sie von einer möglichen Rebellion abgehalten und dem Arbeiter- und Soldatenrat unterstellt werden. Pro Tag erhielten die Männer der Heidelberger Volkswehr einen Lohn von 10 Mark, wobei sie für ihre Verpflegung und Unterkunft selbst aufkommen mussten.⁵¹ Im Gegensatz zur Bürgerwehr zu Beginn des Krieges besaß die Volkswehr eine weitaus größere militärische Prägung. Beispielsweise behielten die ehemaligen Soldaten, die nun der Volkswehr dienten, ihre Uniformen an und brachten ihre Waffen mit zum Dienst. Zudem wurden die Wachmannschaften während ihres Dienstes abwechselnd von ranghöheren Militärs wie einem Leutnant, vier Offizierstellvertretern sowie einem Feldwebel kontrolliert und agierten daher nicht eigenständig.

Bereits am 16. November 1918 bestand die Volkswehr aus ca. 174 Männern. Im Dezember stieg diese Zahl auf ca. 380 Männer an. Dieser Anstieg könnte mit der bevorstehenden Wahl zur Nationalversammlung im Januar 1919 und der Furcht vor erneuten Unruhen zusammenhängen. Auch eine freiwillige Studentenwehr wurde eigens zu dieser Wahl gebildet und sogar aus den Beständen der Volkswehr mit Waffen ausgestattet.⁵² In ganz Baden hatten sich im letzten Drittel des Jahres 1918 14.500 Männer den badischen Volkswehren angeschlossen.⁵³

Womit lässt sich diese enorme Zahl begründen? Wenn von einer friedlichen Revolution in Baden auszugehen ist, weshalb baute man die Volkswehren weiter aus? Für die Beantwortung dieser Fragen lohnt es sich, einen Blick nach Mannheim zu werfen. Dort führten u.a. die hohe Arbeitslosigkeit sowie die Aufnahme einer Vielzahl von Flüchtlingen im Februar 1919 zu Massenstreiks der Mannheimer Arbeiterschaft. Es ist von 10.000 bis 40.000 Demonstrationsteilnehmern die Rede, die eigenhändig politische Häftlinge befreiten und Einrichtungen zerstörten. Die den Demonstranten gegenüberstehende Volkswehr wurde von der Menschenmenge entwaffnet. Glücklicherweise konnte ein Kompromiss zwischen der Mannheimer SPD und der USPD weitere Gewaltexzesse verhindern.⁵⁴ Trotzdem ist seit März 1919 eine Radikalisierung der badischen Arbeiterschaft zu verzeichnen, die in Baden und vor allem in Mannheim zu militanten Kampfhandlungen fähig war. So führte dort eine Massenkundgebung am 1. Mai 1919 zu einer weiteren Konfrontation zwischen der Volkswehr und den Demonstranten. Dabei starben sogar 13 Menschen und 37 wurden schwer verletzt.

Nachdem die Truppenrückführung abgeschlossen war, stellten sich die badischen Volkswehren der von links kommenden Gewalt entgegen und blieben daher auch nach der überstandenen Revolution eine Zeit lang bestehen. Erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1919 wurde ihr Bestand auf ca. 5000 Mann reduziert. Seit März folgte die Umbenennung der Volkswehr in Einwohnerwehr bzw. Reserve-Miliz-Bataillon, bis sie im Jahr 1920 aufgelöst oder dem regulären Sicherheitsdienst angegliedert wurde. Auch die Spur der Heidelberger Volkswehr verläuft sich in diesem Zeitraum, wobei ein genaues Auflösungsdatum nicht festzustellen ist.

Bilanz

Die Bürgerwehr von 1914 und die spätere Volkswehr von 1918 wiesen zunächst strukturelle Ähnlichkeiten auf. Eine vergleichbare Namensliste, wie sie im Falle der Bürgerwehr geführt wurde, gab es für die Volkswehr nicht. Vermutlich hatte die heikle politische Lage nach Kriegsende zur Folge, dass die dafür verantwortlichen Stellen vorerst andere wichtigere Aufgaben zu bewältigen hatten, als seitenlange Listen zu schreiben. Beide Formationen agierten jedoch unter Zeitumständen, die kaum verschiedener hätten sein können. Dadurch unterschieden sich vor allem ihre Aufgabenbereiche und der jeweilige Nutzen sehr voneinander.

Ein Blick auf die Heidelberger Volkswehr von 1918 zeigt, dass diese eine weitere Maßnahme des Arbeiter- und Soldatenrates darstellte, um zunächst die Hürden der Niederlage und der Revolutionszeit möglichst friedlich „überstehen“ zu können. Die Volkswehr unterstützte dieses Vorhaben, indem sie die Einquartierung und Versor-

gung von durchziehenden Soldaten organisierte, aber auch die für die Stadt wichtigen Lebensmittel bewachte. Kam es zu Zwischenfällen, bei denen sich die durchreisenden Soldaten nicht dem Heidelberger Arbeiter- und Soldatenrat unterordnen wollten, so stand die Volkswehr hinter den neuen „Befehlshabern“. Da es laut Zeitzeugenberichten und Sekundärliteratur in Heidelberg zu keinen gewaltsamen Straßenkämpfen während der Revolutionszeit kam, diente die Heidelberger Volkswehr letztendlich nur präventiven Zielen, wobei ihr Nutzen relativ hoch eingeschätzt werden kann.

Von einem hohen Nutzen der Bürgerwehr von 1914 kann jedoch nicht die Rede sein. Den verwendeten Quellen zufolge vertraten einige Bewohner Heidelbergs seit Kriegsbeginn die Ansicht, dass die in der Stadt verbliebenen Ausländer (Studenten, Touristen etc.) als Spione tätig seien und hinterhältige Angriffe planten. Jede verdächtige Person wurde der Spionage bezichtigt, auch wenn es hierfür keinerlei Beweise gab. Dass es zu regelrechten „Hetzjagden“ kam, lässt sich auf die extreme Situation der ersten Kriegsmonate zurückführen. Das Gefühl „in einer Welt von Feinden“ zu leben, artikuliert sich in der Jagd auf die „inneren Feinde“. Ob die Bürgerwehr dieses Gefühl eher bestärkte oder dem eher entgegengewirkte, kann nicht genau gesagt werden. Da es jedoch in Heidelberg keine Spione gab und die hiesigen Ausländer mehrheitlich schon vor Kriegsausbruch in der Stadt lebten, bestand der einzige Nutzen der Bürgerwehr darin, die Bevölkerung zu beruhigen. Schon nach wenigen Monaten merkten die Menschen, dass dieser Spionagewahn unbegründet war. Der Fokus verlagerte sich jetzt auf andere Dinge (Sorge um Verwandte oder Bekannte, die im Feld standen; schwierigere Lebensbedingungen; Zukunftsängste), sodass die Bürgerwehr ihre einstige Existenzgrundlage verlor.

Anmerkungen

- 1 Die Grundlage für diesen Aufsatz bildet eine Hausarbeit zum Thema Heidelberger Bürgerwehr, die ich im Sommersemester 2014 an der PH Heidelberg bei Prof. Manfred Seidenfuß verfasste. Für die Unterstützung meiner Forschungen im Stadtarchiv Heidelberg (StAH) danke ich den dortigen Mitarbeitern/innen.
- 2 Tagebuch der Margarethe Schmidt, die zum Zeitpunkt des Kriegsbeginns in der Gemeinde Rohrbach wohnte und deren Tagebuch (Zeitraum: 27. Juli 1914 bis ins Jahr 1919) im Stadtarchiv (StAH H 250) aufbewahrt wird. Eintrag vom 2.8.1914.
- 3 Thomas Flemming, Bernd Ulrich: Heimatfront. Zwischen Kriegsbegeisterung und Hungersnot. Wie die Deutschen den Ersten Weltkrieg erlebten, München 2014, S. 42. Zur Stimmung in der Bevölkerung jetzt Kai Gräf: Kriegsbegeisterung und geistige Mobilmachung: Das „Augusterlebnis“ in Heidelberg, in Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 19, 2015, Heidelberg 2014, S. 87–104, hier S. 95f.
- 4 Heidelberger Tageblatt (HT) Nr. 180 vom 5.8.1914.
- 5 Schreiben des Innenministeriums vom 14.8.1914 und des Großh. Bezirksamtes Heidelberg vom 20.8.1914 (StAH UA 185/8).
- 6 Namensliste der Bürgerwehr Heidelberg (StAH UA 185/8), in der alle Angaben zur Person (Name, Alter, Adresse, Beruf, Bewaffnung) festgehalten wurden.
- 7 Folker Reichert: Gelehrtes Leben. Karl Hampe, das Mittelalter und die Geschichte der Deutschen, Göttingen 2009, S. 107–113.
- 8 Heidelberger Zeitung (HZ) Nr. 183 vom 8.8.1914.
- 9 Schreiben des Innenministeriums (wie Anm. 5).
- 10 HT Nr. 181 vom 6.8.1914.
- 11 Listenverzeichnis der Bürgerwehr mit dem Dienst am neuen Güterbahnhof vom 12.8.1914 (StAH UA 185/10).

- 12 Die Wachen in Schlierbach vom 14.8.1914 (StAH UA 185/10).
- 13 Flemming, Ulrich (wie Anm. 3), S. 42f.
- 14 HZ Nr. 198 vom 26.8.1914.
- 15 Namensliste (wie Anm. 6).
- 16 Flemming, Ulrich (wie Anm. 3), S. 48.
- 17 Vgl. die Austrittsschreiben einiger Bürgerwehrmänner im Zeitraum August bis Oktober 1914 (StAH UA 185/8).
- 18 Christian Stachelbeck: Deutschlands Heer und Marine im Ersten Weltkrieg, München 2013, S. 107.
- 19 Frank-Lothar Kroll: Geburt der Moderne. Politik, Gesellschaft und Kultur vor dem Ersten Weltkrieg, Berlin, Brandenburg 2013, S. 70f.
- 20 Reichert (wie Anm. 7), S. 81.
- 21 Vgl. Michael Braun: Emil Maier 1876–1932. Eine politische Biographie (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg. H. 7), Heidelberg 1997, S. 40.
- 22 Vgl. Oliver Janz: 14 – Der große Krieg, Frankfurt a.M. 2013, S. 186.
- 23 Vgl. die Aufzeichnungen über die Patrouillen der Bürgerwehr (StAH UA 185/8).
- 24 HZ Nr. 180 vom 5.8.1914.
- 25 Schmidt (wie Anm. 2), Eintrag vom 3.8.1914.
- 26 Karl Hampe: Kriegstagebuch 1914–1919. Hg. von Folker Reichert und Eike Wolgast, München 2004, S. 101, Eintrag vom 5.8.1914.
- 27 Vgl. die Liste der ausgegebenen Fußwegkarten (StAH UA 185/10).
- 28 Vgl. Schreiben des Innenministeriums (wie Anm. 5).
- 29 Hans-Ulrich Wehler: Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949, Bonn 2010, S. 176–191.
- 30 HT Nr. 263 vom 9.11.1928 und Braun (wie Anm. 21), S. 100. Die Ereignisse von 1918/19 in Heidelberg beschreibt auch Walter Mühlhausen: Christian Stock 1910–1932. Vom Heidelberger Arbeitersekretär zum hessischen Ministerpräsidenten (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg. Sonderveröffentlichungen 6), Heidelberg 1996, S. 41–49, Abdruck des HT-Artikels auf S. 117–133.
- 31 Peter Brandt, Reinhard Rürup: Volksbewegung und demokratische Neuordnung in Baden 1918/19. Zur Vorgeschichte und Geschichte der Revolution, Sigmaringen 1991, S. 73–75.
- 32 Vgl. Reichert (wie Anm. 7), S. 142.
- 33 Braun (wie Anm. 21), S. 99.
- 34 HT Nr. 263 vom 9.11.1928.
- 35 Braun (wie Anm. 21), S. 100.
- 36 Brandt, Rürup (wie Anm. 31), S. 78.
- 37 Braun (wie Anm. 21), S. 101.
- 38 HZ Nr. 264 vom 11.11.1918.
- 39 Braun (wie Anm. 21), S. 101.
- 40 Karl Hampe (wie Anm. 26), S. 782.
- 41 Ebd. S. 784.
- 42 Vgl. Brandt, Rürup (wie Anm. 31), S. 145f.
- 43 Vgl. Braun (wie Anm. 21), S. 102.
- 44 Vgl. den Bericht über die Prüfung der Listen- und Rechnungsführung der Heidelberger Volkswehr (StAH UA 185/9).
- 45 HT Nr. 263 vom 9.11.1928.
- 46 Braun (wie Anm. 21), S. 104.
- 47 Vgl. HT Nr. 263 vom 9.11.1928.
- 48 Pfälzer Bote (PB) Nr. 288 vom 12.12.1918.
- 49 Brandt, Rürup (wie Anm. 31), S. 112.
- 50 Vgl. die Besprechung der Bürgerwehr (StAH VA Rohrbach 55/2).
- 51 Diese und die folgenden Angaben aus Bericht (wie Anm. 44).
- 52 Dazu StAH UA 185/7.
- 53 Brandt, Rürup (wie Anm. 31), S. 114f.
- 54 Zu den Ereignissen in Mannheim: Brandt, Rürup (wie Anm. 31), S. 115f., 131–134.

**Tausch-
und Verschenkmarkt
Heidelberg**

www.heidelberg.de/abfall



WENIGER ABFALL

MEHR HEIDELBERG

Reinhard Riese

Schützengraben, Nagelkreuz und Kriegsausstellung

Kriegspropaganda in Heidelberg 1915/16

„Liebe Mitbürger! Als der gewaltige Kampf ausgebrochen war, in dessen Mitte wir jetzt stehen, da drangen in rascher Aufeinanderfolge die Nachrichten von Siegen und Fortschritten unseres Heeres zu uns in die Heimat, so daß wir hoffen konnten, wie vor 40 Jahren in Bälde einen entscheidenden Sieg erleben zu dürfen. Es ist anders geworden. Die Uebermacht, die uns von allen Seiten bedrängte, war zu groß, die Arbeit, die unsere Heere zu leisten hatten, zu gewaltig, sodaß wir bald erkennen mußten, daß noch schwere Kämpfe und ein langes mühevolleres Ringen erforderlich seien, und daß die gebrachten Opfer an Gut und Blut noch ganz gewaltig anwachsen müssen, ehe wir den ersehnten Tag des Sieges erleben würden.“¹

So Oberbürgermeister Ernst Walz (1859–1941; OB seit 1914) am 29. November 1915 auf dem Ludwigsplatz (heute: Universitätsplatz), als dort einige erbeutete belgische Geschütze aufgestellt wurden. Seine Worte spiegeln recht gut die Gefühle wider, die die deutsche und die Heidelberger Bevölkerung seit August 1914 durchlebt hatten. Zunächst die Euphorie der ersten Kriegsmonate und die sichere Erwartung eines schnellen Sieges im Westen („Weihnachten sind wir wieder zu Hause“). Nach den deutschen Niederlagen an der Marne und beim „Wettlauf zum Meer“ blieb der nach dem Muster von 1870/71 als Bewegungskrieg geplante Krieg an der Westfront schon Ende November 1914 stecken. Es folgte ein extrem verlustreicher Stellungskrieg auf beiden Seiten; der Frontverlauf änderte sich bis Anfang 1918 nur unwesentlich.

„Es ist anders geworden“: Aus diesem Satz von OB Walz könnte man Nachdenklichkeit, Ernüchterung und Enttäuschung ablesen. Aber es folgen Durchhalteparolen und Hoffnung auf „einen endgültigen Sieg“. Wie gelang es trotz der gewaltigen Opferzahlen an der Front und trotz der wachsenden Entbehrungen in der Heimat ein solches Maß an Durchhaltewillen, Vertrauen in die militärisch-politische Führung und Siegeszuversicht aufrecht zu erhalten? Welche Versuche wurden in Heidelberg unternommen, um der Zivilbevölkerung das Kriegsgeschehen auf anschauliche Weise zu vermitteln, die Kluft zwischen Heimat und Front zu verringern, die Solidarität mit den Soldaten zu festigen und den Glauben an einen deutschen Sieg zu stärken?

Wie in anderen Universitätsstädten ergriffen zunächst die Hochschullehrer mit Vorträgen und Reden die Meinungsführerschaft. In Heidelberg wurden sogar zwei unterschiedliche Vortragsreihen angeboten und vor allem in den ersten Kriegsjahren gut besucht.² In der Aula des neuen Kollegienhauses (an der Stelle der heutigen Neuen Universität) hielten Professoren „Wissenschaftliche und gemeinverständliche Vorträge“ über historisch-politische, ökonomische, medizinische und weltanschauliche Themen: vom September 1914 bis Februar 1916 immerhin 29 Vortragsabende. Nach einer beinahe einjährigen Unterbrechung fanden im Januar/Februar 1917 noch zwei Vorträge statt. Bezeichnenderweise war der Obertitel jetzt von „Der Krieg“ in „Krieg und Frieden“ geändert worden! Eine breitere Öffentlichkeit wurde mit den „Vaterlän-

dischen Volksabenden“ angesprochen. Initiator war der Kirchenhistoriker Hans von Schubert (1859–1931, seit 1906 in Heidelberg), der im Krieg eine äußerst rührige patriotische Tätigkeit entwickelte. Die Abende fanden an unterschiedlichen Orten in den Stadtteilen und Vororten statt und boten dem Besucher abgesehen von dem Sachvortrag mit Gedichten und Musik auch etwas für das Gemüt. Über aktuelle politische oder militärische Aspekte des Krieges referierten Fachleute, zu einem Drittel auch Professoren. Von Oktober 1914 bis Oktober 1918 wurden insgesamt 63 Abende veranstaltet, zunächst zweimal im Monat, dann in monatlichem Abstand – ohne Unterbrechung fast bis zum Waffenstillstand 1918. Eine realistische Anschaulichkeit und Nachvollziehbarkeit des Kriegsgeschehens konnten Vorträge freilich nur bedingt leisten.

Der Heidelberger Musterschützengraben

In der Vorstellung der Deutschen hatte sich – wie bei Ernst Walz zu erkennen – das Bild eines Krieges wie 1870/71 festgesetzt. Das Symbol des neuen Krieges, des Stellungen- und Grabenkrieges aber war der Schützengraben. Um der Zivilbevölkerung davon ein anschauliches Bild zu vermitteln, wurden in zahlreichen Städten von den örtlichen Garnisonen Musterschützengräben errichtet.³ Das Grabensystem war in Originalgröße angelegt und enthielt die wichtigsten Bestandteile wie Lauf- und Kampfgräben, Unterstände, Beobachtungsstände und Schießscharten, Drahtverhau, Latrinen usw. In der Regel war es nach Westen gegen den „Feind“ ausgerichtet und wurde auch zu militärischen Übungszwecken genutzt. Welche Absichten waren mit diesem neuartigen Anschauungsinstrument verbunden? Wie in einem Freilichtmuseum konnten sich die Besucher frei bewegen und sollten durch eigenes räumliches Erleben ein vorgeblich authentisches Bild von der Frontrealität gewinnen. Der Bau sollte die technische Überlegenheit der deutschen Kriegsführung und die Unüberwindbarkeit der Anlage vermitteln, damit zugleich ein Gefühl der Sicherheit für die Zivilbevölkerung. Natürlich diente der Musterschützengraben als Propagandamittel und befriedigte zugleich die Schau- und Neugierde der Zivilisten. Der Krieg wurde als eine Art Erlebnis inszeniert. Die Einnahmen aus dem Eintrittsgeld erhielt das Rote Kreuz für die Pflege von Verwundeten und für die Unterstützung der Kriegshinterbliebenen. Bis in das Jahr 1916 hinein waren die Schauschützengräben gut besucht; angesichts der blu-

Heidelberger Schützengraben.



Grundriss des Heidelberger Schützengrabens vom Sommer 1915 (Rede, wie Anm. 5)

weiligen Anschauungsinstrument verbunden? Wie in einem Freilichtmuseum konnten sich die Besucher frei bewegen und sollten durch eigenes räumliches Erleben ein vorgeblich authentisches Bild von der Frontrealität gewinnen. Der Bau sollte die technische Überlegenheit der deutschen Kriegsführung und die Unüberwindbarkeit der Anlage vermitteln, damit zugleich ein Gefühl der Sicherheit für die Zivilbevölkerung. Natürlich diente der Musterschützengraben als Propagandamittel und befriedigte zugleich die Schau- und Neugierde der Zivilisten. Der Krieg wurde als eine Art Erlebnis inszeniert. Die Einnahmen aus dem Eintrittsgeld erhielt das Rote Kreuz für die Pflege von Verwundeten und für die Unterstützung der Kriegshinterbliebenen. Bis in das Jahr 1916 hinein waren die Schauschützengräben gut besucht; angesichts der blu-

tigen Realität der Materialschlachten um Verdun und an der Somme verloren sie ihre Anziehungskraft.

Der „Heidelberger Schützengraben“ wurde am Himmelfahrtstag des Jahres 1915 (13. Mai) für das Publikum freigegeben.⁴ Nach dem Vorbild anderer Städte entstand er in Zusammenarbeit von Militär und hiesigem Roten Kreuz, dem das geringe Eintrittsgeld zugutekam. In knapp elf Tagen hatten 80 Mann der hier stationierten Jägereinheit die Anlage fertig gestellt. Sie war nach Westen ausgerichtet, und zwar am Kirchheimer Weg in unmittelbarer Nähe zur Exerzierhalle und zur neu erbauten Grenadierkaserne (nach 1945 jahrzehntelang die „Patton Barracks“). Damals diente die Kaserne als Lager für kriegsgefangene Offiziere.

Die Eröffnungsansprache hielt in Anwesenheit zahlreicher Honoratioren der Theologe Hans von Schubert, der seit der Berufung von Ernst Troeltsch nach Berlin seine Rolle als Heidelbergs Kriegsprediger und Kriegsseelsorger gefunden hatte. Seine Rede wurde mit dem üblichen patriotischen Pathos vorgetragen; auffällig sind die inneren Widersprüche seiner Darstellung: Der Schützengraben sei ein überraschend neues Element des Krieges, das die Militärstrategen aber schon vorher gekannt hätten. Der Mustergraben biete ein getreues Abbild der Front, allerdings könne er nie das wiedergeben, was dort wirklich geschehe. Einerseits konstatiert von Schubert die großen Fortschritte der Kriegstechnik und verherrlicht gleichzeitig in einer merkwürdigen Regression den Schützengraben-Kampf, der „den Soldaten ganz anders und viel dauernder zur Natur zurückführt, zu den allereinfachsten Lebensbedingungen“. Der Krieg in dieser Form sei „der Erzieher zur Einfachheit“ und führe „in das Zeitalter des Höhlenmenschen und in die Lage des erfindungsreichen Robinson zurück“. Die Länge des Krieges werde bei Soldaten und Zivilbevölkerung charakterliche Werte wie „Tapferkeit und Manneszucht, Ausdauer und Selbstüberwindung“ stärken.⁵

In den Presseberichten werden die Realitätstreue, technische Perfektion und Verteidigungsfähigkeit besonders hervorgehoben. Dem „Heidelberger Tageblatt“ zufolge hatten die Erbauer viel Mühe und Phantasie darauf verwendet, die Unterstände recht gemütlich und häuslich erscheinen zu lassen: Wanduhr, Bilder, Möbel, Graffiti wie „Bomberfeindin“ und „Gasthaus zum blutigen Knochen“. Es sei „eine Anlage, die heute eigentlich jeder Deutsche kennen muß, die Wohnung von Millionen unserer Brüder im Felde“.⁶ Der Berichterstatter der „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ vermeidet eine solche Verharmlosung. Neben ironischen Bemerkungen über die Kriegsgefangenen, die aus den Kasernenfenstern „wohlwollend mit recht beruhigten Gefühlen auf die verschlungene Grabenlinie“ blickten, spricht er deutlich die Unterschiede zwischen Modell in der Heimat und Realität an der Front an:

„Man kann diesen Schützengraben durchwandern, ohne von der Furcht angefallen zu werden, das Interesse eines unangenehmen feindlichen Scharfschützen zu erwecken. Der Kriegsschauplatz scheint in die friedliche Heimat verpflanzt. [...] Die Wege sind schmal und gebeugt wandert man in dieser engen Welt, die so sehr an allerlei Gefahren erinnert. Man entsteigt dieser befremdlichen Welt.“⁷

In den folgenden Wochen kombinierte das Heidelberger Publikum in großer Zahl den Sonntagsspaziergang vor die Tore der Stadt mit der Besichtigung des Schützengrabens. Über die Gefühle der Menschen, die das Grabensystem im Sonntagsstaat durch-



Militärische Vorführung im Heidelberger Schützengraben (Foto: Max Kögel. StAH BILDA 965)

wanderten, ist wenig bekannt. Haben sie die ungeheure Diskrepanz zwischen dem Modell und der Realität einige 100 km weiter westlich empfunden? Schließlich handelte es sich nicht um das Freilichtmuseum eines Römerkastells oder vorgeschichtliche Wallanlagen! In den Tagebucheinträgen des Mediävisten Karl Hampe (1869–1936, seit 1903 in Heidelberg) und der Rohrbacherin Margarethe Schmidt (1863–1938) ist von einem Unbehagen nichts zu spüren. Hampe besuchte im Juli 1915 mit seinen drei ältesten Kindern den Schützengraben und schreibt:

„Er interessierte die Kinder glühend und gab tatsächlich einen guten Eindruck. Auch die Beobachtung der zahlreichen französischen, russischen, belgischen, englischen Offiziere im nahen Gefangenlager, wie sie Tennis spielten, turnten oder Märsche machten, war interessant.“⁸

Als Margarethe Schmidt die gefangenen Offiziere bei ihren Freizeitaktivitäten beobachtete, wurde sie von solchen Hassgefühlen überwältigt, dass sie das Gelände in Zukunft mied.⁹ Freilich klebte sie ein Blatt mit dem Grundriss des Schützengrabens zur Erinnerung in ihr Tagebuch ein und vermerkte penibel den Standort der Kaserne und des Güterbahnhofs. Die Nähe des Heidelberger Schützengrabens zum Gefangenlager war zufällig und bedingt durch das zur Verfügung stehende Gelände. Dass hier in einer Art Kriegsspiel „anstelle der Feinde nur Gefangene als Statisten auftraten“ (Susanne Brandt) oder „in der Rolle eingreifender Feinde auf die Besucher und Besucherinnen im Schützengraben zustürmen mussten“ (Britta Lange), ist in den Quellen nicht belegt und entspringt reiner Phantasie.¹⁰

Die Besichtigung des Musterschützengrabens löste in der Bevölkerung offensichtlich ein Bedürfnis nach weiteren Informationen aus, dem die Presse Rechnung zu tragen versuchte. Die „Heidelberger Zeitung“ druckte am 25. Mai 1915 „Ein Gedicht aus dem Schützengraben“ ab, das der Verfasser (Alfred) schon am 8. Mai nach Hause

geschickt hatte. Über die Wirklichkeit des Krieges sagt es nichts aus; in höchsten Tönen verherrlicht der Soldat den Kampf des deutschen Heeres, das siegreich in Feindesland stehe, und rechnet mit einem baldigen Sieg.¹¹ Von diesem wirklichkeitsfremden Nationalismus heben sich zwei weitere Zeitungsbeiträge deutlich ab. „Im Schützengraben“ betitelt G. Spengel seinen persönlichen Erfahrungsbericht: Lebensgefahr durch Granatenbeschuss und feindliche Scharfschützen, Dauerregen und Schlamm, gefährliche Schanzarbeit an unterirdischen Minenstollen. Nur selten bleibe ein Augenblick der Ruhe, in dem Spengel „von vergangenen Zeiten von dem schönen Heidelberg“ träumen kann. „Aber was hilft’s, hindurch für Kaiser und Vaterland.“¹² Noch desillusionierender ist der Bericht aus der „Kölner Zeitung“, den die „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ am 26. Juni 1915 abdrucken, um der Verharmlosung des Stellungskrieges in Witzen und Sketchen entgegenzutreten. Der Artikel „Das Leben im Schützengraben“ ist frei von jedem Pathos und schildert den Alltag der Soldaten, „die ernste und grausige Wirklichkeit“ in schonungsloser Offenheit. Das Leben der Soldaten im Schützengraben – „ist es nicht schlimmer als das der Höhlentiere?“ „Unter steter Lebensgefahr“ sei nachts kaum an Schlaf zu denken. „Bei Tage aber ist die ganze Existenz eine einzige fieberhafte Spannung.“ Denn jederzeit müsse man mit einem feindlichen Angriff rechnen. „Das Höllenchaos, das dann über diese Gräben hereinbricht, ist ohne Zweifel die stärkste Probe, die den Nerven der Menschheit seit Urbeginn der Geschichte zugemutet wird.“¹³ Der Heimat erteilt der Verfasser den Rat, über den Siegen in Galizien und an der Ostfront den verlustreichen Grabenkrieg im Westen nicht zu vergessen. Keine Spur von nationaler Begeisterung und Siegeszuversicht. Erstaunlich ist es, dass die Zensur diesen Artikel ungehindert passieren ließ, der eine ganz andere Sicht als die offizielle Propaganda vermittelte. Erstaunlich auch, dass eine solch ungeschminkte Schilderung die Leser nicht nachdenklich gemacht hat.

Das Rote Kreuz in Heidelberg

„Als halboffizielle, mit Staat, Militär und Gesellschaft des Kaiserreichs eng verbundene Organisation übernahm das Rote Kreuz im Auftrag der Regierung Aufgaben, für die es infolge seiner Organisationsdichte besonders geeignet war“.¹⁴ Verwundetentransporte, Lazarette, Hinterbliebenen-Unterstützung, Betreuung von Flüchtlingen und Kriegsgefangenen, Sammlung von kriegswichtigen Rohstoffen, Nahrungsmitteln und Geld waren seine Betätigungsfelder im Krieg. Der Einsatz des Roten Kreuzes entsprang einer entschiedenen national-monarchischen Gesinnung und einem unerschütterlichen Siegeswillen.

Die Bezirksorganisation in Heidelberg bestand aus 10 Hauptabteilungen und 81 Zweigstellen mit 600 Mitarbeiterinnen und 1500 Mitarbeitern. Während des Krieges arbeiteten 2749 Personen mit, davon 1436 ehrenamtliche Helfer, unter ihnen 776 Frauen. Die finanziellen Einkünfte, die in den Kriegsjahren durch Sammelaktionen, Spenden und Eintrittsgeldern eingenommen wurden, betragen 2 044 653 Mark.¹⁵ An der Spitze des hiesigen Bezirksausschusses standen seit Kriegsbeginn zwei promovierte Juristen mit Verwaltungserfahrung. Der 1. Vorsitzende Eugen von Jagemann

(1849–1926) hatte als Ministerialbeamter und Gesandter in badischen Diensten Karriere gemacht und sich im Ruhestand 1903 in Heidelberg niedergelassen. Als ordentlicher Honorarprofessor lehrte er an der Universität Öffentliches Recht und war in der Wirtschaft als Aufsichtsratsmitglied und Syndikus tätig. Demnach verfügte er über gute Kontakte zu Verwaltung, Armee, Universität und Industrie. Sein Stellvertreter Karl von Braunbehrens (1866–1919) war Staatsanwaltschaftsrat.¹⁶ Beide entfalteten seit 1914 eine intensive Tätigkeit. Fast alle in dieser Studie vorgestellten Aktionen wurden vom Bezirksausschuss angeregt, mitgeplant und organisiert. Eine rührige Pressestelle veröffentlichte in den Zeitungen fast täglich „Tagesberichte vom Roten Kreuz“, um die vielfältigen Aktivitäten und die Ehrungen seiner Mitglieder ins rechte Licht zu rücken. Neben Stadtverwaltung und Militärbehörde prägte das Rote Kreuz das öffentliche Leben in Heidelberg während der Kriegsjahre entscheidend mit.

Das „Kreuz in Eisen“

Wie eine Epidemie – so Gerhard Schneider – breitete sich im Jahre 1915 in Deutschland und in Österreich ein Brauch aus, der aus heutiger Sicht fremd, ja atavistisch erscheint: das Nageln.¹⁷ Seinen Ursprung hatte es in Wien; dort wurde am 6. März 1915 auf dem Schwarzenbergplatz als Kriegswahrzeichen ein „Eiserner Wehrmann“ aufgestellt. Vorbild war vielleicht der „Stock in Eisen“ in der Nähe des Stephansdomes. Bald folgten Städte und Gemeinden in Deutschland; insgesamt sind ca. 1000 Standorte nachgewiesen. Die Nagelfiguren waren aus Holz und wurden von den Spendern „genagelt“, also mit Nägeln versehen. Als Figuren wurden in unserer Region verwendet: Stadtsymbole wie die Rolandsfigur (Mannheim), eine Säule (Mainz), ein Anker (Weinheim), ein Nagelbaum (Freiburg), das Stadtwappen (Heidelberg-Rohrbach¹⁸, Ludwigshafen, Speyer) und in den meisten Fällen das Eisernen Kreuz (Darmstadt, Frankenthal). Andere Darstellungen waren die Ritterfigur „Eisenhart“ (Heilbronn), eine 12,50 m hohe Hindenburg-Figur (Berlin) und eine überlebensgroße Tirpitz-Figur (Wilhelmshaven). Die beiden letzteren gigantischen Skulpturen wurden schon damals kritisiert: sie seien künstlerisch fragwürdig und zudem sei es geschmacklos, das Bild lebender Personen zu nageln.¹⁹

In Heidelberg wurde eine Tafel mit dem Eisernen Kreuz, das „Kreuz in Eisen“, am 26. Juni 1915 im Garten der Städtischen Sammlungen (heute: Kurpfälzisches Museum) enthüllt. Die Tafel (190 x 190 cm) wurde in der Fuchs-Waggon-Fabrik angefertigt; sie bestand aus Silberpappel- und Eichenholz, die Kanten waren mit einem Winkeleisen eingefasst. Im Freien schützte sie ein kleiner Pavillon. Als Motiv diente der 1813 gestiftete, 1870 und 1914 erneuerte preußische Orden. Er trug die Krone, den Buchstaben „W“ für Wilhelm und die Jahreszahl „1914“. Initiator war der Bezirksausschuss des Roten Kreuzes; gestiftet hatte es dessen 2. Vorsitzender Karl von Braunbehrens. Die Spender konnten einen schwarzen eisernen Nagel für eine Mark, einen silberfarbenen für drei Mark (Zusatzstufe mit Prägung „1914“, „W“ oder einer Krone) erwerben. Jeder Spender erhielt eine Bescheinigung, die sich nach der Spendenhöhe in der Farbe unterschied, und einen schwarz-weiß-roten Anstecker.²⁰ Das materielle Ziel dieser Aktion war es, möglichst viele Spenden für das örtliche Rote Kreuz zu erlangen (erhofft waren



Das „Kreuz in Eisen“ im Garten der Städtischen Sammlungen (STAH BILDA 6679)

45 000 Mark), das ideelle Ziel, die Kriegsbereitschaft und Leidenschaft der Bürger zu stärken. War das Eisenerne Kreuz vollständig benagelt, symbolisierte es den eisernen Panzer, mit dem die Stadt sich und das Reich wehrhaft vor den Feinden schützte. Der Wunsch der „Stiftung Nationalgabe“, drei Viertel des Erlöses deutschlandweit zu verteilen, wurde von den badischen Oberbürgermeistern am 22. November 1915 abgelehnt mit der Begründung, die örtlichen Hilfskomitees benötigten das Geld dringender.

Gleichzeitig mit dem Nagelkreuz wurde das dazugehörige Buch, das „Buch in Eisen“, der Öffentlichkeit übergeben, das der o. Honorarprofessor für deutsche Literaturgeschichte Max Freiherr von Waldberg (1858–1938, seit 1903 in Heidelberg) gestiftet hatte. Der prächtige Band im Quart-Format (29 x 22 cm; 9,5 cm dick) hat einen hölzernen, mit Leder bespannten Einband. Dieser ist mit Schmuckelementen aus Messing beschlagen, in der Mitte ein Abbild des „Eisernen Kreuzes“. In einer Vertiefung des hinteren Buchdeckels sind Hammer, zwei Nägel und Spendenabzeichen eingelegt.²¹ Nach dem Einschlagen eines Nagels hatte der Spender die Möglichkeit sich in diesem Buch mit seinem Namen und evtl. einem Sinnspruch zu verewigen.

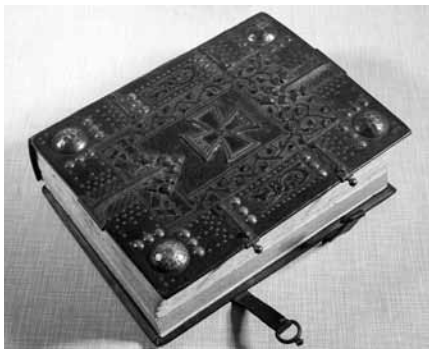
Von Braunbehrens hatte einen besonderen Zweigausschuss für das Heidelberger „Kreuz in Eisen“ gegründet und lud die Honoratioren der Stadt zur Enthüllung am 26. Juni 1915 ein.²² Ordensträger des Eisernen Kreuzes, Sanitätsmannschaften und freiwillige Helfer des Roten Kreuzes bildeten ein festliches Spalier. Umrahmt von der üblichen patriotischen Musik („Deutschland hoch in Ehren“, „Heil Dir im Siegerkranz“ und „Deutschland, Deutschland, über alles“) hielt von Waldberg als Stifter des Buches eine „Weiherede“:

„Er würdigte die historische und symbolische Bedeutung des ‚Kreuzes in Eisen‘, aus dem das ‚Eiserne Kreuz‘ werden solle, das die Heidelberger sich selbst verleihen für ihren Opfermut

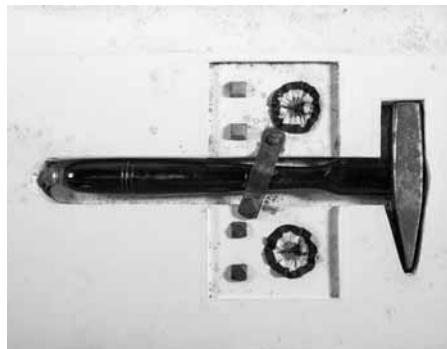
und treues Durchhalten. Auch wir wollen jetzt für den ‚heiligen Krieg‘ hier einen Kreuzzug unternehmen zum Kreuz in Eisen, das als Symbol des Glaubens auch unseren Glauben bestärken soll, das aber auch als Zeichen der Tapferkeit den Dank für unsere Helden darstellt.“²³

Bemerkenswert ist die religiöse Überhöhung, die von Waldberg diesem „Weiheakt“ verlieh. In seiner Erwiderung dankte von Jagemann den Stiftern von Kreuz und Buch sowie der Stadtverwaltung für die Bereitstellung des Platzes. Heidelberg sei eine „Stadt besonderer Art, eine Vermählung tüchtigen Bürgersinns und akademischen Idealismus und reich an geschichtlichen Grundlagen“. Heidelberg „habe sich allzeit fürs Vaterland schwungkräftig erhoben.“ Anschließend wurde das „Kreuz in Eisen“ enthüllt und der Stadt in Person von OB Ernst Walz übergeben. Er versicherte, „daß Heidelberg das Kreuz in Eisen allezeit treu bewahren wolle als ein Zeichen des Opfermutes seiner Söhne draußen im Feld und seiner Bürger daheim“. Er erneuerte das „Gelöbnis, treu auszuhalten im Kampf und treu festzuhalten in selbstloser Hingabe am großen deutschen Vaterland“.²⁴

Jetzt begann die Heidelberger Prominenz mit der Nagelung, meist begleitet von markigen Sinnsprüchen; die erste war die Prinzessin von Sachsen-Weimar („In Treue fest!“). In der Folgezeit war das Nagelkreuz täglich von 10 bis 20 Uhr zugänglich; 45 Damen und 15 Herren teilten sich die Aufsicht, aufgeteilt in vier Stunden zu jeweils vier Personen. Besonders groß war der Andrang der Spender an den Feiertagen des Sommers 1915. Zum Geburtstag der badischen Großherzogin Luise (3. Dezember) nagelten Anfang Dezember 1915 800 Volksschülerinnen, im Januar/Februar 1916 ebenso viele Volksschüler aus Anlass des kaiserlichen Geburtstages (27. Januar). Die Jugendlichen zahlten nur den halben Preis von 50 Pfennigen. Manchmal war die Nagelung ein Geschenk für männliche Jugendliche zum 15. oder 16. Geburtstag. Nicht selten traten Gruppen zum gemeinsamen Nageln an, z.B. die Harmonie-Gesellschaft, Handwerksbetriebe, Banken und Zeitungsredaktionen, Freizeit- und Sportvereine (u.a. „Heidelberger Ruder Klub“, „Schwimmklub Nikar“), Studentenverbindungen und Lazarettinsassen.²⁵ Mit seinen Kindern besuchte Karl Hampe am 25. Juli 1915 den Museumsgarten. Das Einschlagen der Nägel „machte den Kindern doch Eindruck“. Als Sinnspruch trug er ein: „Durchhalten im Geiste des August 1914.“²⁶ Im Winter 1915/16 war das Nagelkreuz im Gebäude der Städtischen Sammlungen untergebracht. Aus Anlass der Kriegsaus-



Das „Buch in Eisen“ (Foto: Knut Gattner. StAH BILDA 6673)



Hammer, Nägel und Spendenabzeichen (Foto: Knut Gattner. StAH BILDA 6674)

stellung (27. Mai bis 25. Juni 1916) wurde es in der Brunnenhalle des Heidelberger Schlosses aufgestellt, vom 26. September 1916 an im Verkehrsamt der Stadt (Seegarten). Am 5. Juli 1917 war die Benagelung abgeschlossen, das Kreuz vollständig benagelt. Insgesamt wurden 20 027 Nägel verkauft, 3344 in Silber und 16 083 in Eisen; der Gesamterlös zugunsten des Heidelberger Roten Kreuzes belief sich auf 28 498,40 Mark (nur etwa zwei Drittel der erhofften Summe).²⁷

Das „Buch in Eisen“ ist unpaginiert, das Datum des Eintrages nur ganz selten vermerkt. Jede Seite ist zweispaltig; es finden maximal 40 Namenseinträge oder 20 Namen mit Sinnspruch Platz. Folker Reichert schätzt die Zahl der Einträge auf 15 000, davon etwa ein Zehntel mit einem Zusatz.²⁸ Eine genaue Auszählung ist im Rahmen dieser Studie nicht möglich; anhand einer exemplarischen Durchsicht können aber einige Charakteristika festgehalten werden. Die Einträge auf den ersten Seiten, d.h. durch die „Prominenz“ an den ersten Tagen nach der Eröffnung, enthalten in den meisten Fällen einen Zusatz; später überwiegen bloße Namenseinträge in zweispaltiger Form. Frauen sind – eine Folge des Krieges – weitaus in der Überzahl. Erst auf den letzten Seiten im Sommer 1917 fügen die Spender zu ihrem Namen wieder häufiger Zusätze hinzu.

Wie lassen sich die Einträge klassifizieren? Zunächst der Form nach: Es überwiegen adhortative Sinnsprüche ohne Prädikat (z.B. „Fest und treu“; „Mit Gott für König und Vaterland“); seltener Zitate aus Klassikern (Luther, Shakespeare, Goethe, Schiller, Bismarck), schließlich eigene Verse und kurze Gedichte. Nun zur Semantik: Als Attribute finden sich positive Werte wie einig, fest, treu, stark, tapfer, hart, eisern und deutsch. Die Substantive geben die Bezugspunkte des beschworenen Verhaltens wider: Gott, König, Kaiser, Reich, Vaterland, Heimat, Ehre oder das erhoffte Kriegsziel: Sieg, Heil. Den meisten Menschen ist bewusst, dass es bis dahin ein langer Weg sein wird: „Durchhalten!“, „Wir müssen siegen!“ Es werden auch untergründige Zweifel sichtbar: „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage!“, „Alles darf untergehen, Deutschland muss bestehen!“, „Deutsch im Herzen, tapfer und still, dann mag, kommen was da will“. Selbstverständlich steht Gott auf der Seite der Deutschen, die einen gerechten Krieg führen, deshalb „Gott mit uns!“, „Einig sein und Gott vertrauen, tapfer sein und vorwärts schauen, das ist deutscher Männer Art.“, „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt.“, „Eine feste Burg ist unser Gott.“

Expansionistische Parolen sind selten wie „Mein Mutterland muss größer sein!“, „Was wir an der Küste erobert haben, müssen wir behalten!“ Vom Feind ist meist nur indirekt die Rede „Oderint, dum metuant“ (Sie sollen uns hassen, wenn sie uns nur fürchten), „Gott strafe England!“ Singulär ein gehässiger Eintrag: „Triff den Nagel auf den Kopf, schlag den Feind, den Lügentropf. Hände und Gewissen rein, so soll es in Deutschland sein.“ Da kann „Es wird am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen“ nicht fehlen. Mehrfach wird das Nagelkreuz apostrophiert: „Eisern der Wille, eisern das Kreuz!“ oder „Du Kreuz in Eisen sollst Dich als Segen auch erweisen.“

Später wird die Sehnsucht der Menschen nach Frieden deutlich. 1915 heißt es noch: „Jetzt haben wir schon ein Jahr Krieg und immer noch nicht Friede; wir haben Tag für Tage Sieg, denn Deutschland wird nicht müde.“ 1916: „Gott schütze unser Vaterland und unser tapferes Heer. Er schenke uns bald Frieden mit viel Ruhm und Ehre.“ 1916/17

verschwinden die markigen Sentenzen fast völlig. Es dominieren die rückwärtsge- wandten Worte „Erinnerung“ und „Andenken“ – an ein Familienfest (Geburt, Konfir- mation) oder an gefallene Familienangehörige. Wahrscheinlich lässt sich das trau- rige Schicksal mancher Familie rekonstruieren, wie das der Neuenheimer Fritz und Frieda Ueberle. Im Juni 1915 waren sie unter den ersten nagelnden Bürgern: „Je mehr wir Wunden schlagen mit Nägeln ins hölzerne Kreuz, desto besser Wunden heilen kann unser rotes Kreuz.“ Zwei Jahre später am 26. Juni 1917 lautet ihr Eintrag: „Zum Andenken unseres lieben, am 14. Juni fürs Vaterland gefallenen ältesten Sohnes, Fritz Ueberle, Vizefeldw. d. R. im Res.FußArt. Reg. 3 gewidmet.“

Absesehen vom finanziellen Spendenertrag hatte das Nageln vielfältige symbo- lische Bedeutung.²⁹ Gegenüber den Verwundeten und Hinterbliebenen dokumentiert der Spender sein Mitgefühl und seine Hilfsbereitschaft. In einem patriotischen Akt drückt er seine Siegeszuversicht und seine Solidarität mit den Soldaten an der Front aus. So soll ein Abbild der wehrhaften Volksgemeinschaft in der Heimat und an der Front entstehen. Die physische Aktivität beim Einschlagen des Nagels wirkt als „Akt der Kraftübertragung“; jeder Hammerschlag trifft die Feinde des Reiches. Mit dem Nageln vollzieht der Spender eine Art von „Selbstbeschwörung“ und legt ein „Gelübde“ ab, das sich in den Eintragungen im „Eisernen Buch“ widerspiegelt: Durchhaltewillen und Einsatz aller Kräfte für den Sieg, Opfermut statt Furcht, Vertrauen auf die Kräfte des Volkes und auf Gottes Segen. Damit wird das Nagelkreuz zu einem Kriegerdenkmal. In ähnlichem Sinn heißt es im Februar 1919, als das Rote Kreuz das Buch in die Obhut der Stadt übergab, auf einem nachträglich eingefügten Titelblatt: Das Buch

„bleibe allzeit ein Andenken an Vaterländischen Opfersinn von Heidelbergs Einwohner- schaft u[nd] Freunden. In glorreichen Kriegstagen begonnen, in bitterem Leid geschlossen, sei es durch sein eisernes Zeichen ein Sinnbild solcher Festigkeit, die auch das Schwerste manhaft überdauert.“³⁰

Das Heidelberger „Kreuz in Eisen“ und das „Buch in Eisen“ blieben beide jahrzehnte- lang bis in die 1980er Jahre erhalten. Dass das „Kreuz in Eisen“ seitdem verschollen ist, ist kein Ruhmesblatt städtischer Erinnerungskultur. Das Buch dagegen – ein seltenes Beispiel seiner Art – wird im Stadtarchiv aufbewahrt und steht für weitere historische Forschungen zur Verfügung.

Die Aufstellung von Beutegeschützen

Die nächste Aktion, die die patriotischen Gefühle und die Siegeszuversicht der Bevöl- kerung stärken sollte, wurde von militärischer Seite – Kriegsministerium in Berlin und Garnisonskommando – im Spätsommer 1915 in Gang gesetzt: die Aufstellung von „Beutegeschützen“. Die örtliche Leitung des Roten Kreuzes fühlte sich dabei über- gangen; man habe – so von Jagemann – schon vor Monaten ohne Resonanz vorge- schlagen, „durch die Schaustellung der Geschütze die vaterländischen Empfindungen zu heben“.³¹ Den Wunsch des Roten Kreuzes Eintrittsgeld zu erheben, wies die Stadt zurück; das Militär habe einen frei zugänglichen Aufstellungsort verlangt. Heidel- berg erhielt sechs belgische Geschütze, die die angebliche technische und militärische Überlegenheit der eigenen Armee demonstrieren sollten – ein Jahr nach der Beset- zung Belgiens und zur Zeit des erbitterten Stellungskrieges in Frankreich! OB Ernst

Walz hatte zwar erklärt, angesichts der Kriegslage bei der Übergabe auf eine große Feier zu verzichten. Dennoch wurde am 27. November 1915 ein umfangreiches Programm abgspult: Empfang durch zwei Stadträte am Güterbahnhof, Fahrt der mit Tannenzweigen geschmückten Geschütze in Begleitung von Schülern und Landsturmmännern durch die Stadt bis zum Ludwigsplatz (heute: Universitätsplatz). Dort hatten sich ältere Schülerinnen und Schüler, Waffenvereine mit ihren Fahnen, eine Abteilung der hier stationierten Soldaten sowie die Kapelle der Jugendfeuerwehr aufgestellt. Vor den versammelten Honoratioren übergab Oberstleutnant Schöngarth als Vertreter des Militärs die Geschütze an die Stadt:

„Sie seien ein Wahrzeichen deutscher Tüchtigkeit und Treue und vermittelten die Grüße unserer Helden an die Heimat. Sie bestärkten in uns aber auch das Gefühl der Kraft im wirtschaftlichen Kampf und unserem Willen zum Durchhalten, bis die Heimatsglocken den ehrenvollen Frieden verkündeten.“³²

Wie war es um die Wirtschaft des Landes bestellt, wenn in derselben Zeitungsausgabe Aufrufe zur Resteverwertung und zum sparsamen Gebrauch von Lebensmitteln („Hausfrauen! Heute kein Fett, morgen kein Fleisch verwenden!“) zu lesen waren! In seiner anschließenden Rede vermittelt OB Walz den Zuhörern eine Mischung von Freude über das „neu gewordene Kriegerdenkmal“, Siegeszuversicht und Nachdenklichkeit.³³ Die Feier endete mit dem Deutschlandlied und Glockengeläut. Vier Geschütze verblieben auf dem Ludwigsplatz; zwei wurden im Stückgarten des Schlosses – gegen den Feind nach Westen gerichtet – aufgestellt. Der Vorschlag des Roten Kreuzes, auf dem Ludwigsplatz neben den Geschützen einen „Opferstock“ in Form eines 42-cm-Geschosses („Dicke Berta“) zugunsten des Roten Kreuzes aufzustellen, erscheint aus heutiger Sicht recht geschmacklos und wurde erfreulicherweise vom Stadtrat „nicht begrüßt“.³⁴

Dass der Anblick der Geschütze den Patriotismus der Bevölkerung beflügelt hätte, darf bezweifelt werden. Die Sorge von Karl Hampe galt eher seinen Kindern, die „sehr



Die „Beutegeschütze“ treffen auf dem Ludwigsplatz ein (Foto: Max Kögel. StAH BILDA 6611).

verfrohren von der Einholung der Kanonen“ zurückkamen. Spöttisch schreibt er weiter: „Die Kanonen belgischer Herkunft sind auf dem Ludwigsplatz aufgestellt, drohend gegen die Universität gerichtet, als wollten sie unbotmäßige Professoren unbarmherzig niederkartätschen.“³⁵ Die Altstadtjugend jedenfalls nutzte die Geschütze bald als Kletter- und Spielgeräte, was zu Klagen von Garnison, Stadtverwaltung und Universität führte.³⁶

Die Kriegsausstellung im Heidelberger Schloss

„Nach arbeitsreichen Vorbereitungen, die weit über ein Jahr gedauert haben, werden die deutschen Kriegsausstellungen ihrem Erfüllungszweck übergeben. Dieser beruht auf dem Grundgedanken, der in der Heimat zurückgebliebenen Bevölkerung die greifbaren Erfolge unserer Truppen vor Augen zu führen, und in dem Bestreben, aus den erhofften Erträgen dem Roten Kreuz neue Mittel für die Durchführung seiner vielseitigen Aufgaben zu verschaffen. Die Lieferung der Schaustücke für die Ausstellungen ist dem Königlich Preussischen Kriegsministerium zu verdanken, die Veranstaltungen selbst hat das Zentralkomitee der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz unter einer neubegründeten Abteilung ‚Kriegsausstellung‘ übernommen.“³⁷

So der Katalog der Berliner Ausstellung aus den ersten Monaten des Jahres 1916. Das aufwendige Projekt bestand aus fünf Einzelausstellungen, die in der ersten Jahreshälfte 1916 in Berlin, Karlsruhe, Darmstadt, Schwerin und Breslau eröffnet wurden. Sie waren als weitgehend identische Wanderausstellungen konzipiert und wurden in etwa 30 Städten des Deutschen Reiches gezeigt, um möglichst viele Menschen zu erreichen. Ursprünglich als reine Kriegsbeuteausstellung geplant, erzwangen die Fortdauer und die hohen Opferzahlen des Krieges eine Ausweitung der präsentierten Objekte: Neben den erbeuteten Waffen, Geschützen und Uniformen wurde auch die deutsche Seite mit Ausstellungsstücken (Uniformen, Schriften, Fotografien, Kunst u. ä.) berücksichtigt, um eine Gesamtschau des Krieges zu bieten. In der Präsentationstechnik lehnten sich die Ausstellungen an die Gewerbeausstellungen der vergangenen Jahrzehnte an. Wie diese sollten die Kriegsausstellungen den Besucher informieren und auch unterhalten.³⁸

Die Karlsruher Ausstellung wurde vom Direktor der dortigen Kunstgewerbeschule und des Kunstgewerbemuseums Prof. Karl Hoffacker (1856–1919) arrangiert; sie wurde vom 27. Januar bis 26. Februar 1916 gezeigt und von 40 000 Menschen besucht. Anschließend wechselte sie nach Mannheim (30 000 Besucher) und Freiburg (16 000 Besucher), um schließlich vom 27. Mai an für einen Monat im Heidelberger Schloss präsentiert zu werden. Zu ihrer Realisierung arbeiteten die militärische Leitung der Kriegsausstellungen in Baden unter Generalmajor Frhr. Ferdinand Karl Röder von Diersburg (1848–1926) und das örtliche Rote Kreuz mit Karl von Braunbehrens als Leiter eines besonderen Ausschusses zusammen. Die Stadtverwaltung stellte „Lokomobile“ zur Verfügung, um die schweren Geschütze, Flugzeuge und Kriegsgeräte den Berg hinaufzuschaffen.³⁹

Im Beisein der zahlreich vertretenen militärischen und städtischen Prominenz wurde die Ausstellung am 27. Mai 1916 in einer „schlichten Feier“ – so der „Pfälzer Bote“ – eröffnet. In seiner Ansprache umreißt Eugen von Jagemann den Zweck der Unternehmung: „neben dem bekannten materiellen der lehrende Einblick in Kämpfe

und Siege, und die Vertiefung der Dankesempfindung für unsere Helden und ihre glorreiche Führung, des Kaisers Majestät selbst an der Spitze“. Anschließend wendet sich Jagemann seinem Lieblingsthema, dem kontrastierenden historischen Vergleich, so ausführlich zu, dass man meinen könnte, er selbst habe das Schloss als Aufstellungsort gewählt. Zu Zeiten König Ruprechts von der Pfalz habe der Bau im „zerrütteten Reich“ den „wilden Kampf Aller gegen Alle“ erlebt. Heute dagegen herrsche eine „großartige friedlichste Einfügung und Einigkeit aller Stämme und Stände, selbst bezüglich der Nahrung in ein bis auf Stoff und Gewicht durchgeführtes gleiches Recht“. In dem präsentierten Wrack eines französischen Voisin-Doppeldeckers, der am 15. Juni 1915 Bomben auf Karlsruhe abwarf und über den Vogesen abgeschossen wurde, sieht Jagemann ein Symbol des geschichtlichen Wandels seit den pfälzischen Erbfolgekriegen.

„Einst von einem frevelnden Nachbarn ins Mark erschüttert, halten wir jetzt Stand gegenüber einer halben Welt von Gegnern. Einst bis auf die Haut geplündert, hegen wir hier eine gerechte Kriegsbeute als Symbol der Tapferkeit und mit lernendem Sinn. So hat sich das deutsche Volk seit dem Befreiungskriege gefestigt: ohne Brüste und Prahlen. Viel mehr in steter Pflicht und Arbeit.“⁴⁰

Sprach aus solchen Worten angesichts eines zweijährigen blutigen Krieges nationalistische Verblendung oder war es nur das sprichwörtliche „Pfeifen im Walde“?

Der Ausstellungsbesucher, der den Schlosshof betrat, erblickte als erstes Tische, Stühle und eine Theke zur Bewirtung des Publikums – „ein wundervolles Bild“ (Margarethe Schmidt), das an die Schlossfeste vergangener Jahre erinnern konnte. In der Brunnenhalle war das „Kreuz in Eisen“ aufgestellt, das den Besucher zu einer Nagelung und einer Spende animieren sollte. Unliebsame Konkurrenz erhielt es freilich durch einen Opferstock aus Holz und Eisen mit den Symbolen Schild und Schwert, das Hoffacker für die Karlsruher Ausstellung entworfen hatte und von dortigen Industriellen gestiftet worden war. Hier waren Spenden zugunsten der Nationalstiftung für Kriegsbeschädigte erbeten. Die Ausstellung selbst wurde dem Besucher im „Bandhaus“ (auch „Frauenzimmerbau“, Gebäude des heutigen Königsaaes) präsentiert. Ca. 230 Beutestücke waren zu besichtigen: Minenwerfer, Mörser und Geschütze waren in langen Reihen aufgestellt; erbeutete Handfeuerwaffen, Maschinengewehre, Munition und Torpedos wurden auf Podesten präsentiert. Daneben standen Uniformen und Ausrüstungsgegenstände. An den Wänden hatte man erbeutete russische Flugzeuge befestigt; von der Decke hing als Glanzstück das schon erwähnte französische Flugzeug. Stolz waren die Heidelberger Veranstalter darauf, zusätzliche Siegestrophäen des deutschen Hilfskreuzers „Möve“ wie die Wimpel der versenkten Handelsschiffe und das erbeutete Geschütz eines englischen Kriegsschiffes zu zeigen. Im grafischen Teil der Ausstellung wurden Objekte deutscher Herkunft gezeigt: Fotos, Postkarten, Bilder, Schiffsmodelle und Bastelarbeiten, die Soldaten des IR 111 angefertigt hatten. Manches davon konnte der Besucher käuflich erwerben.⁴¹

Nach dem Willen der Initiatoren sollte der Besucher durch Anschauung die Überzeugung gewinnen, die Gegner Deutschlands seien technisch weit unterlegen, die deutschen Truppen stünden tief in Feindesland und der deutsche Sieg sei nur eine Frage der Zeit. Diese einseitige Sicht wurde durch die Seeschlacht vor dem Skagerrak (31. Mai – 1. Juni 1916) scheinbar bestätigt, die zufällig in die Zeit der Heidelberger Aus-



Deutsche Kriegs-Ausstellung 1916 auf dem Heidelberger Schloß

Geöffnet vom 27. Mai bis 22. Juni
von 10 Uhr vorm. bis 8 Uhr abends

Es kommen zur Ausstellung:

Handfeuerwaffen aller Art + Mörser + Minenwerfer + Maschinen-
gewehre + Geschütze sämtlicher Feinde + Kampfflugzeuge +
Schiffsmodelle + Torpedos + Seeminen + Sprengstücke und Kriegs-
material aller Art

Sonderausstellung für Heidelberg:

Die Beutestücke der „Möve“:

Sämtliche Flaggen der in den Grund gebohlenen Handelsschiffe,
die Goldbarrentlisten mit Original-Siegel und -Stempel, sowie
ein Geschütz der „Apyan“

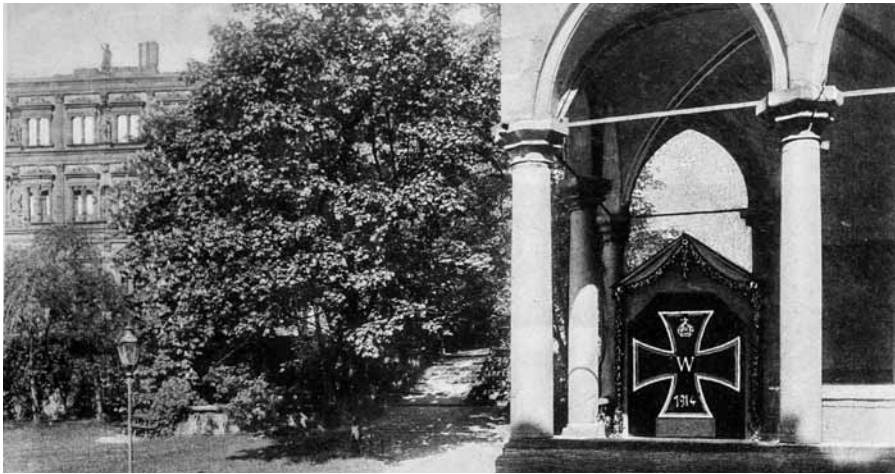
Eintritt die Person 50 Pfg., für Vereine und Schulen 10 Pfg.

<input type="checkbox"/>	Der Reingewinn ist für Zwecke des Roten Kreuzes bestimmt.	<input type="checkbox"/>
--------------------------	--	--------------------------

Ankündigung der Kriegsausstellung (Heidelberger Zeitung v. 27.5.1916, S. 7)

stellung fiel. Die Schlacht blieb zwar ohne echte Entscheidung, wurde aber von deutscher Seite – auch von der Heidelberger Presse – mit Jubel aufgenommen und als großer Sieg, als „Denkzettel“ für die Seemacht England gefeiert. Denn die zahlenmäßig unterlegene deutsche Kriegsflotte hatte dem Gegner höhere Verluste zugefügt, als sie selbst erlitten hatte.⁴² Dieser Erfolg war für von Braunbehrens der Anlass, am 8. Juni im Schlossrestaurant einen „patriotischen Abend“ zu organisieren, dessen Kosten die Stadtkasse übernahm. Die Summe von 685 Mark hätte in dieser Notzeit sicherlich sinnvoller verwendet werden können. Voller Stolz präsentierte man einige Tage später als Trophäe dieser Schlacht ein abgesprengtes Teilstück einer englischen Granate.⁴³

Eine professionelle Werbe- und Pressearbeit begleitete die Ausstellung. Die Pressestelle, die im Haus der „Heidelberger Verlagsanstalt“ und der „Heidelberger Zeitung“ Hauptstraße 23 untergebracht war, veröffentlichte beinahe täglich in den Zeitungen Kurzberichte über Besucherzahl, prominente Besucher und besondere Programmpunkte. In einem Rahmenprogramm wurden in den „Kammerlichtspielen“ (Haupt-



Das „Kreuz in Eisen“ in der Brunnenhalle des Schlosses im Sommer 1916 (StAH BILDA 6682)

straße 88) Filme aus dem Kriegsgeschehen vorgeführt wie „Winterkämpfe in den Vogesen“ und „Durchbruchsschlacht in Galizien“.⁴⁴ Die Kriegsberichterstatler, die im Propaganda-Auftrag des Großen Generalstabs an der Front tätig waren, würden wir heute als „embedded journalists“ bezeichnen.

Der Erfolg der Ausstellung führte dazu, dass sie um zwei Tage bis zum 25. Juni 1916 verlängert wurde. Der Besucherstrom war an Sonntagen, an Himmelfahrt (1. Juni) und Pfingsten (11./12. Juni 1916) besonders stark. An solchen Tagen wurden jeweils mehrere Tausend Besucher gezählt; am Himmelfahrtstag war das Heidelberger Schloss mit der Ausstellung „der besondere Anziehungspunkt“, zu dem „lange Karawanen“ besonders aus dem Umland hinaufstiegen. Zeitweise mussten die Ausstellungsräume wegen Überfüllung vorübergehend geschlossen werden.⁴⁵ Fast die Hälfte der Besucher waren Schüler, die klassenweise mit ihren Lehrern kamen. Um zur Nachahmung anzuregen, wurden oft Schule und Lehrer namentlich genannt. Zusätzlichen Anreiz sollte ein Aufsatzwettbewerb bieten, in dem die Schüler ihre Eindrücke vom Ausstellungsbesuch schilderten – mit der Aussicht auf „10 gravierte Beutestücke“ als Preise.⁴⁶ Die Gesamtbesucherzahl in Heidelberg betrug 61 276 Personen;⁴⁷ das bedeutet einen Tagesdurchschnitt von über 2000. Nächste Stationen der Ausstellung waren Konstanz und Gotha. Was erfahren wir aus den Kriegstagebüchern über die Ausstellung? Von Karl Hampe ist keine Stellungnahme dazu überliefert. Allerdings mokierte er sich über von Braunbehrens: „Wie kann man sich so lächerlich machen?“ Dieser hatte nämlich auf einer Gegendarstellung in der „Frankfurter Zeitung“ bestanden: Nicht – wie berichtet – ein Stadtrat, sondern er habe verbündete türkische und bulgarische Offiziere in die Ausstellung begleitet. Ansonsten sorgte sich Hampe eher um den Kartoffelanbau vor seinem Haus.⁴⁸ Derartige Sorgen quälten auch Margarethe Schmidt. Die „Jagd nach Butter“ hatte sie schon im November 1915 aufgegeben; eine Erkältung hatte ihre Widerstandskraft geschwächt. Die Metzgerläden waren nur noch wenige Stunden geöffnet. So bildeten sich lange Schlangen vor den Geschäften, aber der Vorrat an Fleisch oder Wurst reichte für die Wartenden nicht aus – so ihr Tagebucheintrag vom 31. Mai 1916.⁴⁹

Den Besuch der Kriegsausstellung am 18. Juli 1916 zusammen mit mehreren tausend Menschen hat sie aber augenscheinlich genossen. Sie bestaunte die erbeuteten Flugzeuge und ließ sich von einem Rotkreuzmann die Wirkungsweise eines Torpedos erklären. Aufschlussreich ist ihr Gespräch mit einem jungen Soldaten aus Sachsen, der wegen einer Lungenerkrankung im Lazarett war.

„Er sagte, wer nicht verwundet wird, wird krank. Alle Soldaten glaubten, am 17. August würde Friede geschlossen. [...] An seinem Eifer sah ich, wie sehr jetzt nachgerade den Soldaten der Krieg zu lange dauert. Wer könnte denn auch andauernd mit der größten Gemütsruhe den Tod oder die lebenslängliche Verstümmelung erwarten!“⁵⁰

Diese Nachdenklichkeit hielt bei Margarethe Schmidt freilich nicht lange an; weiterhin bejubelte sie in ihrem Tagebuch die deutschen Siege, wie schon am 3./4. Juni 1916 den Ausgang der Skagerrak-Schlacht.



Werbung für die Kriegsausstellung (Heidelberger Neueste Nachrichten v. 10.6.1916, S. 6)

Mit der Kriegsausstellung erzielten die militärische Führung und das Rote Kreuz einen großen propagandistischen Erfolg. Das vermeintlich authentische Bild der Kriegswirklichkeit vermittelte den Besuchern den Glauben an die Überlegenheit der deutschen Armee und stärkte ihren Durchhaltewillen in einer Zeit wachsender Kriegsmüdigkeit. Die ausgestellten Waffen faszinierten die Besucher und befriedigten ihr Interesse am technischen Fortschritt des modernen Krieges. Die Schrecken und das Grauen an der Front wurden dabei völlig ausgeblendet. Anders als die Presse

„verbreiteten [die Kriegsausstellungen] ihre Durchhalteappelle subtiler, indem sie den Krieg selbst zum Gegenstand der Unterhaltung machten und diesen Unterhaltungsaspekt in einen humanitären Zweck ummünzten.“ Damit sind sie „ein typisches Beispiel für die engen Wechselbeziehungen zwischen Unterhaltung und Propagandapolitik während des Krieges.“⁵¹

Fazit

Die beschriebenen Veranstaltungen wurden bewusst als Propagandamittel zur Beeinflussung der Zivilbevölkerung eingesetzt. Organisiert wurden sie von der Militärverwaltung und dem Roten Kreuz. Der Landesregierung und den städtischen Behörden kam nur eine unterstützende Rolle zu. Universitätsprofessoren waren nur bei zwei Eröffnungen beteiligt; sie fanden ihr Betätigungsfeld bei den Vortragsreihen, im Lazarettwesen und bei der medizinischen Versorgung im Feld. Zur Veranschaulichung bediente man sich beim Schützengraben und bei der Kriegsausstellung moderner Präsentationstechniken. Dem „Kreuz in Eisen“ haftet dagegen eher ein atavistischer Zug

an. Die Presse und – in Anfängen – der Film verbreiteten die von der militärischen Führung gewünschten und durch die Zensur gesteuerten Informationen. So kann bei der Lokalpresse nicht ohne weiteres von einer objektiven Berichterstattung ausgegangen werden.

Inwieweit beeinflussten die Veranstaltungen die Heidelberger Bürger? Außer den Presseberichten stehen dazu nur wenige Quellen zur Verfügung. Der Schützengraben hatte zwar wegen seines anschaulichen Erlebniswertes anfangs großen Zulauf, der aber rasch nachließ. Wenig Resonanz fand die Aufstellung der Beutegeschütze, die eher als Vorläufer der Kriegsausstellung zu betrachten ist. Wie die Besucherzahlen beweisen, waren das „Kreuz in Eisen“ und die Kriegsausstellung sehr populär. Das Nageln sprach den Menschen unmittelbar an und vermittelte das Gefühl, auch in der Heimat am Sieg Deutschlands mitzuwirken. Andere Emotionen sollte die Kriegsausstellung wecken: Stolz auf die militärische und technische Überlegenheit Deutschlands. Vor allem Jugendliche waren von diesem Erlebnis fasziniert; der gemeinsame Klassen- oder Schulausflug entsprach ihrem Interesse und förderte gleichzeitig die Erziehung im nationalistischen Sinne.

Bis zum Ende des Jahres 1916 konnten die Kriegsbegeisterung und der Durchhaltewille trotz der hohen Opferzahlen und der Entbehrungen aufrechterhalten werden. Die nationalistische Überzeugung vom gerechten Krieg und die Hoffnung auf einen ehrenvollen Sieg, der die bisherigen Opfer rechtfertigte, waren so tief verwurzelt, dass sie die offensichtlichen Erfahrungen von Not und Leid lange überdeckten. Das Tagebuch der Margarethe Schmidt bietet dafür aufschlussreiche Beispiele. Bei diesem Verdrängungsprozess spielten die beschriebenen Veranstaltungen eine wichtige Rolle. Das Verhältnis von Kriegsbegeisterung und Propaganda-Veranstaltungen lässt sich freilich nicht in ein einfaches Ursache-Folge-Schema fassen, sondern sollte eher als Wechselwirkung verstanden werden. Ohne den im Wilhelminischen Reich gewachsenen Nationalismus wären die Veranstaltungen wirkungslos geblieben; ohne diese Propagandamittel aber hätte die Desillusionierung der Menschen früher eingesetzt. Erst im Winter 1916/17 machte sich Kriegsmüdigkeit breit; diese Entwicklung hätten auch solche Propagandaveranstaltungen nicht aufhalten können. Im November 1918 standen die meisten Deutschen vor den Scherben ihrer bisherigen politischen Ideale.

Anmerkungen

- 1 Heidelberg Zeitung (HZ) v. 29.11.1915, S. 4. Alle zitierten Zeitungen im Stadtarchiv Heidelberg (StAH), dessen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ich für ihre freundliche Unterstützung danke.
- 2 Folker Reichert: Wissenschaft und „Heimatfront“. Heidelberger Hochschullehrer im Ersten Weltkrieg, in Armin Kohnle, Frank Engehausen (Hgg.): Zwischen Wissenschaft und Politik. Studien zur deutschen Universitätsgeschichte. Festschrift für Eike Wolgast zum 65. Geburtstag, Stuttgart 2001, S. 494–520, hier S. 502–507, 516–519 (Liste der Vorträge); Folker Reichert: Gelehrtes Leben. Karl Hampe, das Mittelalter und die Geschichte der Deutschen (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 79), Göttingen 2009, S. 109–118. Zu Freiburg Robert Chickering: Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914–1918, Paderborn u.a. 2009, S. 406–408.

- 3 Christine Beil: Der ausgestellt Krieg. Präsentationen des Ersten Weltkriegs 1914–1939 (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen. Bd. 97), Tübingen 2007, S. 143–153; Susanne Brandt: Vom Kriegsschauplatz zum Gedächtnisraum: Die Westfront 1914–1940 (Düsseldorfer Kommunikations- und Medienwissenschaftliche Studien. Bd. 5), Baden-Baden 2000, S. 79–88; Britta Lange: Einen Krieg ausstellen. Die „Deutsche Kriegsausstellung“ 1916 in Berlin, Berlin 2003, S. 73–88. Vgl. die Artikel in Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz (Hgg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2014, S. 628–630 (Susanne Brandt: Kriegsausstellungen), S. 729f. (Gerhard Schneider: Nagelungen), S. 820–822 (Bernd Ulrich: Schützengraben).
- 4 Berichte in Heidelberger Neueste Nachrichten (HNN) v. 14.5.1915, S. 6; Heidelberger Tageblatt (HT) v. 14.5.1915, S. 2; HZ v. 14.5.1915, S. 3; Pfälzer Bote (PB) v. 14.5.1915, S. 4. Vgl. Brandt: Kriegsschauplatz (wie Anm. 3), S. 79–83; Reichert: Wissenschaft (wie Anm. 2), S. 507–510.
- 5 Rede des Herrn Geh. Kirchenrates D. v. Schubert bei der Eröffnung des Heidelberger Schützengraben am Himmelfahrtstage 1915, Heidelberg 1915 (unpaginiert); vgl. die in Anm. 4 zitierten Presseberichte und Reichert: Hampe (wie Anm. 2), S. 114.
- 6 HT v. 14.5.1915, S. 2.
- 7 HNN v. 14.5.1915, S. 6.
- 8 Karl Hampe: Kriegstagebuch 1914–1919. Hg. von Folker Reichert und Eike Wolgast (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts. Bd. 63), München 2004, S. 249f., Eintrag v. 4.7.1915.
- 9 Margarethe Schmidt: Kriegstagebuch (StAH H 250), Eintrag v. 30.5.1915; zit. bei Reichert: Wissenschaft (wie Anm. 2), S. 510, Anm. 66.
- 10 Ein Exkurs zum Umgang mit historischem Quellenmaterial. Schubert sagt in seiner Eröffnungsrede: „Eigentlich müßte sich jeder Heidelberger Besucher aufs Gewissen fragen, wie er sich benehmen würde, wenn 12 oder auch 200 Meter vor ihm nicht gefangene Feinde wie hier, sondern wirkliche, in einem zweiten Graben lägen, mit der Flinte an der Backe und die Handgranate in der Faust.“ (Rede, wie Anm. 5). Unter Verweis darauf schreibt Susanne Brandt: „Während in Heidelberg anstelle der Feinde nur Gefangene als Statisten auftraten, [...]“ (Brandt: Kriegsschauplatz; wie Anm. 3, S. 83). Diese Darstellung steigert Jutta Lange noch: „So setzen die Betreiber einer Heidelberger Musteranlage Kriegsgefangene als Statisten ein, die in der Rolle angreifender Feinde auf die Besucher und Besucherinnen im Schützengraben zustürmen mussten.“ (Lange: Krieg, wie Anm. 3, S. 80–82).
- 11 HZ v. 25.5.1915, S. 6.
- 12 HZ v. 28.5.1915, S. 3f.
- 13 HNN v. 26.6.1915, S. 2.
- 14 Dieter Riesenberger: Das Deutsche Rote Kreuz. Eine Geschichte 1864–1990, Paderborn 2002, S. 124–172, Zitat S. 133.
- 15 Kriegstätigkeit des Badischen Landesvereins vom Roten Kreuz 1914–1919, Karlsruhe (1921), S. 93.
- 16 Wolfgang Leiser: E. v. Jagemann, in Badische Biographien. NF. Bd. 1. Hg. v. Bernd Ottnad, Stuttgart 1982, S. 180f.; Eugen von Jagemann: Fünfundsiebzig Jahre des Erlebens und Erfahrens (1849–1924), Heidelberg 1925, S. 276–281. Biographische Notiz zu Karl von Braunbehrens bei F. Reichert in Hampe: Kriegstagebuch (wie Anm. 8), S. 948. Knappe Hinweise Jagemanns auf die Aktivitäten des Roten Kreuzes (Schützengraben, Kreuz in Eisen, Kriegsausstellung) in Heidelberger Soldatenbüchlein für Feld und Lazarett. Zum 60. Geburtstag unseres Großherzogs herausgegeben vom Roten Kreuz Heidelberg, 1917, S. 44f. und Abb. 13.
- 17 Umfassende Darstellung von Gerhard Schneider: In Eiserner Zeit. Kriegswahrzeichen im Ersten Weltkrieg. Ein Katalog, Schwalbach/Ts. 2013, Zitat S. 8. Vgl. Lange: Krieg (wie Anm. 3), S. 63–72.
- 18 Das Rohrbacher Nagelbild mit dem Gemeindewappen ist im dortigen Heimatmuseum erhalten, nicht verschollen, wie Gerhard Schneider meint (Schneider: Zeit, wie Anm. 17, S. 275f.). Das Nagelbuch mit Einträgen vom 13.4.1916 bis 28.8.1922 in StAH H 252. Vgl. jetzt Hannah Dziobek, Dirk Hrdina: Rohrbach im 1. Weltkrieg. Rohrbach in the First World War. Katalog zur Ausstellung 13.9. – 11.10.2014 (Schriftenreihe des Heimatmuseums Heidelberg-Rohrbach. Bd. 15), Heidelberg 2014, S. 16f.
- 19 Schneider: Zeit (wie Anm. 17), S. 137–139, 489–492.
- 20 Angaben in der Chronik des „Buch in Eisen“ (StAH H 252 g); Sachakte: StAH UA 185,3. Vgl. Reichert: Wissenschaft (wie Anm. 2), S. 510–514; Schneider: Zeit (wie Anm. 17), S. 274–276.

- 21 „Buch in Eisen“ (wie Anm. 20).
- 22 Einladung vom 23.6.1915 mit Programm-Abfolge (StAH UA 185,3).
- 23 HNN v. 26.6.1915, S. 3. Vgl. PB v. 28.6.1915, S. 3; HZ v. 24.6.1915, S. 3f. und 28.6.1915, S. 5; HT v. 26.6.1915, S. 6.
- 24 HZ v. 28.6.1915, S. 5.
- 25 Einträge und Chronik im „Buch in Eisen“ (wie Anm. 20); vgl. Schneider: Zeit (wie Anm. 17), S. 275.
- 26 Hampe: Kriegstagebuch (wie Anm. 8), S. 258, Eintrag v. 25.7.1915; Reichert: Wissenschaft (wie Anm. 2), S. 514.
- 27 Chronik im „Buch in Eisen“ (wie Anm. 20); Schneider: Zeit (wie Anm. 17), S. 275.
- 28 Reichert: Wissenschaft (wie Anm. 2), S. 513.
- 29 Vgl. Schneider: Zeit (wie Anm. 17), S. 11–44.
- 30 „Buch in Eisen“ (wie Anm. 20).
- 31 Briefwechsel zwischen Rotem Kreuz und Stadtverwaltung v. 14.9.1915 (Zitat) und v. 17.9.1915 (StAH UA 185,2).
- 32 PB v. 29.11.1915, S. 3. Berichte auch in HT v. 29.11.1915, S. 5; HNN v. 29.11.1915, S. 5; HZ v. 29.11.1915, S. 4.
- 33 HZ v. 29.11.1915, S. 4. Daraus das Zitat am Beginn des Aufsatzes.
- 34 Briefwechsel v. 29.11. und 6.12.1915 (StAH UA 185,2). Reichert übersieht die Absage des Stadtrates und stellt die Aufstellung des „Opferstocks“ zu Unrecht als Tatsache dar (Hampe: Kriegstagebuch, wie Anm. 8, S. 327, Anm. 456).
- 35 Hampe: Kriegstagebuch (wie Anm. 8), S. 327, Eintrag v. 27.11.1915.
- 36 Schriftwechsel im März 1916 in StAH UA 185,2.
- 37 Deutsche Kriegsausstellung 1916. Ausstellungshalle am Zoo. 8.1. –24.4.1916. Amtlicher Führer, Berlin (1916), S. 17, zit. nach Lange: Krieg (wie Anm. 3), S. 93.
- 38 Beil: Krieg (wie Anm. 3), S. 160–163; Brandt: Kriegsschauplatz (wie Anm. 3), S. 88–98; Lange: Krieg (wie Anm. 3), S. 3, 114.
- 39 HT v. 27.5.1916, S. 4; HZ v. 26.5.1916, S. 4 und 27.5.1916, S. 4; HNN v. 27.5.1916, S. 3; PB v. 27.5.1916, S. 3; StAH UA 185,1.
- 40 HT, HZ, HNN v. 27.5.1916, S. 4; PB v. 27.5.1916, S. 3.
- 41 Schmidt: Kriegstagebuch (wie Anm. 9), Eintrag v. 20.6.1916. Die Liste der Ausstellungsstücke in: Deutsche Kriegsausstellung Karlsruhe 1916; HZ v. 26.5.1916, S. 4 und v. 27.5.1916, S. 4; HNN v. 27.5.1916, S. 3. Bilder ähnlicher Ausstellungen bei Brandt: Kriegsschauplatz (wie Anm. 3), S. 91 und Lange: Krieg (wie Anm. 3), S. 21.
- 42 HZ v. 2.6.1916, S. 1 und v. 3.6.1916, S. 1f.; PB v. 2.6.1916, S. 1 und v. 3.6.1916, S. 2.
- 43 StAH UA 185,1 (Patriotischer Abend); HNN v. 17.6.1916, S. 5 (Granatstück).
- 44 „Die Aufnahmen, deren Hauptwert sowohl auf strategischem, historischem wie auf dem Propaganda-Gebiet liegt, werden unter Leitung von Offizieren auf vom Generalstab gestempelten Filmen vorgenommen.“ HNN v. 30.5.1916, S. 5; vgl. HZ v. 2.6.1916, S. 6 und HNN v. 14.6.1916, S. 5. Zu Propaganda, Presse und Zensur Klaus-Jürgen Bremm: Propaganda im Ersten Weltkrieg, Darmstadt 2013, S. 129, 165–171 und Thomas Flemming, Bernd Ulrich: Heimatfront. Zwischen Kriegsbegeisterung und Hungersnot – wie die Deutschen den Ersten Weltkrieg erlebten, München 2014, S. 57–79.
- 45 HNN v. 2.6.1916, S. 5 (Zitate); HZ v. 2.6.1916, S. 6.
- 46 HNN v. 10.6.1916, S. 6.
- 47 HNN v. 27.6.1916, S. 5.
- 48 Hampe: Kriegstagebuch (wie Anm. 8), S. 409, Eintrag v. 28.6.1916.
- 49 Schmidt: Kriegstagebuch (wie Anm. 9), Einträge vom 30.11.1915 und 31.5.1916.
- 50 Schmidt: Kriegstagebuch (wie Anm. 9), Eintrag v. 20.6.1916.
- 51 Beil: Krieg (wie Anm. 3), S. 206f.



Pierre Mignard, Entführung der Europa –
Madame de Montespan mit ihren Kindern,
um 1675



Lust Lust auf Museum?

**Wir bieten nicht nur
„Kurpfälzisches“,
sondern auch ...**

**Kurpfälzisches Museum
der Stadt Heidelberg**
Hauptstraße 97
69117 Heidelberg
Tel.: 0 62 21-58 34 000/020
Fax: 0 62 21-58 34 900
kurpfaelzischesmuseum@
heidelberg.de

Kassenöffnungszeiten:
Di - So 10 - 18 Uhr
Mo geschlossen

 **Stadt
Heidelberg**

- Von Spitzweg bis Slevogt – Malerei des 19. und 20. Jh.
- Gemälde und Skulpturen 15. – 18. Jh., darunter den „Zwölfbotenaltar“ von Tilman Riemenschneider
- Mehr als 20.000 Aquarelle und Zeichnungen der Graphischen Sammlung
- Archäologische Funde von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Römerzeit
- Kostbare Exponate aus den Bereichen Stadtgeschichte und Kurpfalz
- Kostümsammlung, historische Möbel und Frankenthaler Porzellan im barocken Ambiente des Palais Morass

Mia Lindemann

Die Brüder Remmele und die sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Nordbaden

Die Brüder Adam (1877–1951) und Hermann Remmele (1880–1939)¹ repräsentierten die beiden Flügel der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Ihr Konflikt wird in diesem Beitrag auf dem Hintergrund unterschiedlicher Organisationserfahrungen im Rhein-Neckar-Raum beschrieben, in dem sie bis 1919 aktiv waren. Die Arbeiterbewegung war hier sehr unterschiedlich ausgeprägt. Einfluss auf die Entwicklung der Brüder hatten möglicherweise auch ihre unterschiedlichen Berufsperspektiven – auf der einen Seite ein sterbendes Gewerbe, das zur Anpassung zwang, und auf der anderen Seite ein Arbeitsplatz in der Metallindustrie, Träger der hochindustriellen Entwicklung. Beide jedoch machten ihren Weg in politische Führungspositionen.

Peter Remmele kam als junger Müller aus Heiligkreuzsteinach nach Altneudorf und arbeitete bei Johann Daub, dem Müller von Altneudorf, als Hilfskraft. Er heiratete die älteste Müllerstochter 1877, sie war 19 und er 27 Jahre alt. Das junge Paar wohnte offenbar im Elternhaus von Katharina.

Mit ihrem am 26. Dezember 1877 geborenen Sohn Adam machten sie sich 1878 oder 1879 auf den Weg nach Durlach, wo Peter Remmele eine neue Stelle gefunden hatte. Mit den Söhnen Adam und Peter Remmele jun., der im März 1879 in Durlach zur Welt gekommen war, zogen sie 1879/1880 nach Ziegelhausen. Dort wurde am 5. November 1880 der dritte Sohn Hermann geboren. Möglicherweise hatte Katharina Remmele dort Verwandte, denn es gab einige Daubs in Ziegelhausen. Vor allem aber hatte Ziegelhausen damals viele kleine Mühlen, die Arbeitsgelegenheiten boten. Allerdings waren die kleinen Mühlen im Niedergang, nach und nach wurden sie in Werkstätten, Wäschereien und Wohnungen umgewandelt.² Adam Remmele stellte später diesen Prozess zusammen mit einer ausführlichen Enquete über die Arbeitsbedingungen der Mühlenarbeiter dar: „Seit dem Jahre 1891 hat sich im Müllereigewerbe ein gewaltiger Umschwung vollzogen. Das Großkapital hat sich in der Mühlenindustrie sehr engagiert. Die Verdrängung des systematischen durch das automatische Vermahlungssystem, wie man letzteres jetzt in den Großmühlen vorfindet, hat am wesentlichsten mit zu dem Umschwung beigetragen. Die kleinen Bach- und Windmühlen, deren Besitzer auch zumeist kapital schwach sind, können der Konkurrenz, welche durch die modern eingerichteten Großmühlen hervorgerufen wird, nicht standhalten. [...] Selbst, wenn die Arbeiter in den Kleinmühlen gehalten wären Tag und Nacht ohne Unterbrechung zu



Geburts haus Adam Remmeles in Altneudorf
(Foto: Klaus J. Becker)

arbeiten, könnte das den wirtschaftlichen Niedergang, in dem sich die Kleinmühlen befinden, nicht aufhalten.“³

Auch Ziegelhausen hatte die Familie anscheinend bald wieder verlassen. 1882 war sie wieder in Altneudorf, dort wurde Tochter Anna geboren, 1884 kam in Budenheim im Großherzogtum Hessen der jüngste Sohn Karl auf die Welt. 1885 schließlich zog die Familie nach Ludwigshafen.⁴ Dort arbeitete der Vater in der Presshefen- und Spiritfabrik als Müller. 1891 starb er mit nur 41 Jahren an einem Lungenleiden.⁵

Ziegelhausen

Was für ein Ort ist Ziegelhausen um diese Zeit, am Ausgang des 19. Jahrhunderts? Die geografische Lage – das enge Tal, die steilen Berghänge – hinderte es daran, Bauern- und Dorf zu sein, schon 1832 wohnten dort mehrheitlich Tagelöhner.⁶ 1900 machten die Lohnarbeiterhaushalte 52,7 % der Haushalte aus.⁷ Die landwirtschaftlich genutzten Flächen waren klein und nicht von guter Bodenqualität, 50 % der Haushalte hatten gar keine Landnutzung. Von den Lohnarbeiterhaushalten bewirtschafteten rund 30 % etwas Land „zur Deckung des eigenen Bedarfs an Kartoffeln und Gartengewächsen“. Die Flächen der Lohnarbeiterhaushalte hatten durchschnittlich 0,52 ha, die der Selbständigen 1,25 ha (1895).

In Ziegelhausen herrschte Gewerbetätigkeit vor. Es war eine gewerblich-industrielle und Arbeiterwohngemeinde. Hier wuschen die Frauen die Wäsche für das Bürgertum von Mannheim und Heidelberg. In den Kleinbetrieben waren zur Hälfte unselbständige Wäscherinnen und Büglerinnen beschäftigt. Gewerkschaftlicher Organisation waren sie nicht zugänglich. Eine mögliche Erklärung dafür mag der geringe soziale Abstand zwischen Arbeitgeberin und Arbeitnehmerin sein, den Kleemann beschrieb, und das patriarchalische (oder matriarchalische) Arbeitsverhältnis,⁸ allerdings fanden insgesamt die Arbeiterinnen in den Gewerkschaften nicht ihren Platz.

Mehr als die Hälfte der Haushaltsvorstände der Wäschereien waren in anderen Berufen tätig: Landwirte bzw. Handwerker, Gastwirte, Kaufleute oder kleine Beamte, knapp 30 % waren unselbständige Arbeiter. Ökonomisch lohnte sich diese Arbeit offenbar mehr als die niedrig entlohnte Arbeit in der Zigarrenfabrik Pfeiffer, in der über 100 Arbeiterinnen und Arbeiter beschäftigt waren.

Wo arbeiteten die Männer? Es gab einige Handwerksbetriebe für den örtlichen Bedarf. Bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts wurden in Ziegelhausen auch Steinmetzarbeiten für Heidelberg und Mannheim gemacht. Es gab noch einige Steinhauer. Der zweitgrößte Betrieb (nach der Zigarrenfabrik) war seit 1888 die Gelatinefabrik auf dem Gelände der alten Bärenbachmühle. 1902 beschäftigte sie 37 Arbeiter und 30 Arbeiterinnen. Schließlich ist noch die Ziegelei Kühner mit 47 Arbeitsplätzen (1902) zu nennen und die Gerberei im Haarlaß; die Möbelfabrik Burkardt (mit 10 – 15 Beschäftigten) wurde 1909 nach Heidelberg verlegt.⁹ Jedoch zählte man im Jahr 1900 auch 209 Männer, die auswärts arbeiten gingen. Das Ortsbereisungsprotokoll von 1906 berichtete von 300 auswärts Arbeitenden und erwähnte sogar, wohin sie gingen: zur Fuchschens Waggonfabrik nach Rohrbach und zur Zementfabrik nach Leimen. Aus Orts-

bereisungsprotokollen der 20er Jahre wissen wir, dass sie später sogar zu Lanz nach Mannheim und zur BASF nach Ludwigshafen pendelten.¹⁰

Der Rhein-Neckar-Raum¹¹ war in dieser Zeit ein wirtschaftlich und sozial(kulturell) zusammenhängender Raum. Die institutionell-politischen Beziehungen waren durch die Landesgrenze zwischen dem Großherzogtum Baden und der bayrischen Pfalz getrennt. Die Dynamik ging von der rasch wachsenden Stadt Mannheim als Verkehrs-, Handels- und Industriemetropole aus und nahm die Umgebung ein Stück weit mit. Zahlreiche Bauhandwerker und Beschäftigte des Holz- und Metallverarbeitenden Gewerbes waren durch rasch wachsende Städte und Gemeinden und den Ausbau der Infrastruktur, wie etwa der Eisenbahn, beschäftigt. Ganz besonders viele Arbeitsplätze – vor allem für Frauen – boten im Amtsbezirk die Zigarrenfabriken. Die Betriebe wurden wegen billigerer Bodenpreise und wegen des Arbeitskräftepotentials auf dem Lande angesiedelt, wo die Realteilung die bäuerliche Bevölkerung zu zusätzlichem Erwerb zwang. So ließ die Zigarrenindustrie in großem Umfang in den Amtsbezirken Schwetzingen, Hockenheim, Heidelberg und Mannheim auf dem Land produzieren. Die Löhne waren dort niedriger als in der Stadt. Die Arbeiterfamilien hatten oft eine zusammengesetzte ökonomische Basis. Für die Tabakarbeiterfamilien von Reilingen und Hockenheim zeigte Clemens Zimmermann, dass die eigentliche Lebensbasis ihrer „Dualökonomie“ das Lohneinkommen war. Auch Friedrich Wörishoffer, badischer Fabrikinspektor, berichtete 1889 von dieser zusammengesetzten Ökonomie der Tabakarbeiterfamilien.¹² In der Forschung gilt dieser Typus des ländlichen, besser: „landnutzenden“ Arbeiters als entscheidend für die Organisationsprobleme der Sozialdemokratie in Baden. Dabei gab es Unterschiede zwischen den Gemeinden in der Nähe der industriellen Zentren und Gemeinden, die weiter davon entfernt lagen. Der Industrialisierungsgrad des jeweiligen Zentrums selbst spielte offenbar eine große Rolle.

Die Arbeitergemeinden bei Heidelberg

Zu den ausgeprägten Arbeiterwohngemeinden und gewerblich-industriellen Orten des Heidelberger Amtsbezirks gehörten nach der Berufszählung von 1895 Ziegelhausen, Peterstal und Schönau (Lederfabrik) im Bereich Neckartal/Odenwald; Sandhausen, Leimen, Nußloch, St. Ilgen, Eppelheim, Kirchheim im Rheintal. Regelrechte Tabakarbeiterinnendörfer waren Nußloch, St. Ilgen und Sandhausen.¹³ Doch auch Kirchheim, Rohrbach und Leimen hatten eine Reihe von Tabakfabriken, und nicht zuletzt Heidelberg selbst. Dort stieg die Zahl der Arbeitsplätze in der Tabakindustrie – wohl aus logistischen Gründen – noch an. Zu den gemischt agrarischen, aber auch stark gewerblich geprägten Gemeinden gehörten Dossenheim, Wieblingen, Rohrbach, Bammental und Mauer. Zusammen mit den Städten Heidelberg und Neckargemünd stellten sie bereits über 80 % der Bevölkerung des Amtsbezirks, und sie wuchsen meist noch gegenüber den vielen kleinen Gemeinden mit überwiegend landwirtschaftlicher Betätigung. Die Zahl der Betriebe mit weniger als 1 ha überwog.¹⁴

In Heidelberg selbst wohnte 1895, vor den Eingemeindungen von Handschuhsheim (1903), Wieblingen, Kirchheim (beide 1920) und Rohrbach (1927) nur ein kleiner Teil der Arbeiter des Bezirks. Anfang des 20. Jahrhunderts pendelten über 2.200 Arbeiter nach

Heidelberg zur Arbeit ein.¹⁵ Andererseits pendelten um 1910 630 Arbeiter, die in Heidelberg wohnten, zur Fuchsschen Waggonfabrik, die 1902 von Heidelberg nach Rohrbach verlegt worden war.¹⁶

Die Fuchssche Waggonfabrik und die Heidelberger Portland-Cement-Fabrik, seit 1895 in Leimen, waren die beiden größten Betriebe bei Heidelberg. Beide waren ursprünglich in Heidelberg selbst gelegen und dann, auch zum Zweck ihrer Expansion, aus Heidelberg herausverlagert worden. Sie waren von der Struktur ihrer Arbeiterschaft her grundverschieden. 1887 bestand die Arbeiterschaft der Zementfabrik „von wenigen Facharbeitern abgesehen, nur aus Tagelöhnern.“¹⁷ In der Zementfabrik und den zugehörigen Steinbrüchen in Nußloch wurde sehr schwer gearbeitet auf unterschiedlichen und sich wandelnden technischen Rationalisierungsniveaus, es waren also mindestens angelernte Arbeiter. Die Arbeitsplätze gingen rationalisierungsbedingt zwischen 1899 und 1910 von rund 1100 auf 638 zurück. Es herrschte hohe Fluktuation, die Firmenleitung warb auch Arbeiter aus dem Ausland an, und Direktor Friedrich Schott suchte sozialdemokratische gewerkschaftliche Organisierung mit allen Mitteln zu verhindern. Das zeittypische patriarchalische „Mittel“ sowohl gegen hohe Fluktuation als auch gegen sozialdemokratische Organisierung war die Gründung von „Wohlfahrts-einrichtungen“.¹⁸ Dennoch meldete das Heidelberger Gewerkschaftskartell 1905, es sei gelungen, dass die Arbeiter des Portlandzementwerks sich mit einer „stattliche(n) Mitgliederzahl“ in einer eigenen Verwaltungsstelle des Fabrik-, Land- und Hilfsarbeiterverbandes in Leimen organisieren würden; wir wissen allerdings nicht, was aus diesem Organisationserfolg geworden ist.¹⁹ Immerhin fällt dieses Ereignis in eine Zeit besonders hoher Erfolge der Leimener SPD bei Wahlen. Streiks konnte die Firma bis 1914 verhindern. 1913 konfrontierte die SPD-Fraktion im Leimener Bürgerausschuss den Firmenpatriarch Friedrich Schott mit der Forderung, endlich den Arbeitern das Koalitionsrecht

№	Zu- und Vorname	Geburtsort	Arzt bei Beschäftigung	Wohnort	...
1	Adolf Schmid	Leimen	...	Heidelberg	...
2	Anton Schmid	Leimen	...	Heidelberg	...
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50

Verzeichnis der Beschäftigten der Waggonfabrik Fuchs 1919 (Foto: STAHL)

zu gewähren. Dessen Antwort war: „wer in seinem Betrieb sich nicht unterordne, der komme heraus.“²⁰

Anders die Fuchssche Waggonfabrik, die einen relativ großen Anteil von handwerklich gelernten Facharbeitern aufwies.²¹ Diese organisierten sich nach und nach in den freien Gewerkschaften. Hinweise auf Streiks in der Fuchsschen Waggonfabrik finden wir z.B. 1905 im Jahresbericht des Gewerkschaftskartells Heidelberg (rund 90 % der „Schmiede Kirchheims“, gemeint waren die Schmiede der Waggonfabrik, waren organisiert). Auch die Jahresberichte der Ortsverwaltungsstelle Mannheim des Deutschen Metallarbeiterverbandes (DMV) enthalten Hinweise auf Tarifrunden bei Fuchs, da die Heidelberger Verwaltungsstelle 1907 mit der Mannheimer fusioniert hatte.²² Weitere gut freigewerkschaftlich organisierte Betriebe der Metallindustrie waren in Heidelberg die Schnellpresse (Hamm AG), C. Maquet (Krankenhausbedarf) und Beierbach (Braueremaschinen).

Die Jahresberichte des DMV enthalten jeweils Angaben über die Verteilung ihrer Mitglieder auf die Orte der Verwaltungsstelle Mannheim.²³ So wird deutlich, wo die sozialdemokratisch organisierten Metallfacharbeiter z.B. im Jahr 1913 überwiegend wohnten: In Mannheim selbst und dessen eingemeindeten Vororten wohnten knapp 4000²⁴, in Heidelberg 238, in Rohrbach/Kirchheim 157, in Leimen 25, in Ziegelhausen 35. Zugleich wird auch deutlich, dass es große Unterschiede in der Struktur der Arbeiterschaft zwischen den Gemeinden gab. Die Metallfacharbeiter wohnten (1910) offenbar eher in Heidelberg, bzw. in Rohrbach und Kirchheim, während die Arbeiter der Zementfabrik im Jahr 1900 zu 41 % aus Leimen kamen, zu 13 % aus Kirchheim, zu 11 % aus Nußloch und ansonsten aus anderen Orten überwiegend des Amtsbezirks Heidelberg.²⁵

Der Jahresbericht des Gewerkschaftskartells für Heidelberg und Umgegend listete für 1905 die Organisationsgrade verschiedener Berufe auf, wobei die räumliche Erfassung der „berufsbeschäftigten Arbeiter“ leider unklar ist. Außer den traditionell stark organisierten Heidelberger Buchdruckern war auch das Baugewerbe teilweise hoch organisiert. In diesem Jahr hatten die Maurer einen 20-wöchigen Arbeitskampf geführt, der mit einem Tarifvertrag für Heidelberg, Eppelheim²⁶, Kirchheim, Rohrbach und Ziegelhausen endete. Beteiligt war dabei auch der Zentralverband christlicher Bauhandwerker und Bauhilfsarbeiter. Die Gipser und Stuckateure kämpften ebenso wie die Maurer erfolgreich für einen 10-stündigen Arbeitstag. Darüber hinaus wurden Tarifbewegungen der Brauer und der Tapeziergehilfen dokumentiert. Schließlich organisierten sich im Jahr 1905 auch die Arbeiter der Tapetenfabrik in Bammental, die sich erfolgreich gegen Repressionen ihrer Direktion wehrten. Dagegen waren Tabakarbeiterinnen und Tabakarbeiter sehr schlecht organisiert. Weder der sozialdemokratische Tabakarbeiterverband noch die christlichen Gewerkschaften, die aber insgesamt mehr Tabakarbeiter und Tabakarbeiterinnen organisierten, konnten wirklich Fuß fassen.²⁷

Die Arbeiterbewegung im Zentrum und in der Region

Mannheim hatte als badische Hochburg der Sozialdemokratie großen Einfluss in der Region. Hier war der Sitz des badischen Parteivorstands und der für Nordbaden wichtigsten sozialdemokratischen Zeitung „Volksstimme“. Abonnenten der Zeitung waren

in vielen Orten der Region, auch in den Arbeiterwohnorten bei Heidelberg ansässig. Zum sozialdemokratischen Arbeitersekretariat in Mannheim kamen nicht nur zahlreiche Arbeiter aus Ludwigshafen, sondern auch aus dem Heidelberger Raum. Bis hin zu Ziegelhausen ließen sich Arbeiter und Arbeiterinnen in Mannheim beraten, wobei auch das seit 1904 bestehende Heidelberger Arbeitersekretariat „enormen Zulauf“ hatte.²⁸ Sozialdemokratische Kandidaten für die Reichstagswahlen im 12. Reichstagswahlkreis Heidelberg-Eberbach-Mosbach kamen – bis auf Philipp A. Rüdts – aus Mannheim (August Dreesbach, Wilhelm Hänslers, Georg Pfeiffle).

Reichstagswahlergebnisse sind sicherlich ein Indikator für die Stärke der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, obwohl das Wahlrecht, das (eingeschränkt) allgemein, geheim und unmittelbar war, nur für Männer ab 25 Jahren, nicht für Frauen galt. Schauen wir die Wahlergebnisse²⁹ für Nordbaden an, so fallen die Unterschiede zwischen dem industrialisierten 11. badischen Reichstagswahlkreis Mannheim-Weinheim-Schwetzingen und dem kleinbäuerlichen und katholischen 14. Reichstagswahlkreis Buchen-Tauberbischofsheim-Wertheim ins Auge: der erstere war die sozialdemokratische Hochburg im Großherzogtum Baden, der letztere noch weit unangefochtener in der Hand der Zentrumsparterie; hier kam die SPD auf maximal 6,5 % (1912). Der – überwiegend evangelische – 12. Reichstagswahlkreis (Eberbach-Heidelberg-Mosbach) lag in der Mitte. Hier siegten fast durchweg die Nationalliberalen, die SPD holte jedoch zwischen 1890 und 1912 auf und erreichte (1912) 28,9 %. Zum Vergleich: im 11. Reichstagswahlkreis kam Ludwig Frank für die SPD in demselben Jahr auf 55,2 %.

Betrachtet man die Wahlergebnisse auf Gemeindeebene³⁰, so wird deutlich, dass in den Städten Heidelberg und Neckargemünd, aber auch in den gewerblich-industriell geprägten Gemeinden Schönau, Ziegelhausen, Bammental im Neckartal/Odenwald sowie – im Rheintal – in Nußloch, Sandhausen, Leimen, Rohrbach, Kirchheim und Wieblingen zunehmend ab 1890 sozialdemokratisch gewählt wurde. Im überwiegend katholischen Dorf Ziegelhausen wurden die Wahlkämpfe immer heftiger geführt, bis 1912 bei einer Wahlbeteiligung von 92,3 % erstmals die SPD das Zentrum überflügelte. Insgesamt spielte das Zentrum nur in den wenigen katholischen Dörfern des Amtsbezirks eine Rolle. Die SPD erreichte die absolute Mehrheit erstmals 1903 in Leimen, 1907 kam Kirchheim dazu, 1912 Rohrbach und Eppelheim, während die SPD in Leimen, Nußloch und Bammental einen erheblichen Rückgang einstecken musste. Es steht noch aus, die Ursachen im Einzelnen zu erforschen.

Für das Wählerverhalten³¹ spielte zwar offensichtlich die Konfession eine Rolle, aber entscheidend waren letztlich die Erfahrungen der Industrialisierung und die Nähe zu den sozialdemokratisch bewegten Zentren, das Einbezogenensein in diese Bewegung z.B. durch die Berufspendelei³², die Kommunikation der Arbeiter untereinander und schließlich die Agitation durch Sozialdemokraten.

Die Arbeiterbewegung bildete sich in der Heidelberger Umgebung verspätet und weniger kräftig als in Mannheim aus. Dennoch war sie vernehmbar vorhanden. Das ist auch an der Präsenz der SPD in Bürgerausschüssen (in Heidelberg seit 1906, in Mannheim seit 1878) und Gemeinderäten zu sehen. 1907 hatte die SPD in Kirchheim nicht nur fast alle Sitze in der 3. Klasse der Niederstbesteuerten gewonnen, sondern auch

noch fünf in der 2. Klasse. In Ziegelhausen konnte die SPD – wie in Leimen und in Wieblingen – die Hälfte der Gemeindeverordnetensitze in der 3. Klasse einnehmen. Ziegelhausen und Wieblingen hatten darüber hinaus sechs Gemeinderäte, Kirchheim acht.³³ Entsprechend wurden die sozialdemokratischen Vereine in Mannheim eher als die der Heidelberger Gegend gegründet, und ihre Mitgliederzahl war höher. Mannheim hatte 1906 2164 Parteimitglieder, die Mannheimer Mitgliedschaft umfasste damit 1/4 bis 1/3 der gesamten badischen Mitgliedschaft.³⁴ Heidelberg hatte Ende 1907 280 Mitglieder. In den Arbeitergemeinden der Heidelberger Umgebung waren es jeweils unter 100, nur Kirchheim hatte 115.³⁵

Sozialdemokratische Arbeitergesangsvereine und Arbeitersportvereine schossen aus dem Boden. Im Rückblick auf die Gründung des Arbeitergesangsvereins Ziegelhausen schrieb Hans Müller: „In den Jahren 1907 – 1910, als die hiesigen freigewerkschaftlichen und sozialistischen Arbeiter einen beachtlichen Aufstieg zu verzeichnen hatten, waren auch die Feiern am 1. Mai bedeutende Willenskundgebungen zur sozialistischen Idee.“ Eines jedoch habe gefehlt: die Kunst. So habe man die Bitte an die Liedertafel gerichtet, am 1. Mai aufzutreten, zumal viele Sozialdemokraten Mitglieder der Liedertafel waren. Aber die Liedertafel lehnte ab. So kam es zur Gründung des Arbeitergesangsvereins Ziegelhausen 1911. Besondere Triebkraft sei die sozialistische Jugend gewesen, die sich im Gründungslokal zum Neckartal zusammenfand.³⁶ Überall verbreitet waren auch Ortsgruppen des Arbeiterradfahrerbundes Solidarität, die sich insbesondere dem Kunstradfahren verschrieben.

Adam Remmele

Nach dem Tod ihres Mannes ernährte Katharina Remmele in Ludwigshafen ihre Familie mit der Aufnahme von Kostgängern. Adam erlernte das Müllerhandwerk wie sein Vater, ebenfalls in der Presshefe- und Spiritusfabrik in Ludwigshafen, und trat 1894 dem Verband Deutscher Müllergesellen bei (ab 1907 Verband der Mühlenarbeiter), 1894 (oder 1896) auch der SPD. In Adam Remmeles Rückblick „Wie es einst war!“ von 1930 ist zu lesen: „Ludwigshafen am Rhein war die Stätte meiner Einführung in die sozialistische Arbeiterbewegung. Arbeitskollegen hatten mich schon in ihren politischen Kreis gezogen, ehe ich als Siebzehnjähriger meine berufliche Wanderschaft durch die süddeutschen Lande antrat.“ Mit 13 Jahren hatte er seine Lehre begonnen (1891), danach ging er drei Jahre auf Wanderschaft. „Wenige Jahre später“, schreibt Adam Remmele weiter, „ist Ludwigshafen wieder der Platz meiner Berufstätigkeit. Meine Gewerkschaft hatte mich als ehrenamtlichen Gauleiter für das ganze Rheingebiet eingesetzt. War an den Samstagen die Arbeit zu Ende, dann ging es in der Regel auf die Reise, hinauf und hinab die Lande zur Agitation. An den Montagen früh 6 Uhr stand ich gleichwohl bei der Arbeit, denn wehe, wenn diese nicht pünktlich angetreten und richtig ausgeführt wurde. Es gab zu jener Zeit so etwas wie ‚Schwarze Listen‘, und mehr wie einmal musste mir ein Unternehmer, in einigen Fällen sogar gegen den eigenen Willen, den Laufpass geben, wenn es deren Standesverbände für ratsam hielten, mich außer Brot zu setzen. Noch waren ja von diesen die Gewerkschaften nicht als Interessenvertretungen für die Arbeiter anerkannt. [...] Mit 21 Jahren stand ich somit im Berufsverband mit an vorderster

Position; aber auch im Gewerkschaftskartell und in der Partei hatte ich jetzt schon manch ein arbeitsreiches Ehrenamt auszufüllen.“³⁷ Ein Foto des Verbandstags des Müllerverbands 1901 in Heilbronn zeigt den selbstbewussten jungen Adam Remmele neben dem Verbandsvorsitzenden Hermann Käppler. Selbstbewusst war er mit Recht: Im gleichen Jahr waren in Ludwigshafen von 180 Mühlenarbeitern 135, also 3/4 organisiert, hingegen nur ca. 10 % der 3000 Metallarbeiter am Ort. Adam Remmele war von 1900 bis 1903 Vorsitzender des Ludwigshafener Gewerkschaftskartells, und er leitete den obengenannten Verbandstag der Müller zusammen mit Käppler.³⁸

1901 verheiratete er sich mit Rosine Philippine Dilger, der Tochter eines Schreinermeisters aus Ludwigshafen. Sie wohnten zunächst bei Adams Mutter. 1901 und 1903 kamen Anna und Wilhelm auf die Welt, die Söhne Kurt und Rudolf wurden 1911 und 1916 geboren.³⁹

Innerhalb der pfälzischen Sozialdemokratie war Adam Remmele ein Ziehsohn von Franz Josef Ehrhart, einem der Repräsentanten des süddeutschen Reformismus. Adam Remmele engagierte sich für die Durchsetzung der sozialdemokratischen Linie gegen die bürgerliche Vorherrschaft in den Konsumgenossenschaften und rückte 1902 bis 1905 zum Mitglied des Aufsichtsrats der Konsumvereine Ludwigshafen auf.⁴⁰ Mitte 1903 wurde er mit Unterstützung Ehrharts Leiter des städtischen Arbeitsamtes in Ludwigshafen – allerdings „mit der Auflage, sich jeglicher politischer Agitation zu enthalten“. Erst jetzt endete seine berufliche Tätigkeit als Müller.⁴¹ 1905 bereits verließ Remmele das städtische Arbeitsamt Ludwigshafen und wurde Sekretär beim Vorstand des Müllerverbandes in Altenburg, Sachsen-Altenburg. Er arbeitete eng mit Hermann Käppler zusammen. Auf dem Mainzer Verbandstag 1907 wurde er zum 2. Vorsitzenden des Verbands der Mühlenarbeiter Deutschlands gewählt.⁴² Zugleich war er 1906 SPD-Parteivorsitzender in Sachsen-Altenburg und organisierte dort den Reichstagswahlkampf für 1907. Aufschlussreich ist eine Tagebucheintragung Adam Remmeles über seine Begegnung mit der Parteilinken auf der Internationalen sozialistischen Konfe-



Adam Remmele auf dem Verbandstag des Müllerverbandes in Heilbronn 1901, links am Tisch neben dem Vorsitzenden Käppler (aus: Becker/Hildebrandt 2014)

renz 1907 in Stuttgart: „Die gemäßigte (!) Richtung in der Partei hat wesentlich Oberhand bekommen, noch 4 – 6 Jahre braucht es, dann werden die „Radikalen“ so ziemlich ausgespielt haben. Kautzky(!), Ledebour, Wurm und Frau Luxemburg machten auf mich einen bitterbösen Eindruck. Nichts als Wortephrasen steckt hinter diesen Leuten. Wie anders treten David, Vollmar, und die Führer der Gewerkschaften auf. Sachlich ernst und mit dem Rüstzeug objektiver Untersuchungen.“⁴³

Ende des Jahres 1907 bewarb er sich bei der Volksstimme in Mannheim als Redakteur und wurde dort einstimmig gewählt. Auch wählte ihn der Mannheimer Brauerei- und Mühlenarbeiterverband zum Vorsitzenden. Dieses Amt bekleidete er von 1908 bis 1912.⁴⁴ Damit war er innerhalb der Volksstimme für Gewerkschaften und Konsumgenossenschaften zuständig.⁴⁵ Es wird deutlich, dass er die heftigen Arbeitskämpfe in Mannheim in dieser Zeit kritisierte und mit seinen Kollegen – Oskar Geck war Chefredakteur der Volksstimme – nicht bereit war, die innergewerkschaftliche Opposition von Seiten der Zeitung aus zu unterstützen.⁴⁶ Der Konflikt wirkte sich in der Mannheimer Parteiorganisation aus: „Von der ‚Volksstimme‘ ward in solchen Fällen verlangt, dass sie unter Missachtung der statuarischen Streikvorschriften der Gewerkschaften die Anschauungen der gewerkschaftlichen Opposition verfechten solle. Das war natürlich nicht zu machen, worauf es dann in den Parteiversammlungen mitunter recht lebhaft Unterhaltungen über die Haltung der ‚Volksstimme‘ gab.“

Adam Remmele bewarb sich um ein Landtagsmandat für Eppingen-Sinsheim im Wahlkampf 1909, das er aber aufgrund der badischen Großblockpolitik trotz seines Wahlsiegs an den nationalliberalen Konkurrenten abgeben musste. Erfolgreicher wurde die Kandidatur für den Bürgerausschuss und als Stadtrat bei den Kommunalwahlen Mannheim 1911.⁴⁷ Außerdem engagierte er sich wiederum in der Genossenschaftsbewegung und war Vorsitzender des Konsumvereins. Auf lange Sicht zog er die Parlamentsarbeit und kommunale Politik der Karriere in Partei und Gewerkschaft vor.

Hermann Remmele

Adams jüngerer Bruder Hermann machte ab 1894 eine Lehre als Eisendreher in der Gießerei der Gebr. Sulzer, heute Halberg, in Ludwigshafen. Er trat 1897 dem DMV und der SPD bei. 1898 ging er auf Wanderschaft und leistete 1901 bis 1903 Militärdienst in Baden ab. Dort soll er illegale Agitation für die SPD betrieben haben.⁴⁸ Danach kehrte er nach Ludwigshafen zurück und heiratete dort Anna Lauer. 1907 wurde die Tochter Hedwig geboren, 1910 Sohn Helmut. Die Familie wohnte seit 11. September 1909 in Mannheim, Lenaustr. 63, seit Juli 1911 in der Verschaffeltstraße. Während Adam Remmele mit seinen Kindern 1909 aus der evangelischen Kirche aus- und den Freireligiösen beitrug,⁴⁹ war zu dieser Zeit Hermann bereits religionslos, wie die Meldekarte ausweist. Hermann Remmele arbeitete wohl bis zum Kriegsbeginn 1914 als Eisendreher, dann wurde er eingezogen.

Die Kurzbiographien berichten, dass er von 1901 bis 1914 ehrenamtlicher Bevollmächtigter des DMV Mannheim, Darmstadt und Offenbach bzw. Vorstandsmitglied dort gewesen sei.⁵⁰ Wahrscheinlich war er Mitglied eines ehrenamtlichen Vorstands und Delegierter auf gewerkschaftlichen Versammlungen der bezirklichen und lokalen Ebenen.

Sozialistische Jugend

Hermann Remmele trat erstmals als politischer Aktivist im Verband junger Arbeiter in Erscheinung, den Ludwig Frank 1904 in Mannheim gegründet hatte.⁵¹ Der Chronist des Verbandes, Karl Korn, schrieb: Der Verband junger Arbeiter und Arbeiterinnen konnte „auch in den Vororten Mannheims und in den Arbeiterdörfern der Umgegend Abteilungen auf tun, sowie in Heidelberg einen Bruderverein ins Leben rufen, der auch dort auf benachbarte Orte übergriff.“⁵² Am 6. Mai 1906 fand in Heidelberg eine Gaukonferenz des Verbandes junger Arbeiter Deutschlands statt. Um diese Zeit hatte die Mannheimer Gruppe 400, die Heidelberger Gruppe 65 Mitglieder. Auch in Leimen war eine Gruppe gegründet worden. Unter der Leitung von Ludwig Frank wurde eine eigene Zeitschrift „Die junge Garde“ herausgegeben. Die Organisation war in der Partei nicht unumstritten. Als sie 1908 aufgrund des reichsweiten Verbots politischer Betätigung für Jugendliche unter 18 Jahren sich selbst auflöste, kam sie damit dem rechten Flügel, gerade auch den Gewerkschaften entgegen, denen die Selbständigkeit der Organisation suspekt war.

Im August 1907 fand eine internationale sozialistische Jugendkonferenz in Stuttgart statt, an der Hermann Remmele als Delegierter der sozialistischen Jugend Offenbach⁵³ teilgenommen haben soll. Er habe dort als Sekretär von Karl Liebknecht fungiert, der diese Konferenz leitete.⁵⁴ Es ist wahrscheinlich, dass Hermann Remmele mit Karl Liebknecht bereits auf der Mannheimer Generalversammlung des Süddeutschen Verbandes der Arbeiterjugend am 30. September 1906⁵⁵ in Kontakt gekommen war. Karl Korn berichtete, dass Liebknecht für seine Rede gegen den Militarismus in Stuttgart, die er ähnlich in Mannheim gehalten hatte, in Festungshaft ging, was große Erregung in der Jugendbewegung auslöste. 1908 erschien in diesem Zusammenhang ein Artikel von Hermann Remmele in der renommierten „Neue(n) Zeit“, dem theoretischen Organ der deutschen Sozialdemokratie, das auch international eine führende Rolle spielte und von Karl Kautsky herausgegeben wurde. Wenn Hermann Remmele in so jungem Alter in der Neuen Zeit publizierte, musste er starke Förderer gehabt



SPD-Parteischule 1907 (aus: Becker/Hildebrandt 2014)

haben; sowohl Ludwig Frank als auch Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg könnten ihn so gefördert haben, denn er besuchte von Oktober 1907 bis März 1908 die Reichsparteischule der SPD, als Rosa Luxemburg dort Dozentin war.

Hermann Remmele forderte in seinem Artikel „Zur Zukunft der sozialistischen Jugendbewegung in Deutschland“ Partei und Gewerkschaften auf, sich der Bildungsaufgabe zu stellen und organisatorisch umzusetzen. Ziele waren die politische Bildung – Kenntnis der sozialdemokratischen Bewegung, Internationalismus und Antimilitarismus, das

Erlernen „sittlicher Eigenschaften“ – Solidarität, demokratische Gesinnung, Disziplin, Selbstbewusstsein, Opferwilligkeit – und „die Verbreitung allgemeinen Wissens“ – Vorträge, Verbreitung guter Schriften, Pflege des Kunstsinns, literarische Abende, Theaterabende, Museumsbesuche usw.⁵⁶ 1908 wurde in Mannheim ein sozialdemokratischer Jugendbildungsausschuss gegründet, in dem Hermann Remmele mitarbeitete. Vorsitzender war Hermann Merkel, der „der ‚antirevisionistischen‘ Richtung“ angehörte.⁵⁷ Merkel und Hermann Remmele traten in den nächsten Jahren gemeinsam als Sprecher bzw. Organisatoren der badischen innerparteilichen Opposition auf.

Innerparteiliche Opposition

Die innerparteiliche badische Opposition stand auf der Seite der reichsweiten Parteimehrheit den badischen Reformisten und sogenannten Revisionisten gegenüber. Im Zentrum der Auseinandersetzung stand die Budgetbewilligung im badischen Landtag durch die sozialdemokratische Fraktion. Die führenden badischen Sozialdemokraten (Ludwig Frank, Wilhelm Kolb) verwiesen grundsätzlich auf die liberalere Tradition und Verfasstheit des badischen Staates gegenüber Preußen. Die badischen Sozialdemokraten hatten früh in den Parlamenten mitgearbeitet und eine starke Verankerung in den Gemeindevertretungen (Dreiklassenwahlrecht), die weit über dem Niveau der Gesamtpartei lag.⁵⁸ Die Beteiligung an Kommunal- und Landtagswahlen (Ständekammern) und Reichstagswahlen brachte es mit sich, dass man Bündnisse mit anderen – bürgerlichen – Parteien einging. Waren noch bis zur Reform des Landtagswahlrechts von 1904 die Nationalliberalen als „Regierungspartei“ der Hauptfeind gewesen, verbündeten sich die badischen Sozialdemokraten nun mit den Liberalen gegen das allzu starke Zentrum, das von der katholischen Bevölkerung, Bauern und auch Arbeitern gewählt wurde. Die Großblockpolitik, Bündnisse mit den regierenden Nationalliberalen, war der zweite Stein des Anstoßes in der Gesamtpartei. Die badischen Genossen wurden sogar mit dem Parteiausschluss bedroht.

Die innerparteiliche badische Opposition forderte – wie die Gesamtpartei – von der Landtagsfraktion ein Ende der Großblockpolitik. Die Rheinauer Genossen forderten eine Ablehnung jedes Wahlkompromisses auf dem Offenburger Parteitag der badischen Sozialdemokratie von 1909, denn „von den bürgerlichen Parteien, sowohl von den Nationalliberalen wie vom Zentrum haben wir nichts zu erwarten.“⁵⁹ Die Gegenrede hielt Adam Remmele.

1910 war unter den Delegierten des badischen Parteitags erstmals neben Adam Remmele und Hermann Merkel auch Hermann Remmele ver-



Die Brüder Peter, Hermann und Adam Remmele in Berlin 1910 (aus: Becker / Hildebrandt 2014)

treten. Merkel versuchte neuerlich eine Resolution durchzusetzen, die sich gegen den Revisionismus der Landtagsfraktion wandte, gegen die Budgetzustimmung und „Hofgänge einzelner Genossen“. Der Antrag wurde mit 133 gegen 45 Stimmen abgelehnt.⁶⁰

Nach diesem Parteitag organisierte sich die Parteiopposition in Mannheim, Rheinau und Karlsruhe in „Karl-Marx-Clubs“. Hermann Remmele bat den Nestor der badischen Sozialdemokratie und Offenburger Landtagsabgeordneten Adolf Geck⁶¹ um Unterstützung bei der Sammlung der Oppositionellen. Systematisch sollte deren Basis erweitert werden. Dazu stützte er sich auf das städtische Organisationsprinzip der Partei und des DMV: Ein Netz von betrieblichen und stadtteilbezogenen Vertrauensleuten sollte die Ideen der Opposition bis in den letzten Winkel der Arbeiterviertel bringen.

Zum Treffen der Opposition in Mannheim kamen Gewerkschaftssekretäre der Schmiede, der Transportarbeiter, der Bauarbeiter und Gemeindearbeiter sowie Fritz Ripp, der Bezirksleiter der Arbeiterradfahrer und andere populäre Parteigenossen, u.a. Ludwig Seizinger. Vor allem die Bauhandwerker und Hafendarbeiter, schrieb Remmele, seien gut in der Partei organisiert. In der größten Gewerkschaft, der Metallarbeiter, seien beide Richtungen stark vertreten. Auch die Vertrauensleute der großen Betriebe (Lanz, Benz, BBC), gehörten „zum größten Teil zu uns“. Es sollten möglichst oft Redner der Opposition auf Versammlungen auftreten und Delegiertenwahlen abgesprochen werden. Für die anstehenden Kreistagswahlen wurde mit dem Parteivorstand eine Liste ausgehandelt, auf der sowohl Hermann Merkel als auch Adam Remmele standen. Beide zogen in den Kreistag ein. Die Karl-Marx-Clubs existierten nur etwa ein 3/4 Jahr. Auf dem Parteitag in Offenburg 1911, mit Unterstützung des Berliner Parteivorstands (Friedrich Ebert), wurden sie durch Parteitagsbeschluss untersagt.

Drangen die Ideen der Opposition bis in die Arbeitergemeinden des Heidelberger Amtsbezirks vor? Vermutlich wenigstens in die Kreise der sozialdemokratisch organisierten Metallarbeiter, denn der DMV war übergreifend organisiert, – und möglicherweise spielten auch die Arbeitersportvereine dabei eine Rolle. Fast jede der Arbeitergemeinden hatte eine Ortsgruppe des Arbeiterradfahrersolidaritätsbundes. Fritz Ripp als einer der Sprecher der Opposition war Bezirksleiter der Arbeiterradfahrer. Eine Episode am Rande (aus dem Jahr 1909), die ihm und dem Bezirksleiter der Freien Turner eine geringe Strafe einbrachte, war ein nicht angemeldeter Ausflug auf eine Wiese bei Altneudorf. Das gemeinsame Essen, die (Schalmeien-)Musik der Radfahrer und die Kunststücke der Turner lockten einen Teil der Altneudorfer Bevölkerung herbei (vor allem die Jungen seien gekommen), so dass ein großer Auflauf entstand.⁶² Man beobachtete, dass keine großen Reden gehalten wurden, sondern miteinander geredet und gegessen wurde.

Hermann Remmele trat durch weitere Beiträge in der „Neuen Zeit“ in Erscheinung. 1914 erschien „Der Bankrott der badischen Großblockpolitik“. Tatsächlich war in den letzten Jahren vor dem Krieg die Großblockpolitik an der „Polarisierung entlang den Klassenfronten, (der) Neubelebung des Kartells von Schwerindustrie und Großgrundbesitz und der Sammlungspolitik sowie verstärkte(r) Tendenz zur präventiven Konterrevolution“ gescheitert.⁶³ Auch im kleinen Baden wandten sich die Nationalliberalen von der SPD ab, so dass die Fortsetzung dieser Politik im Prinzip nicht mehr möglich war.

Gründung der USPD und Novemberrevolution

Die Zustimmung zu den Kriegskrediten und die Burgfriedenspolitik von SPD und freien Gewerkschaften führten zu einer anwachsenden Opposition in der Partei. Hier versammelten sich weit über die frühere Parteioption hinaus Genossen der Parteimitte, Bernstein und Kautsky, Haase, aber auch Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht.⁶⁴ Vor allem auf der Basis der Ablehnung der Kriegskredite und des Annexionismus gründeten sie eine gemeinsame Partei, die USPD.

Während sich im Krieg Adam Remmele als Stadtrat wie als Redakteur um Ernährungsfragen und gerechte Verteilung kümmerte, wurde Hermann Remmele eingezogen. Während eines Urlaubs 1916 soll er die Opposition erneut gesammelt haben. In Heidelberg waren solche Strömungen zumindest den Behörden nicht bekannt. Das Bezirksamt meldete, alles sei ruhig.⁶⁵ Die Opposition in Mannheim hingegen schickte Hermann Remmele und Ludwig Seizinger zum Gründungsparteitag der USPD im April 1917 nach Gotha.

Als Redner dort nahm Hermann Remmele Stellung zur Debatte um die Demokratisierung der Organisation (Trennung von Amt und Mandat) und zum Verhältnis von Partei und revolutionärer Aktion. „Von Seiten der Stuttgarter Genossen wurde gefordert, dass die Führer die Aktionen einleiten sollen. Sie wissen aber, wie die Verhältnisse sind. Auf solche Weise werden keine Aktionen gemacht. Aktionen müssen aus den Massen herauskommen. Sie können nicht von oben gemacht werden.“ Auch der Dezentralisierung redet er das Wort („[...] dass in einzelnen Orten eine besondere Taktik befolgt werden muß“).⁶⁶

Am 16. Mai 1917 meldete die Leipziger Volkszeitung – jedoch nicht die Volksstimme Mannheim –, dass auf einer Versammlung mit 600 Arbeitern die Mannheimer Wahlkreisorganisation der USPD gegründet worden sei.⁶⁷ Hunderte von Arbeitern laufen den „Durchhaltern“ davon, heißt es in der Leipziger Volkszeitung. In der Versammlung selbst seien 200 übergetreten. Hermann Remmele meldete die neue Partei als „Unabhängige sozialdemokratische Partei Deutschlands, Wahlkreisverein für den 11. badischen Reichstagswahlkreis“ beim Mannheimer Bezirksamt an.⁶⁸ Nach seiner Rückkehr aus dem Krieg übernahm er provisorisch die Aufgabe eines Parteisekretärs der badischen USP und leitete den Wahlkampf zur badischen Nationalversammlung im Januar 1919.⁶⁹

Der Krieg hatte ihn davon abgehalten, an den wachsenden Streikbewegungen während des Krieges in Mannheim Teil zu haben. Beim großen Mannheim-Ludwigshafener Streik Ende Januar, Anfang Februar 1918, als die materiellen Forderungen der ausgebeuteten Arbeiter und Arbeiterinnen mit politischen Forderungen nach Frieden ohne Annexionen und nach Demokratisierung des Staates zusammenflossen, standen andere Genossen der USP im Vordergrund, insbesondere der Schmied Johann Brümmer.⁷⁰ 15.000 Arbeiter der Rüstungsindustrie waren hier im Ausstand.

Zu Beginn des Januarstreiks wurden ein 50-köpfiger Ausschuss und ein 12-köpfiger Aktionsausschuss gewählt, der aus beiden sozialdemokratischen Parteien und beiden Städten paritätisch zusammengesetzt waren. Die paritätische Zusammensetzung durch beide sozialdemokratischen Parteien erfolgte dann auch bei der revolutionären

Gründung des 70-köpfigen Arbeiter- und Soldatenrats Mannheim im November 1918. Dies entsprach der Bedeutung der USP in der Mannheimer Arbeiterbewegung und war ein Ausdruck revolutionärer Macht der Arbeiterbewegung.

In den Vollzugsausschuss des Arbeiterrats, der aus drei Genossen der USP und aus drei Genossen der Mehrheitssozialdemokratie (SPD) bestand, wurden zunächst der Metallarbeiter Adolf Schwarz (USP) und Lagerhalter Magnus Dorner (SPD) als Vorsitzende gewählt. Nachdem Adolf Schwarz aber als Minister in das Kabinett der vorläufigen Volksregierung berufen wurde, rückte Hermann Remmele am 10. November in den Vollzugsausschuss nach.

Wir wissen nicht, ob Adam Remmele ebenfalls Mitglied des Mannheimer Arbeiterrats war, es ist aber stark anzunehmen. Er war kurze Zeit beim Landsturm in Lahr gewesen und hatte dort eine mäßigende Rolle zwischen Soldaten und Offizieren innegehabt. Dann war er nach Mannheim gerufen worden, wo er nötiger gebraucht werde.⁷¹

Dass auch die Revolution in Heidelberg⁷² zunächst eine Massenbewegung war, bezeugen die Erinnerungen von Christian Stock, dem Arbeitersekretär. Er sorgte dafür, zusammen mit dem Soldaten Theo Hansen⁷³ und dem Parteisekretär Emil Maier, dass die Bildung eines Arbeiter- und Soldatenrats unter der Leitung der alten sozialdemokratischen Partei vonstatten ging. Die Vollversammlung des Rats beschloss am 16. November, dass in allen Orten (gemeint ist vermutlich der Amtsbezirk) Arbeiter- und Bauernräte gewählt werden sollten, die je einen Delegierten zum großen Rat nach Heidelberg schicken sollten.⁷⁴ Außerdem war den bürgerlichen Parteien unmittelbar nach der Gründung erlaubt worden, Delegierte in den Arbeiter- und Soldatenrat Heidelberg zu entsenden, der sich auch alsbald in „Volksrat“ umbenannte (im Gegensatz zum Arbeiterrat Mannheim). So gehörten dem Volksrat Heidelberg für die Nationalliberalen Prof. Thoma und Direktor Dorn an, für die FVP Prof. Max Weber und Dr. Guido Leser, für das Zentrum der Landtagsabgeordnete und christliche Gewerkschaftssekretär Gustav Hartmann.

Leider ist die Bildung und Tätigkeit von Arbeiterräten in den kleineren Industrieorten noch nicht erforscht, die Quellenlage ist dürftig. Generell sollten überall Räte gewählt werden – wir wissen, dass dies im Amtsbezirk Eberbach weitgehend geschah. Geringe Anhaltspunkte über Räte im Heidelberger Amtsbezirk haben wir in Bezug auf Bammental, Eppelheim, Leimen und Rohrbach.

Die Bildung der Arbeiter-, Soldaten- und Volksräte war ein revolutionärer Akt der Machtverschiebung hin zur aktiven sozialdemokratischen Arbeiterschaft – und damit verbanden sich dann auch alle Versprechen, die in der Arbeiterbewegung mit der Übernahme der politischen Herrschaft verbunden worden waren. Und hier teilten sich die Auffassungen: Sollte die Übernahme der politischen Macht genutzt werden, um die bisher Verantwortlichen in Militär und Verwaltungen abzusetzen und eine grundlegende Demokratisierung durchzusetzen, die in der Sozialisierung aller grundlegenden Industrien und Banken eine Basis bekam? Oder war das Ziel die bürgerlich-parlamentarische Demokratie, deren politischen Entscheidungsprozessen der soziale Fortschritt anvertraut werden sollte? Für die Parteiführung der SPD war das keine Frage.⁷⁵

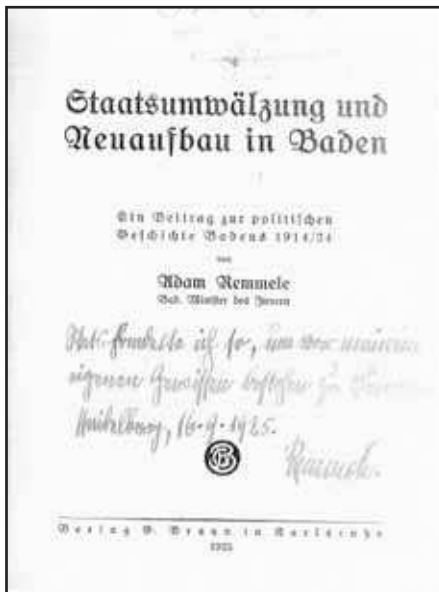
Die Räte wurden in der Realität für die Tagesaufgaben vor allem als „Hilfsorgane der Verwaltungen“ (Horst Dähn) funktionalisiert. Es ging um Lebensmittelbeschaffung, Integration der heimkehrenden Soldaten, Rückgabe der Arbeitsplätze von den Frauen an die Männer, Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, Mangel an Energie- und Rohstoffen u.v.a. Die grundsätzlichen Diskussionen fanden in den regionalen Versammlungen der Räte statt.

Hermann und Adam Remmele in der Rätebewegung

Auf der ersten Landesversammlung der Arbeiter- und Soldatenräte Badens in Mannheim am 21. und 22. November 1918 wurde die rasche Wahl der badischen verfassunggebenden Nationalversammlung am 5. Januar 1919 bestätigt. Hermann Remmele protestierte gegen den allzu frühen Wahltermin zur Nationalversammlung, gegen die Benachteiligung der USP, gegen Einschränkungen der Befugnisse der Arbeiter- und Soldatenräte und die Ausarbeitung der Verfassung durch Juristen der vier großen Parteien unter Ausschluss der USP.⁷⁶ Der Mannheimer Reichstagsabgeordnete Oskar Geck warnte vor der Sozialisierung (viel zu früh), während Ludwig Marum, der Vertreter der vorläufigen Volksregierung, die Sozialisierung von Wasser und Elektrizität sowie des Großgrundbesitzes als unbedingt notwendig bezeichnete. Zur Kontrolle der Regierung wurde ein elfköpfiger Landesausschuss der Arbeiter- und Soldatenräte gewählt, in den sowohl Hermann als auch Adam Remmele einzogen. Dieser wählte wiederum die dreiköpfige Landeszentrale, bestehend aus Adam Remmele, Emil Maier und Eduard Kluge (Pforzheim), drei Mehrheitssozialdemokraten, die die vorläufige Volksregierung, die aus SPD, Zentrum und DDP bestand, kontrollieren sollten. Bei der Frage, wo sie ansässig sein solle, argumentierte Hermann Remmele, sie müsse in Mannheim ansässig sein, denn: „Es war in Baden das revolutionäre Proletariat, das die Revolution vorbereitet und durchgeführt hat [...], nicht in Tagen, sondern in Jahren.“ Deshalb sei Mannheim das „zutreffende Milieu“.⁷⁷ Die Landeszentrale sollte jedoch in der Nähe der Regierung sein, in Karlsruhe. Emil Maier und Adam Remmele nahmen fortan an den Kabinettsitzungen teil. Die Landesversammlung erklärte sich zum „Vorparlament der freien Volksrepublik“ (nicht der sozialistischen Republik, wie das der Mannheimer Arbeiter- und Soldatenrat getan hatte).

Die weiterreichenden Forderungen der Richtlinien der USPD zur ersten Landesversammlung⁷⁸ wurden nicht diskutiert: nicht die Forderungen nach unentgeltlicher Gesundheitspflege, Rechtspflege, Bildung, Trennung von Staat und Kirche, Beseitigung des konfessionellen Religionsunterrichts; die Unterordnung der Banken und Börsen unter ein Finanzamt, das den Räten verantwortlich sei, Ausbau der Mitbestimmung in den Betrieben über Art und Weise der Produktion, Lohn- und Arbeitsverhältnisse, Finanzgebaren der Betriebe, Einrichtung von Arbeitskammern und vieles andere mehr. Alles wurde auf die Erarbeitung der Verfassung durch Vertreter sämtlicher großer Parteien abgeschoben.

Die Landeszentrale erarbeitete eine Richtlinie⁷⁹ für die Räte, in der die Verteidigung der Errungenschaften der Revolution gegen reaktionäre und gegenrevolutionäre Bewegungen als erste Aufgabe der Räte bezeichnet wurde, als zweite die Unterstützung



Adam Remmele: Staatsumwälzung und Neuaufbau in Baden. Exemplar der Universitätsbibliothek Heidelberg mit persönlicher Widmung (Foto: Mia Lindemann)

der vorläufigen Volksregierung, drittens die Mitwirkung bei der Aufrechterhaltung der Ordnung, viertens die Kontrolle der Regierung und der Vollzugsgewalten des Landes und der Gemeinden, aber gleichzeitig wurde den Räten jeder Eingriff in die Verwaltung untersagt. Das führte teilweise zu Konflikten, wenn z.B. die Räte bei der Beschlagnahme von gehamsterten Gütern oder bei Wohnungskonfiskationen schärfer vorgehen.

Nach der Berliner Rätekonferenz vom 16. bis 21. Dezember 1918, auf der die USPD und der linke Teil der Arbeiterräte eine Niederlage erlitten und die reichsweite Nationalversammlung auf den 19. Januar 1919 festgesetzt wurde, trafen sich die badischen Räte zur zweiten Landesversammlung am 27. Dezember 1918 in Durlach.⁸⁰ Diesmal hielt Adam Remmele das einleitende Referat über die Tätigkeit des elfköpfigen Landesausschusses und der

Landeszentrale. Dabei ging es um die Kontrolle der Bezirksamter durch die Räte und auch um die Zusammensetzung der Arbeiterräte. Gegen die Beschwerde, sie seien einseitig zusammengesetzt, setzte Adam Remmele, „dass die Arbeiter und Soldaten, die die Revolution gemacht haben, den maßgebenden Einfluß behalten, sie müssen das Heft in der Hand behalten [...]. In den Städten bleibt der Vollzugsausschuss homogen, daneben finden die Plenarversammlungen statt, in denen Vertreter aller Stände und Berufe teilnehmen können.“ Am Ende seiner Rede ging Adam Remmele auf den Vorwurf ein, „wir in Baden hätten die Revolution anders gemacht als in Preußen oder Sachsen.“ In Baden, argumentierte er, seien doch „ganz andere Verhältnisse vorhanden als im Norden“; „es sei nur an das Wahlrecht, an die Selbstverwaltung der Gemeinden erinnert: auch das Verfassungsleben ist ein ganz anderes. Wenn einmal geprüft werden wird, wo die Arbeiter besser gefahren sind, im Norden oder bei uns, dann werden wir im Süden die Rechnung nicht zu scheuen haben.“

Auf diese Äußerung seines Bruders bezog sich Hermann Remmele mit einer scharfen Kritik in der Diskussion: er wandte sich „gegen das Loblied, das der badischen Revolution gesungen worden sei; die Revolution sei keine badische, sondern eine soziale und Weltrevolution. Bereits aber treten die alten bürokratischen Einrichtungen wieder in Erscheinung, langsam tauchen die alten Gewalten wieder auf. Der Militarismus, den wir beseitigt glaubten, besteht heute noch; das sah man bei der Besetzung der neutralen Zone, da hat einfach die Oberste Heeresleitung bestimmt, wie viele Truppen an die einzelnen Plätze kommen. Es muss aufgeräumt werden mit diesen Nebenregie-

rungen; das Volk muss ein Mitbestimmungsrecht haben.“ Hermann Remmele bezog sich damit auf einen Vorgang in Mannheim, wo auf Veranlassung der OHL ein Bataillon des 110. Infanterieregiments am 17. Dezember eingezogen war, ohne dass der örtliche Arbeiterrat darüber informiert worden war.

Mit diesem abweisenden, grundsätzlichen Statement von Hermann Remmele, auf das am Ende der Konferenz sein Bruder noch einmal mit einer Verteidigung der Erfolge der Revolution antwortete, vollzog er auch innerhalb der Räteinstitutionen öffentlich den Bruch mit der Politik der Mehrheitssozialdemokraten, mit der Politik seines Bruders.

Die Vorgänge in Berlin, der Schulterschluss Eberts mit der OHL, der Einsatz von Truppen gegen die Matrosen im Berliner Stadtschloss, all das wird Hermann Remmele bewogen haben. Er hatte kein Vertrauen mehr darein, dass die Mehrheitssozialdemokratie für eine sozialistische Gesellschaft kämpfen wollte. So wie einerseits von Adam Remmele und Emil Maier die Räte angewiesen wurden, sich nicht in die Verwaltung einzumischen, waren andererseits die Gemeinde- und Bezirksverwaltungen auch nicht bereit dazu, die eigenen Kompetenzen abzugeben.⁸¹ Darüber hinaus waren SPD und USP im Herbst 1918 in Baden mit einer enormen gegenrevolutionären Kampagne bürgerlicher Zeitungen, vor allem aber auch des Zentrums, konfrontiert.

Die Wahlen zur badischen (verfassunggebenden) „Nationalversammlung“ am 5. Januar 1919 gingen für die SPD in Baden mit einer Niederlage gegenüber dem Zentrum aus (32,1 % gegen 36,6 %); für die USP mit einer verheerenden Niederlage (1,5 %). Sie trat in Baden zur reichsweiten Wahl der Nationalversammlung am 19. Januar 1919 nicht mehr an. Klar zeigte sich, wie sehr die Arbeiterbewegung sich auf die wenigen industriellen Zentren im Land beschränkte. In Mannheim errang die SPD (bei einer Wahlbeteiligung von 88,7 %) 50,6 % der Stimmen, die USP 4,9 %.

Die SPD kam in Heidelberg auf unterdurchschnittliche 30,1 %, die USP auf 1,5 %. In den Arbeitergemeinden bei Heidelberg sah es anders aus: bei einer durchschnittlichen Wahlbeteiligung von 91,7 % erreichte die SPD durchschnittlich 51,4 %. Im Geburtsort von Adam Remmele, Altneudorf, kam die SPD gar auf 88,2 % – bei einer Wahlbeteiligung von 80,9 %. Auch in Wilhelmsfeld hatte die SPD bereits seit 1912 die Mehrheit. In Ziegelhausen, Nußloch und Sandhausen errangen bei sehr hoher Wahlbeteiligung nach der SPD auch Zentrum und DDP beträchtliche Wähleranteile. In Kirchheim, Bammental, Leimen und Eppelheim lagen die Anteile der SPD am höchsten (zwischen 66,4 und 55,5 %). Die USP-Stimmen lagen zwischen 0,4 und 1,5 %.

Bei den durchweg hohen Prozentzahlen der Beteiligung an den Januarwahlen 1919 ist festzustellen, dass die erstmalige Beteiligung der Frauen an den Wahlen die Wahlbeteiligung hob, auch wenn sicherlich ein entscheidender Impuls die Entscheidung darüber war, wer denn nun – nach der revolutionären Machtübernahme – die parlamentarische Macht haben sollte. Umso drastischer fielen der Rückgang der Wahlbeteiligung und auch der Rückgang der Stimmen für die SPD bei den Kommunalwahlen im Mai 1919 aus, während die USPD zulegte.

Die Gründe hierfür lagen in einer zunehmenden Radikalisierung der Arbeiter.⁸² Die Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht durch Freikorps-Soldaten,⁸³ der

Schulterschluss der SPD-Führung mit dem nicht demokratisierten Militär, das Einvernehmen von sozialdemokratischen Regierungen mit bürgerlichen Parteien, die unangetastete Macht des Bürgertums als Arbeitgeber und in den Verwaltungen, die unangetastete Macht des Klerus, das alles führte zu einer Enttäuschungsreaktion gegenüber der SPD. Auf dem linken Flügel der USPD wurde die Sozialisierung als Voraussetzung einer wirklichen Demokratie gesehen, die Sozialisierungsvorhaben gingen aber nicht voran.

In Mannheim hatten die Metallarbeiter Unabhängige Sozialdemokraten in die Leitung des DMV gewählt.⁸⁴ Auch Kirchheim war eine „Hochburg“ nicht nur der SPD, sondern auch der USP bei den Kommunalwahlen im Mai 1919. Die USP erreichte dort mit 290 Wählern 15,1 % der abgegebenen Stimmen. Die Arbeiter der Fuchsschen Waggonfabrik waren radikalisiert. Sie zeigten es mit einer spektakulären Aktion am 8. Februar 1919, als sie erst durch Arbeitsniederlegung im eigenen Werk die Wiedereinstellung eines Meisters erzwangen, dann zogen 700 Arbeiter mit einer roten Fahne vor die Leimener Werkstore der Zementfabrik und forderten von Direktor Schott die Rücknahme der Kündigungen von 14 Steinbrucharbeitern. Sie besetzten vorübergehend die Fabrik, verprügelten den Direktor und zwangen ihn, die Kündigungen zurückzunehmen. Am nächsten Tag „trafen sich aus Kreisen der Arbeiterschaft 500 Personen im Lokal „Erbprinz“ in Leimen.“⁸⁵ Es wurde eine Kommission beauftragt, den Konflikt mit der Direktion beizulegen; gleichzeitig wurden „Schuld und Verantwortung für die Vorkommnisse Dr. Ehrhart Schott angelastet und gegen die, wie es hieß, jahrelangen Maßnahmen der Direktion gegen das Koalitionsrecht Verwahrung eingelegt.“

Die Radikalität der Arbeiter dürfte zum Entstehen größerer USP-Anhängerschaften vor allem in Kirchheim (290 Stimmen) und Heidelberg (752 Stimmen) bei den Kommunalwahlen im Mai 1919 geführt haben. Es sind zwar in der Kandidatenliste der Heidelberger USP nur sieben Metallfacharbeiter zu finden, aber sie befinden sich überwiegend an der Spitze der Liste.⁸⁶

Auch in Neckargemünd und Ziegelhausen bildeten sich Anhängerschaften der USP heraus, in Ziegelhausen kam sie auf 6,6 % (89 Stimmen), in Neckargemünd auf 9,7 % (105) der Stimmen. Ob diese Stimmen aus den Reihen der pendelnden Industriearbeiter kamen, ist aufgrund der Quellenlage nicht zu belegen, nur zu vermuten.

Die USP warb mit der Kommunalisierung, den Ideen des Munizipalsozialismus, sie knüpfte also an tradierte sozialdemokratische Zielvorstellungen an. Sie war einerseits Protestpartei, andererseits hütete sie das sozialdemokratische Erbe. Dem entsprach ihre soziale Basis. Sie war wie die SPD quasi eine organisierte Vertretung gelernter Arbeiter, hier besonders qualifizierter Metallarbeiter.⁸⁷

Tatsächlich waren auch schon die bekannten führenden Mitglieder der Mannheimer Parteioption Metallfacharbeiter: Hermann Remmele, Fritz Ripp, Ludwig Seizinger waren Dreher, Hermann Merkel Former. Von ihnen tauchten in der USP-Führung Hermann Remmele und Ludwig Seizinger wieder auf, dazu kamen der Dreher Gustav Kühlen, der Spengler Adolf Schwarz und der Schmied Johann Brümmer.

Die USP konnte bis zu den Reichstagswahlen 1920 erheblich zulegen. Die Ergebnisse für Kirchheim und Wieblingen gingen wegen der Eingemeindung im Hei-

delberger Wahlergebnis auf (10,8 % USP). Eppelheim – das Dorf mit dem höchsten Pendleranteil – hatte mit 21 % den höchsten Stimmen-Anteil der USP im Amtsbezirk, Rohrbach 18,8 %, Ziegelhausen 13,5 %. Danach kehrte ein Teil der USP-Anhänger zur alten Partei zurück, der größere Teil wandte sich der KPD zu.

Hermann Remmele hatte nach der Wahlniederlage der USP bei den Wahlen zur badischen verfassunggebenden Versammlung am 5. Januar 1919, nach dem Januaraufstand in Berlin und dessen blutiger Niederschlagung durch Reichswehrtruppen unter dem Befehl des sozialdemokratischen Innenministers Noske und nach der Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht seine Sicht der Dinge geschärft: Der Staat werde mit der Macht des Privateigentums verschwinden, an seine Stelle werde das Rätssystem weltweit treten. Die politische Macht müsse in den Händen des Proletariats liegen, das 80 % des Volkes umfasse. Wahlen und Parlamente seien nur zu benützen, um die Ideen des Proletariats zu propagieren.⁸⁸

Er erhielt heftige Widerrede seines Mannheimer USP-Genossen Adolf Schwarz, der ihm auf der badischen Landeskonferenz der USP am 15./16. Februar 1919 entgegenhielt, dass die Arbeiterschaft nicht geschlossen hinter den Arbeiterräten stünde. „Wenn man sich auf den Standpunkt stellt, dass nur Arbeiterräte vorhanden sein dürfen, muss man auch konsequent sein und sich rückhaltlos zum Bolschewismus bekennen.“⁸⁹ Hermann Remmele stand auch in der badischen USP auf dem äußersten linken Flügel; er unterstützte aber nicht den Antrag der USP Durlach, die den Anschluss an die neugegründete KPD forderte.⁹⁰ Die junge Partei hielt er für unreif. Am Schluss dieser Debatte trat er noch einmal für das Rätssystem ein, Gesetzgebung und Gesetzausführung müssten in einer Hand liegen. Und in der Tat lobte er die Erfolge der russischen Revolution: Der Bolschewismus habe bewiesen, dass er durch seine Tat dem Sozialismus Geltung verschaffe.⁹¹

Nur eine gute Woche nach der Landeskonferenz der badischen USP wurde der bayrische Ministerpräsident Kurt Eisner, USPD, ermordet. Erich Mühsam, der an diesem Abend des 21. Februar 1919 eine Rede im vollbesetzten Rosengarten hielt, überbrachte die Nachricht.⁹² Auf der Protestkundgebung am nächsten Tag vor Zehntausenden rief Hermann Remmele zur Vollendung der Revolution auf. Der Redner der KPD forderte die Arbeiter dazu auf, den Kampf um die Macht aufzunehmen, sich zu bewaffnen, und die Betriebe in die Hand zu nehmen. Ein Vertreter der Anarchosyndikalisten rief zur unmittelbaren Aktion auf. Es folgte ein spontaner Massenaufstand am 22. Februar, in dem sich vieles vermischte: Aufstand gegen die Staatsgewalt, Gefangenenbefreiung, Plünderungen, Bewaffnung. Der von Anhängern der USP, KPD und Anarchisten gegründete Revolutionäre Arbeiterrat proklamierte die politische Macht. Da aber die Unterstützung von außen ausblieb und die Mehrheitssozialdemokraten sich nicht anschlossen (und damit das Gros der Arbeiter), verhandelten Ludwig Seizinger, Mitglied des Vollzugsausschusses des Mannheimer Arbeiterrats und DMV-Sekretär, und Adolf Schwarz noch am Abend des 23. Februar den Rückzug, so dass die Räterepublik zwar proklamiert, aber nicht Realität wurde.⁹³

Hermann Remmele, der im Vollzugsausschuss des Arbeiterrats blieb, schrieb in der neugegründeten Zeitung der USP, Tribüne, deren Redaktion er übernommen hatte:

„Wir haben am 22. Februar beim Sturm auf das Schloss gegen die stürmenden Massen angekämpft.“ Andererseits könne man die Menge doch nicht verurteilen, ihre Taten seien Ausfluss jahrzehntelanger Auspressung des Volkes gewesen. Hungersnot und Erbitterung gegen die Staatsautorität führte er als Gründe für ihr Handeln an. Die Ausrufung der Räterepublik bezeichnete er als „Flammenzeichen unbedingt kommender Ereignisse.“ „Die Revolution marschiert!“

Die Niederlage der USP in Baden, vielleicht auch seine eigene Außenseiterrolle, vielleicht auch der Konflikt mit seinem Bruder, der nun Mitglied und Vizepräsident des badischen Landtags war und am 2. April 1919 zum Innenminister gewählt wurde, aber sicherlich auch die Absicht, die Revolution doch noch voranzutreiben, bewogen ihn wohl, eine Stelle als Parteisekretär der USP in Württemberg anzunehmen. Der Meldkarte ist zu entnehmen, dass er sich ab Oktober 1919 allein nach Stuttgart abmeldete, dann mit der ganzen Familie nach Berlin übersiedelte. Er gehörte zunächst der Kontrollkommission der USPD, dann dem ZK an. Seit Juni 1920 war er Reichstagsabgeordneter (bis 1933). Auf dem Spaltungsparteitag der USPD in Halle (Herbst 1920) schloss er sich mit der Mehrheit der USPD der KPD an. Er wurde noch im Dezember 1920 in das ZK der KPD gewählt, dem er bis 1932 angehörte.⁹⁴

Adam Remmele zog mit seiner Familie nach der Wahl zum Innenminister nach Karlsruhe. Er bekleidete während der Weimarer Republik zweimal jeweils für ein Jahr das Amt des badischen Staatspräsidenten und noch das des Kultus- und Justizministers in Baden. Er verteidigte die Republik nach links wie nach rechts, wobei man besondere Härte in der Abwehr nach links beobachtete. Unbeirrt auch von der Hetze der Deutschnationalen beförderte er Emil Julius Gumbel 1930 zum außerordentlichen Professor. Von 1928 – 1933 war er Reichstagsabgeordneter. Dort im Reichstag wurde die Formel von den beiden feindlichen Brüdern geprägt.⁹⁵

Anmerkungen

- 1 Der Beitrag umfasst den Zeitraum von der Geburt Adam Remmeles 1877 bis zum Wegzug der beiden Brüder aus unserer Region 1919. Die biographischen Daten zur Familiengeschichte nach Günter Wimmer: Adam Remmele, Ubstadt-Weiher 2009.
- 2 Reinhard Hoppe: 750 Jahre Ziegelhausen 1220 – 1970, Heidelberg 1970, S. 79ff. 1895 war der Heidelberger Amtsbezirk mit Abstand der badische Bezirk mit den meisten Mühlenarbeitern (258 Beschäftigte in 39 Betrieben). Beiträge zur Statistik des Gh. Baden, N.F. 11, Tab. 14.
- 3 Die Lage der Mühlenarbeiter Deutschlands. Nach statistischen Erhebungen des Mühlenarbeiterverbandes bearbeitet von A. Remmele, Altenburg 1906, S. 7. 1891 hatten ca. 80 % der Müllergesellen eine Arbeitszeit von täglich 18 Stunden und mehr. Erst 1899 wurde (reichsweit) angeordnet, dass „Arbeiter in Dampfmühlen nur noch höchstens 14, in Mühlen mit vorwiegender Wind- oder Wasserkraft 16 Stunden zu ununterbrochener Arbeitsleistung angehalten werden dürfen“. Ebd., S. 5.
- 4 Wimmer (wie Anm. 1), S. 20.
- 5 Dies wird als Berufsleiden gesehen. Die Lage der Mühlenarbeiter. (wie Anm. 3), S. 12.
- 6 Hoppe (wie Anm. 2), S. 185.
- 7 Diese und die folgenden Daten nach Luise Kleemann: Die Wäschereidörfer Ziegelhausen und Peterthal, Diss. HD 1905, und Ortsbereisung 1906: Generallandesarchiv Karlsruhe (=GLA) 356/ Zugang 1975/25 Nr. 10175.
- 8 Kleemann (wie Anm. 7), S. 32. Jahresbericht des Gewerkschafts-Kartells Heidelberg und Umgegend für das Jahr 1905, hg. von Hermann Bartels i.A. des Gewerkschafts-Kartells (Friedrich-Ebert-Gedenkstätte).

- 9 GLA 356 / Zugang 1969/10 Nr. 434. Gewerbeverzeichnis 1911 Stadtarchiv Heidelberg, VA Ziegelhausen Nr. 9/61.
- 10 Beiträge zur Statistik des Gh. Baden N.F. 14, Heft (Karlsruhe 1905), Tabelle 1a. Ortsbereisungen (wie Anm. 7). Von 433 Industriearbeitern in Ziegelhausen 1925 arbeitete knapp die Hälfte auswärts. Badische Gemeindestatistik, Karlsruhe 1927, Tab. 2.
- 11 Siehe die Beiträge von Martin Krauß und Anja Gillen in: Martin Krauß/Ulrich Nieß (Hgg.): Stadt, Land, Heimat. Beiträge zur Geschichte der Metropolregion Rhein-Neckar im Industriezeitalter, Ubstadt-Weiher 2011. Auch in den Statistischen Mitteilungen über das Land Baden, Heft 1/1922, S. 35, wird hinsichtlich der Metallindustrie vom Industriegebiet Mannheim-Heidelberg gesprochen und definiert: Kreis Mannheim und Amtsbezirk Heidelberg.
- 12 Clemens Zimmermann: „Die Entwicklung hat uns nun einmal in das Erwerbsleben hineingeführt“. Lage, dörflicher Kontext und Mentalität nordbadischer Tabakarbeiter 1880–1930, in Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (ZGO) 135/N.F. 96, 1987, S. 331. Friedrich Wörishoffer: Die sociale Lage der Cigarrenarbeiter im Großherzogthum Baden. Beilage zum Jahresbericht des gh. bad. Fabrikinspektors für das Jahr 1889. Karlsruhe 1890, S. 105.
- 13 Wörishoffer (wie Anm. 12), S. 34f. Walter Mühlhausen: Christian Stock 1910-1932. Vom Heidelberger Arbeitersekretär zum hessischen Ministerpräsidenten, Heidelberg 1996, S. 27. GLA 356/ Zugg. 7/1969, Nr. 434.
- 14 Beiträge zur Statistik des Gh. Baden N.F. 10. Heft, S. 112f.
- 15 Beiträge zur Statistik des Gh. Baden N.F. 14. Heft (Karlsruhe 1905), Tab. 1a. Zur industriellen Entwicklung Heidelbergs und zur Heidelberger Industriepolitik siehe Hans-Martin Mumm: Heidelberg als Industriestandort um 1900. Zur These von der besonderen Industriefeindlichkeit Heidelbergs, in Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg.1/1996, S. 37ff., S. 43: Vergleich zwischen Heidelberg und anderen Städten.
- 16 Christmut Präger: Die Fuchssche Waggonfabrik in Heidelberg, ihre Arbeiter und deren Wanderungen zwischen 1882 und 1927, in Krauß/Nieß (wie Anm. 11), S. 143ff., hier S. 155.
- 17 Dietmar Cramer: Entstehung der Zementindustrie zwischen Rhein und Neckar. Arbeitsbedingungen und Herkunft der Zementarbeiter in Heidelberg und Leimen, in Krauß/Nieß (wie Anm. 11), S. 167ff., hier S. 170.
- 18 12 Arbeiterwohnhäuser „für brave und verdiente Arbeiter“ und weitere Werkwohnungen 1900, weitere Siedlungshäuser ab 1908, Kantine, Hallenbad, Festhalle, Sozialkassen. Cramer (wie Anm. 17), S. 175.
- 19 Jahresbericht (wie Anm. 8), S. 7f.
- 20 Dietmar Cramer: Johann Philipp Schifferdecker und Friedrich Schott. Die Anfänge der Baustoffindustrie in Heidelberg, in Peter Blum (Hg.): Pioniere aus Technik und Wirtschaft in Heidelberg, Heidelberg 2000, S. 122ff., hier S. 135.
- 21 Präger (wie Anm. 16), S. 152.
- 22 Geschäftsbericht des DMV, Verwaltungsstelle Mannheim, für 1907, S. 46. Die Organisierung verlief bis zum 1. Weltkrieg entlang der Berufsgruppen. Sie bildeten jeweils eigene Organisationen im DMV oder in anderen Branchengewerkschaften.
- 23 Geschäftsbericht des DMV, Verwaltungsstelle Mannheim, für 1913, S. 53.
- 24 Insgesamt waren mehr als 1/3 der badischen freien Gewerkschafter Mannheimer, siehe Peter Brandt/Reinhard Rürup: Volksbewegung und demokratische Neuordnung in Baden 1918/19, Sigmaringen 1991, S. 46.
- 25 Präger (wie Anm. 16), S. 155.
- 26 Eppelheim galt lange als Maurerdorf. Hier gab es 1912 sieben Baugeschäfte mit mehr als zehn Arbeitern, davon zwei mit mehr als 50 Arbeitern. Zwei waren Zimmereien. In Eppelheim wohnten zudem immer viele auswärts Arbeitende. (GLA 356/ Zugang 1969/10 Nr. 434).
- 27 Zimmermann (wie Anm. 12), S. 354f. Für Heidelberg und Umgebung wäre das genauer zu erforschen.
- 28 Jahresbericht des Arbeitersekretariats Mannheim 9 (1908), S. 11f. Mühlhausen (wie Anm. 13), S. 29f.
- 29 Carl Wilhelm Reibel: Handbuch der Reichstagswahlen 1890–1918, Düsseldorf 2007. Rückstand der badischen SPD gegenüber den reichsweiten Ergebnissen der SPD bei Jörg Schadt/Wolfgang Schmierer (Hgg.): Die SPD in Baden-Württemberg und ihre Geschichte, Stuttgart 1979, S. 320.
- 30 GLA 236/14864-66, 14896, 14904, 14941, 14977, 14994, 15017.

- 31 „In Gemeinden mit sehr hohem Arbeiteranteil in der unmittelbaren Nähe industrieller Zentren konnte die SPD schon vor 1914 außerordentlich hohe Stimmenanteile erreichen, obwohl dort noch viele landbewirtschaftende Arbeiter vorhanden waren. Nur die Kombination von geschlossenen konfessionellen Milieus und Industrierferne schloss wirklich Wahlerfolge für die SPD aus.“ Zimmermann (wie Anm. 12), S. 349.
- 32 Fred Sepaintner: Die Reichstagswahlen im Großherzogtum Baden. Ein Beitrag zur Wahlgeschichte im Kaiserreich, Frankfurt 1983, S. 287.
- 33 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Badens, abgehalten zu Freiburg am 27. und 28. April 1907, Karlsruhe 1907.
- 34 Brandt/Rürup (wie Anm. 26), S. 43.
- 35 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Badens, abgehalten am 7. und 8. März 1908 in Offenburg, Mannheim 1908.
- 36 40 Jahre Arbeitergesangverein Ziegelhausen. Festschrift 1951 (Stadtarchiv Heidelberg, VA Ziegelhausen, Nr. 21/13). Die Wirtschaft „Zum Neckartal“ in der Brahmsstraße 9 gehörte dem späteren sozialdemokratischen Bürgermeister von Ziegelhausen, Robert Bollschweiler. Nach dem 1. Weltkrieg geschlossen. (Hoppe (wie Anm. 2), S. 98).
- 37 Wimmer (wie Anm. 1), S. 27.
- 38 Willi Breunig: Soziale Verhältnisse der Arbeiterschaft und sozialistische Arbeiterbewegung in Ludwigshafen am Rhein 1869 – 1919, Ludwigshafen 1976, Anhang 30. Die wichtigsten Gewerkschaften waren der Fabrikarbeiterverband (BASF) und der DMV. Aber erst 1913 war die Arbeiterbewegung in Ludwigshafen stark genug, um ein eigenes Arbeitersekretariat aufmachen zu können. (Breunig, S. 367.) Wimmer (wie Anm. 1), 29f.
- 39 Wimmer (wie Anm. 1), S. 32 und 530.
- 40 Ebd., S. 36ff.
- 41 Ebd., S. 39.
- 42 Ebd., S. 63, S. 68.
- 43 Tagebucheintragung vom 3. Oktober 1907, zit. nach Wimmer (wie Anm. 1), S. 66.
- 44 Wimmer, S. 75, Handbuch des Vereins Arbeiterpresse 1914.
- 45 Wie es einst war! vgl. Wimmer, S. 79.
- 46 Wie es einst war! Die Bemerkung bezieht sich wahrscheinlich auf die internen Auseinandersetzung im DMV und das Auftreten der „Lokalisten“ (Anarchisten) beim Streik im Strebelwerk 1908.
- 47 Wimmer (wie Anm. 1), S. 74 und 79.
- 48 Es gibt bisher keine umfassende Biographie H. Remmeles. wikipedia.org/wiki/Hermann_Remmele, eingesehen am 19.8.2015. Klaus J. Becker: Zwischen Parteispitze und GULag – Hermann Remmele, in Klaus J. Becker/Jens Hildebrandt (Hgg.): Zeit der Extreme. Die kurpfälzische Arbeiterbewegung zwischen KZ und GULag. Ludwigshafen 2014, S. 3ff. Kurzbiographien: H. Weber, A. Herbst: Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 – 1945, Berlin 2004; NDB Bd. 21 (2003), Autor: H. Weber; K. Lübke, M. Schumacher: M.d.R. Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik, Düsseldorf 1991. W.H. Schröder: Sozialdemokratische Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen, Düsseldorf 1995. Zur KPD-Ära: Hermann Weber: Kommunistische Bewegung und realsozialistischer Staat, Köln 1988, S. 157ff.
- 49 Arthur Blaustein: Handbuch für die Badische Nationalversammlung, Mannheim 1919, S. 56.
- 50 Er wird jedoch in den Geschäftsberichten der örtlichen Verwaltungsstelle des DMV Mannheim nicht erwähnt, auch war er nicht Delegierter bei den (reichsweiten) „Generalversammlungen“ des DMV. Schließlich ist nicht anzunehmen, dass er während seiner Militärdienstzeit Bevollmächtigter im DMV war.
- 51 Jörg Schadt (Hg.): Im Dienst an der Republik. Die Tätigkeitsberichte des Landesvorstands der Sozialdemokratischen Partei Badens 1914–1932, Stuttgart 1977, S. 38ff. Konrad Elsässer: Die badische Sozialdemokratie 1890–1914, Marburg 1978, S.103ff.
- 52 Karl Korn: Die Arbeiterjugendbewegung, Berlin 1922, Bd. 1, S. 75.
- 53 In Offenbach war von einem österreichischen Genossen schon 1903 ein Ableger des Wiener „Jugendbund“ als Bildungsverein für junge Arbeiter gegründet worden (Korn (wie Anm. 52), S. 72).
- 54 Becker (wie Anm. 48), S. 3.
- 55 Korn (wie Anm. 52), S. 92. Konrad Elsässer (wie Anm. 51), S. 107.
- 56 H. Remmele: Zur Zukunft der sozialistischen Jugendbewegung, in Die Neue Zeit, H. 39/1908, S. 465ff.

- 57 Dort sollen auch „Vertreter der aus Russland geflüchteten revolutionären Jugend“ verkehrt haben, unter ihnen Eugen Leviné. Schadt 1977, S. 39.
- 58 Brandt/Rürup (wie Anm. 24), S. 43.
- 59 Protokoll und Bericht der sozialdemokratischen Landesorganisation Badens zu dem Parteitag in Offenburg am 20. und 21. August 1910, Mannheim 1910, S. 93. Die Delegierten aus Rheinau (bei Mannheim) vertraten die Parteiopposition. Dort war einer der Repräsentanten der Parteilinken der Bezirksleiter des Arbeiteradlerbundes Solidarität, der Dreher Friedrich Ripp (auch Mannheimer Delegierter bei der Generalversammlung des DMV 1913).
- 60 a.a.O., S.53. 1909 war der Mannheimer Landtagsabgeordnete Anton Geiß „zu Hofe“ gegangen, was wiederum die Gemüter in der Partei erregte.
- 61 GLA 69N1/1163 (Nachlass Adolf Geck). Brandt/Rürup (wie Anm. 24), S. 53. Adolf Geck hatte schon in der Vergangenheit als Landtagsabgeordneter abweichende Meinungen vertreten. 1905 war er als erster Sozialdemokrat (reichsweit) zum Vizepräsident des Landtags gewählt worden, musste aber 1907 zurücktreten, weil er sich geweigert hatte, ein Beileidstelegramm anlässlich des Todes des Großherzogs zu unterschreiben. Ludwig Frank und Wilhelm Kolb waren demonstrativ zu dessen Beerdigung gegangen.
- 62 GLA 356/4464 Klage gegen Dreher Friedrich Ripp wegen Verstoß gegen das Vereinsrecht (1909).
- 63 Brandt/Rürup (wie Anm. 24), S. 53.
- 64 Hartfrid Krause: USPD. Zur Geschichte der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Frankfurt am Main 1975, S. 35.
- 65 GLA 356/4389. s. auch Walter Mühlhausen (wie Anm. 13), S. 37.
- 66 Protokoll über die Verhandlungen des Gründungsparteitags der USPD vom 6. – 8. April 1917 in Berlin, S. 30 und S. 36f.
- 67 Leipziger Volkszeitung, 16.5.1917; Klaus-Peter Müller: Politik und Gesellschaft im Krieg. Der Legitimitätsverlust des badischen Staates 1914 – 1918, Stuttgart 1988, S. 145.
- 68 Jörg Schadt: Mannheimer Sozialdemokratie 1867 – 1918, in: SPD Kreis Mannheim (Hg.): 100 Jahre SPD in Mannheim, Mannheim 1967, S. 31.
- 69 Berichterstattung über die Verhandlungen der Landeskonferenz der USP in Baden vom 15. und 16. Februar 1919 zu Karlsruhe, Baden o.J. (GLA Nachlass Adolf Geck, Kopie im Stadtarchiv Mannheim).
- 70 Mia Lindemann: Revolutionäre und soziale Bewegungen 1918 – 1920 in Mannheim, in FAU Mannheim (Hg.): Mannheims „andere“ Arbeiterbewegung, Lich 2014, S. 38. Zur badischen Novemberrevolution: Brandt/Rürup (wie Anm. 24). Aus der Sicht Adam Remmeles: Staatsumwälzung und Neuaufbau in Baden, Karlsruhe 1925.
- 71 Wimmer (wie Anm. 1), S. 85.
- 72 Dokumente in: Quellen zur Geschichte der Rätebewegung in Deutschland 1918/19, hg. von der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 3. Arbeiter-, Soldaten- und Volksräte in Baden 1918/19, bearb. von Peter Brandt und Reinhard Rürup, Düsseldorf 1980, S. 239ff.
- 73 Christian Stock: Erinnerungen an die Revolution in Heidelberg, in Walter Mühlhausen (wie Anm. 13), S. 117ff.
- 74 Quellen (wie Anm. 72), S. 242.
- 75 Einschlägige Literatur zu diesem Thema bei Brandt/Rürup (wie Anm. 72), S. 293, Anm. 3.
- 76 Quellen (wie Anm. 72), S. 17f.
- 77 Ebd., S. 15.
- 78 Ebd., S. 24ff.
- 79 Ebd., S. 431ff.
- 80 Ebd., S. 28ff.
- 81 Brandt/Rürup (wie Anm. 24), S. 121ff.
- 82 Brandt/Rürup (wie Anm. 24), S. 129. Die Enttäuschung drückte sich im Mai 1919 hier aber offenbar überwiegend im Wahlverzicht aus.
- 83 Adam Remmele schrieb, dass die Ermordung von Liebknecht und Luxemburg „der linksextremen Bewegung mächtigen Antrieb“ gab. „Bei den von diesen in den Städten veranstalteten Demonstrations-Trauerumzügen beteiligten sich auch die mehrheitssozialdemokratischen Arbeiter in Massen.“ A. Remmele (wie Anm. 70), S. 58f.
- 84 Protokoll der Konferenz der Bevollmächtigten des DMV, Juni 1919 in Stuttgart, S. 83.
- 85 Cramer (wie Anm. 20), S. 136f.

- 86 Hartfrid Krause: Kontinuität und Wandel. Zur Geschichte der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Glashütten im Taunus, 1976, S. 27ff. Danach machten die gelernten Metallarbeiter unter den USP-Mitgliedern in Bremen und Nürnberg rund 25 % aus. Die Datenbasis ist also sehr viel höher als die hiesige.
- 87 Krause (wie Anm. 86), S. 33.
- 88 Berichterstattung über die Verhandlungen der Landeskonferenz der USP Baden (wie Anm. 95). Vgl. zu H. Remmele auch die Darstellung bei Michael Braun: Emil Maier 1876 – 1932, Heidelberg 1997, S.107ff.
- 89 Quellen (wie Anm. 72), S. 386ff.
- 90 Vgl. Lindemann (wie Anm. 70), S. 57.
- 91 Quellen (wie Anm. 72), S. 388.
- 92 Lindemann (wie Anm. 70), S. 56ff.
- 93 Quellen (wie Anm. 72), S. 315.
- 94 Hermann Remmele emigrierte mit seiner Familie in die Sowjetunion und wurde dort in einem der stalinistischen Säuberungsprozesse verurteilt und 1939 erschossen. Auch sein Sohn kam dort um. Seine Frau, seine Tochter und zwei Enkelinnen wurden nach Sibirien deportiert. Sie reisten in den 50er Jahren in die DDR aus. Wladislaw Hedeler, Inge Münz-Koenen (Hgg.): „Ich kam als Gast in Euer Land gereist...“ Berlin 2013.
- 95 Adam Remmele trat 1931 aus der Regierung aus, leitete ein 3/4 Jahr lang die Volksstimme in Mannheim und widmete sich erneut den Konsumgenossenschaften. 1932 wurde er in den Vorstand des Zentralverbands der Konsumvereine in Hamburg gewählt. Die Familie übersiedelte dorthin noch 1932. Die Nationalsozialisten brachten ihn 1933 zusammen mit Ludwig Marum in einer menschenverachtenden „Schaufahrt“ – einem fahrenden Pranger – in das KZ Kislau. Überliefert ist dazu ein nationalsozialistisches Flugblatt mit Noten und Text des Müllerlieds von Schubert: „Das Wandern ist des Müllers Lust“. Er wurde 1934 wieder freigelassen, während Ludwig Marum erhängt wurde. Adam Remmele überlebte die Jahre des Faschismus in Hamburg. Danach wurde er erneut Leiter der Konsumgenossenschaften. Wimmer (wie Anm. 1), S. 332ff. und S. 422. Becker/Hildebrandt (Hgg.) (wie Anm. 48), S. 16.

Bildnachweis

Abb. S. 81, 88, 90, 91: Becker/Hildebrandt (Hgg.), Zeit der Extreme. Die kurpfälzische Arbeiterbewegung zwischen KZ und GULag. Ludwigshafen 2014.

Abb. S. 84: Stadtarchiv Heidelberg.

Abb. S. 96: Bestand Universitätsbibliothek Heidelberg

Joachim Schäfer

„Es wäre besser, wenn Sie Ihre Fakultät nicht mit dem Genannten belasten würden“

Die NSDAP verhindert die Habilitation des Rechtshistorikers. Otto Gönnewein an der Juristischen Fakultät der Universität Heidelberg

Einleitung

Im Juni 1940 geht bei dem „Herrn Obmann der Rechtswissenschaftlichen Fakultät Heidelberg“ das vom 11. Juni 1940 datierende Schreiben des Oberbürgermeisters Dr. Otto Gönnewein in Schweningen am Neckar ein, mit dem dieser um „Zulassung zur Habilitation an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät“ nachsucht. Dem Gesuch sind beigelegt ein ausführlicher¹ Lebenslauf, ein vorläufiges Zeugnis der rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen über die Erlangung der juristischen Doktorwürde, der wissenschaftliche Aufsatz „Das Normenprüfungsrecht der Verwaltungsbeamten und die Grenzen der Gehorsamspflicht“² sowie als Habilitationsschrift das Buch „Das Stapel- und Niederlagsrecht“.³

Wer ist dieser Oberbürgermeister Dr. Otto Gönnewein in Schweningen?⁴

Otto Gönnewein wird am 16. Mai 1896 in Heilbronn am Neckar geboren. Nach der Reifeprüfung am dortigen Karls-Gymnasium, heute Theodor-Heuss-Gymnasium, studiert er ab dem Wintersemester 1914/15 an den Universitäten Tübingen und Heidelberg⁵ Rechtswissenschaft. In Heidelberg legt er indessen den Schwerpunkt seines Studiums auf Wirtschaftswissenschaften und allgemeine Geschichte und promoviert im Juli 1917 bei Eberhard Gothein⁶ magna cum laude mit der Arbeit „Württemberg und die Vereinheitlichung des deutschen Eisenbahnwesens“⁷ zum Dr. phil. Nach den in Württemberg abgelegten Ersten und Zweiten Höheren Justizdienstprüfungen tritt Gönnewein in den württembergischen Verwaltungsdienst ein und ist 1930 stellvertretender Landrat in Heilbronn. Am 5. Mai 1930 wird er zum Oberbürgermeister von Schweningen gewählt und hat dieses Amt, 1946 wiedergewählt, bis 1948 inne. Seit dem Studium in Heidelberg ist er seinen Heidelberger akademischen Lehrern und der Universität selbst sowie der in Heidelberg ansässigen Forschungsstelle des Deutschen Rechtswörterbuchs⁸ in besonderem Maße verbunden. Als Referendar nimmt er an Seminaren teil, die der zu dieser Zeit in Heidelberg lehrende Rechtshistoriker Hans Fehr⁹, teilweise gemeinsam mit Eberhard Freiherrn von Künßberg¹⁰, abhält.¹¹ Von Hans Fehr erhält er die Anregung, sich mit dem Stapel- und Niederlagsrecht¹² wissenschaftlich zu befassen. Er hat auch bis 1924 ein erstes Manuskript fertiggestellt¹³. Die weitere Bearbeitung des Themas läßt er wieder fallen. Denn, die Unzulänglichkeit einer 1910 zu diesem Gegenstand erschienenen Dissertation¹⁴ erkennend, sieht er, dass er „angesichts der Schwierigkeiten, an die wichtigsten Quellen heranzukommen, [sein] Vorhaben aufgeben oder seine Durchführung hinausschieben [muss]“¹⁵. Als ihm ab 1934 neben seinen Pflichten als Oberbürgermeister hinreichende Zeit dafür bleibt, nimmt

Gönnenwein Forschungen zu diesem Rechtsinstitut auf und steht dabei in wissenschaftlichem Austausch mit von Künßberg.¹⁶ Dieser macht ihm die Materialien des Deutschen Rechtswörterbuchs zugänglich.¹⁷ Dort reicht er seinerseits Beiträge ein.¹⁸ Die dann 1939 erscheinende Schrift „Das Stapel- und Niederlagsrecht“ widmet er Hans Fehr als seinem „verehrten Lehrer der deutschen Rechtsgeschichte“. Die in Heidelberg begründete wissenschaftliche und dann auch freundschaftliche Beziehung der beiden Gelehrten dauert bis zum Tod Hans Fehrs im Jahre 1961.¹⁹

Antrag auf Zulassung zum Habilitationsverfahren



Die gedruckte Ausgabe der Habilitationsschrift von Otto Gönnenwein, 1939 (Privatbesitz des Autors)

auf den 5. April 1939 datierten Lebenslaufs.²¹ Er enthält nur eine Beschreibung seines bisherigen beruflichen Werdegangs. Am Ende ist in Gönnenweins Handschrift ein Hinweis auf das bevorstehende Erscheinen der Habilitationsschrift „Das Stapel- und Niederlagsrecht“ angefügt. Ein Begleitschreiben oder ein sonstiger Hinweis, warum und wie der Durchdruck zu den für das spätere Habilitationsverfahren von der Fakultät angelegten Akten²² gelangt, findet sich nicht. Allein wann dieses Exemplar des Lebenslaufs die Fakultät in Heidelberg erreicht, nämlich vor dem 8. Juni 1939, lässt sich näher eingrenzen. Denn auf ihm ist von Dekan Hermann Krause²³ handschriftlich vermerkt:

„v. Künßberg kennt ihn seit 15 Jahren
solide Arbeit.
hat bei Fehr gearbeitet
Gastvorlesung (Vortrag)
Anfrage auf Grund des Buches“

Nachdem Gönnenweins Habilitationsschrift bei Böhlau in Weimar erscheint, steht einem Antrag auf Zulassung zur Habilitation in der Juristischen Fakultät noch entgegen, dass er bislang nicht die Würde eines Doktors der Rechte hat. Diese erwirbt er am 11. Juli 1940 an der Universität Tübingen mit einer Dissertation über „Die Freiheit der Flussschifffahrt“. Parteilisten sind an dem Promotionsverfahren nicht beteiligt; es verläuft ohne Probleme.²⁰

In der Zwischenzeit, und noch bevor „Das Stapel- und Niederlagsrecht“ im Druck erscheint, fühlt Gönnenwein in Heidelberg vor, wie wohl ein noch einzureichendes Habilitationsgesuch dort aufgenommen werden würde. Die Juristische Fakultät erreicht der von Gönnenwein nicht unterschriebene Durchdruck eines

Und bereits in ihrer Sitzung vom 8. Juni 1939 beschließt die Fakultät unter Vorsitz von Dekan Hermann Krause: „Oberbürgermeister Gönnerwein in Schwenningen soll gelegentlich von der Fakultät zu einem Vortrag aufgefordert werden.“²⁴

Ob Gönnerwein diesen Vortrag halten kann, lässt sich aus den Quellen nicht erschließen. Er unterbleibt wohl; andernfalls würde ihn Gönnerwein im späteren Habilitationsverfahren vermerken. Es gibt noch nicht einmal Hinweise darauf, ob Gönnerwein von dem Beschluss der Fakultät jemals erfährt. Jedenfalls wird Gönnerwein auf diese Weise der Fakultät als Wissenschaftler bekannt. Hermann Krause, selbst Rechtshistoriker, der im späteren Habilitationsverfahren ab 1942 den zum Kriegsdienst eingezogenen Dekan Eugen Ulmer als Prodekan vertreten wird, bildet sich bereits jetzt eine erste Meinung. Diese wird Krause später veranlassen, das Buch als eine wissenschaftliche Leistung zu bezeichnen, „die für eine Dozentur ohne Zweifel die Grundlage geben würde.“²⁵ Er wird sich aus eigener Kenntnis hinter die Gönnerweins wissenschaftliche Fähigkeiten zweifellos behandelnden Gutachten stellen²⁶ und Gönnerweins Habilitation im Rahmen seiner Möglichkeiten unterstützen. Dies ist deshalb für Gönnerwein wichtig, weil gegen das Votum des Rechtshistorikers Hermann Krause, erst recht unter ihm als Dekan und geschäftsführendem Dekan, das Habilitationsgesuch eines Rechtshistorikers schon in der Fakultät kaum Erfolg gehabt hätte.

Positive Aufnahme des Habilitationsgesuchs Gönnerweins durch die Juristenfakultät. Einspruch des Dozentenführers.

Am 27. Januar 1940 besteht Gönnerwein an der Rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen auf Grund der Dissertation „Die Freiheit der Flußschifffahrt“ die Doktorprüfung mit der Note „sehr gut“.²⁷ Noch bevor er der Universität Tübingen die vorgeschriebenen Pflichtexemplare liefern kann (die Dissertation ist gedruckt, aber noch nicht gebunden), beantragt er am 11. Juni 1940 die Zulassung zur Habilitation mit dem Versprechen, dass er den „Nachweis der erlangten [juristischen] Doktorwürde [...] bis zur wissenschaftlichen Aussprache nachbringen [werde].“ Die Eile, mit der Gönnerwein vorgeht, ist kaum äußerem Zwang geschuldet. Gönnerwein ist wohl eher ungeduldig, weil unzufrieden damit, dass er als Wissenschaftler „vollständig außerhalb des offiziellen Wissenschaftsbetriebs arbeitet, [...] stets in der Gefahr, eigenbrötlerisch zu werden und den richtigen Zusammenhang mit anderen Forschern und deren Ergebnissen zu verlieren.“²⁸ Anerkennung und wohlwollende Kritik des „offiziellen Wissenschaftsbetriebs“, die sein Stapel- und Niederlagsrecht erfahren,²⁹ vermögen diesen Mangel nicht wettzumachen.

Neben einem Hinweis darauf, dass sich der Fragebogen über seine „arischen Abstammung“ bei seinen Personalakten der Ministerialabteilung für Bezirks- und Körperschaftsverwaltung in Stuttgart befinde, nimmt Gönnerwein, wohl die weitere Entwicklung vorausahnend, in sein Gesuch auch die Bemerkung auf, dass die „arische Abstammung anlässlich meiner Neubestätigung im Amt im Jahre 1933 eingehend geprüft worden“ sei.³⁰ Auf diese „Neubestätigung im Amt im Jahre 1933“ muss Gönnerwein mehrfach zurückkommen und mit ihr gegen die politischen Einwendungen des nationalsozialistischen Dozentenbundes argumentieren.

In ihrer Sitzung vom 25. Juni 1940 prüft die Fakultät unter dem Vorsitz von Dekan Eugen Ulmer³¹ den Habilitationsantrag und bittet Hermann Krause,³² Freiherrn von Künßberg und Carl Brinkmann,³³ Direktor des Instituts für Sozial- und Staatswissenschaften an der Universität Heidelberg um die Übernahme des Referats.³⁴ Noch bevor die Gutachten vorliegen, sucht Gönnewein Dekan Hermann Krause auf. Dieser scheint so sehr von dem Erfolg des Habilitationsgesuchs überzeugt zu sein, dass er Gönnewein andeutet, man werde in der „wissenschaftlichen Aussprache“ die Frage der Rezeption [gemeint: des Römischen Rechts] anschneiden.“³⁵

Freiherr v. Künßberg legt sein Gutachten bereits am 6. Juli 1940 vor. Er führt u.a. aus:

„Das Thema, zu dem es beinahe eine Bibliothek Literatur gibt, aus älterer und neuerer Zeit, ist noch nie so gründlich und so vielseitig angepackt worden, wie in diesem Buche. In langjähriger Arbeit hat der Verfasser das weite und reiche Material zusammengetragen und hat es bis in die letzten Einzelheiten durchforscht und nachgeprüft. So konnte es ihm schließlich glücken, den verwickelten Stoff zu entwirren und einleuchtend darzustellen. Das Buch dürfte für lange Zeit das abschließende Standardwerk dieser Materie bleiben.

[...] Im Ganzen ist zu sagen, dass das schwierige Thema insofern glücklich gewählt ist, als der Verfasser sich ihm durchaus gewachsen zeigt. Im geschichtlichen Teil bewährt er sich als Historiker, im systematischen als Jurist. Es ist kein Wunder, dass die literarische Kritik es sehr günstig aufgenommen hat. Als Habilitationsarbeit ist das Buch in ausgezeichneter Weise qualifiziert.“

Carl Brinkmann hat, wie bereits erwähnt, das Stapel- und Niederlagsrecht schon in Schmollers Jahrbuch besprochen und schreibt in seinem Gutachten vom 9. Juli 1940, an Lob und guter Empfehlung noch über Freiherr v. Künßberg hinausgehend:

„Ich wiederhole hier gern, dass ich die Arbeit auch von meinem nationalökonomischen Fachstandpunkt aus für eine der besten und erfreulichsten Leistungen der letzten Jahre auf dem Gebiete der mittelalterlichen und neueren Rechts- und Wirtschaftsgeschichte halte. Mit einer Gründlichkeit und namentlich auch urkundlichen Genauigkeit, wie sie bei einem Schüler von Hans Fehr nicht anders zu erwarten, aber doch heute einigermaßen selten geworden ist, ist der Kreis der Stapelrechte nicht nur in zeitlich weitesten Umfange von den mittelalterlichen Anfängen bis zum allmählichen Erlöschen im Neunzehnten Jahrhundert untersucht, sondern auch, was besonders erfreulich ist, in entsprechend weiter räumlicher Erstreckung bis in die Niederlande und die Ostländer Ungarn, Böhmen und Polen, ja in einer kurzen rechtsvergleichenden Schlussdarstellung sogar bis nach Italien und Frankreich, England, Skandinavien und dem Osten.

[...] Es bezeichnet die Solidität und auch Wirtschaftliche Sachverständigkeit des Verfassers, dass er hinter den mannigfaltigen Verfallssymptomen der aus Zwangs- und Ausschlussrechten sehr vielseitig zusammengesetzten Institution überall den ursprünglichen gesunden Kern staatswirtschaftlicher, vor allem verkehrswirtschaftlicher Ordnung gesehen und dargestellt hat.

Als Unterlage für eine Habilitation im Sinne alter und neuer Auffassungen und Bestimmungen kann ich das Buch daher von dem von mir vertretenen Fache aus als eine nach Gelehrsamkeit und Methode vollgültige, ja glanzvolle Leistung ansprechen.“

Einer Weiterführung des Habilitationsverfahrens stünde damit nichts im Wege. Indessen macht der örtliche „NSD-Dozentenbund und Dozentschaft der Universität Heidelberg“ in der Person des „Dozentenführers“, des Zahnmediziners Karl Friedrich Schmidhuber³⁶, der Fakultät und damit auch Gönnewein einen Strich durch die Rechnung. Schmidhuber schreibt bereits am 15. Juli 1940 an Dekan Eugen Ulmer:

„In der Angelegenheit Dr. Gönnewein [das fehlende „n“ ist gestrichen], Schweningen muss ich zu meinem Bedauern Unerfreuliches mitteilen. Seine Beurteilung seitens der Partei, in die er nicht aufgenommen werden kann, ist außerordentlich ungünstig. Ich habe

aus den mir vorliegenden Mitteilungen den Eindruck gewonnen, dass es besser wäre, wenn Sie Ihre Fakultät nicht mit dem Genannten belasten würden. Jedenfalls können wir seitens des Dozentenbundes seine Zulassung zur Habilitation kaum wünschen.“

Ende Juli 1940 sucht Gönnerwein, von Dekan Eugen Ulmer um eine Vorsprache gebeten, diesen in Heidelberg auf. Er eröffnet Gönnerwein, „dass angesichts der politisch gegen ihn vorliegenden Tatsachen das Habilitationsverfahren nicht fortgeführt werden könne.“ Gönnerwein erwidert, „dass wegen seiner Aufnahme in die Partei ein Verfahren bei dem Obersten Parteigericht in München schwebt. Er sehe aber ein, dass vorläufig seine Habilitation nicht stattfinden könne.“ Dekan Eugen Ulmer teilt dies Schmidhuber am 29. Juli 1940 schriftlich mit und stellt abschließend fest, dass das Habilitationsverfahren ruhe.

Dass der Dozentenführer Schmidhuber einer Habilitation Gönnerweins widersprechen kann, findet, wie viele Unrechtsmaßnahmen unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, seine Grundlage in einer allgemeinen Regel, hier der Reichshabilitationsordnung vom 17. Februar 1939.³⁷ Nach ihr ist, wie auch schon nach der von ihr abgelösten Reichshabilitationsordnung vom 13. Dezember 1934, mit der Habilitation keine *venia legendi* mehr verbunden³⁸; sie unterscheidet zwischen der Habilitation zum Dr. habil. und der gesonderten späteren Erteilung der Lehrbefugnis (1934: Dozentur). Im Gegensatz zur Reichshabilitationsordnung von 1934 ist in der von 1939 bereits für den Erwerb des Dr. habil. in § 3 vorgesehen, dass die Habilitation deutschen Bewerbern nur erteilt werden darf, wenn diese die Voraussetzungen der §§ 25 und 26 des Deutschen

Beamtengesetzes erfüllen. 1934 ist lediglich bestimmt, dass zur Dozentur nur Personen zugelassen werden, die Beamte werden können (§ 8 Reichshabilitationsordnung 1934). In beiden Fällen bedeutet dies, dass ein Bewerber ab 1934 nicht zur Dozentur zugelassen werden, ab 1939 erst gar nicht die Würde eines Dr. habil. erlangen kann, der nicht „die Gewähr dafür bietet, dass er jederzeit rückhaltlos für den nationalsozialistischen Staat eintritt“ (§ 26 Abs. 1 Nr. 3 Deutsches Beamtengesetz). Wegen der Voraussetzungen des § 26 Abs. 1 Nr. 3 DBG hat die Fakultät eine



Schreiben des Dozentenführers Schmidhuber an den Dekan der Juristischen Fakultät mit der Ablehnung der Habilitation von Otto Gönnerwein aus politischen Gründen, 1940 (Universitätsarchiv Heidelberg)

Äußerung des örtlichen Dozentenbundführers herbeizuführen (§ 4 Reichshabilitationsordnung 1939).

Sowohl Gönnenwein als auch Dekan Eugen Huber sehen die „Äußerung des örtlichen Dozentenführers“ Schmidhuber als verbindlich an, auch wenn sie keinerlei Begründung enthält. Aber jedenfalls in Heidelberg ist man auch bereit, sich einer solchen Einflussnahme der Partei zu öffnen. So schreibt Rektor Wilhelm Groh bereits am 18. Juni 1935 an die Dekane:

„Wenn auch bei der Erteilung des Dr. habil. eine weltanschauliche Prüfung des Bewerbers nicht erforderlich ist, scheint es mir gleichwohl zweckmäßig, schon zu diesem Zeitpunkt eine vorläufige Klärung der Frage, ob der Bewerber für eine Dozentur in Betracht kommt, herbeizuführen. Ich empfehle daher den Herren Dekanen den Leiter der Dozentenschaft [i.e. den NS-Dozentenbundsführer] grundsätzlich zu hören, bevor der Antrag auf Verleihung des Dr. habil. gestellt wird.“

Am 29. Juli 1935 informiert Groh den Dekan der Juristischen Fakultät über die nach Prüfung einer Habilitationsschrift anzuberaumende wissenschaftliche Aussprache:

„Ich würde es für zweckmäßig halten, wenn zu den gemäß § 5 der Habilitationsordnung einzurufenden Sitzungen auch der Leiter der Dozentenschaft und der Leiter der Studentenschaft eingeladen würden.“

Gegenüber dem Badischen Ministerium des Kultus und des Unterrichts in Karlsruhe tritt der Rektor am 13. November 1935 für eine entsprechende Ergänzung der Reichsdozentenordnung ein:

„[...] 3. Bedenklich ist, daß die weltanschauliche Prüfung des Bewerbers erst am Schluß des Verfahrens bei der Erwerbung der Dozentur erfolgt. [Dieses Verfahren solle dem nicht zugemutet werden, der am Schluß doch als] politisch, menschlich oder charakterlich ungeeignet [abgelehnt werden müsse. Selbst dann, wenn von vornherein auf eine Dozentur verzichtet werde, stelle sich die Frage,] ob die Verleihung der Würde eines Doktors habil. ohne Dozentur nur dann etwa ausgeschlossen ist, wenn der Bewerber vorbestraft ist usw., daß aber im übrigen jeder einen Anspruch auf Zulassung und Prüfung seiner Bewerbung [...] hat.“

Zwar hat Rektor Groh in erster Linie den Bewerber im Auge, dem, wie bis 1939 also noch möglich, der Titel des Dr. habil. ohne Überprüfung seiner politischen Gesinnung erteilt werden konnte, dem aber wegen dieser die Dozentur versagt werden musste. Diesem sollten nicht mit dem Titel des Dr. habil. unnötige Hoffnungen auf eine Dozentur gemacht werden. Dem Vorstoß Grohs und den Schreiben an die Dekane liegt aber auch die Bereitschaft zu Grunde, dem Dozentenführer und der hinter ihm stehenden NSDAP breiteren Einfluss zu gewähren, als ihm bis 1939 formal zustand. Vor diesem Hintergrund kann dann 1940 der Dozentenführer sich erlauben, auch einem wie Gönnenwein wissenschaftlich bestens geeigneten Bewerber mit dürren Worten die Zulassung zur Habilitation zu verwehren und sich damit durchzusetzen. Die Fakultät versucht erst gar nicht, trotz dringendem Bedarf nach einem Vertreter der Rechtsgeschichte, eine Änderung der Haltung der NSDAP zu betreiben und überlässt dies Gönnenwein. Zwar gelingt es der Heidelberger Juristenfakultät immer wieder, bedeutende Gelehrte ohne Verdienste um die NS-Bewegung, wenn auch im Besitz eines Parteibuchs, zu berufen.³⁹ Das Votum des Dozentenführers gegen einen Wissenschaftler, der erst gar nicht in die Partei aufgenommen werden kann, lässt sich indessen nicht übergehen. Dies tut auch Dekan Eugen Ulmer nicht (gibt aber, wie sich zeigen wird, auf anderem Wege trotzdem seine Bemühungen um Gönnenwein nicht auf). Auch Gönnenwein fügt sich zunächst.

Das weitere Bemühen Gönnerweins um seine Zulassung zur Habilitation konzentriert sich bis zum Ende der nationalsozialistischen Herrschaft darauf, ein für ihn günstigeres Votum der NSDAP herbeizuführen. Soweit Gönnerwein für ihn sprechende Gründe anführen wird, wird er verstärkt an eine 1933 durch die württembergische nationalsozialistische Regierung erfolgte Bestätigung im Amt des Oberbürgermeisters erinnern und seine bisherige Amtsführung hervorheben. Er wird darauf hinweisen, dass er das in ihn „gesetzte Vertrauen, [er werde sich] voll und ganz für den nationalsozialistischen Staat einsetzen, [...] gerechtfertigt habe.“⁴⁰ Mit anderen Worten: er wird versuchen, dass statt einer auf dumpfe Vorbehalte begründeten Ablehnung eine sachliche Anwendung des § 26 Abs. 1 Ziff. 3 des Deutschen Beamtengesetzes Platz greift.⁴¹ Die Fakultät wird an Gönnerwein festhalten.

Die Gauleitung der NSDAP in Stuttgart wird eingeschaltet

Die Stellungnahme Schmidhubers beruht auf einer Äußerung der NSDAP-Kreisleitung Rottweil.⁴² Wohl deshalb sucht Gönnerwein den Reichsstatthalter und württembergischen Gauleiter Wilhelm Murr in Stuttgart auf. Er nimmt von seiner persönlichen Vorsprache den Eindruck mit, „dass die politische Beurteilung durch den Herrn Reichsstatthalter und Gauleiter wesentlich anders ausfallen wird, als die der unteren Parteistellen, und dass der Tatsache Rechnung getragen wird, dass ich 10,5 Jahre lang das Amt als Oberbürgermeister vorwurfs- und fehlerfrei geführt habe.“⁴³ Dies teilt er am 7. März 1941 Dekan Eugen Ulmer mit. Gleichzeitig regt er an, ein Ersuchen an die Gauleitung Württemberg-Hohenzollern um eine politische Beurteilung seiner Person zu richten. Dekan Eugen Ulmer gibt die Anregung am 12. März 1941 an Schmidhuber weiter. Parallel zu den Bemühungen Gönnerweins bei der Gauleitung setzt er sich gelegentlich einer Erörterung im Reichswissenschaftsministerium⁴⁴ dort für Gönnerwein ein. Er schreibt am 12. März 1941 an Schmidhuber:

„Bei meiner Rücksprache mit Herrn Ministerialrat Kasper im Reichswissenschaftsministerium [...] habe ich u.a. auch kurz den Fall Gönnerwein berührt. Ministerialrat Kasper meinte, dass, auch wenn gewisse Bedenken wegen der Zugehörigkeit zu einer Freimaurerloge bestünden, doch angesichts des großen Mangels an Nachwuchs gerade bei der Deutschen Rechtsgeschichte die Durchführung des Habilitationsverfahrens erwünscht sei, vollends, wenn vorläufig nur die Erwerbung des Dr. habil. in Frage käme.“

Dekan Eugen Ulmer verbindet diese Mitteilung mit der unausgesprochenen Hoffnung, dass eine Anfrage bei der –von der Haltung des Reichswissenschaftsministeriums unterrichteten – Gauleitung zu einer anderen Beurteilung führen werde.

Gönnerwein hofft Ende Juli 1941 noch, dass der Sachbearbeiter im Amt des Reichsstatthalters und Gauleiters sich „unmittelbar mit dem Dozentenbundsführer ins Benehmen setzen“ und „dass die Angelegenheit bis zum Beginn des Winter-Semesters bereinigt sein“ werde. Er will im Oktober bei der Fakultät von sich hören lassen, wenn nicht der „Herr Dozentenbundsführer von sich aus der Fakultät seine neue Stellungnahme kundgetan“ hat.⁴⁵ Die Gauleitung Württemberg-Hohenzollern in Stuttgart setzt sich mit Schmidhuber auch in Verbindung. Sie teilt, so Gönnerwein,⁴⁶ Schmidhuber mit, „die diesem von der Kreisleitung Rottweil abgegebene Beurteilung sei unrichtig; dazuhin sei zu einer politischen Beurteilung nur die Gauleitung zuständig;

sie werde eine richtige Beurteilung abgeben, [...]“⁴⁷ Das vom Gaupersonalamt dann erstellte weitere Gutachten, ist „nicht so negativ“ wie das der Kreisleitung Rottweil, aber eben immer noch ablehnend.⁴⁸ Mehr ist indessen auch nicht zu erwarten. Angesichts des Nachdrucks, mit dem die Gauleitung über die Parteikanzlei in München bei dem Reichsinnenministerium seit 1937 und letztmals noch 1944 Gönnewein aus politischen Gründen als Oberbürgermeister ablösen will,⁴⁹ ist es wenig wahrscheinlich, dass sie 1941 bereit ist, ihm zu bescheinigen, er biete „die Gewähr dafür [...], dass er jederzeit rückhaltlos für den nationalsozialistischen Staat eintritt.“ Schmidhuber teilt bereits am 11. August 1941 der Fakultät mit, „dass auch auf Grund der neuen Ermittlungen über den Oberbürgermeister Dr. Gönnewein [sic] [...] die Stellungnahme des Dozentenbunds nicht geändert werden kann.“ Gönnewein interpretiert offensichtlich die Hinweise auf eine Unzuständigkeit der Kreisleitung Rottweil und die Unrichtigkeit deren Stellungnahme dahingehend, dass ein Gutachten der Gauleitung für ihn ausgesprochen günstig ausfallen werde. Günstig ist es nur insofern, als es von dem der Kreisleitung Rottweil abweicht und man es deshalb zum Anlass dafür nehmen kann, eine Stellungnahme des Reichsdozentenführers in München einzuholen.

Letzte Hoffnung: Der Reichsdozentenführer

Dies geschieht auch. Gönnewein konzentriert nun seine weiteren Bemühungen darauf, eine günstige Beurteilung des Reichsdozentenführers bei der Reichsleitung der NSDAP in München herbeizuführen.

Schmidhuber legt die über Gönnewein eingeholten Stellungnahmen dort vor, weil sie von Heidelberg aus eine einwandfreie Beurteilung nicht erlaubten.⁵⁰

Prodekan Krause nimmt hierauf in einem Schreiben vom 3. September 1941 Bezug⁵¹ und legt die Vorstellungen der Fakultät dar. Er stellt dabei die wissenschaftlichen Fähigkeiten Gönneweins in den Vordergrund:

„Herr Gönnewein [...] hat in wissenschaftlicher Fühlung mit dem verstorbenen Professor von Künßberg eine umfangreiche Arbeit über die Geschichte des Stapelrechts vorgelegt, die [...] eine wissenschaftliche Leistung darstellt, die für eine Dozentur ohne Zweifel die Grundlage geben würde. Das Interesse der Fakultät ist ein Doppeltes: Einmal ist tüchtiger Nachwuchs an Germanisten knapp, so dass Leute, die wirklich etwas leisten können, von der Fakultät auch herangezogen werden müssen. Zum anderen kommt Herr Gönnewein als möglicher Nachfolger in der Leitung des Deutschen Rechtswörterbuches, die bisher Herr von Künßberg innehatte, in Frage. Es handelt sich zwar dabei um eine Planstelle der Preussischen Akademie der Wissenschaften, über die also die Fakultät nicht zu bestimmen hat. Die Eigenart der Wörterbucharbeit bringt es aber mit sich, dass deren Leiter eine Verbindung zur Fakultät, sei es als Dozent, sei es als außerplanmäßiger Professor, haben muss. Seine Vorlesungstätigkeit ist dabei verhältnismäßig gering, das Schwergewicht der Tätigkeit liegt ganz in der wissenschaftlichen Arbeit beim Wörterbuch. Gewissheit, dass Herr Gönnewein im Falle der Erlangung der Dozentur die Wörterbuchstelle erhalten würde, besteht freilich nicht. Es muss also auch damit gerechnet werden, dass er später die normale akademische Laufbahn anstreben wird. Kein Interesse hat die Fakultät dagegen an der Habilitation eines Bewerbers, bei dem jetzt oder später Schwierigkeiten politischer Art ein Weiterkommen in der akademischen Laufbahn doch unmöglich machen würden.“

Prodekan Hermann Krause muss zwar so die goldene Brücke zerstören, die Dekan Eugen Ulmer im Reichswissenschaftsministerium für Gönnewein zu bauen versucht hatte (vorläufig nur Erteilung des Dr. iur. habil.). Er rückt damit aber auch die Vorstel-

lungen der Fakultät (und wohl auch Gönneweins) über die zukünftigen Aufgaben Gönneweins zurecht und betont, dass man Gönnewein als „tüchtigen Nachwuchs“ in Heidelberg braucht. Dies schließt unausgesprochen auch die Hoffnung ein, politische Einwendungen würden nicht entgegenstehen.⁵²

Gönnewein spricht am 9. Dezember 1941 bei Prodekan Hermann Krause vor⁵³ und anschließend bei der Gauleitung. Dort sagt man ihm zu, wegen seiner politischen Beurteilung bei dem Reichsdozentenbundführer vorstellig zu werden. Am 27. Januar 1942 erfährt Gönnewein, dass dies auch geschehen sei, eine Antwort aber noch nicht vorliege. So berichtet er jedenfalls am 29. Januar 1942 Dekan Eugen Ulmer.

Ob Gönnewein auch den Reichsdozentenbundführer in München aufsucht, kann aus den Quellen nicht ermittelt werden. Er bittet zwar am 29. Januar 1942 hierfür um ein Placet des Dekans und erhält es wenige Tage später. Dass er in München vorspricht, ist allerdings eher unwahrscheinlich. Denn schon kurz darauf, am 7. Februar 1942, antwortet Reichsdozentenführer Hiltner auf das Schreiben von Hermann Krause vom 3. September 1941:

„Die Erhebungen, die über den Oberbürgermeister Dr. iur. Otto Gönnewein [sic] angestellt werden mussten, waren nicht einfach. Sie haben sich daher in die Länge gezogen, so dass wir erst heute Stellung nehmen konnten.

Die politischen Beurteilungen über Gönnewein lauten sehr ungünstig. Feststeht, dass 1930 G. mit den Stimmen der demokratischen Parteien, insbesondere der SPD⁵⁴ zum Oberbürgermeister von Schwenningen gewählt wurde. Weiter war er Mitglied der Loge und bekleidete dort sogar ein höheres Amt.⁵⁵ Ein politischer Aktivist ist G. nie geworden. Unter diesen Umständen schließen wir uns dem Urteil des örtlichen Dozentenführers Pg. Schmidhuber an. Eine Befürwortung der Habilitation des Oberbürgermeisters G. kann von hier nicht erfolgen.“

Dekan Eugen Ulmer teilt Gönnewein am 17. Februar 1942 mit, „dass auch die neueren Schritte beim N.S.-Dozentenbund ohne Erfolg gewesen“ seien und schlägt vor, das Habilitationsverfahren weiter ruhen zu lassen. Gönnewein kann daraufhin nur seine Argumentation aus § 26 Abs. 1 Nr. 3 des Deutschen Beamtengesetzes fortführen und präzisieren:

„Aus ihrem Schreiben vom 17. vor. Mts. muss ich entnehmen, dass auch der Herr Reichsdozentenbundsführer die Frage nach der Voraussetzung des § 26 Abs. 1 Ziff. 3 des Deutschen Beamtengesetzes nicht vorbehaltlos zu bejahen vermochte. Als Inhaber eines Amtes, für dessen Führung die Bejahung der genannten Voraussetzung eine unerlässliche Bedingung ist, kann ich die gegen mich vorgebrachten, mir jedoch unbekanntem Bedenken nicht anerkennen. Es ist bis jetzt von keiner Seite bestritten worden, dass ich das 1933 bei meiner Bestätigung im Amt des Oberbürgermeisters gesetzte Vertrauen, ich werde mich voll und ganz für den nationalsozialistischen Staat einsetzen, in 9 Jahren gerechtfertigt habe. Ihrem Vorschlag entsprechend bitte ich Sie daher, das Habilitationsverfahren weiterhin ruhen zu lassen.“⁵⁶

Sicher muss Gönnewein klarstellen, dass mit dieser Zustimmung zu einem Ruhen des Habilitationsverfahrens nicht das Eingeständnis einer politischen Unzuverlässigkeit verbunden ist. Seine Zustimmung unter Aufrechterhaltung seines Standpunktes hat aber weitergehende Bedeutung. Er weiß, dass die NSDAP seit 1937 seine Ablösung als Oberbürgermeister betreibt. Nach dem Krieg beschreibt er am 21. August 1947 seine Lage so, dass er ab März 1938 jederzeit mit seiner Abberufung gerechnet habe.⁵⁷ Schon aus diesem Grund darf er nicht in Kauf nehmen, dass die Fakultät sein Habilitationsgesuch unter Hinweis auf § 26 Abs. 1 Nr. 3 des Deutschen Beamtengesetzes ablehnt,

also „weil er nicht die Gewähr dafür“ biete, „dass er jederzeit rückhaltlos für den nationalsozialistischen Staat eintritt.“ Mit der Verneinung seiner politischen Zuverlässigkeit würde, wie er befürchtet,⁵⁸ auch die Grundlage für die Führung eines Amtes als Oberbürgermeister wegfallen. Die dann auch von der Fakultät bescheinigte politische Unzuverlässigkeit wäre für seine Gegner in der NSDAP ein Signal für seine Ablösung als Oberbürgermeister, für seine Anhänger Anlass zu resignieren. Dieselbe Wirkung würde er erzielen, wenn er sein Habilitationsgesuch zurücknehme und so seine politische Unzuverlässigkeit eingestehen würde. Es muss ihm deshalb das Angebot des Dekans Eugen Ulmer willkommen sein, das Verfahren weiter ruhen zu lassen, auch wenn dies nach Ausschöpfung aller Möglichkeiten innerhalb der NSDAP bedeutet, dass Gönnerwein eine Habilitation erst nach einem zum damaligen Zeitpunkt nicht absehbaren Ende des nationalsozialistischen Regimes würde erreichen können. Mit dem Ruhen des Verfahrens erreicht er also, dass weder sein ihm Lebensunterhalt verschaffendes Amt des auf Lebenszeit beamteten Oberbürgermeisters weiter gefährdet wird als es ohnehin schon ist, noch dass er sogleich als „gescheiterter Habilitand“ dasteht.⁵⁹ Auch wenn er ersichtlich mit großem Nachdruck die Habilitation betreibt, ist ihm wohl doch der Verbleib in seinem Amt wichtiger. So wird er auch „in der Verzweiflung“ davor, ohne Amt und Einkommen dazustehen, am 4. Dezember 1948 aus dem alleinigen Grund nochmals für das Amt des Oberbürgermeisters von Schwenningen kandidieren, dass ihm im Falle einer Abwahl Übergangsbühnen zustehen würden.⁶⁰ Zwar ist an diesem Tag seine Ernennung zum planmäßigen Extraordinarius für Deutsche Rechtsgeschichte mit den persönlichen Rechten eines Ordinarius an der Universität Heidelberg bereits beschlossen; aber es herrscht Einstellungssperre und der Präsident des Landesbezirks Baden, Dr. Heinrich Köhler, kann die Ernennungsurkunde erst am 10. Januar 1949 unterzeichnen.⁶¹

Weitere Bemühungen Gönnerweins und Hermann Krauses gehen in den Wirren des zerfallenden NS-Staates unter

Für Gönnerwein heißt das allerdings noch nicht, dass er gänzlich untätig bleibt und nur noch auf das Ende des NS-Regimes wartet. Wie er am 4. April 1944 im Zusammenhang mit dem stockenden Habilitationsverfahren schreibt, hat er sich „die quietistische Dialektik [seines] großen Landsmannes Hegel noch nie zu eigen gemacht und [vertraut] auf die ‚Selbstbewegung‘ nicht besonders.“⁶² Für die Zeit bis Herbst 1942 finden sich indessen keine Hinweise dafür, dass er etwas unternimmt. Zu dieser Zeit lernt er in Konstanz den Historiker und letzten gewählten Rektor der Universität Heidelberg, Willy Andreas kennen.⁶³ Diesem erzählt er die Geschichte seiner „infolge des Einspruchs des NS-Dozentenführers seit Jahren verhinderten und verschleppten Habilitation [...]“. Andreas ermutigt ihn, „die Sache nicht ruhen zu lassen, sondern in jeder Form gegen das [ihm] zugefügte akademische Unrecht zu protestieren und [seine] Ansprüche, auch wenn im Augenblick kein Erfolg erzielt werde, im Hinblick auf den von ihm als sicher vorausgesagten Zusammenbruch des Hitler-Regimes aufrechtzuerhalten. [...]“⁶⁴ Gönnerwein unterrichtet Willy Andreas in der Folgezeit brieflich über die weitere Entwicklung. Am 20. Februar 1944 teilt er ihm mit, dass „viel hin und her

gegangen [sei] seither, ohne dass das gewünschte Ergebnis gezeitigt worden wäre.“⁶⁵ München bleibe bei der Ablehnung, verschiebe allerdings die gegen ihn sprechen sollenden Argumente.⁶⁶ Er werde nun dringend in München um Gehör bitten, habe aber vorher nochmals Herrn Prof. Dr. Schmidhuber um eine Unterredung gebeten, die hoffentlich schon im Lauf der nächsten 14 Tage stattfinden werde.

Um die Monatswende März auf April 1944 kann Gönnerwein Schmidhuber in Heidelberg sprechen.⁶⁷ Er empfindet Schmidhuber persönlich als liebenswürdig und hilfsbereit, bekommt aber von ihm „doch nur das von München herkommende große ‚Nein‘ zu hören; die ‚Hintergründe‘ kenne er [Schmidhuber] nicht.“ Schmidhuber mahnt Gönnerwein, „doch ja recht behutsam vorzugehen und nicht allzu ungeduldig zu drängen [...], die Sache werde sich eines schönen Tages ‚von selbst lösen‘.“ Dies heißt indessen für Gönnerwein auch, dass er von Schmidhuber keine Förderung erfahren wird. Es bestehen überdies hinreichende Anhaltspunkte dafür, dass Schmidhuber nicht ganz aufrichtig ist. Er zieht sich auf ein Nein aus München zurück. Er gibt vor, dessen Hintergründe nicht zu kennen und fürchtet, dass das Nein im Falle eines Gönnerwein zu erteilenden Lehrauftrages⁶⁸ bekräftigt wird. Seine eigene Haltung verschweigt er. Und diese ist weiterhin ablehnend. Jedenfalls schreibt Hermann Krause dies so an Wolfgang Siebert am 20. November 1944⁶⁹ und man darf annehmen, dass Hermann Krause Wolfgang Siebert über den aktuellen Stand berichtet. Auch die Hintergründe des Neins aus München dürften Schmidhuber bekannt sein. Als der Reichsdozentenführer Hiltner an Hermann Krause im Februar 1942 seine ablehnende Haltung mitteilt, vermerkt Hermann Krause am Rand: „Auskunft Schmidhuber: 3. Grad“. Dies deutet darauf hin, dass Hermann Krause mit Schmidhuber die von Hiltner angeführten Gründe – u.a. Gönnerweins frühere Logenmitgliedschaft – erörtert. Schmidhuber kennt diese also, wie er auch die Beurteilungen aus Rottweil und aus Stuttgart kennt. Überdies liegt die Annahme nicht fern, dass Schmidhuber unmittelbar durch den Reichsdozentenführer von dessen Meinungsbildung unterrichtet wird; denn auch er hat um sie gebeten. Er verschweigt sie Gönnerwein gegenüber aber. Wenn er sich auf die Haltung des Reichsdozentenführers, deren Gründe er nicht kennen will, zurückzieht und Gönnerwein auf die Zeit nach der Beendigung der Naziherrschaft vertröstet, bedeutet dies auch noch kein vorsichtiges Einlenken. Es würde dann nämlich auf seine Zustimmung nicht mehr ankommen. Er versucht also wohl nur, jetzt eine eigene Festlegung zu vermeiden, die man ihm später vorhalten könnte. Gönnerwein konnte und kann nach allem von Schmidhuber keine Zustimmung erwarten.

Immerhin erfährt Gönnerwein von Schmidhuber auch, dass die Fakultät an ihm festhält: „Bei der Unterredung mit Herrn Schm. erfuhr ich erneut, wie warm sich die Fakultät auch neuerdings wieder für mich eingesetzt habe. Dort fehlt es also an nichts!“

Im Mai 1944 schreibt Gönnerwein an die Reichsdozentenführung und legt – wenn nicht bereits mit diesem Brief, dann später – zwei Gutachten vor, die ihm ein Ministerialrat Dr. Göbel aus dem Württembergischen Innenministerium und ein Hauptmann Hermann ausgestellt haben. Er erhält auch aus München Antwort. Darüber berichtet er Willy Andreas am 22. August 1944:

„Meiner leidigen Habilitationssache, in der Sie mich so gütig beraten und ermuntert haben, kommt natürlich in der gegenwärtigen Phase des Krieges keine Aktualität zu. Immerhin hatte ich im Mai trotz der Ermahnung des Herrn Schmidhuber, ja behutsam vorzugehen u. nicht „zu sehr“ zu „drängen“, höflich nach München geschrieben u. gebeten, nach 4 Jahren meine Sache zu entscheiden. Es kam auch [ein unleserliches Wort] eine liebenswürdige Antwort u. man ging auf meine Bitte, nun doch zu sagen, was gegen mich vorliege, auch ein. Inzwischen erfolgte die Zerstörung Münchens, u. der Faden ist wieder gerissen. Aber ich hatte den Eindruck, dass man einlenken möchte.“

Die Vermutung Gönnerweins, dass die Reichsdozentenführung einlenken möchte, hat nach dem weiteren Verlauf der Dinge diesmal möglicherweise eine sachliche Berechtigung. Falsch ist die Einschätzung Gönnerweins, dass „infolge der Zerstörung Münchens der Faden gerissen“ sei. Denn die Reichsdozentenführung befasst sich weiter mit der Causa Gönnerwein, mit großer Wahrscheinlichkeit auf Grund der Bemühungen Gönnerweins. Sie bittet den Berliner Professor Wolfgang Siebert⁷⁰ um eine Äußerung und schickt ihm die Gutachten Dr. Göbel und Hermann, die Siebert als „ganz günstig“ lautend beschreibt.

Die Gutachten selbst sind nicht mehr zu ermitteln. Dr. Göbel kennt Gönnerwein, weil er mit ihm längere Zeit zusammen bei dem Oberamt Heilbronn beschäftigt war und sodann als Kommunalreferent im württembergischen Innenministerium mit Gönnerwein in engem Kontakt steht. Er wird am 26. August 1947 Gönnerwein bescheinigen, dass die NSDAP Gönnerwein einige Zeit vor dem Krieg als völlig untragbar bezeichnet habe.⁷¹ Die 1944 verfasste Bescheinigung dürfte sich deshalb in erster Linie mit der Tätigkeit als Oberbürgermeister befassen und die Argumentation Gönnerweins unterstützen, dass angesichts seiner tadellosen Amtsführung seine politische Zuverlässigkeit nicht verneint werden könne. Wer der Hauptmann Hermann ist, war nicht zu ermitteln. Möglicherweise handelt es sich bei ihm um Hans Hermann, der bis April 1934 Schwenninger Stadtrat und stellvertretender Stadtvorstand, also Stellvertreter Gönnerweins und zu dieser Zeit Ortsgruppenleiter in Schwenningen und sodann stellvertretender Kreisleiter der NSDAP in Rottweil ist. Er stellt sich mehrfach, wenn auch mit Bedenken, vor Gönnerwein als einen fleißigen, pflichtgetreuen und zuverlässigen Beamten.⁷² Anfang 1934 verlässt Hans Hermann Schwenningen, um eine Stelle als (Schul-)Rektor in Ulm anzutreten.⁷³ Außer der Namensgleichheit und der vermutbaren Bereitschaft Hans Hermanns, weiter für Gönnerwein einzutreten, fehlen allerdings Anhaltspunkte dafür, dass er auch der Hauptmann Hermann ist.

Wolfgang Siebert wendet sich am 24. Oktober 1944 an Hermann Krause.⁷⁴ Von München sei ihm mitgeteilt worden, „dass die Heidelberger Universität die Habilitation bisher abgelehnt hat.“ „Natürlich liegt mir nun sehr viel daran, Eure Stellungnahme im Einzelnen zu erfahren, denn Ihr kennt Herrn Dr. Gönnerwein.“

Hermann Krause antwortet am 9. November 1944 ausführlich. Er erwähnt ohne abfälligen Beiton die Wahl Gönnerweins im Jahre 1930 und dass er im Juli 1933 von der nationalsozialistischen Regierung in seinem Amt als Oberbürgermeister bestätigt worden sei. Zu seiner wissenschaftlichen Reputation bemerkt Hermann Krause, dass Gönnerwein bei Fehr gearbeitet habe, mit Freiherrn von Künßberg bekannt gewesen sei, der ihn auch wissenschaftlich beraten habe. Er zitiert ausführlich aus den Gutachten v. Künßbergs und Brinkmanns, deren Inhalt er aus eigener Kenntnis nur bestä-

tigen könne. Die Fakultät habe „sich dementsprechend auf den Standpunkt gestellt, dass die wissenschaftliche Qualifikation vollauf vorhanden sei.“ Den Widerstand der Parteiinstanzen und den bisherigen Gang der Dinge gibt er vollständig wieder. Der Dozentenbund habe sich gegen eine Habilitation ausgesprochen, „weil Gönnerwein links eingestellt und früherer Logenbruder sei.“ Seines Wissens sei Gönnerwein „Logenbruder 3. Grades [gewesen], während die höheren Ämter wohl erst mit dem 4. Grad einsetzen.“ Die Stellungnahme Hiltners zitiert er wörtlich. Von der Haltung des Dozentenbundes setzt er sich aber doch behutsam ab, indem er sie als „von anderer Seite [erwachsene] Hemmungen“ bezeichnet und indem er mit der Erklärung schließt:

„Die Fakultät ist an sich nach wie vor bereit, die Habilitation durchzuführen, auch obgleich G. inzwischen 48 Jahre erreicht hat. Denn der wissenschaftlich qualifizierte Nachwuchs für deutsche Rechtsgeschichte ist bekanntlich außerordentlich knapp. G. hat nicht nur durch sein Buch, sondern auch durch die Tatsache, dass er es während seiner Amtszeit als Oberbürgermeister zu schreiben die Energie aufbrachte, gezeigt, dass wissenschaftlicher Ernst und wissenschaftliche Energie in ihm stecken. Die Stellungnahme des Dozentenbundes hat uns aber bisher gehindert.“

Wolfgang Siebert fragt am 14. November 1944 nach, wie sich der Heidelberger Dozentenführer jetzt zu der Angelegenheit stelle. Hermann Krause antwortet am 20. November 1944:

„In der Sache Gönnerwein erklärt der hiesige Dozentenbundsführer Professor Schmidhuber, nach wie vor, sich gegen eine Habilitation. Er bezieht sich dabei auf die politischen Gutachten und auf einen nicht günstigen persönlichen Eindruck, den er bei einem Besuch von Herrn Gönnerwein bekommen habe. Mein eigener Eindruck war kein schlechter; doch sind Charakterbeurteilungen aufgrund einer flüchtigen Unterhaltung natürlich immer eine zweifelhafte Angelegenheit.“

Mit diesem Schreiben bekundet Hermann Krause erneut, dass die Fakultät wie schon in der von Dekan Eugen Ulmer so auch in seiner Person an Gönnerwein festhält. Man trennt objektiv zwischen den wissenschaftlichen Qualitäten Gönnerweins, derentwegen man ihn unbedingt für die Fakultät gewinnen will, und seiner politischen Beurteilung durch Parteistellen. Auf diese versucht man nur am Rande Einfluss zu nehmen (Hinweis Krauses auf eine Bestätigung Gönnerweins durch die nationalsozialistische Regierung). Ihre Bedeutung spielt man herunter: es gehe ja zunächst nur um die Verleihung der Würde eines Dr. iur. habil. (Ulmer); es gehe ja nur um die Leitung des Deutschen Rechtswörterbuches (Krause). Es ist aber nicht zu übersehen, dass besonders Dekan Hermann Krause unausgesprochen bereit ist, politische Bedenken hintanzustellen, zumindest bedauert, dass diese seitens des Dozentenbundes geäußert werden und sich die Fakultät durch Parteistellen dabei behindert sieht, in der Person Gönnerweins tüchtigen Nachwuchs zu gewinnen. Dies entspricht auch dem Bild, welches die neuere Forschung von Hermann Krause zeichnet. Zwar wird er „nach Beendigung des Krieges unter Hinweis auf seine Funktionen während der NS-Zeit mit Bescheid vom 8. Januar 1946 auf Befehl der amerikanischen Militärregierung aus dem Professorenamt entlassen.“⁷⁵ In einem auch von Gustav Radbruch unterstützten Gutachten vom 18. Februar 1946 bescheinigen ihm indessen Walter Jellinek, Eduard Wahl und Friedrich Weber, „seine Amtsführung und Personalpolitik [seien] streng sachlich [gewesen und hätten] vielfach in offenem Gegensatz zu den Bestrebungen der Partei [gestanden].“⁷⁶ In dem gegen Hermann Krause eingeleiteten Spruchkammerverfahren hält man fest,

dass er in seiner Eigenschaft als Dekan bei der Besetzung von Lehrstühlen sich ausschließlich von fachlichen Gesichtspunkten habe leiten lassen.⁷⁷ Gönnerwein schätzt Hermann Krauses Haltung zum Nationalsozialismus später anders ein, tut ihm damit mindestens teilweise Unrecht. Er verfolgt nach dem Krieg aufmerksam die Bemühungen Hermann Krauses um eine Wiedereinstellung oder sonstige Verwendung⁷⁸ und berichtet Willy Andreas darüber:

„[...] In Heidelberg hat nun Krause seine ‚Ansprüche‘ auf volle Reaktivierung gestellt. Die Fakultätsmitglieder nehmen eine sehr unterschiedliche Stellung zu diesem Verlangen ein. Mir zeigt auch diese Sache, wo wir schon wieder stehen. [...]“⁷⁹

„[...] Den Heidelberger Niedergang sieht man ja sicher von außen noch besser, als wenn man drinnen steht. Meine Fakultät will nun sogar Krause, einen der strammsten Stillsteher und SA-Mann wieder gewinnen, anstatt froh zu sein, dass er einen Ruf nach Kiel⁸⁰ hat. [...]“⁸¹

Es ist hier nicht der Ort für eine abschließende Würdigung der Amtsführung Hermann Krauses. Man kann auch dahingestellt sein lassen, ob Gönnerwein ihn zu Recht als „strammsten Stillsteher und SA-Mann“ bezeichnet. Vermutlich hat er aber schlicht nicht gewusst, dass er für seine Habilitation auf ihn zählen konnte. Hätte er es gewusst, hätte er es Willy Andreas gegenüber sicher nicht unerwähnt gelassen.

Mit dem Schreiben Krauses an Wolfgang Siebert vom 20. November 1944 reißt der Faden endgültig. Vermutlich unterbleibt in den Wirren der letzten Kriegesphase eine weitere Stellungnahme Sieberts.

Dass die Reichsdozentenführung zuletzt noch Wolfgang Siebert eingeschaltet hat, weiss Gönnerwein vermutlich nicht. Im Bewusstsein der Abhängigkeit von einem diktatorischen System und damit der Willkür Dritter ausgesetzt, wird Gönnerwein zuletzt wohl doch allein noch die Hoffnung auf einen Zusammenbruch der Hitlerdiktatur setzen, der mit einer absehbaren Niederlage des Deutschen Reichs verbunden sein würde. Ein Neubeginn würde auch eine unvoreingenommene Würdigung Gönnerweins als Forscher und Lehrer und folgerichtig seine Habilitation mit sich bringen.

Wissenschaftliche Arbeiten nach dem vorläufigen Scheitern der Habilitation

Gönnerwein lässt sich durch die Ablehnung seiner Habilitation durch die Nationalsozialisten nicht soweit entmutigen, dass er auch seine wissenschaftliche Arbeit einstellt. Vielmehr setzt er seine rechtshistorischen Forschungen fort. Frucht dieser Forschungen sind seine Arbeiten: „Die Anfänge des kommunalen Baurechts“⁸², „Die Rechtsgeschichte des Bodensees bis zum Dreißeißjährigen Kriege“⁸³ und der im Juni 1942 im Alemannischen Institut in Freiburg gehaltene Vortrag „Marktrecht und Städtewesen im alemannischen Gebiet“.⁸⁴ Die Arbeiten und der Vortrag erscheinen zwar erst nach dem Krieg im Druck. Die Arbeit „Die Anfänge des kommunalen Baurechts“ kursoriert aber im Frühjahr 1944 in einer nicht veröffentlichten Festgabe für Hans Fehr, die Arbeit „Die Rechtsgeschichte des Bodensees bis zum Dreißeißjährigen Kriege“ wird im Oktober 1944 in eine nicht veröffentlichte Festgabe für Willy Andreas „Staat und Geist im neuen Europa“ aufgenommen.

Aufnahme des Habilitationsverfahrens durch Dekan Gustav Radbruch. Probenvortrag. Erteilung der *venia legendi* im Anschluss an die Aussprache über den Probenvortrag

Am 6. Juli 1945 und, unsicher ob dieser Brief die Fakultät erreicht, erneut am 9. Juli 1945, bittet Gönnerwein in einem an den neuen Dekan Gustav Radbruch gerichteten Schreiben, „das seit 5 Jahren infolge eines politischen Einspruchs ruhende Habilitationsverfahren so bald als möglich wieder aufzunehmen.“ Er führt aus,

„[...] dass nur politische Gründe den Dozentenführer, also eine Dienststelle der NSDAP, veranlasst haben, gegen meine von der Fakultät grundsätzlich im Juli 1940 beschlossene Habilitation Einspruch zu erheben. Man war entschlossen, einen früheren Demokraten und Freimaurer niemals zum akademischen Lehramte zuzulassen.

Angesichts meiner Absicht, bei erster sich bietender Gelegenheit weitere wissenschaftliche Arbeiten zu veröffentlichen, ist es mir wichtig, vom Odium eines gescheiterten Habilitanden nach 5 Jahren endlich befreit zu werden. Davon abgesehen würde ich aber bei sich bietender Gelegenheit mich sehr gerne dem akademischen Lehramte zuwenden.

Die Fächer, auf die sich die Habilitation nach meinem Wunsche erstrecken sollte, sind: Deutsche Rechtsgeschichte, Staats- Verwaltungs- und Völkerrecht.

Auskunft über mich können in Heidelberg erteilen:

- 1) Herr Geh. Justizrat Professor Dr. Anschütz,
- 2) Herr Prof. Dr. Willy Andreas.“⁸⁵

Sein Gesuch ergänzt Gönnerwein am 17. Oktober 1945 durch Vorlage der Manuskripte seiner oben bereits genannten Arbeiten: „Markrecht und Städtewesen im alemannischen Gebiet“, „Die Anfänge des kommunalen Baurechts in Süddeutschland“, „Aus der Rechtsgeschichte des Bodensees bis zum Dreißigjährigen Kriege“.

Am 22. Oktober 1945 legt er den von der amerikanischen Militärregierung vorgeschriebenen Fragebogen und die Erklärung vor, dass er im Falle des Gelingens der Habilitation entschlossen sei, von der *venia legendi* alsbald Gebrauch zu machen.⁸⁶

Dekan Gustav Radbruch muss Gönnerwein zunächst damit vertrösten, dass sich die Fakultät noch nicht konstituiert habe,⁸⁷ um ihm dann⁸⁸ mitzuteilen, dass die Fakultät am 3. Dezember 1945 beschlossen habe, das Habilitationsverfahren mit dem Probenvortrag und dem Kolloquium fortzusetzen. Wunschgemäß schlägt Gönnerwein drei Themen für seinen Probenvortrag vor:

- Germanistische und romanistische Rechtsvorstellungen bei der Entstehung der deutschen Stadtgemeinde
- Die Anfänge eines justizstaatlichen Verwaltungsrechts im Spätmittelalter
- Das Eindringen des römischen Rechts und der Bauernkrieg

Die Fakultät entscheidet sich für das erste Thema.⁸⁹ Den auf 26. Januar 1946 angesetzten Termin muss Gönnerwein absagen, da er sich am 21. Januar 1946⁹⁰ in eine bis 18. März 1946 andauernde Krankenhausbehandlung begeben muss. Bis zur Wiederaufnahme seiner Dienstgeschäfte in Schwenningen am 29. April 1946 schließt sich daran ein Aufenthalt im Sanatorium Dr. Heisler in Königsfeld im Schwarzwald an.⁹¹ Nachdem Gönnerwein zwischenzeitlich den 5. April 1946 vorgeschlagen, dann wieder in Frage gestellt hat, setzt Dekan Gustav Radbruch den Termin für Probenvortrag und Aussprache auf den 18. Mai 1946 fest. Gönnerwein kann an diesem Tag seinen Probenvortrag halten und sich der Aussprache unterziehen. In derselben Sitzung beschließt die Fakultät, Gönnerwein die *venia legendi* für die außergewöhnliche Fächerkombi-

nation „Deutsche Rechtsgeschichte und öffentliches Recht“ zu erteilen. Die amerikanische Militärregierung teilt am 5. Juni 1946 dem Rektor K.H. Bauer mit, dass keine Einwände gegen seine Beschäftigung bestehen.

Obwohl die Fakultät die sofortige Aufnahme der Lehrtätigkeit Gönnerweins wünschen würde – Dekan Gustav Radbruch hatte Gönnerwein schon vor der Erteilung der *venia legendi* um die Übernahme der Vorlesung „Deutsche Rechtsgeschichte gebeten“ – wird sich diese bis Dezember 1948 hinziehen.⁹²

Der Schwenninger Oberbürgermeister kann nicht zu Vorlesungen nach Heidelberg reisen

Am 20. April 1945 besetzen französische Truppen die Stadt Schwenningen. Gönnerwein kann durch bestimmtes Auftreten als der zivile Stadtvorstand und durch besonnenes, aber auch mutiges Verhalten eine Zerstörung der Stadt verhindern. Erleichtert wird ihm dies dadurch, dass er französisch spricht. Er kann den französischen Offizieren versichern, dass die ihm unterstehende Zivilbevölkerung keinen Widerstand leisten werde. Zur Bestätigung dessen ist er bereit, sich in einem offenen Jeep kreuz und quer durch die Stadt fahren zu lassen. Als er am frühen Morgen um 2.30 Uhr in seine Wohnung entlassen wird, erhält er eine weiße Armbinde mit dem Stempel der Division. Während die alliierten Truppen vielfach bei ihrem Einmarsch amtierende Bürgermeister ab- und als Gegner des Nationalsozialismus unverdächtige Personen einsetzen, belassen die Franzosen Gönnerwein im Amt. Mit Anordnung Nr. 53 vom 5. August 1946 bestimmt das französische Oberkommando in Deutschland auch für Württemberg-Hohenzollern, dass am 15. September 1946 Gemeinderats- und Bürgermeisterwahlen stattfinden sollen. Gönnerwein kandidiert erneut zum Oberbürgermeister und erhält 7889 der abgegebenen 11674 gültigen Stimmen bei 13640 Wahlberechtigten.⁹³

Sein Amt wird ihn jedoch längere Zeit davon abhalten, in Heidelberg Vorlesungen zu halten. Die Fakultät ist dringend auf Gönnerwein angewiesen. Denn ihr gehört zu diesem Zeitpunkt niemand an, der das Fach Deutsche Rechtsgeschichte vertreten könnte. Der Rechtshistoriker Hermann Krause wird, wie bereits erwähnt, von der amerikanischen Militärregierung als untragbar bezeichnet und am 8. Januar 1946 auf ihren Befehl aus dem Professorenamt entlassen. Dekan Gustav Radbruch hat deshalb schon am 17. Dezember 1945 Gönnerwein vorab gebeten, mit dem Beginn der Vorlesungen des Wintersemesters 1945/1946 am 8. Januar 1946 die Vorlesung „Deutsche Rechtsgeschichte“ zu übernehmen. Die Stundenzahl könne gegenüber der üblichen verkürzt werden auf drei, notfalls zwei. Die zwei Stunden könnten auch auf Samstag verlegt werden.

Das Schreiben Gustav Radbruchs erreicht Gönnerwein durch Vermittlung der Universität Tübingen am 24. Dezember 1945. Er antwortet am 27. Dezember 1945, dass er „auch unter Opfern an Zeit und Mühe [...] gerne bereit [sei], die Vorlesung zu halten.“ Aber es bedürfe „einer gründlichen Untersuchung der verkehrstechnischen Möglichkeiten, diese Aufgabe von hier aus [Schwenningen] zu bewältigen.“ Er kommt zu dem Ergebnis, dass er freitags um 13.30 Uhr mit der Eisenbahn abfahren, in Karlsruhe übernachten müsste, am Samstagabend die Rückfahrt antreten und am Sonntag um 17 Uhr

wieder zuhause sein könnte. Er verwirft die Möglichkeit einer Eisenbahnreise aber nicht deshalb, weil er 51 Stunden abwesend sein müsste, sondern wegen drohender Verspätungen und Zurückweisung von Reisenden wegen Überfüllung der Züge. Dies führe zu Ausfällen, die Gönnerwein bei der Zusammendrängung der Vorlesung auf zwei Stunden und der Kürze des Semesters nicht für vertretbar hält. Auch eine Fahrt mit dem Kraftwagen verwirft Gönnerwein wegen der winterlichen Witterungsverhältnisse, wegen Benzinmangels und wegen der Unzuverlässigkeit eines Kraftwagens mit Holzvergaser.⁹⁴ Auch in den folgenden Semestern müssen Reisen nach Heidelberg ebenfalls wegen widriger Verkehrsverhältnisse unterbleiben.⁹⁵ Gönnerwein erwägt zwar mehrmals in Heidelberg Wohnung zu nehmen. Dies scheitert indessen nicht nur an der in Heidelberg herrschenden Wohnungsnot und der deshalb „kaum zu erlangenden Zuzugserlaubnis“.⁹⁶ Hauptgrund dürfte sein, dass Gönnerwein in Heidelberg als Privatdozent nicht seinen Lebensunterhalt verdienen kann. Mit einem Ruhegehalt oder Übergangsbezügen als Oberbürgermeister kann er nur rechnen, wenn er am 15. September 1946 wieder kandidiert und nicht gewählt wird. Er wird indessen gewählt und bleibt so an Schwenningen gebunden.

Lehrbeauftragter an der Universität Freiburg im Breisgau⁹⁷

Vom Wintersemester 1946/47 bis zum Sommersemester 1948 hält Gönnerwein an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau als Lehrbeauftragter Vorlesungen über rechtsgeschichtliche Themen und Gemeindeverfassungsrecht. Den Lehrauftrag verschaffen ihm die dortigen Rechtshistoriker Franz Beyerle und Karl Siegfried Bader. Die durch zivil-, handels-, straf- und strafprozessrechtliche Vorlesungen, K.S. Bader auch durch sein Amt als Generalstaatsanwalt am damals noch selbständigen Oberlandesgericht Freiburg im Breisgau bereits erheblich belasteten Gelehrten können Gönnerwein dafür gewinnen, dass er ihre rechtsgeschichtliche Lehrveranstaltung übernimmt. Gönnerwein ist Franz Beyerle von Hans Fehr bekannt gemacht worden. Er dürfte ihn auch, ebenso wie K.S. Bader, bei seinem eigenen Vortrag und bei anderen wissenschaftlichen Veranstaltungen des Alemannischen Instituts getroffen haben. Mit K.S. Bader ist er in „Gesinnungsgemeinschaft im Haß gegen Hitler“ und ihm „sehr freundschaftlich zugetan“⁹⁸ gewesen.⁹⁹ In ihrem Antrag auf Erteilung eines Lehrauftrages bezeichnen beide Gönnerwein als „durch sein umfassendes Werk über das Stapelrecht (Verlag Böhlau, Weimar) rechtshistorisch ausgezeichnet ausgewiesen.“

Ausblick¹⁰⁰

Seine erste Vorlesung „Deutsche Rechtsgeschichte“ hält Gönnerwein am 8. Dezember 1948 in der Neuen Universität. Am 5. April 1949 übersiedelt er mit seiner Ehefrau Rosa, genannt Rosel, geb. Rees nach Heidelberg und zieht in das Haus Bergstraße 50 ein. Am 14. Januar 1949 wird er zum Planmäßigen außerordentlichen Professor für Deutsche Rechtsgeschichte mit der Amtsbezeichnung und den akademischen Rechten eines Ordinarius ernannt. Gleichzeitig wird ihm von der Juristischen Fakultät die wissenschaftliche Leitung des Deutschen Rechtswörterbuchs übertragen. Am 1954 wird

Gönnenwein in die Heidelberger Akademie der Wissenschaften aufgenommen.¹⁰¹ Am 27. Juni 1955 erfolgt seine Ernennung zum ordentlichen Professor.

1950 wird Gönnenwein, seit 1946 Mitglied der DVP, später FDP/DVP, als Abgeordneter für Heidelberg in den Landtag von Württemberg-Baden, 1952 in die Verfassgebende Landesversammlung von Baden gewählt. Dort wird er stellvertretender, ab 1953 Vorsitzender der Fraktion der FDP/DVP. Als überzeugter Anhänger eines starken Südweststaates erwirbt er große Verdienste bei der Schaffung der Verfassung von Baden-Württemberg und um die innere Festigung des neuen Bundeslandes. Dem Landtag von Baden-Württemberg gehört er bis zu seinem Tod am 9. Januar 1963 an. Besondere Aufmerksamkeit widmet Gönnenwein der Beratung der jährlichen Staatshaushaltsgesetze. Er ist Mitglied und mehrfach Berichterstatter des Finanzausschusses. Eingehende Beachtung schenkt er dem Haushaltsplan der Kultusverwaltung, weil mit diesem auch über die finanzielle Ausstattung der Universitäten entschieden wird.¹⁰²

Als Wissenschaftler befasst sich Gönnenwein intensiv mit dem Gemeinderecht.¹⁰³ Als Abgeordneter kann er die gemeinderechtlichen Artikel der Landesverfassung, die Gemeinde- und die Kreisordnung in Richtung einer starken kommunalen Selbstverwaltung beeinflussen. Er scheitert indessen, aber nur weil er seiner Zeit voraus ist, mit seinem „Gönnenwein-Plan“, in dem er die Einteilung des Landes in drei, die Grenzen der alten Länder Baden und Württemberg übergreifende Regierungsbezirke vorsieht. Den Plan veröffentlicht er unter dem Schlagwort „Drei Regierungsbezirke sind billiger“ in der Stuttgarter Zeitung vom 22. September 1955. Er verfolgt mit ihm aber auch die innere Festigung des neuen Bundeslandes. Die Volksabstimmung vom 7. Juni 1970, in der die Bevölkerung überzeugend ein gemeinsames baden-württembergisches Staatsbewußtsein beweist, erlebt er nicht mehr mit. Seine lebhafteste Zustimmung hätte sicher auch die ab 1973 beginnende Neueinteilung der Landkreise gefunden, in deren Folge



Prof. Dr. phil. Dr. iur. Otto Gönnenwein, 1952 (Universitätsarchiv Heidelberg)

auch die Grenzen der Regierungsbezirke nicht Halt machen vor den Grenzen der alten Länder Baden und Württemberg. Die dabei auch verfolgten Grundsätze der Einheit (in neuerer Wortwahl Einhäusigkeit) und der Einräumigkeit der Verwaltung hat Gönnenwein immer wieder betont.

Am 9. Januar 1963 stirbt Gönnenwein unerwartet im Alter von 66 Jahren in Heidelberg. Er ist auf dem Heidelberger Bergfriedhof begraben. Gönnenweins Ehefrau Rosel wird 1953 auf dem Wahlvorschlag der FDP in den Heidelberger Stadtrat gewählt und gehört ihm bis 1964 an. Im Frühjahr 1952 wird ihr der Vorsitz des Heidelberger Hausfrauen-Verbands übertragen, den sie bis 1965 wahrnimmt. Nach Aufgabe auch dieses Ehrenamtes übersiedelt sie in ihre Geburtsstadt Freiburg im Breisgau, wo sie am 8. Juli 1979 im Alter von 79 Jahren stirbt.

Anmerkungen

- 1 Ein auf die Beschreibung des bisherigen beruflichen Werdeganges beschränkter Lebenslauf liegt der Fakultät bereits vor. Siehe dazu unten.
- 2 Württembergische Zeitschrift für Verwaltung und Verwaltungsrechtspflege 1933, S. 33–41 und 49–53.
- 3 Otto Gönnewein: Das Stapel- und Niederlagsrecht. Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte. Herausgegeben vom Hansischen Geschichtsverein. Neue Folge/Band XI. Weimar 1939.
- 4 Eine ausführliche Darstellung von Leben und Werk findet sich in: Joachim Schäfer: Otto Gönnewein 16. Mai 1896 bis 9. Januar 1963 Verwaltungsmann – Politiker – Rechtsgelehrter, Aachen 2013, zugleich rechtswissenschaftliche Dissertation Universität Heidelberg 2013. Der vorliegende Beitrag ist ein um biographische Angaben erweitertes und umgearbeitetes Kapitel daraus. Außerdem ist der bislang nicht berücksichtigte Schriftwechsel Gönneweins mit Freiherrn von Künßberg eingearbeitet. Dieser ist der Universitätsbibliothek Heidelberg unvollständig mit nur wenigen Blättern überliefert. (Heid. Hs. 3900 Nachlass E. v. Künßberg 12). Zu Gönneweins Wirken als wissenschaftlichem Leiter des heute unter der wissenschaftlichen Leitung von Dr. Andreas Deutsch von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Deutschen Rechtswörterbuchs vgl. Joachim Schäfer: Otto Gönnewein als wissenschaftlicher Leiter des Deutschen Rechtswörterbuchs 1949 bis 1963, in: Gernot Kocher, Heiner Lück, Clausdieter Schott (Hgg.) Signa Juris – Beiträge zur Rechtsikonographie, Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde, Band 13, Halle an der Saale 2014. Der Aufsatz enthält auch einen Rückblick auf die bis 1919 zurückreichende Verbindung Gönneweins zu dem Deutschen Rechtswörterbuch und dessen damaligem wissenschaftlichen Leiter Prof. Dr. Eberhard Frhr. von Künßberg.
- 5 Er wohnt in Heidelberg Schloßberg 21 bei Knöppel. (Anmeldung zur Immatrikulation an der Universität Heidelberg UAH Stud. A Gönnewein).
- 6 Eberhard Gothein: *1853 Neumarkt (Schlesien) † 1923 Berlin. Nationalökonomie, Finanzwissenschaft. 1875 Dr. phil. Breslau, 1879 Habilitation in Breslau, 1882 Umhabilitierung in Straßburg. 17. Dezember 1903 zum SS 1904 o. Professor in Heidelberg als Nachfolger Max Webers auf dessen Lehrstuhl für Nationalökonomie. 1923 Emeritierung. 1914 Prorektor. 1917/18 Mitglied des engeren Senats und Dekan der phil. Fakultät. Aus: Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803 bis 1932, Berlin, Heidelberg u.a. 1986, S. 88.
- 7 Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde bei der hohen philosophischen Fakultät der Großherzogl. Badischen Ruprecht-Karls-Universität zu Heidelberg. Mannheimer Vereinsdruckerei o. J. [1917].
- 8 Siehe auch oben Anmerkung 4.
- 9 Hans Fehr: *1874 St. Gallen † 1961 Muri bei Bern. Deutsche Rechtsgeschichte, Bürgerliches Recht und Handelsrecht. 1899 Dr. iur. Bern. 1904 Habilitation in Leipzig. 15. Mai 1917 o. Prof. in Heidelberg als Nachfolger von Richard Schröder. SS 1924 – SS 1944 o. Professor in Bern. (Otto Gönnewein: Hans Fehr zum 80. Geburtstag. In: Ruperto-Carola 6. Jg. S. 63–64).
- 10 Eberhard Freiherr von Künßberg: *1881 Porozy (Galizien) † 1941 Heidelberg. Deutsche Rechtsgeschichte, Rechtliche Volkskunde. 1904 Dr. iur. Wien. Habilitation 1910 in Heidelberg. 1916 a.o. Professor in Heidelberg. Ab 1905 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Rechtswörterbuch, 1917 bis zu seinem Tod 1941 wissenschaftlicher Leiter der Herausgabe des Deutschen Rechtswörterbuchs im Auftrag der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1928 o. Honorarprofessor in Heidelberg. Drüll (wie Anm. 6), S. 152–153.
- 11 Hans Fehr kündigt im hier maßgeblichen Zeitraum folgende Seminare und Übungen an: SS 1919 gemeinsam mit Frhrn. von Künßberg Zweistündiges deutschrechtliches Seminar Recht und Aberglaube. WS 1919/1920 Deutschrechtliches Seminar zweistündig. SS 1920 gemeinsam mit Frhrn. von Künßberg Deutschrechtliches Seminar Recht und Aberglaube zweistündig. WS 1920/1921 Deutschrechtliches Seminar (Übungen im deutschen Recht der Neuzeit), alle 14 Tage in noch zu bestimmenden Stunden. SS 1921 Übungen im deutschrechtlichen Seminar zweistündig alle 14 Tage. WS 1921/1922 gemeinsam mit Frhrn. von Künßberg Übungen im deutschrechtlichen Seminar (alle 14 Tage) in noch zu vereinbarenden Stunden. SS 1922 Übungen für Fortgeschrittene im deutschrechtlichen Seminar (alle 14 Tage). (Aus: Anzeige der Vorlesungen der Badischen Ruprecht-Karls-Universität zu Heidelberg für die jeweiligen Semester.)

- Gönnenwein ist als Referendar in Mannheim und Heilbronn eingesetzt, sodass einer Teilnahme nichts entgegensteht. Schäfer (wie Anm. 4), S. 54.
- 12 Dieses Rechtsinstitut beschreibt Gönnenwein zusammenfassend als „die vom 12. bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein nachweisbare Befugnis einer Stadt, gelegentlich auch eines Dorfes, den Handelsverkehr aufzuhalten und ihn unter Ausschluss anderer Gemeinden an sich heranzuziehen.“ (Das Stapel- und Niederlagsrecht, S. 357).
 - 13 Gönnenwein am 8. November 1924 an von Künßberg: „Das Stapelrecht liegt fertig bei mir ...“ (Heid. Hs. 3900 Nachlass E. v. Künßberg 12). Gönnenwein nimmt in diesem Brief Stellung zu einer ihm von v. Künßberg in einem Brief vom 28. Oktober 1924 (a.a.O.) gestellten Frage, ob er in den Quellen Hinweise zur Zerstörung von Schiffen als Stapelstrafe gefunden habe. Gönnenwein verneint die Frage und macht allgemeine Ausführungen zu den Stapelstrafen.
 - 14 Max Hafemann: Das Stapelrecht. Eine rechtshistorische Untersuchung. Leipzig 1910.
 - 15 Lebenslauf zum Habilitationsgesuch vom 11. Juni 1940. Universitätsarchiv Heidelberg (UAH) PA 754.
 - 16 Schäfer (wie Anm. 4), S. 54f.
 - 17 Gönnenwein (wie Anm. 3), S. XVI.
 - 18 Schäfer (wie Anm. 4), S. 142 Anm. 545.
 - 19 Weitere äußerliche Belege hierfür sind, dass Gönnenwein an der Herausgabe eine Festgabe für Hans Fehr zu dessen 70 Geburtstag mitarbeitet (Franz Beyerle und Karl S. Bader. (Hgg.): Festgabe für Hans Fehr. Arbeiten zur Rechtssoziologie und Rechtsgeschichte. Band 1: Kunst und Recht. Karlsruhe 1948) und für sie den Beitrag „Die Anfänge des kommunalen Baurechts“ verfasst. Der Beitrag ist bereits im Frühjahr 1944 fertiggestellt; die Festgabe kann aber wegen der Kriegswirren erst 1948 erscheinen. (Schäfer (wie Anm. 4), S. 74 und S. 83–86). Gönnenwein kann von Fehr für das Heidelberger Institut für geschichtliche Rechtswissenschaft dessen rechtsarchäologische Bildersammlung erwerben (vgl. Adolf Laufs: Die Fehrsche rechtsarchäologische Bildersammlung. S. 361–374 in: Gregor Richter <Hg.>: Aus der Arbeit des Archivars. Festschrift für Eberhard Gönner, Stuttgart 1986). Fehr bestimmt Gönnenwein zu seinem „Willensvollstrecker“ (Testamentsvollstrecker) (Hauptstaatsarchiv Stuttgart Q 1-22 Bü 1051).
 - 20 Schäfer (wie Anm. 4), S. 64–72. Promotionsakten der Universität Tübingen P 108 Nr. 1291. Universitätsarchiv Tübingen 189/1491.
 - 21 Das Original wird Gönnenwein mit zusätzlicher handschriftlicher Datumsangabe „10. November“ der Rechtswissenschaftlichen Abteilung der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen unter dem 10. November 1939 mit seinem Promotionsgesuch einreichen. (UAT A. a. O).
 - 22 (UAH) PA 754. Soweit nichts anderes vermerkt ist, werden im Folgenden diese Akten ausgewertet.
 - 23 Hermann Krause: * 1902 Schwerin † 1991 Heidelberg. Deutsche Rechtsgeschichte, Kirchenrecht, Bürgerliches Recht, Handelsrecht. 1927 Dr. iur. Rostock. 1931 Habilitation an der Handelshochschule Berlin. 1934 planmäßiger a.o. Professor. 1936–1946 o. Professor in Heidelberg. Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1933 bis 1986, Heidelberg 2009, S. 356–357.
 - 24 UAH H-II-111/132.
 - 25 An NSD-Dozentenbund am 3. September 1941; s. dazu unten.
 - 26 An Prof. Dr. Siebert, Berlin, am 9. November 1944; s. dazu unten.
 - 27 UAT 189/1491.
 - 28 An Willy Andreas am 26. Juli 1943. GLA 69 N Nr. 845.
 - 29 Vergl. die Besprechungen von Carl Brinkmann in: Schmollers Jahrbuch 63, 762 und Paul Rehme in: ZRG GA 60 (1940), 436.
 - 30 Hervorhebung, auch im folgenden Zitat, durch den Verfasser. Im Lebenslauf vom 5. April 1939 heißt es ähnlich: „Am 15. Mai 1930 bin ich auf 10 Jahre zum Oberbürgermeister der Stadt Schwenningen am Neckar gewählt worden. Die Bestätigung in diesem Amt durch die nationalsozialistische Regierung erfolgte im Juli 1933; gleichzeitig wurde mein Dienstverhältnis in ein lebenslängliches umgewandelt.“
 - 31 Eugen Ulmer: * 1903 Stuttgart † 1988 Heidelberg. Deutsches und ausländisches Privatrecht, Handels- Wechsel- und Arbeitsrecht. 1926 Dr. iur Tübingen. 1928 Habilitation in Tübingen. 1930 o. Professor in Heidelberg. 1942 bis 1945 Kriegsdienst. November 1933–März 1934, Oktober 1939–April 1940 Dekan der Juristischen Fakultät. Drüll (wie Anm. 6), S. 274, und Drüll (wie Anm. 23), S. 629.

- 32 Ein schriftliches Gutachten Hermann Krauses findet sich weder in UAH PA 754 noch anderweitig.
- 33 Carl Brinkmann: *1885 Tilsit †1954 Oberstdorf. Nationalökonomie. 1908 Dr. phil. Berlin. 1913 Habilitation in Freiburg. Br. 1923 o. Professor in Heidelberg. WS 1927/28 Gastprofessur in Kiel. 1942 – 1945 o. Professor in Berlin. SS 1947 o. Professor in Tübingen. Drüll (wie Anm. 6), S. 31.
- 34 UAH H-II-111/132.
- 35 Dies teilt Gönnerwein Freiherrn von Künßberg vom 3. Juli 1940 (Heid.Hs. 3900 Nachlass E. v. Künßberg 12) mit. Gönnerwein hat in der Stuttgarter Landesbibliothek nach neuerer Literatur hierzu gesucht, um festzustellen, dass diese ausgeliehen ist. Er bittet deshalb von Künßberg um Literaturhinweise, denen er dann in der Universitätsbibliothek Freiburg nachgehen will.
- 36 Karl Friedrich Schmidhuber: *1895 Stuttgart †1967 Köln. 1922 Dr. med. Bonn. 1928 Habilitation in Bonn. 1933 Eintritt NSDAP und SS (Ernst Klee: Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945?, Frankfurt 2003, S. 544). In Heidelberg: 1. April 1935 Lehrstuhlvertreter; 18. April 1935 planmäßiger a.o. Professor und Direktor der Universitätsklinik und Poliklinik Mund- Zahn- und Kieferkranke; 1935–1945 Leiter des örtlichen NS-Dozentenbundes; 15. Mai 1940 planmäßiger o. Professor; Oktober 1945 Entlassung durch die amerikanische Militärregierung und bis nach 28. September 1946 Inhaftierung; nach 1946 niedergelassener Facharzt. 1951 bis 1963 (Emeritierung) o. Professor für Zahnheilkunde und (bis Juli 1965) Direktor der Universitäts- Zahn- und Kieferklinik in Köln. Drüll (wie Anm. 23) S. 542–543 und Klee, S. 544.
- 37 Runderlaß des Reichs- und Preußischen Ministers für Wissenschaft, Erziehung und Unterricht vom 17. Februar 1939 W A 2920/38, ZIIa, ZI(a) mit Durchführungsbestimmungen. Ein Exemplar nebst einem der durch sie abgelösten Reichshabilitationsordnung vom 13. Dezember 1934 und Schriftwechsel des Rektors Wilhelm Groh mit den Fakultäten und dem Badischen Ministerium des Kultus und des Unterrichts in Karlsruhe befindet sich im UAH H-II-890/4. Aus dieser Quelle werden nachfolgend auch die Schreiben des Rektors Wilhelm Groh aus dem Jahre 1935 zitiert.
- 38 Klaus-Peter Schroeder: „Eine Universität für Juristen und von Juristen.“ Die Heidelberger Juristische Fakultät im 19. und 20. Jahrhundert. Heidelberger Rechtswissenschaftliche Abhandlungen. Herausgegeben von der Juristischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Tübingen 2010, S. 508.
- 39 Überwiegend wörtlich aus Schroeder (wie Anm. 38), S. 532.
- 40 Schreiben vom 9. März 1942 an Dekan.
- 41 Die genannte Bestimmung zitiert Gönnerwein mehrfach, z.B. im Schreiben vom 9. März 1942 an Dekan.
- 42 Schreiben Gönnerweins an den Dekan vom 1. Dezember 1941.
- 43 Ob Gönnerwein Gauleiter Murr persönlich sprechen kann, bleibt unsicher. Das Schreiben vom 7. März 1941 ist möglicherweise bewusst unklar gehalten: „war ich ... beim Herrn Reichsstatthalter“ kann auch heißen: in dessen Amt. Der Satz „Es ist bedauert worden, dass das seinerzeitige Ersuchen nicht von vornherein an die Gauleitung, sondern an die Kreisleitung gerichtet wurde.“ lässt durch die Wahl des Passivs das Subjekt offen. Schließlich bittet Gönnerwein, das Ersuchen um erneute politische Beurteilung, „damit es zum unmittelbaren Vortrag bei Herrn Reichsstatthalter und Gauleiter Murr gelange,“ an „Herrn Oberregierungsrat Dr. Ritter, beim Reichsstatthalter in Württemberg“ zu adressieren. Möglicherweise ist Gönnerwein bei seiner Vorsprache nicht zu Murr vorgedrungen.
- 44 Über die in der Juristischen Fakultät schwebenden Berufungen.
- 45 Schreiben Gönnerweins an den Dekan vom 24. Juli 1941.
- 46 Schreiben vom 1. Dezember 1941 an den Dekan.
- 47 Gönnerwein fügt noch hinzu: „... wenn sie darum ersucht werde.“ Seine ebenfalls im Schreiben vom 1. Dezember 1941 aufgestellte Behauptung, Schmidhuber habe diese neue Beurteilung aber nicht angefordert, ist wohl unrichtig. Allenfalls kommt in Frage, dass die Gauleitung erst gar nicht aufgefordert sein wollte.
- 48 Hermann Krause unter dem 9. November 1944 an Wolfgang Siebert in Berlin. Zu dem Schriftwechsel Hermann Krauses mit Siebert sogleich. Der Text des Gutachtens des Gaupersonalamts war nicht zu ermitteln.
- 49 Seine fachlichen Qualitäten zieht sie nie in Zweifel. Vergl. Schäfer (wie Anm. 4), S. 212–224.
- 50 So Prodekan Krause in einem Schreiben vom 3. September 1941 an den NSD-Dozentenbund in München.

- 51 Krause stehen die Gutachten aus Rottweil und das davon abweichende aus Stuttgart jedenfalls 1944 nicht zur Verfügung. So sein Schreiben vom 9. November 1944 an Prof. Siebert in Berlin. Ob er sie 1941 lesen kann, oder ob er ihren Inhalt nur von Schmidhuber mündlich erfährt, lässt sich nicht ermitteln.
- 52 Krause wird sich nochmals im November 1944 für Gönnerwein einsetzen, seine Qualitäten und Fähigkeiten darstellen und feststellen, dass nur die Stellungnahme des Dozentenbundes die Fakultät gehindert habe (gemeint: ihn aufzunehmen). Siehe dazu unten.
- 53 Schreiben Gönnerweins an den Dekan vom 29. Januar 1942. Einzelheiten über den Inhalt des Gesprächs lassen sich aus den vorliegenden Quellen nicht erschließen.
- 54 Die SPD hatte mit Dr. iur. Gerhard Sigloch einen eigenen Kandidaten aufgestellt, der 2260 Stimmen erhalten hatte gegenüber 3921 für Gönnerwein abgegebenen Stimmen. Extrablatt der Neckarquelle vom 4. Mai 1930.
- 55 Am Rand befindet sich ein handschriftlicher Vermerk, vermutlich von Dekan Ulmer: „Auskunft Schmidhuber: 3. Grad“.
- 56 Schreiben vom 9. März 1942 an Dekan.
- 57 UAH PA 754.
- 58 Schreiben vom 29. Januar 1942 an Dekan
- 59 Als „gescheiterten Habilitanden“, als der er nicht dastehen wolle, bezeichnet sich Gönnerwein am 9. Juli 1945 in einem Brief an Dekan Gustav Radbruch, in dem er bittet, das ruhende Habilitationsverfahren alsbald aufzunehmen. UAH P 754.
- 60 Gönnerwein am 1. Dezember 1948 an Willy Andreas. GLA 69 N Nr. 847.
- 61 Ausführlich: Schäfer 2013 S. 121 bis 124.
- 62 An Willy Andreas. GLA 69 N Nr. 761. Dort auch die nachfolgend noch erwähnten Willy Andreas betreffenden Dokumente.
- 63 Vgl. Schäfer (wie Anm. 4), S. 72-89..
- 64 Von Gönnerwein am 12. April 1946 für Willy Andreas ausgestellte Bescheinigung.
- 65 Welche Ereignisse Gönnerwein damit anspricht, bleibt dunkel, lässt sich auch nicht anderweitig ermitteln. Dieser und die beiden nachfolgend erwähnten weiteren Briefe Gönnerweins an Willy Andreas sind für den Fortgang des Habilitationsverfahrens bis Ende Oktober 1944 die einzigen Quellen. Zum Verfahren ab Oktober 1944 siehe unten.
- 66 Worauf diese Information Gönnerweins beruht, war ebenfalls nicht zu ermitteln.
- 67 Gönnerwein schreibt dazu an Willy Andreas in seinem Brief vom 4. April 1944, es sei ihm gelungen, Schmidhuber nochmals zu sprechen (Hervorhebung des Verfassers). Eine frühere Unterredung mit Schmidhuber und deren Gegenstand lassen sich allerdings nicht ermitteln. Auch über den Gang der Unterredung mit Schmidhuber berichtet Gönnerwein Willy Andreas in dem Brief vom 4. April 1944.
- 68 Dazu berichtet Gönnerwein Willy Andreas am 4. April 1944: „Wie mir Herr Schm. mitteilte, wurde erwogen, ob man mir nicht ohne Habilitation einen Lehrauftrag geben wolle; hiezu müsste allerdings auch der Doz.führer gehört werden, der aber bei dem zu erwartenden günstigen politischen Gutachten der Gauleitung Anlass nehmen würde, München von dem neuen Sachverhalt Nachricht zu geben, in der Hoffnung, die Sache von dort aus wieder in Gang zu bringen. Doch fürchte ich, dass angesichts der Tatsache, dass ich zurzeit den Lehrauftrag gar nicht ausführen könnte, München in einem solchen Vorgehen nur ein Manöver erblicken würde.“
- 69 Siehe dazu unten.
- 70 Wolfgang Siebert: Direktor des Instituts für Arbeitsrecht an der Universität Berlin (UAH PA 754). 1933 Eintritt NSDAP und SA. In der HJ 1937 Bannführer Nordmarck, 1941 Oberbannführer. 1957 bis zu seinem Tod 1959 Heidelberg o. Professor für Arbeitsrecht, Bürgerliches Recht und Handels- und Wirtschaftsrecht. (Hans-Peter Haferkamp: „Siebert, Wolfgang“ in: Neue Deutsche Biographie 24 (2010), S. 325; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/ppn118765167.html>).
- 71 Zum Anlass und weiteren sachlichen Inhalt dieser Bescheinigung Schäfer (wie Anm. 4), S. 129–135.
- 72 Näheres beiläufig bei Schäfer (wie Anm. 4) S. 185–211.
- 73 SAVS Gemeinderatsprotokolle vom 19. April 1934 unter § 33.
- 74 Das Schreiben ist adressiert an Krauses Privatanschrift und privat gehalten („Lieber Krause! ... Herzlichen Gruß ... Dein [handschriftlich] Siebert“).
- 75 Schroeder (wie Anm. 38), S. 554.

- 76 Schroeder (wie Anm. 38), S. 555 f unter Hinweis auf UAH PA 769.
- 77 Schroeder (wie Anm. 38), S. 555.
- 78 Zu diesen ausführlich: Schroeder (wie Anm. 38), S. 554 ff
- 79 Brief vom 11. August 1949. GLA 69 N Nr. 847.
- 80 Hermann Krause war bereits seit Januar 1952 die Würde eines Heidelberger Honorarprofessors verliehen worden. Er erhielt dann einen Ruf nach München, nicht nach Kiel. Schroeder (wie Anm. 38), S. 557.
- 81 Brief vom 26. Oktober 1953. GLA 69 N Nr. 845.
- 82 S. 71–134 in: Beyerle und Bader (wie Anm. 19).
- 83 Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. 69. Heft /1950. O.O.
- 84 Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 98. (NF 59.) Band 1950, S. 345–376.
- 85 Gerhard Anschütz hat Gönnerwein am 23. Juli 1917 in der mündlichen Doktorprüfung in den Fächern Allgemeine Staatslehre und öffentliches Recht geprüft und mit „sehr gut“ benotet. Acten der Philosoph. Facultät 1916–17 II Dekanat Braune UAH H-IV-757/9b. Willy Andreas kennt Gönnerwein persönlich seit Herbst 1942 (Schäfer <wie Anm. 4>, S. 72–90). Sie offenbaren sich einander als Gegner des Nationalsozialismus. Seitdem stehen sie in persönlichem und brieflichem Kontakt. GLA 69 N Nrn. 761, 764, 845 bis 847 Nachlass Willy Andreas.
- 86 Hier überschätzt Gönnerwein die äußeren Umstände. Seine erste Vorlesung wird er erst am 8. Dezember 1948 halten. Siehe unten und ausführlich: Schäfer (wie Anm. 4) S. 115–126.
- 87 Schreiben vom 6. August 1945.
- 88 Unter dem 4. Dezember 1945. Das Schreiben erreicht Gönnerwein am 17. Dezember auf dem von ihm vorgeschlagenen Weg über den Württemberg-Badischen Kultminister Dr. Theodor Heuss.
- 89 Schreiben Dekan Gustav Radbruchs an Gönnerwein vom 10. Januar 1946.
- 90 Schreiben von Rosel Gönnerwein an den Dekan vom selben Tag.
- 91 Schreiben Gönnerweins an den Dekan vom 28. Januar 1946, 18. März 1946 und 22. März 1946. Als Grund deutet Gönnerwein allgemeine Erschöpfung, gesundheitlichen Zusammenbruch an: 28. Januar 1946: „[...] die übermäßigen Beanspruchungen der letzten Monate und Jahre haben sich nun gezeigt.“ 22. März 1946: „Mein gesundheitlicher Zusammenbruch war schlimmer gewesen, als man ursprünglich annahm; [...]“ Heinzmann behauptet als Auslöser der Erkrankung, dass Gönnerwein von der französischen Militärjustiz unter der Beschuldigung verhaftet worden sei, irreguläre Genehmigungen zur Einäscherung zu Tode gekommener Häftlinge eines nahegelegenen Konzentrationslagers erteilt zu haben. Siehe: Siegfried Heinzmann: Schweningen. Meine Stadt wird hundert. Menschen, Zeiten, Wege. Vom Dorf zur Doppelstadt. Villingen-Swenningen 2006, S. 272 f; Schäfer (wie Anm. 4), S. 234–236.
- 92 Schäfer (wie Anm. 4), S. 115–126.
- 93 Schäfer (wie Anm. 4), S. 231–232.
- 94 Schäfer (wie Anm. 4), S. 116.
- 95 Schäfer (wie Anm. 4), S. 117.
- 96 Gönnerwein an Dekan Walter Jellinek am 10. und 19. September 1946. UAH PA 754.
- 97 Dazu ausführlich Schäfer (wie Anm. 4), S. 127–129.
- 98 Gönnerwein am 22. Dezember 1955 (GLA 69 N Nr. 69).
- 99 Die beiden Gelehrten wenden sich über der Bildung des Südweststaates voneinander ab. (Wie vorstehende Anmerkung).
- 100 Nachweise bei Schäfer (wie Anm. 4) passim.
- 101 UAH HAW 174.
- 102 So schreibt er am 15. Oktober 1961 an Willy Andreas: „Vor mir liegt die Einladung zu der Tagung der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Stuttgart. [...] Ich kann aber leider an der Tagung wieder nicht teilnehmen, weil am 26. [Oktober 1961] der Haushaltsplan der Kultusverwaltung (Universitäten) beraten werden wird [...]“ (GLA 69 N Nr. 69)
- 103 Frucht dieser Arbeit ist sein posthum erscheinendes Lehrbuch: Gemeinderecht, Tübingen 1963.

ungesehen und unerhört

**Künstler reagieren auf die Sammlung
Prinzhorn**

2 Bände

Herausgegeben von Ingrid von Beyme
und Thomas Röske



Band 1 | 304 Seiten, Hardcover
ISBN: 9783884234068 | 49,80 Euro

Das zweibändige Werk informiert über künstlerische Reaktionen auf die Sammlung Prinzhorn, von den Anfängen der Sammlung in den Jahren 1919-1921 bis in die jüngste Zeit. Neben Abbildungen und detaillierter Dokumentation der Heidelberger Werke und derjenigen, die von ihnen inspiriert wurden, enthalten sie Aufsätze namhafter Kunsthistoriker, Musik-, Literatur- und Kulturwissenschaftler, die auf übergreifende Fragestellungen eingehen und dabei die Werke in kulturgeschichtlichen Kontexten verorten. Der zweite Band stellt auf vier CDs eine Auswahl von Kompositionen aus dem »Projekt Prinzhorn« des KlangForum Heidelberg vor.

Band 2 | 240 Seiten, Hardcover, 4 CDs
ISBN: 9783884234075 | 49,80 Euro



www.wunderhorn.de

Ludwig Schmidt-Herb

Die „Traitteur‘sche Wasserleitung“ – Trinkwasser von Rohrbach nach Mannheim

Das Projekt, sein Ingenieur und die Umstände, an denen es letztlich scheiterte

Am 26. September 2013 stieß der Eppelheimer Bildhauer Günter Braun bei Abwasserarbeiten auf seinem Grundstück in der Seestraße 78 auf einen etwa 40 x 40 cm großen, aus Sandstein gemauerten Kanal. Dieser durchquert in ca. 2 m Tiefe vom Eppelheimer Ortskern kommend sein Grundstück und führt von dort hinaus aufs Feld in Richtung Mannheim. Günter Braun legte diesen Kanal auf eine Länge von ca. 2 m frei und schützte ihn durch ein provisorisches Dach. Die hinzugerufenen Experten, der Eppelheimer Heimatforscher Hans Stephan und Dr. Renate Ludwig, Archäologin und Denkmalschützerin im Kurpfälzischen Museum, bestätigten übereinstimmend, dass es sich hier um ein bisher unbekanntes Teilstück der „Traitteur‘schen Wasserleitung“ handelt.



Abb. 1: Blick in die Fundstelle in Eppelheim: der gemauerte Wasserleitungs-Kanal, teilw. geöffnet (Foto: Ludwig Schmidt-Herb)

Frau Dr. Ludwig lobte zwar die vorbildlich vorgenommene Freilegung, empfahl aber zugleich, den Fund wieder einzugraben, um ihn so optimal zu konservieren. Letztlich überließ sie es aber Herrn Braun als Grundstückseigner, wie er damit umgehen wolle. Der entschied sich dafür, die Fundstelle offen zu lassen und so zu präparieren, dass sie jederzeit öffentlich einsehbar ist.¹ Dazu hat er inzwischen die Grubenwände befestigt und mit einer Trittleiter versehen, ein wetterfestes Dach darüber gebaut und eine große Schautafel angebracht, in der anschaulich der geplante Verlauf und die Geschichte der „Traitteur‘schen Wasserleitung“ dargestellt sind.

1. Mannheimer Wassernotstand

Beginnen wir aber von vorn. Mannheim, im Lorscher Codex erstmals im Jahr 766 als „Mannenheim“ erwähnt,² war ursprünglich ein kleines Bauern- und Fischerdorf, gelegen auf einem diluvialen Schwemmhügel nahe der Neckarmündung in den Rhein. 1606 löste Kurfürst Friedrich IV. das Dorf auf und siedelte die Bauern in umliegende

Dörfer und Neugründungen um, weil er das überflutungssichere Gelände zwischen Neckar und Rhein für die Anlage einer militärischen Festung brauchte, die nach ihm den Namen „Friedrichsburg“ erhielt. Im nordöstlichen Anschluss an diese Festung entstand dort gleichzeitig eine planmäßig in Quadraten angelegte Siedlung, die schon 1607 zur Stadt erklärt und nach dem ehemaligen Dorf „Mannheim“ genannt wurde.

Diese militär- und handelsstrategisch günstig gelegene Stadt Mannheim wuchs schnell (um 1610 werden 1.200 Personen gezählt³), bis der 30-jährige Krieg sie fast komplett in Schutt und Asche legte. Als Kurfürst Karl Ludwig nach dem Westfälischen Frieden 1649 die Kurpfalz wieder neu aufbaute, erkannte er den Wert der Gründung seines Großvaters und machte den Wiederaufbau Mannheims zu einer der Hauptaufgaben seiner Regierungszeit. Durch Zunft- Zoll- und Abgabefreiheit⁴ gelang es ihm, viele wohlhabende und qualifizierte Bürger, darunter viele Ausländer, hier anzusiedeln, sodass die Stadt bis 1663 auf ca. 3.000 Einwohner anwuchs.⁵ Der Pfälzische Erbfolgekrieg 1688 bis 1697 brachte erneut die völlige Zerstörung der jungen Stadt. Der danach erfolgende Wiederaufbau und das Wachstum wurden ab 1720 beschleunigt durch die Verlegung der Kurpfälzischen Residenz von Heidelberg nach Mannheim unter Kurfürst Carl Philipp. An die Stelle der alten Festung kam nun das neue Schloss. 1719 zählte Mannheim ca. 5.300 Einwohner, 1733 waren es schon ca. 11.000.⁶

Mit der Einwohnerzahl aber wuchsen auch Mannheims Wasser-Probleme, sowohl was die Versorgung mit Frischwasser, als auch die Entsorgung der vielfältigen Abwässer betraf. Da die neue Stadt auf einer riesigen Kiesinsel lag, eingegrenzt von zwei Flüssen und umgeben von zahllosen ehemaligen Flussläufen, gab es dort grundsätzlich zu wenig und kaum genießbares Grundwasser, das dazu noch in Trockenzeiten völlig versiegte, bei Hochwasser dagegen verdorben, wenn nicht gar verseucht war. Der Hof und mit ihm die höfischen Chargen behelfen sich damit, dass man mehrmals täglich mit Pferdefuhrwerken Wasser direkt vom Fürstenbrunnen im Heidelberger Schlosshof holte, wofür es eigene Bedienstete gab, die sogenannten „Heidelberger Wasserfüller“.⁷ Das Abwasser sollte über die rings um die Stadt angelegten Festungsgräben abgeleitet werden, was aber sowohl bei Hoch- wie auch bei Niedrigwasser von Rhein und Neckar nicht funktionierte. Für die schnell wachsende bürgerliche Stadt aber wurde eine Lösung dieses doppelten Wasser-Notstandes immer dringlicher.

Deshalb begann man mit allen Mitteln nach dauerhaften Lösungen zu suchen, sowohl Trink- als auch Brauchwasser von außen in die Stadt zu leiten. Schon 1675 hatte der aus den Niederlanden stammende Mannheimer Schultheiß, Zollschreiber und Stadtkommandant Jacob van Deyl einen Plan vorgelegt, für das Trinkwasser eine „Bergwasserleitung von Rohrbach“⁸ zu bauen, für das Brauch- und Abwasser aber den Leimbach von Schwetzingen her in die Stadt zu leiten. „Ueber 110 Jahre dauerten die Untersuch- und Verhandlungen dieses wichtigen Gegenstandes. Aus allen Welttheilen ließ man Leute herbeikommen, und zu Rathe ziehen. Tausenderlei Vorschläge kamen darüber zum Vorschein“,⁹ schreibt Johann Andreas von Traitteur, und er zählt dann zwölf vergebliche Versuche auf, das Mannheimer Wasserproblem zu lösen, denen er zuletzt (von sich selbst in der 3. Person redend) seinen eigenen Plan als den einzig wirklich umsetzbaren anfügt: „Von Traitteur nahm sich 7 Jahr Zeit, diesen wichtigen

Gegenstand genauest zu prüfen, er suchte Quellen im Gebirg bey Rohrbach, Leimen, Heidelberg, und jenseit des Neckers im Gebirge auf 2 Stunden Wegs auf. Er beobachtete derenselben Gehalt, und Güte zu verschiedener Jahres-Zeit. Er nivelirte viele Linien vom Gebirg nach Mannheim. Er untersuchte den Fall des Rheins, und des Neckars in der Lage der Festungsgräben. Er ließ die Höhe des nächstliegenden Baches mit der Lage von Mannheim gegeneinander abwiegen, die Verhältniß der Kosten, die verschiedenen Plans berechnen, suchte sich auf solche Art in Stand zu setzen, der Sache auf den Grund zu gehen, und einen Plan zu entwerfen, von dessen Ausführbarkeit er gegen alle Einwendungen versichert sey.“¹⁰ Traitteur beziffert für diese Zeit (um 1790) die Einwohnerzahl Mannheims mit 24.000.¹¹

Komische Züge erhielt das Mannheimer Wasserproblem dadurch, dass in der neuen Residenzstadt zahlreiche pompöse Brunnen aufgestellt worden waren. „Inzwischen sind diese 8 Fontaines schon 59 Jahre zum Gelächter der Fremden, welche nach Mannheim kommen, ohne Wasser“,¹² schreibt Traitteur 1798, und schon 20 Jahre vorher hat sich Christoph Martin Wieland in seinem Schildbürger-Roman „Die Abderiten“ den Mannheimer Marktplatz-Brunnen zum satirischen Vorbild genommen: „Einsmals fiel ihnen ein, daß eine Stadt wie Abdera billig auch einen schönen Brunnen haben müsse. Er sollte in die Mitte ihres großen Marktplatzes gesetzt werden. (...) Die Seepferde und Delphinen [auf dem Brunnen] sollten eine Menge Wassers aus ihren Nasen hervorspritzen. Aber wie alles fertig stund, fand sich, daß kaum Wasser genug da war, um die Nase eines einzigen Delphins zu befeuchten; und als man das Werk spielen ließ, sah es nicht anders aus, als ob alle diese Seepferde und Delphinen den Schnuppen hätten.“¹³ Darüber lachte das ganze literarische Deutschland, denn wo anders als in Mannheim hat man diesen „Schnuppen“?

2. Traitteur und seine Pläne

Zunächst zur Person Traitteurs:¹⁴ Johann Andreas von¹⁵ Traitteur entstammt einer Familie, deren Wurzeln auf nicht ganz zu klärende Weise in die Markgrafschaft Franchimont im Bistum Lüttich zurückreichen. Von dort soll ein Michael von Traitteur, um nicht protestantisch werden zu müssen, um 1600 nach Lothringen ausgewandert sein. Als dessen Nachkomme wird ein Mühlenbetreiber Christophorus Traitteur (ohne Adelstitel!) um 1700 in Maikammer in der Pfalz genannt. Der hatte sechs Kinder, von denen nur ein Sohn namentlich bekannt ist: Adam Traitteur, geboren 1707 in Maikammer. Dieser trat in Fürstbischöflich Speyerische Dienste und wurde 1749 Amtmann in Philippsburg, wobei (oder indem?) er die Witwe seines Amtvorgängers, Eva Elisabeth Weber, geb. Duras heiratete. Da deren erste Ehe kinderlos geblieben war, brachte sie das umfangreiche Vermögen ihres verstorbenen Mannes mit in die neue Ehe, außerdem verfügte sie selbst über reiche Besitzungen aus dem Erbe ihres Vaters, des kurpfälzischen¹⁶ Kammerdirektors Duras aus Maikammer.

In diese wohlhabende Familie hinein wurde Johann Andreas Traitteur am 30. Juli 1753 in Philippsburg als zweiter Sohn geboren. Ab 1772 studierte er Rechtswissenschaft an der Universität Heidelberg und am Collège de St. Louis in Metz. Als Ingenieur und „Genieoffizier“¹⁷ trat er in kurpfälzische Militärdienste, wo er bis zum Oberstleutnant



Bisher unveröffentlichtes Portrait von Johann Andres von Traiteur (1752-1825). Pastell eines unbekanntenen Malers. Original in Privatbesitz von Irmgard Edle von Traiteur, Forchheim

aufstieg. 1784–1803 wechselte er an die Universität und war Professor für „Civilbaukunst und practische Geometrie“, 1786 und 1790 Dekan der Philosophischen Fakultät, 1791 Rektor in Heidelberg. Im kurpfalz-bayerischen Hof- und Staatskalender von 1887 ist er als „der Weltweisheit Doktor, der Zivil- und Militärkunst, dann der praktischen Geometrie ordentlicher öffentlicher Lehrer, auch geistlicher Administrationsrat und zweiter Baukommissär, Mitglied der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg“¹⁸ verzeichnet.

Seine Tätigkeiten als Architekt, Ingenieur und Bauplaner waren vielfältig. Er besaß mehrere Häuser in Heidelberg, die er teils bewohnte, teils umbaute und gewinnbringend weiterverkaufte. Ihm wurden Planung und Bauleitung 1785 beim Umbau der alten Heidelberger Universitätsbibliothek, 1786 beim Restaurieren

der Alten Aula übertragen. 1787/88 wurde er durch die kurpfälzische Regierung mit der Leitung der Bauarbeiten zur Beseitigung der Rheininsel Ceylon bei Germersheim beauftragt, 1788 legte er dort dem Kurfürsten Karl Theodor persönlich Pläne zu einer größeren Rheinbegradigung bei Germersheim vor.

Im Volk bekannt geworden ist Traiteur durch seine Experimente mit Heißluftballons. Erstmals am 17. Juli 1784, nur ein Jahr nach Montgolfier, ließ er in Leimersheim in der Pfalz einen selbst gebauten Ballon aus Papier starten, der über eine halbe Stunde bis nach Elmstein geflogen sein soll. Weitere spektakuläre Flüge folgten. Dass nicht alle erfolgreich endeten, belegt ein mehrfach überlieferter Spottvers, der zugleich auf die volkstümliche Verbreitung und Aussprache seines Namens hinweist:

Herr Tretter, Herr Tretter,
der Luftballon stoßt wedder.
Hätt'er unne meh uffgeblooße
Wär'er owwe nit angestooße.¹⁹

Auch unternehmerisch war er in vielfältiger Weise tätig. Er verfügte über Weingüter in der Pfalz, an der Mosel und im Hegau, besaß eine Ziegelei, war Betreiber von zwei Salinen, eine als Leiningen'sches Erblehen in Mosbach, die andere hatte er 1798 aus bischöflich Speyerischem Besitz in Bruchsal gepachtet. Beide Salinen gingen später in seinen Besitz über. Sein größtes unternehmerisches Projekt aber war der Bau der Frischwasserleitung von den Bergen bei Rohrbach quer durch die Rheinebene bis in die Stadt Mannheim.

Am 20. Juni 1790 trat Traiteur in Mannheim mit diesem Plan an die Öffentlichkeit. Die Idee des Gesamtprojekts bestand darin, im Waldgebiet östlich von Rohrbach aus

insgesamt acht Quellen das Wasser zu sammeln, es in einem Mühlkanal über die eingemauerten Mühlräder von sechs Mühlen laufen zu lassen, dann in einem geschlossenen unterirdischen Deichel (Tonrohr-)kanal durch das Dorf Rohrbach zu leiten, um es schließlich vom Ortsende an ebenfalls unterirdisch in einem mit Ziegel- und Sandsteinplatten ausgemauerten Kanal übers freie Feld zu führen. An zwei Stellen, wo es galt, Steigungen zu überwinden, war der Einsatz von mit Metall ausgeschlagenen Holzdeicheln vorgesehen. In Mannheim sollte das Wasser schließlich am Marktplatz in einen Hochbehälter gepumpt und dort mittels eines hydraulischen Rohrsystems zu öffentlichen und privaten Verbrauchsstellen geleitet werden.

Soweit der Gesamtplan des Projekts. Traitteur war zwar nicht der Erste, der diese Idee hatte, aber er war der Erste, der dieses Projekt planerisch, technisch, vertraglich und finanziell so weit durchdacht und in den folgenden Jahren teilweise auch realisiert hatte, dass es eigentlich erfolgreich hätte, zu Ende gebracht werden können. Woran es letztlich scheiterte, wird weiter unten dargestellt.

3. Traitteurs Ausführung im Einzelnen

3.1 Quellen und Mühlen in Rohrbach

Traitteur konnte auf den teilweise noch vorhandenen Vorarbeiten seiner Vorgänger aufbauen, nutzte aber jetzt das gesamte Einzugsgebiet des Rohrbachs, eine Waldfläche von ca. 1 qkm östlich des Dorfes, zur systematischen Gewinnung von Frischwasser, indem er dort insgesamt 8 Quellen, teilweise in bis zu 50 m langen Stollen im Gestein, fassen und mit fest gemauerten Quellschächten schützen ließ. Das Wasser aus vier dieser Quellen wurde an der Stelle, wo heute noch die Forstquelle fließt, in ein eigens dafür gebautes Brunnenhaus geleitet. In diesem Brunnenhaus befand sich auch die Wohnung des Brunnenmeisters. Von dort wurde das zulaufende Quellwasser reguliert und in einen neu angelegten Mühlkanal geleitet. Die anderen vier Quellen flossen weiter talwärts direkt in diesen Mühlkanal, der etwas höher als der bisherige Wildbach seitlich am Hang entlang geführt und über steinerne, mit Ziegeln bedeckte Arkaden zu den Mühlrädern der jeweiligen Mühlen geleitet wurde. Der alte Bachlauf wurde auf der ganzen Strecke zur Aufnahme überschüssiger Wassermengen z.B. bei Schneeschmelze und bei Unwettern beibehalten.

Die Mühlräder waren jeweils in einen hölzernen, dieser wiederum in einen steinernen Verschlag eingeschlossen, der nicht nur dem Schutz des durchlaufenden Wassers vor Verunreinigung und Frost diente, sondern auch das willkürliche Eingreifen der Müller in den Wasserlauf verhindern sollte. Nur durch ein kompliziertes Hebelwerk aus Stangen und Zügen konnten die Müller den Radlauf von außen regulieren und die Achse schmieren, allein der Brunnenmeister hatte über eine Öffnung direkten Zugang zu den Mühlrädern. Dieser Eingriff in die Arbeitsabläufe der Müller führte in der Folge zu massiver Behinderung ihrer Arbeit, was wiederum vielfältige Streitereien und Beschwerden zur Folge hatte und wohl mitverantwortlich war dafür, dass im Lauf des 19. Jahrhunderts alle Rohrbacher Mühlen stillgelegt werden mussten.

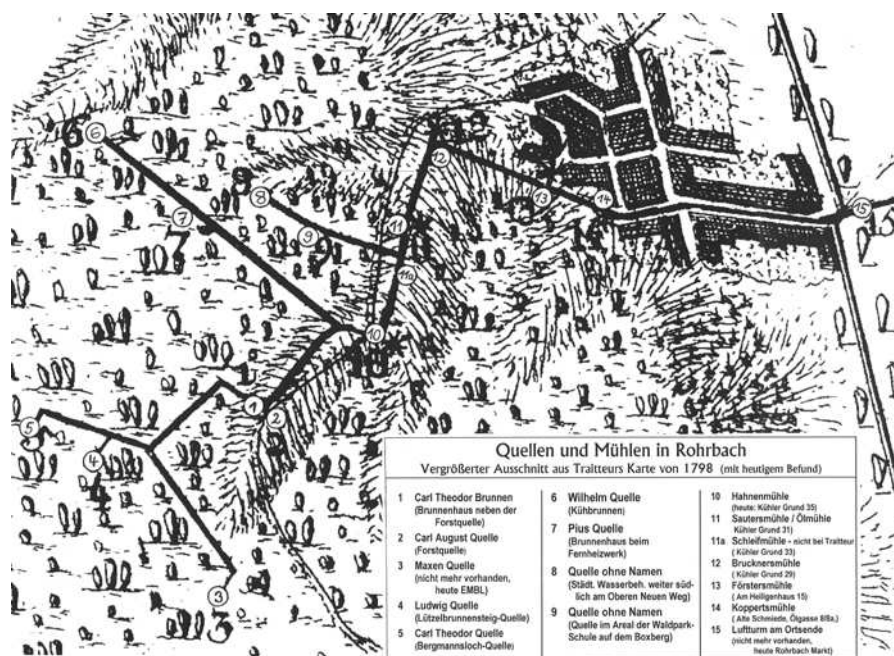


Abb. 2: Das Einzugsgebiet der Quellen (1 bis 9) und die Mühlen (10 bis 14) in Rohrbach. Stark vergrößertes und bearbeitetes Auszug aus Traitteurs Gesamtplan (siehe Karte Abb. 6)

Insgesamt nennt Traitteur sechs Mühlen und beschreibt anhand von deren Abbildung die von ihm getroffenen Vorrichtungen zur Regulierung des Wasserlaufs: von oben talabwärts sind dies: die Hahnenmühle (Abb. 2 Nr. 10, heute: Kühler Grund 35), die Schleifmühle (Abb. 2 Nr. 11a, heute: Kühler Grund 33), die er als schon stillgelegt bezeichnet, die Sautersmühle (Abb. 2 Nr. 11, heute: Kühler Grund 31), die Brucknersmühle (Abb. 2 Nr. 12, heute: Kühler Grund 39), die Förstersmühle (Abb. 2 Nr. 13, heute: Am Heiligenhaus 15, siehe auch Abb. 3), und die Koppertsmühle, die er „oben im Dorf“ lokalisiert (Abb. 2 Nr. 14, heute: Ölgasse 8/8a).



Abb. 3: Die Förstersmühle in der Darstellung Traitteurs (Tafel XIII aus Traitteur 1798-1 (wie Anm. 9))

3.2 Deichelleitung im Ort

Nach der letzten Mühle war „das besondere Brunnenhaus“²⁰ angebracht. Dort fiel das Wasser in einen Reinigungstrog, in dem sich Sand und Verunreinigungen absetzen konnten. Von diesem Steintrog aus konnte der weitere Lauf des Wassers durch zwei Schleusen reguliert werden. Entweder es lief direkt weiter in den unterirdisch unter dem Dorf verlaufenden Kanal, der nur das für Mannheim bestimmte Wasser aufnahm, oder dieser Zulauf wurde gesperrt und alles Wasser lief dann über die andere Schleuse in den alten, offenen Bachlauf weiter ins Dorf hinein, was „bei auskommendem Feuer“ geschehen sollte, oder aber, wenn der unterirdische Kanal im Ortsbereich gereinigt werden und dafür das Wasser gesperrt werden musste.²¹

Wie wichtig diese Regulierung des Wasserlaufes im Ernstfall werden konnte, zeigte sich bei einem Vorfall, bei dem sie nicht wie vorgesehen funktionierte. Am 3. Januar 1795 brach im „Oberdorf“²² ein Brand aus, weil die Witwe des Schützen Allenbach wegen der Kälte ein Gefäß mit glühenden Kohlen in den Ziegenstall gestellt hatte. Der Bach war zugefroren, der Brunnenmeister und die Brunnenknechte waren nicht zu erreichen. Da schlugen die Bauern in ihrer Not kurzerhand die Tür zum Traitteur'schen Brunnenhaus ein, um an das nötige Löschwasser zu kommen. Traitteur verlangte für den Schaden an diesem Regardhäuschen 271 fl. Schadensersatz (im Vergleich dazu: Der gesamte Taxwert der beiden abgebrannten Häuser belief sich auf 436 fl.). Traitteurs Forderung wurde vom Amt abgewiesen mit der Begründung, er habe sich im Vertrag von 1791 dazu verpflichtet, der Gemeinde jederzeit den Zugang zum Löschwasser zu sichern. Allerdings musste die Gemeinde die Tür auf ihre Kosten wieder herstellen lassen.²³

Im Dorf selbst bestand die Wasserleitung aus einem unterirdischen ca. 40 x 40 cm großen, aus Steinplatten gemauerten Kanal, in dem auf Unterlegsteinen Tonröhren, die sog. „Deicheln“ lagen, die ineinander gesteckt und verkittet waren. Diese Deicheln durften weder den Boden noch die Innenwände des Kanals berühren. So waren sie gegen Erschütterungen und wegen der sie umgebenden Lufthülle und der darüber liegenden Erde zugleich auch gegen Frost und Hitze geschützt. Die konisch geformten Deicheln hatten am Einlauf 30 cm, am Auslauf 22 cm Durchmesser und waren 80 cm lang, sodass ein Männerarm von einer Seite zur anderen reichen konnte, um sie beim Verlegen und Reparieren von innen zu verkitten. Alle 50 bis 60 m war die Leitung durch einen sog. Spund unterbrochen, bei dem das Wasser aus der oberen Deichel in einem 1 x 1 m großen, steinernen Trog lief (Traitteur nennt ihn „Sarg“), aus dem es etwas tiefer in die nächste Deichel und so zurück in den Kanal floss. Traitteur nennt die Strecke von einem Spundloch zum nächsten eine „Deichelfahrt“. Diese Spünder waren angelegt zur Reinigung der Leitung. Das geschah einerseits dadurch, dass diese Steinsärge den Wasserlauf unterbrachen und das Wasser in ihren Becken sammelten, sodass sich dort der mitgeführte Sand und Unrat absetzte und von den Brunnenknechten dann entfernt werden konnte. Andererseits konnten die Brunnenknechte vom oberen Spund mit der Strömung ein Seil in die Leitung schwimmen lassen, das dann am nächsten Spund abgefangen wurde. An diesem Seil wurde nun eine „walzenförmige Maschin aus Holz, welche auf ihrer ganzen Oberfläche mit Schweinsbörsten besetzt ist“²⁴ befe-

stigt, die die beiden Brunnenknechte dann in dem jeweiligen Abschnitt der Leitung hin- und herzogen. So konnte das Innere der Rohre gereinigt werden.

Wie durchdacht das ganze System war, zeigt folgendes Detail: Da der ganze Kanal unterirdisch durchs Dorf lief, musste ein Warnsystem installiert werden, das meldete, wenn irgendwo ein Leck entstanden und Wasser ausgetreten war. Dazu wurden die Steintröge, die an den jeweiligen Spünden das Wasser aus den Tondeicheln aufnahmen, breiter gemacht, als der Kanal, in dem die Deicheln lagen, sodass sie ihn völlig absperren (siehe Abb. 4, Tafel 15, Fig. 1, C). War nun im Abschnitt einer Deichelfahrt ein Leck entstanden und das Wasser drang aus der Tonröhre in den sie umgebenden Kanal, so staute es sich beim nächsten Spund am Steintrog. Dort hatte Traitteur kleine Auslaufrohren durch die Seitenwand des Kanals angebracht, die täglich kontrolliert wurden (siehe Abb. 4, Tafel 15, Fig. 1, E). Floss nun aus einer dieser Auslaufrohren Wasser, so konnte die Schadenstelle schnell entdeckt und lokalisiert werden.²⁵

Dieser unterirdische Kanal mit tönernen Deichelrohren verlief vom Müllenberg herab am Rathaus vorbei bis hinunter zur heutigen Kreuzung Rohrbach-Markt. Dass er in der von Traitteur beschriebenen Form wirklich existiert hat, konnte durch zwei Funde bestätigt werden.

Am 11. April 1980 wurde beim Ausheben einer Baugrube am Grundstück Ecke Rathausstraße/Müllenberg ein Teilstück dieses Kanals mit insgesamt fünf Deichelrohren ausgegraben. Sie lagen genau so in dem aus Steinplatten gefügten Kanal, wie es in Abb. 4, Fig. II dargestellt ist. Drei dieser Deicheln befinden sich heute im Rohrbacher Heimatmuseum, zwei im Kurpfälzischen Museum Heidelberg.

Am 1. August 2014 wurde bei den Baggararbeiten am Rohrbacher Rathaus einer dieser Steinsärge gefunden, der genau der Beschreibung Traitteurs entspricht (siehe Abb. 4, Fig. I, C und Fig. III, E). Er ist aus einem massiven Sandsteinblock gehauen, hat

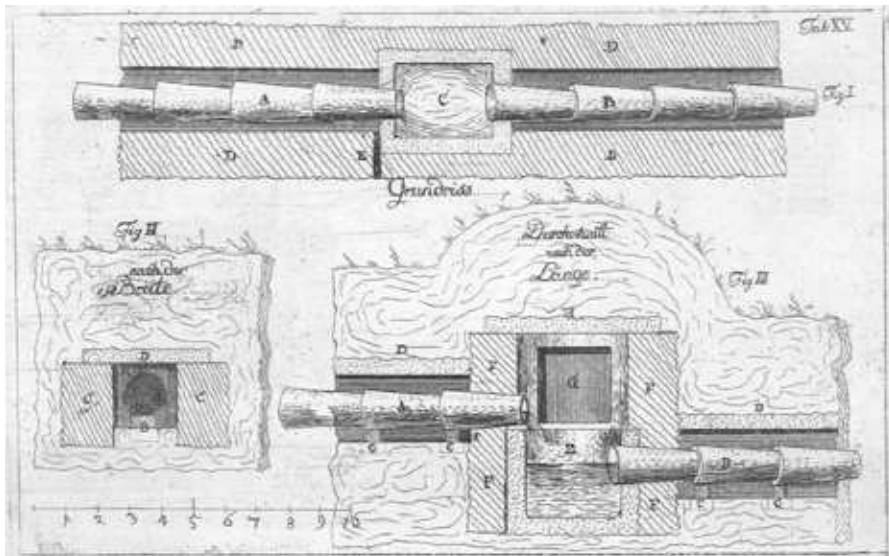


Abb. 4: Deichelleitung mit Regardhäuschen und Steinsarg (Tafel XV aus Traitteur 1798-1 (wie Anm. 9))

Außenmaße von 103 x 105 cm, innen misst er ca. 70 x 70 cm. Er ist beim Einlauf 60 cm, beim Auslauf 73 cm hoch. Seine Steinwände sind ca. 15 cm dick. Auf der Abbildung ist auf der vorderen Seite die Auflagestelle der einlaufenden Deichel zu sehen, in die Öffnung gegenüber wurde die auslaufende Deichel gesteckt und verkittet. Dass der Trog innen ca. 20 cm über dem Boden rundum einen dunklen Wasserrand aufweist, ist ein Hinweis darauf, dass er für längere Zeit gefüllt, d.h. in Betrieb war. Derzeit steht dieser Steinsarg an der westlichen Außenseite des Rathauses und ist jederzeit frei zugänglich.



Abb. 5: Original-Steinsarg, ausgegraben am 1. August 2014 beim Rohrbacher Rathaus (Foto: Ludwig Schmidt-Herb)

3.3 Deichelleitung in der Ebene

Im bisher beschriebenen Verlauf der Wasserleitung in Rohrbach von den Quellen im Wald bis an den damaligen Ortsausgang herrschte ein, wenn auch abnehmendes, so doch stetiges Gefälle, was einen ununterbrochenen Wasserlauf garantierte. Das änderte sich dort, wo die Ebene anfang. Hier gab es nicht nur kein nennenswertes Gefälle mehr, sondern es musste zunächst sogar eine geringe Steigung von ca. 2 m bis zum Kirchheimer Leisberg überwunden werden.

3.3.1 Kanalleitung in der Ebene bei Steigung

Der dafür notwendige Wasserdruck konnte in einem am Ortsausgang platzierten Wasserturm²⁶ (Abb. 6, Nr. 15) zwar hergestellt werden. Da aber für die tönernen Deicheln der Druck hier zu groß war, sodass sie zu platzen drohten, setzte Traitteur für diese Steigungsstrecke hölzerne Deicheln ein, die an den Verbindungsstellen mit eisernen Reifen verstärkt waren. Um den hydraulischen Druck nicht zu verlieren, errichtete er auf der Anhöhe in Kirchheim einen Entlüftungsturm, über den nach Reinigungsarbeiten oder sonstigen Stilllegungen bei der Wiederinbetriebnahme die in der Leitung vorhandene Luft entweichen konnte.²⁷ Dieser Abschnitt wurde nie fertig gebaut. Bis ca. 1795 war nur der Graben ausgehoben, die Deicheln waren bereitgelegt und der Wasserturm sowie der Lüftungsturm errichtet. Traitteur schreibt 1798, dass inzwischen „durch die bisherige Zögerung“²⁸ die Gräben zugeschüttet und die Holzdeicheln verfault seien. Zwei Jahre später wurden bei einem Franzoseneinfall auch die beiden Türme zerstört.

3.3.2 Kanalleitung „auf dem flachen Land“²⁹

Ab der Anhöhe in Kirchheim scheint es Traitteur gelungen zu sein, für den weiteren Verlauf der Wasserleitung eine Trasse zu finden, die bis nach Seckenheim keine nennenswerte Steigung mehr aufwies. „Er nivelirte viele Linien vom Gebirg nach Mannheim“³⁰, sagt er selbst, und tatsächlich, wenn man den Traitteur'schen Gesamtplan maßstabs-

getreu auf die Topographische Karte 1:25.000 überträgt, kann man feststellen, dass er eine Strecke gefunden hat, die fast keine Geländeerhebungen aufwies. Wo diese doch vorkamen, konnten sie durch Tieferlegen des Grabens³¹ ausgeglichen werden, sodass insgesamt ein zwar geringfügiges, aber doch kontinuierliches Gefälle erreicht werden konnte. Diese ca. 11,5 km lange Strecke führte von der Anhöhe bei Kirchheim in gerader Linie vorbei am Pleikartsförsterhof, durch den heutigen Pfaffengrund, berührte den Ortskern von Eppelheim, machte von dort einen Bogen zur heutigen Brücke der K 9702 beim Autobahnkreuz Heidelberg, und wendete sich dann parallel zur heutigen Autobahn in fast gerader Linie bis zum „Sandbuckel“ bei Seckenheim.

Auf diesem langen Streckenabschnitt lagen in dem Kanal, wie die Fundstelle in Eppelheim und auch Traitteurs Planzeichnung³² darlegen, keine Deichelrohre, sondern der Kanal mit der Breite und Tiefe von ca. 40 x 40 cm war so konstruiert, dass das Wasser frei darin fließen konnte. Dazu war der Boden mit gebrannten Ziegelplatten ausgelegt, die Seitenwände bestanden aus Sandsteinplatten. Alles war mit „Cement und Draß“³³ vermauert und verfugt, damit kein Wasser austreten konnte. Obenauf lagen Deckplatten aus Sandstein. Dieser Kanal war, je nach Gelände- und Gefällelage, 2 bis 8 m tief eingegraben und mit Erde bedeckt. Im Abstand von ca. 50 m waren Reinigungs- und Entlüftungsstationen mit steinernen Senktrögen angebracht, Traitteurs Karte verzeichnet auf der Strecke von Kirchheim bis Seckenheim 24 dieser sog. „Regardhäuschen“. In dieser Form war der Kanal, wie Traitteur selbst sagt, „bis in das Feld von Edingen vollendet“³⁴, und von da bis nach Seckenheim war der Kanal gegraben und das Baumaterial bereitgelegt.

Am Sandbuckel bei Seckenheim sollte eine große „Reserve“, ein Wasserspeicher angelegt werden, eine Art Hochbehälter (im Gesamtplan Abb. 6, Nr. 18), von dem aus, wie schon zwischen Rohrbach und Kirchheim, das Wasser in Holzdeicheln unter hydraulischem Druck bis nach Mannheim geführt werden konnte. Der Lauf der Wasserleitung sollte von dort vorbei an Seckenheim bis zur „Chaussee“, der von Heidelberg kommenden Landstraße und an ihr entlang dann weiter bis zur Stadt führen. Bei



Abb. 6: Traitteurs Gesamtplan, Karte aus Traitteur 1798-1 (wie Anm. 9)

Neustheim war geplant, den von Schwetzingen her umgeleiteten Leimbach dazustoßen zu lassen. Möglicherweise hatte Traitteur vorgesehen, dessen Strömung für den Betrieb eines Wasserhebewerks zu nutzen. Als Vorbild dazu könnte ihm das Pumpwerk der Saline Bruchsal gedient haben, deren Pächter und technischer Direktor er seit 1798 war.³⁵ Dort wurde das Solewasser aus Ubstadt durch ein vom Kraichbach angetriebenes Pumpwerk so weit hochgepumpt, dass es in einer Leitung aus Holzdeicheln bis auf das Gradierwerk der Saline im Bruchsaler Schlosspark floss. Aber darüber gibt es bezüglich der Rohrbach-Mannheimer Wasserleitung keine Aussagen Traitteurs.

Lediglich die letzte Strecke hat er beschrieben für den Fall, dass die Wasserleitung „in der Folge zur Vollendung kömmt“: Dem Lauf der Chaussee folgend sollte sie „fort bis zur Festung, durch das Ravelin [Wallschild beim Heidelberger Tor] unter der Brücke, und durch die Kapuzinerstraße [heute Planken] in den Behälter auf den Kaufhaus-Thurm“ geführt werden. Und er empfiehlt zugleich, „diese Deichelleitung, mit der Zeit von Eisen zu machen“.³⁶ Der geplante Behälter im „Kaufhaus-Thurm“ sollte drei Etagen umfassen und die zentrale Verteilerstelle für das in die Stadt geleitete Frischwasser werden. Außerdem war dort die Wohnung des städtischen Brunnenaufsehers vorgesehen.

In einem komplizierten Verteilungs- und Abonnement-System plante Traitteur, das Wasser von dort aus zu den zahllosen höfischen und öffentlichen Brunnen zu leiten. Zudem sollte das Wasser über ein Röhrensystem vom Behälter im Kaufhausturm direkt in die privaten Brunnen derjenigen Bürgerhäuser geleitet werden, die sich mit einem einmaligen Subskriptionspreis von 600 fl. an der Finanzierung beteiligten. Die überschüssigen Abflüsse dieser nun ja stetig laufenden Brunnen sollten teils an Privatleute weiterverkauft werden, teils zur Stadtreinigung in die Straßenkändler fließen und teils in Steintrögen gesammelt werden, um als Löschwasser zu dienen.³⁷ Er hatte sogar den ehrgeizigen Plan „daß in dem 2ten und 3ten Stock der Privathäuser das Rohrwasser in die Küchen geleitet werden kann“.³⁸ Aber außer der Wohnung des Brunneninspektors ist von alledem nichts verwirklicht worden, lediglich das Baumaterial dafür war hergestellt und bereitgelegt.

4. Pleiten, Pech und Pannen

Woran das ehrgeizige, aber technisch durchaus machbare Projekt letztlich scheiterte, dafür gibt es zunächst drei Ursachen. Traitteur nennt sie 1798 in einem Satz: „Allein der Widerspruch von bösen Menschen verzögerte den Fortgang, der leidige Krieg kam dazu, erschöpfte die Staats-Kassa, und entzog die zu einem so großen Werk erforderlichen Mittel.“³⁹ Oder, auf drei einfache Begriffe reduziert: Intrigen, Krieg und Geldmangel. Was Traitteur damals im Jahr 1798 noch nicht voraussehen konnte, waren zwei weitere Gründe: nämlich, dass ihm in der Folge gleich zweimal der staatliche Auftraggeber abhandenkam, zuerst 1799 der bewilligende Fürst, und 1802 dann sogar der ganze beauftragende Staat. Aber der Reihe nach.

4.1 Widerstände und Intrigen

Als ersten Grund nennt Traitteur den „Widerspruch von bösen Menschen“.⁴⁰ Dass ein Projekt dieser Größenordnung Kritiker und Gegner auf den Plan ruft, ist nicht verwunderlich, das können wir ja auch heute noch zur Genüge erleben. Dass es aber in Mannheim 110 Jahre lang „Sachverständige“⁴¹ waren, die mit Streitereien und mit mehr oder weniger qualifizierten Einwänden sowohl beim kurpfälzischen Hof wie auch beim Rat der Stadt verhinderten, dass eine vernünftige und nachhaltige Lösung des Wasser- und Abwasserproblems gefunden und umgesetzt werden konnte, das ärgerte Traitteur ganz besonders. Deshalb erklärte er 1790, als er auf offizielle Aufforderung durch den Minister Oberndorf hin seine Pläne bei der kurpfälzischen Regierung einreichte, ausdrücklich, dass er „um allen Widerspruch von Sachverständigen auszuweichen, [...] zur Uebernahm des Wercks auf eigene Kosten“ bereit sei.⁴² Damit beabsichtigte er, bei seinen Gegnern wenigstens das Argument der Unfinanzierbarkeit zu entkräften, und er hoffte, dass ihm im Gegenzug Gelder aus der Staatskasse zufließen würden.

Zunächst mit Aussicht auf Erfolg. Der Kurfürst bewilligte „schenkungsweise“ einen Zuschuss von 20.000 fl., der 1791 auf 30.000 fl. erhöht wurde, erteilte ihm darüber hinaus das Privileg, das ihn allein berechnigte, das in die Stadt geleitete Wasser an „Subscribenten“ zu verkaufen, und gewährte ihm ein unverzinsliches Darlehen von 20.000 fl., das aus diesen Einnahmen getilgt werden sollte. Außerdem sagte er die Übernahme der Kosten für die Bauten und das Leitungsnetz in der Stadt Mannheim zu. Eine Kommission aus Mitgliedern der Hofkammer, der Regierung und des Stadtrates sollte die Einhaltung und Ausführung der vereinbarten Bestimmungen überwachen.

Während Traitteur nun im Sommer 1790 in den Rohrbacher Bergen mit den Bauarbeiten begann und diese bis zum Beginn des Winters auch weitgehend abgeschlossen hatte, wuchsen in Mannheim weiter die Bedenken. Zweifel an Ergiebigkeit und Haltbarkeit der Leitung und am Geschmack des Wassers wurden laut. Vielen schien die inzwischen von 600 fl. auf 300 bis 400 fl. herabgesetzte Subskriptionsgebühr noch immer zu hoch, sodass sich nur wenige Subskribenten meldeten, ja, man unterstellte ihm, das Projekt lediglich aus Gewinnsucht zu betreiben. Jeder hatte an allem irgendetwas auszusetzen, was dazu führte, dass die Kommission immer neue Eingriffe und Änderungen verlangte, sodass schließlich der ganze Plan umgeworfen werden musste. Die Kommission meldete das an die Regierung, die zum 1. März 1791 eine neue Konzessionsurkunde ausstellte, wodurch sich wegen der Verzögerung zwar die Kosten erheblich erhöhten (auch das hat sich bis heute nicht geändert!), wofür aber durch staatliche Zulagen Ausgleich zugesagt wurde. Traitteur ging mit Nachdruck an den Weiterbau, errichtete, um weitere Verzögerungen zu vermeiden, auf seine Kosten Fabriken zur Herstellung der nötigen Baumaterialien und stellte noch mehr Arbeiter ein, denn bis zum 50. Regierungsjubiläum Karl Theodors am 30. Dezember 1792 sollten die Arbeiten so weit fertiggestellt sein, dass wenigstens die öffentlichen Brunnen in Mannheim liefern.

Indessen nahmen in Mannheim die Intrigen gegen das „überflüssige Werk“ zu, die Anzahl der öffentlichen Brunnen wurde reduziert, Gelder wurden gestrichen, schließ-

lich kam der Befehl, die Bauarbeiten einzustellen. Das Regierungsjubiläum verstrich, ohne dass die Brunnen liefen. Der bisherige Vertrag wurde am 1. März 1793 gekündigt und eine neue Kommission wurde einberufen, um alles neu zu berechnen, und zwar so, dass es „für die Hofkammer weniger lästig sei“. Traiteur machte den Vorschlag, von dem Projekt zurückzutreten, wenn man ihm seine bisherigen Kosten erstattete, das wurde aber abgelehnt. So blieb ihm, um seine bisherigen Investitionen zu retten, keine andere Wahl, als am 2. Juli 1793 einen neuen Vertrag zu akzeptieren, den dritten mittlerweile. In dem stand aber nun, dass das ganze Projekt mit möglichst geringem Staatsaufwand zu Ende gebracht werden solle, weil wegen der inzwischen ausgebrochenen Kriegszeiten die Staatskasse leer sei.

4.2 Krieg, Plünderungen und Raub

Damit sind wir beim zweiten Grund, den Traiteur für das Scheitern des Wasserleitungsprojekts nennt: „die unglückliche Wendung des Krieges“.⁴³ Am 20. April 1792 war zwischen Frankreich und Österreich der 1. Koalitionskrieg ausgebrochen, die Franzosen waren jenseits des Rheins aufmarschiert, und im Juni bezogen auf den Feldern vor Mannheims Toren 20.000 Österreicher Stellung, um die Franzosen am Rheinübertritt zu hindern. Zunächst mit Erfolg, wobei sie aber deren linksrheinischen Vormarsch nicht verhindern konnten. Am 30. September 1792 fiel Speyer, am 4. Oktober Worms und am 21. Oktober Mainz in französische Hände, und bald war die ganze linksrheinische Pfalz französisch besetzt. Mannheim als Festungsstadt drohte zum Spielball zwischen Österreich und Frankreich zu werden. In dieser Situation war klar, dass die Kurpfälzische Staatskasse andere Prioritäten hatte, als eine Frischwasserleitung nach Mannheim zu finanzieren.

Für Traiteur ergaben sich daraus aber nicht nur finanzielle Probleme. Er hatte ja inzwischen, um seinen zweiten Vertrag zu erfüllen, eifrig an der Wasserleitung weitergebaut und, damit es zügig vorangehen konnte, auf weiten Strecken der geplanten Trasse schon das nötige Baumaterial zurechtgelegt und gestapelt. Mitten in diese Vorbereitungen hinein logierten sich nun 20.000 Österreichische Soldaten mit ihrem Heerlager. Wen wundert's, dass da alles, was nicht niet- und nagelfest war, für militärische Zwecke konfisziert wurde. Die Holzdeicheln wurden zu Brennholz zerhauen, die Steinplatten waren zum Bauen von Schanzen gut, und die Regard-Häuschen, die als kleine Hügel in der Landschaft standen, wurden einfach plattgemacht, „um das Feld zum manövrieren frei zu haben“⁴⁴. 1794 standen die Franzosen mehrmals direkt gegenüber Mannheim an der Rheinschanze und bombardierten von der anderen Rheinseite her die Stadt. Um nicht noch größere Schäden zu erleiden, kapitulierte die Stadt schließlich eigenmächtig am 20. September 1795, und jetzt zogen die Franzosen in Mannheim ein, ohne einen Schuss abzugeben, aber dafür plünderten sie alles. Viele hundert Deichelrohre und anderes Material, das Traiteur hier gelagert hatte, fiel nun den Franzosen in die Hände⁴⁵. Die Österreicher verstärkten ihr Heer, und es folgten zwei Monate lang Beschießungen, Belagerungen und Brandschatzungen, die viele tausend Menschenleben auf beiden Seiten forderten. Endlich am 21. November 1795 waren die Franzosen

bereit, dem österreichischen Druck nachzugeben, die Stadt zu räumen und sich wieder über den Rhein zurückzuziehen.

Von den baulichen Vorbereitungen Traitteurs für die Wasserleitung war inzwischen fast nichts mehr übrig. Stattdessen brachte er nun einen anderen Plan ins Spiel, der auch mit Wasser zu tun hatte: den „Inondationsplan“. Da sich die Franzosen vom Rheinufer ins Pfälzer Land zurückgezogen hatten, schlug Traitteur vor, die ganze linksrheinische Gegend um Mannheim mit Rheinwasser zu überfluten, um ein erneutes Vordringen der Franzosen nach Mannheim wenn nicht zu verhindern, so doch zu erschweren. Im Januar 1796 wurden daraufhin tatsächlich weite Feldflächen von Oggersheim bis Frankenthal unter Wasser gesetzt, weitere Flächen waren dafür vorgesehen. Aber auf den massiven Protest der dort lebenden Bevölkerung hin wurde das Projekt wieder abgeblasen.⁴⁶ Bald rückten die Franzosen erneut an, und das kriegerische Gerangel um Mannheim ging weiter. Der kaiserlich österreichische Oberbefehlshaber General Wurmser, der sich von der eigenmächtigen Kapitulation Mannheims hintergangen fühlte, beschlagnahmte zum Ausgleich für die ihm dadurch entstandenen Verluste seines Heeres kurzerhand die kurfürstlichen Kassen, und nur der Intervention Karl Theodors direkt am Kaiserhof in Wien ist es zu verdanken, dass sich Wurmser schließlich mit einer Entschädigung von 366.164 fl. von kurpfälzischer und 150.000 fl. von Mannheimer Seite zufrieden gab. Das bedeutete aber: die kurpfälzische Staatskasse war leer.

4.3 Schuldenkrise und drohende Staatspleite

Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass Traitteur mit seinen finanziellen Forderungen in diesen Kriegszeiten auf wenig Verständnis stieß. Denn „der leidige Krieg [...] erschöpfte die Staats-Kassa, und entzog die zu einem so großen Werk erforderlichen Mittel“. Während die beiden ersten Gründe des Scheiterns sich vor allem auf Planung und Ausführung des Projekts auswirkten, so betraf dieser dritte Grund nun Traitteur persönlich, hatte er doch bisher die ganzen Kosten dafür fast allein aus seinem Vermögen und in Vorleistung aufgebracht. Und es gab für ihn zunächst auch keine Aussicht, sein Geld zurück zu bekommen.

Wie wir oben gesehen haben, war Traitteur ein vermögender Mann. Er war, wie wir heute sagen würden, „breit aufgestellt“, denn er besaß ja noch seine Salinen, seine Weingüter, seine Häuser und sein sonstiges Vermögen. Deshalb bereitete ihm dieses finanzielle Debakel zwar viele Schwierigkeiten und großen finanziellen Schaden, brachte ihn aber nicht zu Fall. Er war aber auch ein gebildeter und stolzer Mann, der seine Rechte kannte, immerhin hatte er Jura studiert, und dort hieß es: *pacta sunt servanda*! Deshalb gab er auch nicht klein bei, sondern begann zu kämpfen um das, was ihm von Vertrags wegen zustand.

Spätestens 1797 konnte sich Traitteur über das endgültige Scheitern seines Wasserleitungs-Projekts keine Illusionen mehr machen, worauf er nun mit aller Kraft darauf hinarbeitete, wenigstens sein Geld wieder zu bekommen. Zunächst scheinbar mit Erfolg, weil „der zur Verzweiflung gebrachte Entreprenneur bei den Gerechtigkeits

liebenden Gliedern der damaligen praesidial Versammlung Gehör fand, und man auf seine gerechte Entschädigung endlichen Bedacht nahm.“⁴⁷

Am 7. Oktober 1797 wurde der Hofkammer darüber Bericht erstattet, aber die ließ sich nun Zeit. Erst am 22. März 1798 kam es „zu einem Vergleich Contract, den die praesidial Versammlung am 3. April besagten Jahres genehmigt, und darauf zu Festhaltung des Contracts sogleich 30. Staats Obligationen dem v. Traitteur an die Hofkammer, und diese an die general Cassa angewiesen, und ausgefolget hat.“

Das heißt, dass Traitteur nun sein Recht, aber kein Geld bekam, sondern lediglich 30 Pfandbriefe im Wert von je 1.000 fl. Als er diese einlösen wollte, wurde er erneut hingehalten. Der „Contract“ müsse erst dem Kurfürsten vorgelegt werden. Das geschah am 7. Januar 1799 „in pleno des gesammten hohen Ministerii“⁴⁸. Der Contract wurde genehmigt und ausgeweitet auf die zusätzliche „Ausfolgung“ von weiteren 128 Staatsobligationen à 1.000 fl., verzinst mit 5,5 % rückwirkend zum 1. Mai 1798. Im Gegenzug wurde „das ganze v. Traitteurische Wasserleitungs Werk in statu quo mit allen noch vorhandenen Materialien zur freien Disposition des Churfürsten überlassen.“⁴⁹

Bekräftigt wurde dieser Vertrag durch die Floskel, „daß jede früh oder spat gegen diese Vereinbarung wechselseitig erheben werdende, was immer für eine Rechts Eindre, als in sich selbst nichtig betrachtet und verworfen werden soll.“⁵⁰

Damit wären Traitteurs Forderungen im Wesentlichen erfüllt gewesen, wenn er jetzt tatsächlich auch sein Geld bekommen hätte. Aber die Posse ging weiter. Um sein Geld ausbezahlt zu bekommen, verweist ihn die Präsidialversammlung am 26. Januar 1799 an die Hofkammer, die wiederum verweist ihn am 13. Februar 1799 zur Auszahlung an die Generalkasse, die händigt ihm zwar die Papiere aus, schickt ihn aber damit wegen der noch zu berechnenden Provision sofort weiter „an das Schmalz und Seligmännische Comptoir“, denn von dort seien die Obligationen ausgestellt worden.⁵¹

Was er dort erlebt, berichtet er selbst (von sich in der 3. Person redend) so: „Von Traitteur, der die ihm vom Kurfürsten Karl Theodor überlassene am 13ten Febr. 99 von der Hofkammer an das Schmalzische Comptoir angewiesenen 128 Staatsobligationen vollkommen gesichert glaubte, ließ sich von dem Schmalzischen Buchführer Hinersdorf bereden, die von Traitteurische Staatspapiere noch einige Tage bis zur Ankunft seines auf dem Ruckweg von Paris schon befindlichen Principalen, und dessen Berechnung mit der Hofkammer wegen der Provision in dem Schmalzischen Depot erliegen zu lassen.“⁵²

Darauf vertrauend, dass sie im dortigen Tresor sicher aufgehoben seien, ließ Traitteur seine Papiere bei Schmalz & Seligmann. Das war aber ein großer Fehler.

4.4 Der Fürst kommt abhanden. Ob der Nachfolger dessen Verträge einhalten müsse?

Drei Tage, nachdem Traitteur seine Papiere im Schmalz & Seligmann'schen Tresor zurückgelassen hatte, stirbt Kurfürst Karl Theodor. Sofort werden alle staatlichen Kassen gesperrt, versiegelt und alle Zahlungen eingestellt. Die Herausgabe von Traitteurs Papieren wird ihm „bis zur Weisung des Chur-Nachfolgers“ verweigert.⁵³ Dagegen erhebt nun Traitteur Klage durch den eigenen Anwalt, die aber wird abgewiesen mit

der Begründung, die Hofkammer sei sofort bereit, Traitteur sein Geld auszuzahlen, wenn das von höchster Stelle entschieden werde. Aber von dort kam am 12. Juli 1799 die zynische Antwort, man müsse erst klären, „ob der Chur-Nachfolger schuldig seye, die Contracten seines Vorfahrers zu halten.“⁵⁴

Inzwischen musste Traitteur erfahren, dass seine im Schmalzischen Comptoir wegen des Regierungswechsels festgehaltenen Staatsobligationen in die staatliche Generalkasse übernommen worden waren und dort für andere Staatsausgaben verwendet wurden. Am 30. Juli 1799 wendet sich Traitteur deshalb an das Pfalzbaierische Hofgericht, um dort seine vertraglich zugesicherten Eigentumsrechte geltend zu machen. Ihm wird geantwortet: „von Traitteur habe mit ihr [sc. der Hofkammer] nicht, sondern mit dem Hof contrahiret, somit stünde ihm gegen die Hofkammer kein Recht zur Klage zu; sie habe zwar die Anweisungen auf höchstem Befehl Carl Theodors acceptirt und erlassen, müsse aber dermalen wegen Ausfolgung der Obligationen den neuen Befehl des Kurfürsten Max abwarten, der neue Regent habe doch wohl das Recht, zuerst über den Verhalt der Sache Bericht einzuziehen.“⁵⁵

Wie im Vertrag vom 1. Mai 1798 vereinbart, übernahm nun der neue Kurfürst Max Joseph das in Rohrbach noch weitgehend erhaltene Werk Traitteurs. In Verfügungen vom 2. August und 15. Oktober 1799 wurde festgelegt, dass die jährlichen Kosten für Unterhaltung der Anlagen und Besoldung des Brunneninspektions-Personals mit 2.000 fl. pro Quartal von der Hofkammer bezahlt werden. Diese sollte auch die herrschaftliche Livree der beiden Brunnenknechte stellen. Außerdem wurden „von denen zu Rohrbach gelegenen Deichel und anderen Materialien viele zur Wasserleitung in den dortigen herrschaftlichen Garten verwendet“, d.h., Max Josef ließ sich davon eine Wasserleitung zum Rohrbacher Schlösschen bauen. Zugleich wurde eine „bedrohliche Generalverordnung an die Gemeinde und Müller zu Rohrbach gegen die öftere Beschädigungen der dortigen Wasserleitung“ erlassen. All dem war ausdrücklich ein Zusatz angefügt, der ausschloss, dass dadurch irgendwelche Vorentscheidungen bezüglich der „Hauptsache“ entstünden. Diese „Hauptsache“ war das noch immer schwebende Entschädigungs-Verfahren Traitteurs gegen den Kurpfalz-Bayerischen Staat.⁵⁶

Noch während diese Dinge in München verhandelt wurden, rückten die Franzosen in Rohrbach ein und zerstörten, was von Traitteurs Werk noch vorhanden war. Die Brunnenhäuser wurden zusammengeschlagen, das Inventar und alles, was von der Wasserleitung offen zugänglich war, wurde geplündert. Dass die Bauern und Müller dabei kräftig mithalfen, zeigt, wie groß deren Wut noch immer darüber war, dass Traitteur mit dem Bau dieser aus ihrer Sicht obrigkeitlichen Wasserleitung massiv in ihre Besitzverhältnisse und dörflichen Angelegenheiten eingegriffen hatte.

Am 9. November 1800 traf Traitteur ein weiterer Schlag: Die Saline in Bruchsal, die er erst vor zwei Jahren vom Speyerer Fürstbischof in Pacht genommen hatte, wurde durch einen Sturm schwer beschädigt. Da sein liquides Vermögen durch den „Arrest“ in der bayerischen Staatskasse blockiert war und er deshalb die dringend notwendige Reparatur nicht vornehmen konnte, wendet er sich am 13. November 1800 direkt an Kurfürst Max Joseph mit der dringenden Bitte, ihm doch wenigstens 28 Stück seiner Staatsobligationen herauszugeben. Am 14. Januar 1801 erteilt der Kurfürst den Befehl, „diese 28 Obligationen auf eine der vorbehaltenen höchsten Decision über die Haupt-

sache unpräjudicirliche Art zu verabfolgen, übrigens den abgeforderten Bericht über die Hauptsache zu beschleunigen.“⁵⁷ Nachdem Traitteur dies akzeptiert hatte, bekam er wenigstens diesen Teil seines Geldes, 28.000 fl. zurück.

Die „Hauptsache“ aber, seine Forderung über 100.000 fl., zog sich weiter ohne Entscheidung hin. Traitteur hatte inzwischen mehrere Bücher darüber veröffentlicht, in denen er seine bisher geleistete Arbeit sowie seine finanziellen Vorleistungen in aller Ausführlichkeit darstellte, zugleich aber auch die jahrelangen Schikanen und Intrigen der Regierungsstellen in allen Einzelheiten schilderte. Dabei scheute er sich nicht, auch Namen zu nennen. Die juristische und journalistische Öffentlichkeit nahm sich des Falles an, in den Journalen und Zeitungen erschienen mehrere Artikel darüber, und die Universität Heidelberg ließ durch den Hofgerichtsrat Wedekind eine öffentliche „Dissertation“ anfertigen und die Frage diskutieren, ob ein Fürst als Regierungsnachfolger die Verträge seines Vorgängers einhalten müsse.

Als Max Joseph in München Wind davon bekam, veranlasste er im Juli 1802, dass sich eine Landeskommision der Sache annahm, den geschichtlichen Hergang der Sache prüfte und das Ergebnis dem Staatsrechtlichen und Staatswirtschaftlichen Senat vorgelegt wurde. Der daraus resultierende Bericht, in dem „der unter der vorigen Regierung zustande gekommene Vergleich als legal und für den Kur-Nachfolger bündig erklärt, somit auf die Ausfolgung des bisher mit Arrest bestrickten von Traitteurischen Eigenthums und den weiteren Vollzug des Vergleichs angetragen worden“⁵⁸, wird Kurfürst Max Joseph am 21. Oktober 1802 vorgelegt, worauf dieser am 16. November 1802 den „Arrest“ aufhebt und am 22. November die Kasse anweist, Traitteur sein Geld unverzüglich auszuzahlen.

4.5 Der Staat kommt abhanden. Ob der Nachfolger dessen Verträge einhalten müsse?

Als Traitteur sich daraufhin zur Auszahlung wieder an die „Cassacommission“ wandte, ließ diese am 25. November verlauten, sie könne ihm seine Staatsobligationen „nicht ausfolgen, da solche längst nicht mehr vorhanden seien“, denn wegen der am 1. Dezember 1802 erfolgenden Aufteilung der Rheinpfalz an vier andere Fürsten⁵⁹ seien sie „in möglichster Eile zu Deckung vieler anderer Staatsschulden, Besoldungs-Rückständen, Pensionen etc. verwendet worden“. Man habe deshalb die Behörde beauftragt, „die von Traitteursche Capital-Schuld ad 92.000 fl. dem Landes-Schulden-Status beizusetzen.“⁶⁰

Abgesehen von der plötzlichen und willkürlichen Reduzierung der Schuldensumme um 8.000 fl., gegen die Traitteur sofort schärfsten Protest einlegte, begann für ihn nun das Spiel von Neuem. Nur dass er seine Forderungen jetzt nicht mehr an den Bayerischen, sondern, weil Mannheim jetzt badisch war, an den Badischen Staat zu richten hatte. Baden verwies aber zunächst einmal auf die noch nicht abgeschlossenen Verhandlungen der vier Pfalz-Nachfolgestaaten darüber, „wer zu zahlen schuldig sei“.⁶¹

Nach weiterem Hin und Her und nachdem Traitteur direkt beim Badischen Großherzog Karl Friedrich intervenierte, wurden ihm am 8. Februar 1803 „einstweilen auf Abschlag“ sechs Kreditbriefe à 5.000 fl. im Gesamtbetrag von 30.000 fl. ausgestellt,

die er aber unverzüglich als ungenügend zurückwies, weil sie „zu keinem Gebrauch dienten, da kein Wort von Zinsen-Zahlung darinn bemerckt, dieselbe nicht in Form gangbarer Schuldscheine ausgestellt, und ihm ohnmöglich sey solche ohne ausserordentlichen Verlust gegen baares Geld abzusetzen.“⁶² Mit Erfolg, denn am 23. November 1803 wurden diese Kreditbriefe zurückgenommen und durch neue ersetzt, die den Ansprüchen Traitteurs entsprachen.

Hatte der bayerische Kurfürst Max Joseph 1798 noch die Kosten für Erhalt und Pflege sowie für das Personal der Rohrbacher Anlagen übernommen, so waren diese nach den Plünderungen durch die Franzosen und seit dem Übergang an Baden dem völligen Verfall preisgegeben. Dem Brunnenmeister und den beiden Brunnenknechten wurden weder ihre Gehälter noch die 1799 für den Fall, dass „das Werk eingehet“ zugesicherten Pensionen ausbezahlt, auch wurde „auf ihre Vorstellung keine Antwort gegeben, und diese Leute mit Frau und Kindern ihrer äußersten Dürftigkeit überlassen“.⁶³ Wegen der in der Heidelberger Mönchsmühle und im Bauhof noch immer lagernden Materialien wurde Traitteur sogar als ursprünglicher Mieter in Regress genommen und zur Zahlung der ausstehenden Mietkosten verurteilt - „salv. regressu gegen die Theilungskommission“, d.h., er hätte bei der Teilungskommission der vier Nachfolgestaaten der Kurpfalz dagegen Widerspruch einlegen können.⁶⁴

Diese und andere Schikanen, die ihn immer wieder auf den Vorbehalt dieser Teilungskommission zurückverwiesen, veranlassten Traitteur, am 10. April 1804 bei der nächsthöheren Instanz, der kaiserlichen „Subdelegationskommission“ in Frankfurt, gegen die vier Fürsten eine umfangreiche Entschädigungsklage einzubringen, die in zehn Punkten seine Forderungen zusammenfasste und „die Herausgabe seines in der rheinpfälzischen Staatscassa schon 5 Jahre gewaltthätig zurückbehaltenen und zu anderen Staatsausgaben verwandelten Eigenthums“ forderte.⁶⁴ Von dort wurden in einem Schreiben an die Mannheimer Ausgleichskommission vom 18. April 1804 Traitteurs Forderungen bestätigt mit dem Wunsch, dass unter den vier „höchsten kur- und fürstlichen Herren Interessenten eine baldige Übereinkunft getroffen, sodann bei der Subdelegationskommission binnen des termini legalis angezeigt werden möge.“⁶⁵ Mit anderen Worten, man schlug mit sanften Worten eine gütliche Einigung vor. Also meldete sich Traitteur bei der Vetretung der vier Herren in Mannheim zum einigenden Gespräch, „allein auf sein Anmelden erhielt er zur Antwort, daß man wegen der Abwesenheit des darmstädtischen und wegen Krankheit des fürstlich leiningischen Commissarii in der Sache nichts machen könne“.⁶⁶ Die badischen Kommissare berichteten am 19. Mai 1804 nach Frankfurt, Traitteur müsse sich wohl noch einige Zeit gedulden, seine Forderung sei so fraglich, dass schon der pfalzbayerische Kurfürst Max Joseph sich weigerte, diese Schuld anzuerkennen. Außerdem sei man ja bemüht gewesen, die Sache gütlich zu regeln, und das wäre auch geschehen, wäre nicht der Abschluss der Verhandlungen durch die Abwesenheit des darmstädtischen Kommissars unterbrochen worden. Und Traitteur empfahlen sie, er solle doch die noch vorhandenen Materialien versteigern lassen und die Versteigerungsprotokolle der Ausgleichskommission vorlegen. Diese Versteigerung fand dann auch tatsächlich am 16. August 1804 statt, aber ohne Traitteurs Zustimmung und Mitwirkung, der Erlös wurde direkt an die Aus-

gleichskommission in Mannheim abgeliefert. Traitteur erfuhr nicht einmal die Summe. Wie sich später herausstellte, waren es „kaum 1.900 fl.“⁶⁷

Auf eine erneute Eingabe Traitteurs bei der Subdelegationskommission in Frankfurt wurde am 24. November 1804 nochmals ein Gütetermin in Mannheim anberaumt. Dort forderte Traitteur, dass a) nicht über die Höhe der in der Staatskasse gewaltsam zurückgehaltenen Obligationen und deren Verzinsung zu verhandeln sei, sondern b) über die entstandenen Schäden an Material und Gerätschaften und c) die Unkosten, die ihm durch die 5-jährige gewaltsame Vorenthaltung seines Eigentums entstanden seien, sei es durch Reisen und Prozesse, sei es durch verschleppte Reparaturen an seinem Salinenwesen. Die Punkte b) und c) wiesen die Kommissare unverzüglich zurück. Wenn, dann könne es nur einen Vergleich bezüglich Punkt a) geben. Der Vertrag mit Karl Theodor sei ja gar kein Staatsvertrag, sondern „ganz voluptätisch“, also privatrechtlich geschlossen worden.⁶⁸ Deshalb sei Max Joseph als sein Nachfolger auch nicht daran gebunden gewesen. Dass Kurbaden seinen Teil der Schuld als „liquid“ anerkannt habe, sei eine „einseitige Handlung“, nach der sich die anderen Teilmächte nicht zu richten hätten. Traitteur „musste alle Fassung zusammen nehmen, um diese Unterhandlung, zu der man ihn eingeladen hatte, nicht zu Persönlichkeiten ausarten zu lassen“.⁶⁹

Eine am folgenden Tag einberufene erneute Kommissionssitzung brachte auch keine Lösung, sodass Traitteur reichlich zynisch bemerkt, er lasse „in dem gerechten Vertrauen an die Gerechtigkeitsliebe der beteiligten durchlauchtigsten 4 Fürsten und in der festen Überzeugung, daß Höchstdieselbe bei der so glücklich als vorteilhaft für sie ausgefallenen Ländertheilung, sich durch das Vermögen schuldloser Privatfamilien sicher nicht zu bereichern verlangen, die Sache auf der ihm zugesicherten weiteren Resolution beruhen.“⁷⁰

Hier enden Traitteurs eigene Berichte. Das heißt aber nicht, dass er nun eingelenkt hätte. Er kämpfte weiter und scheint schließlich doch noch Erfolg gehabt zu haben. Karl Heinz Frauenfeld schreibt,⁷¹ dass Traitteur vor der Ausgleichskommission schließlich sein Recht fand. Am 10. Juni 1805 soll Leinigen, am 13. September 1808 Baden und am 8. Juli 1814 endlich auch Hessen-Darmstadt seinen Schulden-Anteil an Traitteur zurückbezahlt haben. Leider nennt er dafür keine Quellen. Wie hoch die ausbezahlten Summen waren und ob auch der vierte Schuldner Nassau-Usingen seinen 1/55-Anteil an der Sache bezahlt hat, weiß man deshalb bis heute nicht.

Anmerkungen

- 1 Berichte in Eppelheimer Nachrichten Nr. 51/52 vom 20.12.1913, S. 5f; Rhein-Neckar-Zeitung 28.12.2013, 6.4.2014, 10.3.2015.
- 2 Lorscher Codex. Deutsch. Urkundenbuch der ehemaligen Fürstabtei Lorsch. Nach dem lateinischen Text der Urschrift, wiedergegeben von A. Lamey (1768-1770) und K. Glöckner (1929-1936) ins Deutsche übertragen von Karl Josef Minst, Lorsch 1968, Bd. II: (Urkunden 167-818 Oberrhein und Lobdengau), Urkunde Nr. 548.
- 3 Hans Weckesser: Geliebter Wasserturm. Die Geschichte des Mannheimer Wahrzeichens. Hg. MVV Mannheimer Versorgungs- und Verkehrsgesellschaft mbH, Mannheim 1991, S. 9; Ulrich Nieß, Michael Caroli: Geschichte der Stadt Mannheim. Hgg. im Auftrag der Stadt Mannheim von Nieß/Caroli, Ergänzungs- und Registerband, Ubstadt-Weiher 2011, S. 6.

- 4 Niedergelegt in der Druckschrift „Wahrhaftige und gewisse Privilegien / Der Stadt Mannheim in der Pfaltz gelegen. 1652 / Gedruckt zu Heydelberg bey Gotthard Vögeleyn / Im Jahr 1652“.
- 5 Weckesser (wie Anm. 3), S. 9; Nieß/Caroli (wie Anm. 3), S. 6.
- 6 Nieß/Caroli (wie Anm. 3), S. 6.
- 7 Weckesser (wie Anm. 3), S. 10; Traitteur 1798-2: Geschichte der Wasserleitung vom Gebürg bei Rohrbach nach Mannheim. Aus Urkunden und Acten bewiesen. [von Johann Andreas von Traitteur], Mannheim 1798, S. 4, Fußn.*.
- 8 Friedrich Walter: Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart. Bd. 1: Geschichte Mannheims von den ersten Anfängen bis zum Übergang an Baden (1802), Mannheim 1907, Nachdruck Frankfurt/Main 1977, S. 312.
- 9 Traitteur 1798-1: Johann Andreas de Traitteur: Die Wasserleitungen von Mannheim, wovon eine das Quellwasser aus dem Gebürg bei Rohrbach (...) beiführen (...), Mannheim 1798, S. 32.
- 10 Ebd., S. 36.
- 11 Ebd., S. 39.
- 12 Ebd., S. 33, Anm.
- 13 Christoph Martin Wieland: Werke, 2 Bd., hg v. Fritz Martini und Hans Werner Seiffert, München 1966, S. 130.
- 14 Das Folgende basiert weitgehend auf Florian Waldeck: „von Traitteur“, in Alte Mannheimer Familien. Zweiter Teil. Mannheim 1922, Nachdruck Mannheim 1987, S. 48–64; Dagmar Drüll: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1652–1802, Heidelberg 1991, S. 156–158; Karl Heinz Frauenfeld: Johann Andreas von Traitteur, in Badische Heimat 49 (1969), S. 325–330.
- 15 Zum Adelstitel Traitteurs: Waldeck (wie Anm. 14), S. 51; Walter (wie Anm. 8), Bd. I, S. 887; Frauenfeld (wie Anm. 14), S. 327.
- 16 Siehe Waldeck (wie Anm. 14), S. 49. Dagegen in einer Traitteur-Biografie des „Club Sellemols“ aus Maikammer (<http://www.club-sellemols.de/club-sellemols/maikammer-und-seine-gro%C3%9Ffen-s%C3%B6hne/johann-andreas-graf-von-traitteur/>) fürstbischöflich Speyerisch.
- 17 Genieoffiziere hatten die Entwürfe von Festungen und fortifikatorischen Bauten aller Arten zu fertigen und deren Bauausführung zu leiten, (<http://de.wikipedia.org/wiki/Genietruppe>).
- 18 Zit. nach Waldeck (wie Anm. 14), S. 52.
- 19 Ebd., S. 52; in Wikipedia: http://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Andreas_von_Traitteur; im Personenlexikon des Heidelberger Geschichtsvereins: <http://www.s197410804.online.de/Personen/TraitteurJA.htm>
- 20 Traitteur 1798-1 (wie Anm. 9), S. 66.
- 21 Ebd., S. 67.
- 22 Östlich der Linie Winzerstraße/Leimerstraße.
- 23 Georg Ludwig Menzer: Rohrbach bei Heidelberg. Eine pfälzische Ortsgeschichte, Heidelberg 1926. Mit einer Karte, S. 88f.
- 24 Traitteur 1798-1 (wie Anm. 9), S. 62.
- 25 Genaue Beschreibung: Traitteur 1798-1 (wie Anm. 9), S. 62–66 und Tafel XV.
- 26 Traitteur 1802: Fortsetzung der Geschichte von der Wasserleitung von Rohrbach nach Mannheim vom Jahr 1799 bis 1802, Heidelberg 1802, S. 9; spricht hier von einem „zwischen Rohrbach und Kirchheim erbaute[n] hölzerne[n] Wasserthurm“.
- 27 Traitteur 1798-1 (wie Anm. 9), S. 77ff.
- 28 Ebd., S. 79 Fußn.*.
- 29 So Traitteurs Formulierung, ebd., S. 75.
- 30 Ebd., S. 39.
- 31 Ebd., S. 75 „Nach der Ungleichheit des Erdbodens wurde ein Graben von 7 bis 27 Schuh tief nach dem Wasserfall [...] ausgehoben“.
- 32 Ebd., Tafel XX und S. 75ff.
- 33 Ebd., S. 75. Mit Drass meint Traitteur wohl Trass, einen aus Vulkangestein gewonnenen Mörtel, vgl. italienisch terrazzo.
- 34 Ebd., S. 77.
- 35 Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bruchsal, Kreis Karlsruhe. Bearbeitet von Hans Rott, Tübingen 1913, S. 74; Fritz Hirsch: Das Bruchsaler Schloß im XIX. Jahrhundert, Heidelberg 1906, S. 5, Fußnote.
- 36 Traitteur 1798-1 (wie Anm. 9), S. 80 und Fußnote*.
- 37 Ebd., S. 81–87 und Tafeln XXIII–XXV.
- 38 Ebd., S. 84.

- 39 Ebd., S. [10].
- 40 Diese Widersprüche scheinen ihn sehr getroffen zu haben, denn er erwähnt sie immer wieder; Traitteur 1798-1 (wie Anm. 9), S. 10, 77, 79, 82, 89; Traitteur 1798-2 (wie Anm. 7), S. 20 nennt er sie „Leute, die gewohnt sind, die Handlungen ihrer Mitmenschen allzeit auf einer bösen Seite zu betrachten“.
- 41 Traitteur 1798-1 (wie Anm. 9), S. 37.
- 42 Ebd., S. 37; Traitteur 1798-2 (wie Anm. 7), S. 5.
- 43 Traitteur 1798-2 (wie Anm. 7), S. 12, 20, 31; in fast gleicher Formulierung: „Die schreckliche Wendung des Krieges“, Traitteur 1803: Die Rheinpfälzische Wasser=Leitungsgeschichte von Mannheim vom Jahr 1790 bis 1803. [Anonym, wahrscheinlich von Traitteur selbst verfasst], S. 10, dort auch eine Aufzählung dessen, was alles der Plünderung und der Raub zum Opfer fiel.
- 44 Traitteur 1798-1 (wie Anm. 9), S. 77 Fußnote*.
- 45 Ebd., S. 82.
- 46 Geschichte der Stadt Mannheim. Bd. I 1697–1801. Hgg. im Auftrag der Stadt Mannheim von Ulrich Nieß und Michael Caroli, Heidelberg, Ubstadt-Weiher, Basel 2007, S. 633.
- 47 Traitteur 1803 (wie Anm. 43), S. 11.
- 48 Traitteur 1798-2 (wie Anm. 7), S. 43.
- 49 Vertragstext in Traitteur 1798-2 (wie Anm. 7), S. 43ff.
- 50 Traitteur 1803 (wie Anm. 43), S. 12.
- 51 Traitteur 1798-2 (wie Anm. 7), S. 45.
- 52 Traitteur 1802: Fortsetzung der Geschichte von der Wasserleitung von Rohrbach nach Mannheim vom Jahr 1799 bis 1802, Heidelberg 1802, S. 3.
- 53 Traitteur 1803 (wie Anm. 43), S. 13.
- 54 Traitteur 1803 (wie Anm. 43), S. 14. Traitteur bemerkt dazu: „Wenn diese Frage einem Zweifel unterliegen kann, so ist es um die Gewalt und den öffentlichen Kredit aller regierenden Fürsten geschehen. Denn wer in der Welt kann es je wagen, sich mit einem regierenden Herrn in bedeutende Kontrakte einzulassen, da Verbindlichkeit von seinem gefälligen Tod, und von dem Willen oder nicht Willen seines Nachfolgers abhängen sollte?“ Traitteur 1802 (wie Anm. 52), S. 5 Fußnote*.
- 55 Traitteur 1802 (wie Anm. 52), S. 6f.
- 56 Ebd., S. 6 §66.
- 57 Ebd., S. 11.
- 58 Ebd., S. 14.
- 59 Das sind die Fürsten von Baden, Leiningen, Hessen-Darmstadt und Nassau-Usingen, auf die die kurpfälzischen Staatsschulden im Verhältnis 36/55, 14/55, 4/55 und 1/55 übertragen wurden. Traitteur 1805: Fortsetzung der Geschichte von der Wasserleitung von Rohrbach nach Mannheim vom iten Dezember bis Ende 1804. O.O., 1805 S. 6, Fußnote**.
- 60 Traitteur 1802 (wie Anm. 52), S. 16. Danach wären diese Schulden zu 5/8 auf Bayern, zu 3/8 auf die vier in die Übernahme der Kurpfalz eingetretenen Fürsten übertragen worden. Traitteur 1805 (wie Anm. 59), S. 6, Fußnote**.
- 61 Traitteur 1805 (wie Anm. 59), S. 11.
- 62 Ebd., S. 7.
- 63 Ebd., S. 12; im Vertrag vom 7.1.1799 war noch vereinbart worden, dass „wenn das Werk eingetret“, dem Brunneninspektor eine Pension von 500 fl., den beiden Brunnenknechten Hinkelmeier und Kammeier je 50 fl. jährliche Pension bezahlt werden solle.
- 64 Ebd., S. 15.
- 65 Ebd., S. 16.
- 66 Ebd., S. 16f.
- 67 Ebd., S. 23.
- 68 Nicht ganz zu Unrecht. Traitteur selbst schrieb schon 1798, um all den Querelen und Schikanen offizieller Prüfungen auszuweichen, habe er es für nötig gefunden, „das Werk nach seinem Gutfinden auf eigene Rechnung zu übernehmen, und sich mit Niemand, als mit dem Hof selbst in einen Contract einzulassen“. Traitteur 1798-2 (wie Anm. 7), S. 5, 13f., Fußnote***.
- 69 Traitteur 1805 (wie Anm. 59), S. 24.
- 70 Ebd., S. 29.
- 71 Karl Heinz Frauenfeld: Die Quellwasserleitung des Johann Andreas von Traitteur, in Badische Heimat 53, 1973, S. 207–215, S. 215; dass. auch in Karl Heinz Frauenfeld: Rohrbach im Wandel der Zeit. Eine Ortsgeschichte aus der Kurpfalz, Heidelberg 1981, S. 71–79.



Der Eichendorffplatz im Stadtteil Rohrbach

Dem aus Schlesien stammenden Dichter Joseph Karl Benedikt Freiherr von Eichendorff (1788–1857) sind in Heidelberg mehrere Orte der Erinnerung gewidmet. Der heutige Eichendorffplatz im Stadtteil Rohrbach, dessen Fläche ein nach Norden ausgerichtetes asymmetrisches Trapez bildet, wird von vier Straßen eingefasst: von der Karlsruher und der Heidelberger Straße an den Langseiten, von der Eichendorffstraße im Norden und von der Karlsluststraße im Süden.¹ Der alte „Denkstein“ von 1938 ist heute von Efeu überwuchert.

Seinen heutigen Namen erhielt der Platz 1938, vorher wurde dieses Areal „Kreuz“ (oder „Am Kreuz“, „Kreuzplatz“) genannt,² nach einem steinernen Kruzifixus von 1732, der damals auf den Friedhof versetzt wurde, wo er heute noch steht.³



Heutige Ansicht von Süden (Foto: Präger)

Als im Jahr 1927 die Eingemeindung nach Heidelberg vollzogen war, wollte man zunächst den Platz zu Ehren des letzten Rohrbacher Bürgermeisters Christian Bitter (Amtszeit 1913–1927) in „Bürgermeister-Bitter-Platz“ umbenennen; die Errichtung eines Gefallenemals wurde in Erwägung gezogen. Aber es kam anders.

Am 25. April 1933 stellten 16 Bewohner der Karlsluststraße den Antrag, ihre Straße „Schlageterstraße“ zu nennen und den angrenzenden Platz „Am Kreuz“ mit dem neuen Namen „Horst-Wessel-Platz“ zu versehen, was aber durch die Behörden abgelehnt wurde.⁴ Über die Motivation dieser Rohrbacher Bürger, Namen aus der NS-Bewegung vorzuschlagen, kann man nur Vermutungen anstellen.

Am 2. April 1938 erfolgte die Benennung in „Eichendorffplatz“. Verbunden war damit eine große „Eichendorff-Feier“ mit Enthüllung eines Gedenksteins. Ein Bericht in den „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ vom 4. April 1938 informiert über den Ablauf; eine Abbildung (Abb. 2) zeigt das damalige Denkmal an der Südseite des Platzes⁵: Auf einem niedrigen Mauergeviert steht ein vierseitiger, grob behauener Obelisk von ca. zwei Metern Höhe, vermutlich aus Sandstein. An seiner Vorderseite ist eine Schrifttafel aus hellem Material (Marmor?) eingelassen, die oben in einem flachen Dreieck endet. Die Inschrift unter dem Hakenkreuz lautet: „1788 – 1938 / Eichendorffplatz / Zur Erinnerung an den 150. Geburtstag / des deutschen Heimatdichters“.

Direkt nach der Enthüllung des „Denksteins“ folgte ein zweiter Teil der Feierlichkeiten: „Nach dem von den Gesangsvereinen vorgetragenen Bekenntnislied ergriff Parteige-



Heidelberger Neueste Nachrichten, 4. April 1938, S. 5

nosse O. Schmidt-Berlin das Wort zu einer großen Wahlrede [Reichstagswahlen 1938, C.P.]. Eigentlich brauchen wir ja keine Wahl, denn wir stehen ja alle hinter dem Führer. Das deutsche Volk soll aber der Welt am 10. April eindeutig beweisen, daß 75 Millionen hinter dem Führer stehen und ihm die Treue halten. Die Welt soll das einmütige Bekenntnis einer Nation vernehmen, die fanatisch für ihren Führer und für sein Werk eintritt. Parteigenosse Förster sprach zum Schluß dem Redner im Namen der Rohrbacher Bevölkerung seinen Dank aus und versicherte, daß am 10. April alle Rohrbacher dem Führer das Ja-Wort geben werden.“⁶

Mag auch vielen Rohrbachern und anderen Bürgern Heidelbergs die Benennung dieses Platzes nur als lokalhistorisch wichtig erschienen sein, so ist allerdings mit der Ehrung Eichendorffs auch nationalistisches Gedankengut verbunden gewesen. Anlässlich des 80. Todestages im November 1937 und des 150. Geburtstages im März 1938 gab es im gesamten Reichsgebiet, besonders aber in den mit der Biografie des Dichters verbundenen Orten eine große Zahl von Feiern. Das Andenken an den konservativen, aus Schlesien stammenden Dichter Joseph von Eichendorff wurde recht schnell von den nationalsozialistischen Ideologen vereinnahmt: „Eichendorff-Würdigung und -Ehrung ließen sich ohne Schwierigkeiten mit aktuellen politischen Forderungen verknüpfen. So gestaltete sich die Enthüllung eines Eichendorff-Denkmal in Neutitschein 1932 und die Einweihung einer „Eichendorff-Bank“ in Jauernigk 1937 nach Aussage Karl Sczodroks zu 'Kundgebungen des Sudentendeutschums und seiner Sehnsucht, ins Reich heimzukehren.“⁷

Eichendorffs Stück „Freier“ wurde bei den „Reichsfestspielen“ auf dem Heidelberger Schloss in den Spielplan aufgenommen: „Im ersten Jahr wurde die Aufmerksamkeit durch das Eichendorffjubiläum aus Anlass seines 150-jährigen Geburtstags noch erhöht. Wie an anderen Orten zu besonderen Gelegenheiten auch, verknüpfte man die Erstaufführung mit einer performativen Dichter-Ehrung, bei der Heinrich George eine Auswahl von Gedichten rezitierte und der Literaturwissenschaftler Herbert Cysarz einen Festvortrag hielt. In Rohrbach hat man im selben Jahr ein Singspiel um das Käthchen und den ‚Kühlen Grund‘ aufgeführt, das sich dieser unglücklichen Liebesgeschichte des Dichters gewissermaßen am Ort des Geschehens annahm.“⁸

In dem Festvortrag kam die Vereinnahmung des Dichters durch die Ideen des Nationalsozialismus klar zum Ausdruck: „Wie alle hohe deutsche Kunst zeugt Eichendorffs Dichtung ... für die Einheit und Ganzheit des deutschen Wesens, das sich noch niemals im Wald seiner Stämme und Stände, in den Drahtverhauen von Kirchen und gar von undeutschen Staaten verloren hat.“⁹

Nach Plänen des Gartenbaudirektors Wilhelm Siepen fanden nach 1945 am Eichendorffplatz und am Denkstein Änderungen statt. Die Anlage erhielt eine neue Fassung, der Mauersockel des Denkmals wurde beseitigt und der Obelisk an die Platz-Nordseite gerückt. Die Inschrifttafel mit Hakenkreuz wurde durch eine neue (mit geändertem Text) ersetzt: Joseph Frhr. / v. Eichendorff / 1788 – 1857 / mit Rohrbach / 1807 – 1808 / verbunden durch / das Lied in einem / kühlen Grunde (Abb. 3). Die Einweihung des neu gestalteten Platzes fand am „1. Rohrbacher Heimattag“, dem 31. Mai 1952, statt, an dem auch zu Eichendorffs Gedenken an der Südseite des Platzes eine Eiche gepflanzt wurde.



Unbekannter Fotograf, Denkstein um 1960 (?) (Vorlage von Ludwig Schmidt-Herb)

Anmerkungen

- 1 Zu den Straßennamen siehe: Hansjoachim Räther: Die Heidelberger Straßennamen, Heidelberg 2015 (Eichendorffplatz S. 80). Herrn Gustav Knauber vom Heimatmuseum Rohrbach danke ich für die Bereitstellung einer Fotografie des Gedenksteins. Herr Ludwig Schmidt-Herb von der „Eichendorff-Buchhandlung“, Karlsruher Straße 50, gewährte mir Einblick in seine umfangreiche Quellensammlung zum Eichendorffplatz.
- 2 Karl Heinz Frauenfeld: Chronik von Rohrbach. 1200 Jahre. 766 bis 1966, Anlage zur „Rupertocarola“, XVII. Jg., Bd. 38, Dezember 1965, S. 26.
- 3 Vgl. Melanie Mertens: Stadtkreis Heidelberg, Teilband 2, Ostfildern 2013, S. 393; das Eichendorff-Denkmal ist hier nicht erwähnt.
- 4 Stadtarchiv Heidelberg, ZGS 1/151, RNZ vom 5. Juni 2012.
- 5 Links im Hintergrund ist das Haus Karlsluststraße 6 zu sehen.
- 6 Bericht in der „Volksgemeinschaft“ vom 4. April 1938.
- 7 Rolf Klausnitzer: Blaue Blume unterm Hakenkreuz. Die Rezeption der deutschen literarischen Romantik im Dritten Reich, Paderborn u. a. O. 1999, S. 593; Karl Sczodrok war Schullektor in Oppeln und Herausgeber der Zeitschrift „Der Oberschlesier“.
- 8 Oliver Fink: Ein Salzburg des deutschen Südwestens? Schlossfestspiele in Heidelberg. In HJG, Jg. 6, 2001, S. 61–77; hier S. 70. Vgl. auch Irmgard Scheitler: Eichendorffs „Die Freier“, ein Erfolgsstück und seine Bühnenmusik. In Grazyna Barbara Szewczyk, Renata Dampc-Jarosz (Hgg.): Eichendorff heute lesen, Bielefeld 2009, S. 357–376 (Herrn Professor Helmuth Kiesel danke ich für wertvolle Hinweise).
- 9 Zit. nach: Oliver Fink (wie Anm. 7), S. 73.

Hans-Martin Mumm

Denkmaltopographie Stadtkreis Heidelberg

Bericht über eine Fachkonferenz vom September 2014 und Annotationen zu einem gewichtigen Werk

Als im November 2013 die Denkmaltopographie für den Stadtkreis Heidelberg (im Folgenden DT) mit ihren über 1200 Seiten in zwei Bänden herauskam, waren die ersten Reaktionen in der Presse, bei den öffentlichen Persönlichkeiten und im Bekanntenkreis sehr euphorisch: Soviel Neues an Geschichte, Beschreibungen und Deutungen des Wohnumfelds waren zu entdecken. Im privaten Kreis schlugen nach ein paar Wochen die Reaktionen um: Alle hatten nun einen oder mehrere Fehler gefunden, Widersprüche oder Lücken entdeckt. Viele Fragen erreichten uns.

Der Geschichtsverein lud daraufhin zu einer Fachkonferenz Denkmaltopographie ein, die am 26. September 2014 in der Volkshochschule Heidelberg stattfand. Die Teilnahme war lebhaft, fast alle Stadtteile waren vertreten. In der Einladung waren Stellungnahmen zur Bewertung der Denkmaltopographie erbeten. Die Konferenz hatte einen ergiebigen Verlauf. Es gibt ein knappes Protokoll, ein paar Statements, E-Mails und den Auftrag an mich, einen Bericht zu schreiben.

Der Tenor war sehr einhellig: Die DT wurde als wichtiges Hilfsmittel für die Stadtforschung begrüßt, im Detail fehlte es dann nicht an Kritik, Korrekturen und Fragen. Im Folgenden will ich meinem Auftrag gerecht werden, indem ich mich weitgehend auf solche Themen und Beispiele beschränke, mit denen ich selbst mich befasst habe. Darüber hinaus gilt mein Dank allen, die mit ihren Anregungen zur Diskussion beigetragen haben. Besonders hervorheben will ich die Beiträge von Georg Machauer zum Pfaffengrund, von Walter Petschan zu Wieblingen und von Tobias Städtler zu Ziegelhausen.

1. Zwei Rätsel

„Bahnhof Wieblingen [...] 1873 (a) errichtet und seit der Eröffnung der Strecke Heidelberg–Wieblingen–Mannheim 1891 in Betrieb“ (2, S. 619). Was es mit dem „(a)“ auf sich hat, soll weiter unten erörtert werden. Das Rätselhafte an diesem Text ist, warum ein Bahnhof gebaut worden sein soll für einen Bahnbetrieb, der erst zwei Jahrzehnte später begann. Die Lösung besteht darin, dass die Eisenbahn tatsächlich schon seit 1840 von Heidelberg über Wieblingen nach Mannheim fuhr und eben 1873 einen Halt bei Wieblingen bekam; 1891 wurde zusätzlich die OEG-Strecke eröffnet.

Noch rätselhafter ist das „1693 zerstörte Frauenkloster“, auf dessen Kellern die Häuser Märzgasse 18 und 20 errichtet worden seien (1, S. 359). Es gab aber vor 1700 in Heidelberg kein Frauenkloster. Hier gibt es keine Lösung; es bleibt bis auf Weiteres ein Rätsel, wie es zu dieser Behauptung kommen konnte.

Diese beiden Fundstellen stehen hier vorab, um das Größte gleich hinter uns zu bringen. Weitere Fehlleistungen dieses Kalibers haben wir nicht gefunden. Ziel dieses

Berichts ist es auch nicht, einen Errata-Zettel zu erarbeiten. Vielmehr soll er dazu anregen, die Stärken und Schwächen der DT verstehen und mit ihr umgehen zu lernen.

Ein auf der Konferenz vielfach vorgebrachter Einwand besteht darin, dass Belege fehlen. Dieser Einwand greift aber nicht, weil die DT im Grunde ein Lexikon ist. In ihr legen eine Landesbehörde und die von ihr beauftragte Kunstwissenschaft fest, welche Objekte Denkmäler sind. Die Auswahl der Objekte und die Begründungstexte werden gewissermaßen *ex cathedra* verkündet. Entsprechend hoch sind dann aber auch die Anforderungen an die Qualität der Auswahl, an die Ausgewogenheit der Argumentation und an die Sorgfalt der Redaktion.

Bei den folgenden Annotationen verzichte ich darauf, die jeweiligen Autorinnen und Autoren zu benennen. Für die Abschnitte zu den Einzelobjekten sind sie ohnehin nicht ausgewiesen. Unter den einleitenden Texten stehen zwar Kürzel, die sich – bei einer Dublette – auflösen ließen; da aber vielfach Autorengemeinschaften benannt sind, gebietet es die Übersichtlichkeit, das gesamte Werk als einheitlichen Text zu behandeln, für den die Herausgeber verantwortlich zeichnen.

2. Historische Einordnung

Zu den Stärken der DT gehören die Einleitungskapitel zu Heidelberg und seinen Stadtteilen. Durchweg ist hier das gesicherte Wissen zur Siedlungs- und Baugeschichte versammelt. Zu Rohrbach werden die Spekulationen der älteren Literatur über den Turmsockel der Melanthonkirche, die ihn ins frühe Mittelalter datieren wollen, gar nicht erwähnt; stattdessen heißt es einfach „M. 14. Jh.“ (2, S. 384, 394). Zur Weststadt wird der Verweis auf einen angeblichen Baubeschluss von 1862, der in jeder bisherigen Weststadtschrift vorkommt, zurecht ignoriert und stattdessen der Ortsbauplan von 1872 als Baubeginn genannt (2, S. 458). Zu Bergheim ist dagegen terminologisch und sachlich ungenau von einem „Bebauungsplan“ von 1847 die Rede (2, S. 13). Der erste Bebauungsplan im modernen Sinn war der Ortsbauplan für die westliche und südliche Weststadt von 1891. Dass dabei die Industriebetriebe „aus dem Stadtteil gedrängt“ wurden, ist allenfalls zum Teil richtig (2, S. 460). Die Waggonfabrik Fuchs jedenfalls ging freiwillig nach Rohrbach, weil sie in der Weststadt nicht mehr expandieren konnte und erste Pläne zur Bahnstreckeverlegung öffentlich wurden; an der Bebauung des aufgegebenen Betriebsgeländes mit Wohnhäusern hat das Unternehmen gut verdient.

In den Einleitungen zu Heidelberg-Gesamt- resp. -Altstadt ufern die Erwägungen etwas aus. Spekulationen über die Umleitung des Nord-Süd-Verkehrs über die Alte Brücke oder über die Größe des Marktes der Gründungsstadt bleiben ohne Aufführung der Fakten (Lage der Markthalle, Breite von Haspel- und Kettengasse, Ersterwähnung der Brücke erst am Ende des 13. Jahrhunderts), haltlos und gehörten nicht hierher (1, S. 60f.). Mit keinem Wort wird die Neckarschiffahrt angesprochen, deren Anforderungen der eigentliche Grund für die Wahl des Platzes für die Gründung Heidelbergs am Austritt des Flusses in die Ebene waren.

Zum Pfaffengrund wird hervorgehoben, dass hier der erste modern geplante Stadtteil gebaut wurde, und zwar auf genossenschaftlicher Basis. Zu wenig gewürdigt wird die filigrane Gliederung mit verschiedenen großen Platzanlagen und unterschiedlich

breiten Erschließungsstraßen. Auch die Entwicklung in den 1920er und 1930er Jahren bleibt ausgeblendet. Unbedingt erforderlich wäre ein Blick auf die Wohnungsgrundrisse gewesen, um den Kern des Reformgedankens der Gartensiedlung zu erfassen. Die jüngeren Stadtteile Boxberg, Emmertsgrund und Bahnstadt sind dagegen in ihrer jeweiligen Konzeption gut erfasst. Es gab die Anregung, auch das Gemeindezentrum Emmertsgrund in die Denkmalliste aufzunehmen.

In die Zeitgeschichte ist manches vom Hörensagen eingegangen. Die Rohrbacher Synagoge wurde nicht 1937, sondern in der Pogromnacht 1938 zerstört (2, S. 386); Elisabeth von Thadden war keine „aktive“ Widerstandskämpferin, sondern wurde hingerichtet, weil sie nicht an den Endsieg glaubte (2, S. 618); das Collegium Academicum wurde 1968 nicht „besetzt“, sondern war selbstverwaltet und hatte eine linke Mehrheit (1, S. 456); Reinhold Zundel trat 1990 nicht zurück, weil sein Haushalt abgelehnt, sondern weil dieser – im Volumen minimal – zugunsten kultureller und sozialer Gruppen verändert worden war (1, S. 25). Da war ich selbst dabei.

3. Der Augenschein trägt nur bei ungenauem Blick

Zu den wenigsten Objekten der DT gibt es Literatur, oft auch keinerlei Akten. Da hilft nur die Besichtigung des Denkmals. Das kann gelingen, aber auch daneben gehen. Das Gasthaus Goldener Stern in der Lauerstraße 16 ist ein Bau der Jesuiten anstelle des Neuburger Klosterhofs. Über dem Eingang ist „1732“ eingemeißelt, die DT meint zu Recht „möglicherweise nachträglich“ (1, S. 355). Tatsächlich ist die Inschrift schnörkellos-modern. Irrig ist dagegen eine Beobachtung in Wieblingen: Der in der Falkengasse 19–21 auf „1689 (i) datierte Torbogen“ (2, S. 612) wurde 2010 errichtet und vom Eigentümer mit einer reinen Phantasiezahl versehen.

Das Erdgeschoss der Steingasse 14 gilt als „selten überlieferte“ barocke Ladenzone (1, S. 470). Eine irregulär abgeknickte Steinfuge lässt jedoch erkennen, dass mindestens einer der Bögen ursprünglich einen halben Meter tiefer ansetzte. Das ist an der Fassade zu sehen und lässt sich bei Carmen und Thomas Flum nachlesen (Heidelberg im Barock S. 132).

Das Haus Merianstraße 3 sieht mit seinen Ohrenfenstern über drei Etagen wie ein Barockbau aus. Es sei, sagt die DT, 1722 errichtet worden; weiterhin wird mitgeteilt, dieses Haus sei 1700–1714 Sitz einer Synagoge gewesen (1, S. 367f.). Der Augenschein zeigt, dass die Fenster des Erdgeschosses nicht mit denen der Obergeschosse fluchten. Dieser Befund lässt annehmen, dass das Haus auf einem vorbarocken Erdgeschoss neu gebaut wurde. Feist Oppenheimer, der Gemeindevorsteher der Synagogenzeit, war nicht arm und baute sicherlich keine Bretterbude. Zwei Bauphasen zwischen 1700 und 1722 sind daher unwahrscheinlich. Also müsste das Baudatum 1722 angezweifelt werden.

Der Sepp'l, Hauptstraße 213, weist einige Besonderheiten auf. Das Erdgeschoss hat barocke Fenstergewände und fluchtet mit der Straße. Ab dem 1. Obergeschoss bildet die Fassade einen Winkel von rund 15° zur Straße und zum eigenen Erdgeschoss. Das Haus ist giebelständig und hat über dem Erdgeschoss keine Ohrenfenster. Die Beschreibung der DT lautet: „1704 als eines der letzten giebelständigen Häuser [...] errichtet. [...] Vom

barocken Kernbau zeugen die Ohrengewände von EG-Fenster und Eingang“ (1, S. 280f.). Aber wieso sollte ein Bauherr 1704 sein Haus schiefwinklig zur Straße bauen? Allein die Logik sagt schon, dass es genau andersherum ist: Der Kernbau ist älter und das Erdgeschoss im Barock vorgeblendet. Außerdem gibt es eine dendrochronologische Untersuchung, nach der der Dachstuhl aus dem 17. Jahrhundert stammt (RNZ 27./28. 5. 2000, S. 5). Die müsste sich doch in den Bauakten finden lassen.

Auch das Straßen- und Wegenetz muss richtig gelesen werden. Der geplättelte Weg bei der Molkenkur ist nicht der historische Plättelweg (1, S. 332, vgl. HJG 19, 2015, S. 193ff.). Die leicht gewundene Heiliggeiststraße fluchtet nicht mit der schnurgeraden Unteren Straße, bestand also möglicherweise schon vor dem Gründungsakt als Weg zum Schönauer Hof. In der DT liest sich das so: „Urspr. Fortsetzung der Unteren Straße, so noch 1775 genannt“ (1, S. 292). Als ob ein Namensbefund aus dem 18. Jahrhundert allein beweiskräftig für mittelalterliche Strukturen wäre. Tatsächlich hat 1775 ein Aufklärer versucht, die sachliche Irregularität wenigstens sprachlich zu bereinigen.

Mitunter unterbleibt der Augenschein ganz. Zum Jüdischen Friedhof am Klingenteich heißt es: „Bei der Instandsetzung [...] konnten nur 180 Steine ohne Bezug zu den Gräbern wieder aufgestellt werden“ (1, S. 324). So kann nur schreiben, wer nie dort war. Rund zwei Drittel der heutigen Steine stehen am Originalstandort, ein Drittel musste tatsächlich ohne Bezug zur Lage der Gräber wieder aufgestellt werden. Eine unbekannte, große Anzahl von Grabmälern wurde in der Nazizeit zerstört oder entfernt.

4. Spolienverdacht

Zu oft werden überraschende oder störende Befunde als sekundär eingestuft, ohne dass es dafür einen baulichen Befund gäbe. Zur Schulzengasse 1a in Neuenheim heißt es, das dortige Renaissancefenster sei „zweitverwendet“ (2, S. 337), ebenso ein Inschriftenstein „1731“ auf dem Grundstück Ziegelhäuser Landstraße 1. Auch die Säule unter der Ebertwohnung in der Pfaffengasse sei „zweitverwendet“ (1, S. 404). Bei dem markanten Eck-Erker Grabengasse 7 gibt es ein größeres Problem. Das Haus sei 1716 gebaut worden über einem älteren Keller. Der Erker selbst zeigt Renaissanceformen, stammt also schon aus dem 17. Jahrhundert. Und, worauf die DT nicht hinweist, er fehlt auf der Ansicht von Ulrich Kraus, die wenige Jahre vor den Zerstörungen von 1689/93 aufgenommen wurde. Die DT kommt zu dem Schluss, der Erker sei „von einem zerstörten Nachbarhaus übernommen“ worden (1, S. 218). Das ist freie – und schlechte – Phantasie. Das Nachbarhaus war kein Eckhaus, und wenn es zerstört war, dann doch auch der Erker. Ich habe den Architekten Hansjörg Maier, der den letzten Umbau geleitet hat, gefragt: Es gebe keinerlei Hinweise auf eine sekundäre Verwendung dieses Erkers, war die Antwort. Also ist 1716 wie so oft kein Bau-, sondern allenfalls ein Renovierungsdatum. Die Außenmauern standen mitsamt Erker, und Ulrich Kraus war Kupferstecher und kein Fotograf.

5. Auswertung der Bauakten

Der eigentliche Schatz der DT sind die aus den Bauakten gewonnenen Kenntnisse über den Denkmalbestand des Historismus und der Moderne. Er nimmt auch den Löwenanteil der beiden Bände ein. Hier liegen genaue Datierungen sowie Angaben zu Bauherren und Architekten vor. Für die Gründerzeitviertel sind ganze Straßenzüge oder jedenfalls Baugruppen dargestellt; anhand des Registers sind die Bauherren und Architekten erfasst. Für die ältere Bausubstanz sind dagegen allenfalls die Grundstückseigentümer zu ermitteln, und die Datierungen der Feuerversicherungsakten sind notorisch unzuverlässig. In den Sanierungsgebieten sind dann die Bauaufnahmen wiederum eher ergiebige Quellen.

Ob die Auswertung der Bauakten vollständig und in gleichmäßiger Sorgfalt vorgenommen wurde, lässt sich wohl erst nach mehrjährigem Studium der DT feststellen. Auf die Nichtbeachtung der dendrochronologischen Untersuchung zur Hauptstraße 213 habe ich oben schon hingewiesen. Die Nutzungsgeschichten der beiden benachbarten Hotels Neckerstaden 66 und Steingasse 2 sind eng miteinander verwoben (1, S. 383f., 467). Die beiden Darstellungen reiben sich an der komplexen Faktenlage. Im 18. und frühen 19. Jahrhundert waren beide Häuser vereint als „Hecht“. 1836 fand eine Teilung statt, „Zum goldenen Hecht“ in der Steingasse und „Holländer Hof“ am Neckerstaden.

Ärgerlich sind die Verwechslung von Gebäudeadressen. In die ehemalige Zigarrenfabrik Maier Bergheimer Straße 104 zog Anfang der 1960er Jahre das Alfred-Weber-Institut ein. Dass hier „später Volkshochschule bzw. Landratsamt“ (2, S. 42) untergebracht gewesen seien, ist äußerst zweifelhaft. Für die Volkshochschule, für die es eine Standortchronik gibt, liegt sicherlich eine Verwechslung mit der Zigarrenfabrik Liebhold, Bergheimer Straße 76, vor; für das Landratsamt würde es mich sehr wundern, wenn dieses nicht direkt von der Hauptstraße 209 in den Neubau Kurfürsteanlage 38–40 gezogen wäre. In der Alten Eppelheimer Straße 11 soll sich „seit 1856“ der Lumpenhandel der Gebrüder Reis befunden haben (2, S. 19). Das ist ohne Zweifel eine Verwechslung mit der Alten Bergheimer Straße 11 (die nicht mehr steht). Das Stammhaus der Landfrieds war nicht die Hauptstraße 84 (1, S. 246), sondern das Nachbarhaus Nr. 86. Zwar gehörte den Landfrieds schließlich das gesamte Areal um den alten Herrengarten herum und damit auch das Nachbarhaus Nr. 84, den Anfang nahm das Unternehmen aber in dem Barockhaus Nr. 86, das 1901 durch den heutigen historischen Bau ersetzt wurde. Die Angabe, dieses Grundstück sei erst „1878“ von den Landfrieds erworben worden, ist kontrafaktisch.

6. Mühlen

Zu den Mühlen ist auf der Fachkonferenz die Befürchtung geäußert worden, diese seien für verschiedene Stadtteile nicht erfasst worden. Ungenauigkeiten sind nur für Ziegelhausen und für die Altstadt zu erkennen. Die Bergheimer Mühle ist in historischen Plänen von 1743 und 1791 dargestellt (2, S. 12, 17). Die Wieblingler Mühle ist allgemein und speziell unter der Adresse Wundtstraße 7 (2, S. 603, 629) erfasst.

Die Mühlen in Handschuhsheim, Kirchheim, Rohrbach, Schlierbach und Ziegelhausen sind in den allgemeinen Einführungen genannt (2, S. 78, 384, 412, 631f.) oder soweit sie als Denkmal erhalten oder als archäologischer Befund zu nennen sind, unter ihren Adressen aufgeführt. Allerdings fehlt das Mühlengebäude Rainweg 86; ebenso werden die Kanäle im Steinbachtal oberhalb des Mühlendamms nicht erwähnt (2, S. 636f.).

Merkwürdigerweise fehlt auch jeder Hinweis auf die Mönchsmühle in der Oberen Neckarstraße 19–21, als habe es sie nie gegeben. 2006 wurde der sensationelle Befund beschrieben, dass Umfassungsmauern des 16. Jahrhunderts bis zur Firsthöhe erhalten waren (Archäologisches Stadtkataster Heidelberg 168–170). Dass die beiden gotisch getreppten Giebel 2002 abgerissen wurden, dürfte eine der größeren Niederlagen der Denkmalpflege in Heidelberg in der jüngeren Zeit gewesen sein. War das vielleicht der Grund, den bauhistorischen Befund zur Oberen Neckarstraße nicht in die DT aufzunehmen?

7. Stadtwald

Mit dem Kapitel „Gemarkungsgrenzen“ (2, S. 658–663) hat ein Autorenpaar sich und uns denkmalpflegerisches Neuland erwandert: Erfasst werden die Grenzsteine, soweit sie unverrückt die Grenzen zwischen Gemarkungen und anderen Rechtsbezirken markieren. Die übrigen Waldbeiträge fokussieren auf den Befestigungsanlagen der Vorzeit, des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Für die vielen Kleindenkmäler bleibt offenbar immer noch die Arbeit von Friedrich-Franz Koenemann von 1994 maßgeblich. Das vorindustrielle Wegenetz bleibt weiter ein Kartierungsdesiderat. Die Anlagen auf dem Heiligenberg und auf der Molkenkur sind oben bereits genannt. Der Aussichtsturm beim Stephanskloster wird im Teil Neuenheim behandelt (2, S. 255f.). Für den Ziegelhäuser Wald werden ein Brunnen und der Bergwerksstollen genannt (2, S. 652).

Die Befestigungen aus der Zeit des 30-jährigen Kriegs sind unabhängig von ihrer Lage im Stadtgebiet unter drei Altstädter Stichworten zusammengefasst: Fasanengarten, Gaisberg und Sprunghöhe. Abgehandelt werden hier auch die Befunde am Rohrbacher Häuselsberg und am Neuenheimer Heidenknörzel (1, S. 183f.; die Schwedenschanze gehört nicht zum Heiligenberg). Vorgetragen wird hier ein auf eigener Recherche beruhender neuer Ansatz gegenüber der auf den Arbeiten von Ludwig Merz beruhenden Deutung des „Historischen Pfads“, ohne dass eine zusammenhängende Interpretation der Befunde erkennbar wäre, zumal die schriftlichen Quellen hier nicht ausgewertet wurden. Konfusion bereiten die Abbildungen, indem die Funde von der Hutzelwaldhütte (Gaisberg) unter Sprunghöhe abgebildet sind (1, S. 465). An der Sprunghöhe ist aber schon deswegen kein Lager der Tillyschen Truppen zu erwarten, weil dieser Bereich im Schussfeld der Verteidiger lag. Diese Abschnitte zeigen, wie wichtig es ist, die archäologischen Befunde der Belagerung von 1622 neu aufzuarbeiten.

8. Ignorierung der Literatur

Üblicherweise belegen die Vertreter der örtlichen Befassung mit Stadtgeschichte die amtlich-überörtlich erstellten Werke mit dem Verdikt der mangelnden Ortskenntnis. Das ließe sich auch im vorliegenden Fall so halten. Das ist aber nicht unsere Intention. Im Gegenteil: Uns scheint der unverstellte Blick von außen sehr hilfreich zu sein. Dieser Blick setzt aber voraus, dass die örtliche Literatur eingearbeitet ist. Selbstverständlich darf eine DT auch zu eigenen Ergebnissen kommen, muss das aber in ihrer abwägenden Darlegung deutlich machen.

Im Grunde ist dieser Abschnitt das traurigste Kapitel dieser Darlegung. Denn gerade an den wichtigen Denkmälern lässt sich zeigen, dass die vorhandene Literatur zwar im Literaturverzeichnis aufgeführt, bei der Beschreibung der einzelnen Objekte aber nicht berücksichtigt ist. Einige Beispiele sind oben bereits genannt worden. Ein Gang durch die Hauptstraße zeigt, wie alte, zumeist auf Karl Lohmeyer fußende Zuschreibungen unkritisch wiedergegeben werden, obwohl sie zuletzt von Carmen und Thomas Flum in den Bereich der unbewiesenen Spekulation verwiesen wurden:

- Hauptstraße 97, Palais Morass: Es gibt keinen Beleg für Johann Breunig als Architekt (1, S. 250);
- ebenso unbelegt ist Rischer für die Hofapotheke (1, S. 276);
- der Architekt des Rathauses Flemal hatte keinen belegten Vornamen (1, S. 365);
- für das Haus Buhl ist kein Architekt bekannt (1, S. 286);
- Hauptstraße 189 Heiliggeistkirche: Der Dachstuhl kann nicht 1698 errichtet worden sein, weil die Stämme erst 1699/1700 geschlagen wurden (1, S. 274), wie Alexander Wiesneth gezeigt hat;
- Hauptstraße 178, Ritter: Der von Otto Linde in die Welt gesetzte Unfug, das Erdgeschoss stamme von einem ursprünglich geplanten Bauvorhaben, wird hier aufgegriffen, weil die elementare Arbeit von Michael Kowalski: Das Haus ‚Zum Ritter‘ in Heidelberg, Magisterarbeit, 1986, nicht gelesen wurde; sie steht auch nicht im Literaturverzeichnis (1, S. 271).

Auch abseits der Hauptstraße finden sich unbelesene Objekte. Die Dreikönigstraße 10 war zu keinem Zeitpunkt „jüdische Schule“ (1, S. 177), sondern für wenige Jahre eine gemeinsam genutzte Erziehungsanstalt. Das reichte schon für den Mobbing-Namen „Judenschule“. In Wieblingen gibt es Schwierigkeiten, den Namen der Thadden-Schule historisch richtig zu schreiben: „Landschulheim“ (2, S. 604), „Landeserziehungsheim“ (2, S. 618), heißt es unpräzise. Richtig wäre Landerziehungsheim gewesen. In der Weststadt wird die Urheberschaft für den Bau der Bonifatiuskirche Franz Sales Kuhn zugeschrieben, dessen Entwurf dann von Ludwig Maier überarbeitet wurde (2, S. 479). Diese Aussage entspricht dem Stand der Promotion von Kai Budde 1983. Die Arbeit von Sabine Bruss von 1999 (ebenfalls im Literaturverzeichnis) weist dagegen nach, dass Kuhn seinen Entwurf lediglich konkurrierend einreichte, ohne Berücksichtigung zu finden.

Bei der Grundstücksgeschichte des Jüdischen Friedhofs beim Bergfriedhof fehlt der Hinweis auf die Abtretung von Flächen vom Oktober 1940 (2, S. 456). Da diese dann 1945 bereits zum Teil belegt waren, konnten sie nicht zurückgegeben werden. Das ist der Grund dafür, dass die Jüdische Gemeinde heute einen neuen Friedhof anlegen muss.

9. Redaktion

Für den bebauten Bereich ist die DT übersichtlich gegliedert: Stadtteil – Straße – Hausnummer. Dazwischen eingestreut sind archäologische Funde, die die fortlaufende Lektüre auflockern, aber nicht leicht gezielt aufzusuchen sind. Mit den Außenbereichen ist es schwieriger. Meist sind diese einem Straßen- oder Flurnamen zugeordnet, ohne dass eine Systematik erkennbar wird. Schließlich sind im Text Ziffern in eckigen Klammern zu entdecken, die auf die beiden beigegebenen Karten verweisen. Die meisten, aber nicht alle Ziffern habe ich dort gefunden. Es fehlt eine Legende mit den kartierten Objekten und der zugehörigen Seitenzahl. Die Karten sind im Übrigen nicht geeignet, ein Objekt in freier Landschaft genau zu lokalisieren.

Die einführenden Texte zu den Stadtteilen sind übersichtlich, zu Heidelberg insgesamt etwas zu verschachtelt. Doppelungen zwischen den Einführungen und den archäologischen Hinweisen in den Objektteilen waren wohl unvermeidlich. Ohne Zweifel musste vielfach gekürzt werden. Oft gewinnen dabei Texte, manchmal kostet es aber auch Substanz. Dem Text zu Hauptstraße 235, Palais Freudenberg / Weimar ist es beispielsweise anzumerken, dass Passagen weggefallen sein müssen: Zu unvermittelt und ohne Vornamen taucht James Mitchell als klassizistischer Umgestalter auf (1, S. 287f.). Weiter fehlt ein Abkürzungsverzeichnis. (i) verweist offenbar auf eine Inschrift; (a) – nur für Wieblingen verwendet – meint vielleicht einen Aktenbefund; irgendwo habe ich auch (d) gesehen, ohne es deuten zu können.

Die Ausstattung mit Abbildungen ist im Verhältnis zur Textmenge gut bis üppig. Es dominiert das Fassadenporträt, gelegentlich durch Details oder Innenansichten ergänzt. Den Waldfotos wäre eine genaue Kartierung vorzuziehen gewesen. Sehr hilfreich ist die große Anzahl historischer Ansichten und Pläne. Die Bildlegenden sind mitunter ungenau, irreführend oder falsch: Der angebliche Plan des Kapuzinerklosters zeigt die Lage nach dessen Abriss (Nr. 177, 1, S. 141). Ein Stadtplanausschnitt ist undatiert (Nr. 1475, 2, S. 7); „um 1960“ hätte ja genügt. Ein Pfaffengrundfoto zeigt nicht, wie angegeben, den „Schrägen Weg von Osten“, sondern den Kuckucksweg von Norden (Nr. 2624, 2, S. 379). Diese Liste ließe sich ergiebig verlängern. In diesen Ungenauigkeiten spiegelt sich natürlich der große Zeitdruck kurz vor dem Drucktermin wider.

Gerade deshalb und nicht nur wegen der Bildlegenden: Diesem Werk wäre eine um ein halbes Jahr längere Redaktionsphase zu wünschen gewesen. Die beteiligten Autorinnen und Autoren sowie drei bis fünf weitere Augenpaare hätten sich die Texte ein weiteres Mal sorgfältig und kritisch anschauen und auf Richtigkeit und Logik überprüfen müssen. Dazu wären allerdings Orts- und insbesondere Literaturkenntnisse von großem Nutzen gewesen.

10. Zusammenfassung

Die nächste Denkmaltopographie Heidelberg wird voraussichtlich 2113 erscheinen, nachdem Adolf von Oechelhäusers Denkmaltbuch von 1913 stammt. Ob sie dann noch gedruckt sein wird, kann ich nicht prophezeien. Bis dahin müssen wir mit der vorliegenden DT auskommen.

Die Stärke der vorliegenden DT liegt erstens in der Entdeckung der Stadtteile gegenüber der Altstadt, zweitens in der Auswertung der Bauakten aus der Gründerzeit und der Moderne und drittens in allerdings verstreuten neuen Erkenntnissen zum übrigen Bereich. Die Schwächen sind viele, meist redaktionell bedingte Unzuverlässigkeiten in allen Bereichen.

Neugier zu wecken, kann gegenüber der Leserschaft dieses Jahrbuchs nicht die Aufgabe sein, weil sie vorhanden ist. Misstrauen wäre ein überzogener Begriff; aber Wachsamkeit gegenüber typischen Beobachtungs- und Deutungsfehlern sowie gegenüber einer Redaktion unter großem Zeitdruck wollen wir gerne empfehlen. Schlussendlich zählt nur die eigene Recherche.

Der Geschichtsverein will mit der Denkmalbehörde ins Gespräch kommen. Das könnte nach interner Vorbereitung in einer öffentlichen Veranstaltung stattfinden. Weiterhin können wir uns eine Zusammenarbeit in öffentlichen Foren oder weiteren Fachkonferenzen vorstellen. Als Themen bieten sich an: Stadtgründung um 1200; die Befestigungen von 1622/93; der Wiederaufbau ab 1698; der Siedlungsbau ab 1920. Drittens kann dieses Jahrbuch in den kommenden Jahren die Langfassungen von Gebäudeporträts veröffentlichen, die für die DT gekürzt werden mussten und Neues zur Stadtgeschichte bringen, also etwa zum Palais Freudenberg. Viertens wäre zu überlegen, ob sich nicht einige der Beiträge zu den Stadtteilen für eine Reihe von dezentralen Präsentationen eignen würden.

Melanie Mertens (Bearb.): Stadtkreis Heidelberg, hg. vom Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg (Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Kulturdenkmale in Baden-Württemberg Bd. II. 5.1/2), Jan-Thorbecke-Verlag, Ostfildern 2013, 495 und 724 S., 59,00 Euro

Griechische Taverne

Restaurant an der Bergbahn

M. Exarchos

Zwingerstraße 20 · Telefon 0 62 21/2 80 38
D-69117 Heidelberg



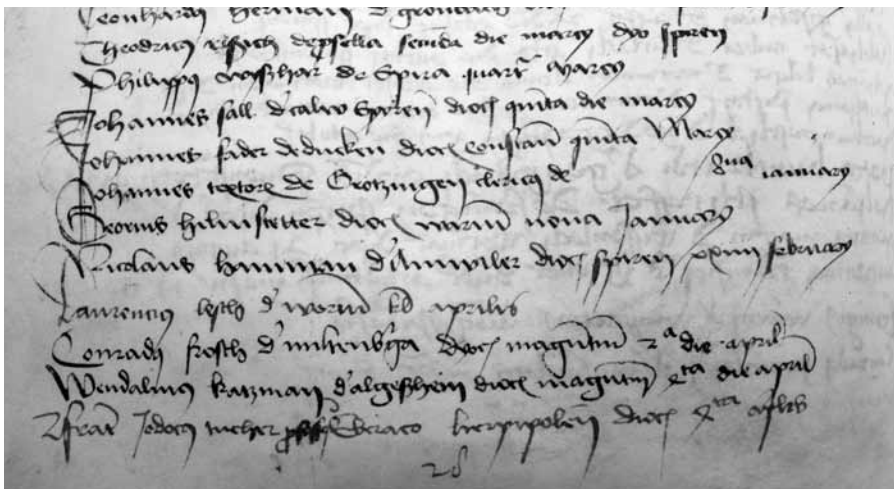
Unsere Gerichte zum mitnehmen.

- anrufen 28038
- bestellen
- abholen

Georg Helmstetter (alias Faustus) als Alumnus der Universität Heidelberg

Es gibt zwei konkurrierende Thesen zum Lebenslauf des historischen Faust. Eine alte These, die auf Johannes Manlius zurückgeht und dessen berühmten Lehrer Philipp Melanchthon als Zeugen für die Geburt des umstrittenen Magiers in Cundling (d.h. Knittlingen), mit dem Vornamen Johann, angibt.¹ Die andere, entgegengesetzte These erschien erst 1913 mit der Edition von Kilian Leibs Wittertagebuch durch Karl Schottenloher.² Mit einer knappen Aufzeichnung in diesem Werk kam zum ersten Mal ans Licht, dass Faust, mit Vornamen Georg, nun als einer von Helmstadt bei Heidelberg identifiziert wurde. Man möchte also wissen: Stammte Faust nicht aus Knittlingen, sondern aus Helmstadt?³ Hieß er Johann oder Georg? Was bedeutet dieser Unterschied? Der Streit um die Frage der Herkunft schuf jedenfalls Verwirrung und hat zur Folge, dass man nicht mehr glaubt, es könne eine klare Linie von den historischen Anfängen zur Legende und schließlich zum mythischen Faustbuch von 1587⁴ gezeichnet werden.

Schottenlohers Entdeckung wurde Bestandteil der Faust-Literatur, ohne allerdings die Beachtung seiner weiterführenden Erkenntnis, nämlich die Feststellung, dass dieser Georg Helmstetter, der sich sonst in den vorhandenen Quellen Magister oder Doctor Faustus nannte, an der Universität Heidelberg in der Tat seit 1483 studiert und dort 1484 den Bakkalar-Grad und schließlich 1487 den Magister-Grad erworben hatte.⁵ Schottenlohers These, dass der historische Faust in Heidelberg studiert hat, ließ man jedoch weitgehend unberücksichtigt. Die energische Initiative für ein Museum in Knittlingen hatte zur Folge, dass eine ziemlich späte Quelle, die etwa 20 Jahre nach dem Tode Fausts entstand, in der weitverbreiteten Literatur gegenüber der Entdeckung Schottenlohers Vorrang gewann.



Der Matrikeleintrag Georg Helmstetters (sechste Zeile von unten): „Geor[g]ius Helmstetter dioc. Warmaciensis nona Januarii [1482]“ (Foto Ingo Runde, Universitätsarchiv Heidelberg)

Nur sehr wenige zuverlässige Quellen stehen zur Verfügung, und daher blieb die Biographie des historischen Faust bis heute, auch mit Schottenlohers Entdeckung, sehr lückenhaft. Besonders aufschlussreich für einen etwas vollständigeren Lebenslauf ist ein bis vor kurzem nicht beachtetes Manuskript, das eben den ehemaligen Heidelberger Studenten, Georg von Helmstadt (d.h. Magister Helmstetter), als Gegenstand eines Briefwechsels darstellte. Die Briefe zeigen Magister Helmstetter in der aktiven Ausübung der Astrologie, eine Tatsache, die es wahrscheinlich macht, dass Helmstetter in der Tat der historische Faust war.

Diese Handschrift, die heute in Paris aufbewahrt wird,⁶ enthält den Briefwechsel von Peter Suter (auch Seuter und Suitter), einem ehemaligen Heidelberger Studenten, der im Jahre 1490 seine Studien an der Universität begonnen hatte. Die überlieferten Briefe verraten, dass Suter Magister Helmstetter gebeten hatte, ihm ein Horoskop zu verfertigen. Suter verließ Heidelberg noch im gleichen Jahr. Nachdem er in Ingolstadt und Tübingen studiert hatte, wurde Suter prominenter Rechtsanwalt in seiner Heimatstadt Kempten, Allgäu. Im Jahr 1534 beschloss er, die von Helmstetter gestellte Prognose von Nicolaus Ellenbog auswerten zu lassen, dem Prior des Klosters Ottobeuren, einem Freund und erfahrenen Astrologen. Suter schrieb an Ellenbog, dass er ihm sein Horoskop schicke, „das Magister Georgius Helmstette[r] auf der Grundlage der Astrologie, Physiognomie und Chiromantie“⁷ hergestellt hatte. Ellenbog reagierte auf Helmstetters Horoskop ablehnend:

„Das Horoskop, das ein gewisser Helmstetter verfertigt hatte, schicke ich aber zurück, da ich ja in der Chiromantie ohne Erfahrung bin. Ich konnte es nicht entziffern, noch weniger verstehen. Obwohl er die Stellung der Sterne mit den zwölf Häusern angab, zeigte er weder die Zeichen noch die Grade der Planeten, was eigentlich hier notwendig wäre. Ich kann also seiner Arbeit nichts entnehmen und schicke sie an Dich gleich zurück.“⁸

Ellenbogs Kritik zeigt, dass dieser Magister Helmstetter, der sich 1490 noch in Heidelberg aufhielt, die üblichen akademischen Regeln der Astrologie nicht ernst nahm und dass er die Astrologie durch eine Kombination mit anderen okkulten Wissenschaften zu ergänzen suchte. Die Tatsache, dass Helmstetter Astrologie mit Chiromantie (d.h. Handlesen) und Physiognomie (d.h. Betrachtung der Körpergestalt) kombinierte, ist besonders aufschlussreich. Gezeigt wird in diesem Fall eine Eigenart, die ihn mit dem, was wir über den historischen Faust sonst wissen, vergleichen lässt.

Weder die Heidelberger noch die anderen zeitgenössischen Quellen verraten einen Familiennamen. Darf man aber annehmen, dass Faust einen Familiennamen einfach mit -us erweiterte? Dazu verleitet die Gewohnheit, in der Literatur nach Lessing und Goethe ständig an Faust zu denken. Diese Gewohnheit kann irreführen. Der Name Faust kommt ja in den frühen Quellen nie vor! Alle zeitgenössischen Quellen verraten nur einen einzelnen lateinischen Namen, Faustus, der soviel wie glücklich, günstig oder vielversprechend bedeutend kann, für einen werbenden Astrologen also ein geeigneter Name.

Die damalige humanistische Mode, die sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts von Italien nach Deutschland verbreitete, verlangte einen lateinischen oder griechischen Namen. In seiner Visitenkarte, die noch zu berücksichtigen sein wird, spielt Faustus mit seinem Namen dieser humanistischen Mode entsprechend. Als Vor-

bilder könnten Conrad Celtis und Rudolf Agricola gedient haben, die 1484 in Heidelberg ankamen, gerade als Helmstetter dort studierte. Celtis kam als Bakkalar aus Köln und erwarb sein Magister-Diplom im folgenden Jahr. Er hatte schon vor seiner Ankunft seinen ursprünglichen deutschen Namen, Pickel, in Celtis (Meißel), umgewandelt. Der berühmte Agricola (ursprünglicher Name: Huusman) wurde von Bischof Johann Dalberg, dem Humanismus freundlich gesinnten Kirchenfürst, nach Heidelberg eingeladen. Agricolas plötzlicher Tod im folgenden Jahr war vermutlich dafür verantwortlich, dass Celtis die Universität gleich verließ. Die Entscheidung Helmstetters, sich einen lateinischen Namen anzueignen, wurde zweifellos von solchen Vorbildern geprägt und verbunden mit dem Ehrgeiz, als humanistischer Gelehrter anerkannt zu werden. Das beweist die ausführlichste Quelle über Faustus, der Brief von Johannes Trithemius.⁹

1507, also erst 16 Jahre nach der Verfertigung des Horoskops für Suter, ist der Magister Georgius dem berühmten Humanisten und Abt Johannes Trithemius (1462–1516) bekannt geworden. Trithemius verfasste einen polemischen Brief gegen diesen „Magister Georgius“, der sich auch „Faustus junior“ nannte. Besonders wertvoll ist dieser Brief, weil er die einzige Quelle ist, die ausführlich über Faustus erzählt. Trithemius war wahrscheinlich der bekannteste Handschriftensammler und Historiker seiner Zeit, und sein Ruhm trug dazu bei, dass sein eindeutig negatives Urteil über Faustus den späteren Ruf dieses Menschen beeinflusste.

Trithemius richtete sich in seinem Brief an den Heidelberger Astrologen Johannes Virdung von Haßfurt (1463–um 1540), der um Auskünfte gebeten hatte und der, laut Trithemius, ungeduldig darauf wartete, Faustus kennenzulernen. Trithemius versuchte alles, um Virdung von einem Treffen mit Faustus abzubringen. Trithemius behauptete in seinem Brief, Virdung habe ebenfalls die Visitenkarte bekommen, die auch er von Faustus erhalten hatte. Zur Unterstützung seiner Behauptung lieferte Trithemius den Text von Faustus Visitenkarte.

„Magister Georgius Sabellicus, Faustus iunior, fons necromanticorum, astrologus, magus secundus, chiromanticus, agromanticus, pyromanticus, in hydra arte secundus.“¹⁰

Der Text der Visitenkarte genügte Trithemius, den betreffenden „Magister Georgius Sabellicus, Faustus iunior“ als Narren zu denunzieren. Ein Meister der Philosophie sei er demnach also nicht. Im Grunde war die Kritik an diesem Punkt berechtigt, denn die Bereiche, in denen Magister Georgius sich als Experte bezeichnete, galten nicht als akademische Disziplinen (außer Astrologie), sondern als volkstümliche Praktiken, die weit entfernt von den Universitäten überliefert wurden. Die meisten dieser mantischen Praktiken dienten dazu, die Zukunft vorauszusagen. Trithemius aber ärgerte sich besonders über die Anmaßung, in der Nekromantie Großes leisten zu können:

„Man muss wahnsinnig sein, um sich die Quelle der Nekromantie zu nennen! Wer die ehrwürdige Literatur nicht kennt, sollte sich eher einen Narren nennen, nicht einen Magister.“¹¹

Die Visitenkarte ist wertvoll als das einzig bekannte Zeugnis, das direkt von Faustus selbst stammen könnte. Darin zeigte er, dass er, auch wenn er den Titel Magister trug, im Grunde den Betrieb der Universität hinter sich gelassen hatte. Die Visitenkarte provozierte Fragen: Was meinte er mit dem Namen Sabellicus? Wieso nannte er sich Faustus iunior? Wenn er Magus secundus war, fragt man sich, wer der erste Magus war. Er soll der zweite in der Hydromantie sein, aber wer war der erste?



Das Grabmal von Abt Johannes Trithemius (1462–1516) im Kollegiatstift Neumünster in Würzburg (Foto Frank Baron)

diesen Faustus. In Gelnhausen erfuhr er von Priestern, was Faustus vor vielen Menschen behauptete. Demnach soll er gesagt haben, dass, wenn die Werke von Aristoteles und Platon verloren gegangen wären, er, Faustus, sie wiedergewinnen und wieder beleben könnte, in einer eloquenteren Form als die der Originale.¹² Zu beachten ist, dass ein Kenner des scholastischen Schulbetriebs Platon neben Aristoteles stellte, denn die Gleichsetzung der beiden Philosophen war erst eine Tendenz der humanistischen Bewegung. Noch bedeutender ist jedoch die Betonung des eloquenten Stiles. Die besondere Forderung der Humanisten im 15. Jahrhundert war das intensive Studium der lateinischen Literatur, um die stilistisch verdorbene Sprache der Scholastik zu verbessern. Anscheinend wollte Faustus gegenüber seinen Zuhörern als Humanist ernst genommen werden.

Trithemius bot noch andere Anekdoten über Faustus. Faustus soll in Speyer geprahlt haben, dass „die Wunder Christi nicht so bewundernswert waren; er selbst könne alles tun, was Christus getan hatte, so oft tun, wenn immer jemandes wünschte“.¹³ Solche kühnen Behauptungen wären damals sicher von vielen als Gotteslästerung empfunden worden. Im Zusammenhang der natürlichen Magie, die auch Trithemius bevorzugte, wurde die These vertreten, dass Christus durch seine Vertrautheit mit den Geheimnissen der Natur Wunder bewirken konnte. Eine solche These bot Anlass zu Spekulationen, ob auch Magier auf diese Weise Wunder bewirken könnten. Dieter Harmening vertritt die kaum zu beweisende These, dass Faustus Anhänger der natürlichen Magie war.

Die Forschungsliteratur hat manche dieser Fragen beantworten können. Dass die Überlieferung zum Beispiel Zoroaster als den ersten Magus nennt und dass in der Hydromantie der Römerkönig Numa Pompilius der erste gewesen sei. Der Name Sabellicus besagt, dass der betreffende aus dem Sabiner-Land (in der Nachbarschaft von Rom) stammte, also einem Land, das in den alten Zeiten als ein Zentrum der Magie und Zauberei bekannt war. Man kann über den Faustus senior nur spekulieren. War der Schriftsteller Namens Publius Faustus Andrelinus (um 1462–1518) gemeint? Unbestreitbar ist jedenfalls, dass das Spiel mit Namen, sich Faustus und Sabellicus zu nennen, eine Erklärung in der damaligen humanistischen Mode findet.

Trithemius kannte eine überraschend große Zahl von Berichten über

Besonders ernste Kritik an Faustus hat Trithemius mit seiner letzten Anekdote geäußert:

„Gegen das Ende der Fastenzeit dieses Jahres [1507] kam er [Faustus] nach Kreuznach. [...] Während dieser Zeit war die Latein-Lehrerstelle in Kreuznach frei und ihm übertragen, auf Empfehlung von Franz von Sickingen, einem Beamten Deines Fürsten, und einem Menschen, der an okkulten Wissenschaften sehr interessiert war. Mit höchst krimineller Absicht begann er bald mit den Jungen Unzucht zu treiben, und als dies ans Tageslicht kam, entging er der Bestrafung durch Fliehen.“¹⁴

In der Person des Franz von Sickingen erschien in Verbindung mit Faustus ein Mäzen, der dessen Fähigkeiten in okkulten Bereichen schätzte und seine Tätigkeit förderte. Zu einem späteren Zeitpunkt wird festgehalten, dass Virdung, eben jener, der Faustus erwartete, ein Horoskop für Sickingen ausstellte.

Als Magister besaß Faustus sogar reichere Kenntnisse, als man von einem Lehrer in der Schule erwarten konnte. Aber seine Äußerungen, wie sie Trithemius beschrieb, waren sicher nicht geeignet, das Vertrauen der Eltern der Schüler zu gewinnen. Er wurde angeklagt, sein Amt zu missbrauchen. Ob er tatsächlich schuldig war, ist nicht feststellbar, aber eine solche Anklage, auch wenn nicht berechtigt, hätte ihn gezwungen, anderswo sein Glück zu suchen.

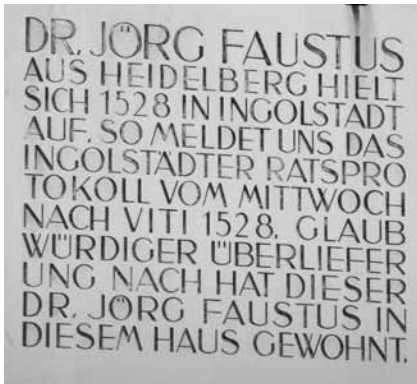
Helmstetters unstete Lebensweise erinnert an die wandernden Frühhumanisten, wie etwa Peter Luder, Samuel Karoch und Jacob Publicius, die an den Universitäten keine feste Stelle finden konnten. Schon in Heidelberg hatte Helmstetter die alternative Karriere als Astrolog in Sicht. Aber statt in den Hörsälen fand er seine interessierten Zuhörer in den Wirtshäusern. Von einem solchen Besuch dort berichtete ein Brief von Conrad Mutianus Rufus (1470–1526), einem führenden Humanisten der Zeit, der Faustus in einem solchen Lokal Erfurts beobachtete. Bei Trithemius fehlte der Bezug auf Heidelberg. Aber im Bericht des Mutianus ist Faustus klar wieder erkennbar. In dem Brief an den Freund Heinrich Urban am 3. Oktober 1513 hat er die Herkunft im Bereich Heidelberg unverwechselbar artikuliert:

„Ein Chiromant namens Georgius Faustus Helmitheus Hedelbergensis [von Heidelberg], ein bloßer Prahler und Narr, kam vor acht Tagen nach Erfurt. Seine Kunst wie die aller Wahrsager, ist eitel, und eine solche Persönlichkeit ist völlig bedeutungslos. Die Unwissenden staunen. [...] Ich hörte ihn im Gasthaus schwatzen; ich habe seine Anmaßung nicht gestraft, denn was kümmert mich fremde Torheit?“¹⁵

Was mit dem rätselhaften „Helmitheus“ gemeint war, hat Schottenloher vermutet. Er empfahl, man solle das Wort „Helmitheus“ und die Abkürzung „Helmstet[ensis]“ untereinander schreiben, um die falsche Leserart zu erkennen. „Die rätselhafte Bezeichnung ‚Faustus Helmitheus Hedelbergensis‘ wäre also nicht anders als ‚Faust[us] von Helmstadt im Heidelbergischen‘ zu deuten“.

Dass Faustus, den Mutianus beobachtet hatte, als Chiromant auftrat, spricht jedenfalls dafür, dass er tatsächlich derjenige war, von dem Suter und Trithemius berichteten. Auch sonst ist die Übereinstimmung mit dem Trithemius-Brief ziemlich eindeutig: Faustus prahlte auch hier über sein Können als Handleser, und Mutianus – wie Trithemius – lehnten die Versprechungen des Prahlers als Narrheit ab.

Nicht alle Kirchenfürsten hätten auf solche vernichtende Kritiken geachtet. Der Glaube an Astrologie und Wahrsagerei war in fürstlichen Kreisen und auch in der



Inschriftentafel in Ingolstadt (Foto Hans-Martin Mumm)

Kirche verbreitet. Der Bischof von Bamberg, Georg Schenk von Limpurg (1470–1522), ließ sich dazu verleiten, den Doctor Faustus um astrologischen Rat zu bitten. Sein Kammermeister Hans Müller hat am 12. Februar 1520 berichtet, er habe dem „doctor faustus ph[ilosoph]o“ zehn Gulden für ein Horoskop bezahlt.

Der Bischof gehörte also einem kleinen Kreis von bekannten Persönlichkeiten an, die bereit waren, Faustus zu vertrauen. Solche waren Franz von Sickingen, Daniel Stibar und Philipp von Hutten. Diese Zeugnisse spiegeln jedenfalls die Faszination der Zeit an der

damals als vermeintlich wissenschaftlicher Erkundung der Zukunft.

In Ingolstadt dagegen wurde „Doctor Faustus von Haidlberg“ wegen seiner okkulten Praktiken als unangenehmer Gast gesehen. Im nahe liegenden Rebdorf hatte Kilian Leib eine prahlende Voraussage des „Georgius Faustus Helmstet[ensis]“ kritisiert.

Die Visitenkarte, die Faustus Trithemius schickte, deutet schon auf die dunkle Seite seines folgenreichen Rufes. Er hatte sich Magus und Nekromant genannt, was schon an den meisten Orten für jene schroffe Ablehnung ausreichte, die er dann 1532 in Nürnberg erleben sollte. Wenn man ihn dort außerdem noch wegen sexueller Verbrechen für schuldig befand, fiel das Urteil über Faustus in Nürnberg entsprechend scharf aus. In den Ratsverlässen steht: „Doctor Fausto, dem großen Sodomiten und Nigromantico zu fur[t] glait ablainen. Burgermeister junior.“¹⁶

Die Stadt wollte also Faustus nicht erlauben, sich dort aufzuhalten. Es ist bemerkenswert, dass in dem Nürnberger Eintrag von einem Sexualvergehen und zugleich von Nigromantie die Rede ist – beides Sachverhalte, die als ernste Straftaten galten. Gleichwohl handelte es sich hier offenbar um Gerüchte, sodass die Annahme der Päderastie in Sodomie umgewandelt werden konnte. Nekromantie war das Kunststück, wonach der Magier Tote lebendig erscheinen ließ, während Nigromantie einfach als Teufelskunst gesehen wurde. Wie solche Gerüchte weitergeleitet wurden, ist nachvollziehbar.

Zu dieser Zeit zählte Nürnberg schon zum Lager der Protestanten, und diese Tatsache hatte für die Entwicklung der Faustus-Legende eine entscheidende Bedeutung. Bekanntlich erzählte Martin Luther wenigstens zweimal in seinen Tischreden von einem Faustus, der als teuflischer Zauberer tätig war.¹⁷ Unter Luthers Einfluss entwickelten Philipp Melanchthon und Johannes Manlius dieses einseitige Bild weiter.¹⁸ Die von Wilhelm Meyer entdeckte Karlsruher Handschrift mit Anekdoten über Faustus kann nicht als zeitgenössische Quelle gelten, weil sie erst um etwa 1575 in Nürnberg entstand,¹⁹ aber sie wirft trotzdem einen scharfen Blick auf den Prozess der Legendenbildung, den Übergang von den historischen Tatsachen in die unterhaltende und didaktische Welt der Legende. Faustus-Anekdoten lieferte etwa Christof Rosshirt, der in

den Jahren 1536 bis 1542 in Wittenberg studiert hatte. Rosshirt erzählte über die Abenteuer des Zauberers unmittelbar im Anschluss an den Tischreden Luthers:

„Zur Zeit, als D. Georgius Faustus zu Ingelstad auf der hohen Schul den Studenten Philosophiam und [Ch]iromantiam lase, wurde er mit eitlicher Burgerschafft bekant, die ihn (weil er kein sonderliche Hausshaltung hette) oftmals zu Gast geladen umb Kurtzweil wegen [...]“²⁰

Was Rosshirt über das Auftreten des Doctor Faustus als Lehrer an der Universität erzählt, ist kaum glaubhaft. Es steht nur als Tatsache fest, dass er sich in Ingolstadt als Zukunftsdeuter aufgehalten hat. Wie erklärt sich aber die unerwartete Präzisierung seines Namens und Berufs, wenn in Wittenberg von ihm nur der Name Faustus bekannt war? 1562 wurde er dort zum ersten Mal mit dem Vornamen als Johann identifiziert. Dass Faustus Georg hieß und dass er als Philosoph und Chiromant vorgestellt wurde, ist einzigartig in der Literatur seiner Legende. Rosshirts Bericht erlaubte also einen flüchtigen Blick zurück, von Wittenberg und Nürnberg aus, auf die rasch verschwindenden Tatsachen über den historischen Faustus.

Auch sein unvollständiges Porträt genügt, ihn von dem neueren, mythischen Bild zu trennen, das in Wittenberg entstanden ist. Nach den 30er Jahren, als Faustus noch lebte, hatte ihn Luther den Schwager des Teufels genannt, und mit seiner Polemik gegen Zauberer folgten ihm Melanchthon und Manlius.²¹ Die Erinnerung an Faustus und Trithemius verblasste so sehr, dass die verschiedenen Anekdoten über die früheren Gegner nicht mehr zu trennen waren. Trithemius und Faustus wurden beide in gleicher Weise verdammt.

Eine feine Linie der Legendenbildung geht von seiner Visitenkarte aus, eine unter mehreren. Sie führt zuerst nach Nürnberg, wo Faustus besonders hart denunziert wurde, dann weiter nach Wittenberg. Im Zeitalter der Glaubensspaltung und der intensiven Hexenverfolgung konnte eine Beschuldigung der Magie als Katalysator einer mythischen Verwandlung dienen. Im Jahre 1562 war Johannes Manlius der erste, der auf den Gedanken kam, die Bausteine für eine knappe biographische Skizze zu sammeln.²² Luther und Melanchthon boten aber zu wenig über Faustus, und einzelne Aussagen über ihn bedurften der Ergänzungen. Für seinen Namen, Herkunft, Studien, Leistungen, und Tod fehlten konkrete Auskünfte. Woher wusste Manlius, dass Faustus Johann hieß, aus Cundling (Knittlingen) stammte, dass er zwei Hunde hatte, wie Agrippa, die aber Teufel waren, und ihn der Teufel zuletzt erwürgte? Vermutlich hat Manlius feh-



Titelblatt der Nürnberger Handschrift „Dr. Georgio Fausto“, um 1575 (Badische Landesbibliothek Karlsruhe K 437 Blatt 381v)

lende Auskünfte aus anderen Quellen über Magier wie Trithemius und Agrippa oder mit der eigenen Phantasie ergänzt.

Vor Schottenlohers Fund kannte man keine alternative These und akzeptierte, dass Melanchthon, wie es Manlius versicherte, den historischen Faustus wirklich persönlich kannte.²³ Aber heute, da zuverlässigere Quellen vorliegen, ist die Frage nach einer chronologischen Neuordnung der Aussagen erforderlich. Demnach müsste man Faust[us] als einen Alumnus der Universität Heidelberg in der ursprünglichen historischen Schicht der Geschichte sehen und den Zeitabschnitt des Knittlinger Faust später einsetzen, immerhin als eine wichtige Etappe der Legende. Sie führte von Wittenberg aus, unter Einfluss des Hexenwahns, zu jenem Bestseller des 16. Jahrhunderts, zur „Historia von D. Johann Fausten“ (1587),²⁴ dem bekannten Faustbuch, das Fausts zukünftigen Ruhm endgültig sicherte.

Anmerkungen

- 1 Hans Henning: Faust als historische Gestalt, in: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft NF 21, 1959, S. 107–139. Günther Mahal: Faust. Spuren eines geheimnisvollen Lebens, Bern und München, 1980. Mahals neuer Titel zeigt, dass ihm frühe und späte Quellen sogar im Bezug auf Vornamen gleichwertig sind, Günther Mahal: Johann Georg Faust, Mühlacker-Mühlhausen 2013. Vgl. die Rezension dieses Buches von Jan-Dirk Müller. In: Arbitrium. Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Literaturwissenschaft, 2014, S. 63–67.
- 2 Karl Schottenloher: Der Rebdorfer Prior Kilian Leib und sein Wettertagebuch, in: Rietzler Festschrift, hg. von Karl Alexander von Müller, Gotha 1913, S. 81–114 u. 444–446, vgl. S. 92f. Schottenlohers Quelle: Bayerische Staatsbibliothek München, 40 L. Impr. c. n. Mss. 73, fol. 257r.
- 3 35 km östlich von Heidelberg, heute Ortsteil von Helmstadt-Bargen, Rhein-Neckar-Kreis.
- 4 Vgl. Frank Baron: Doctor Faustus from History to Legend, München 1978, und ders.: Faustus. Geschichte, Sage, Dichtung, München 1982.
- 5 Schottenloher (seit 1915 Oberbibliothekar der Staatsbibliothek in München) hatte diese nachträgliche Erkenntnis nur in einem Zeitungsartikel veröffentlicht: Fausts Geburtsort, in: Münchener neueste Nachrichten, 5.7.1913, Nr. 338. Vgl. Rudolf Blume: Hat der geschichtliche Faust in Heidelberg studiert und promoviert? in: Heimatland, 12, 1925, S. 130–134 und Ernst Beutler: Georg Faust aus Helmstadt, in: Goethe-Kalender, 1936, S. 170–210. Weder Blume noch Beutler haben gewusst, dass Schottenloher das Studium Helmstetters in Heidelberg schon 1913 dokumentiert hatte. Vgl. Gustav Toepke: Matrikel der Universität Heidelberg (Heidelberg 1884), I, S. 370, und II, S. 416.
- 6 Frank Baron: Who Was the Historical Faustus? Interpreting an Overlooked Source, in: Daphnis. Zeitschrift für mittlere deutsche Literatur 18, 1989, S. 297–302. Vgl. Paris. Bibliothèque nationale, Cod. Lat. Par. 8643 (II), fol. 125r–125v.
- 7 „[...] nunc tibi transmitto, unà cum nativitate mea quam magister Georgius Helmstette[r] ex iudicio astrologiae, phis[i]o[g]nomiae et chyromantiae artis mihi composuit“. Baron: Historical Faustus (wie Anm. 8), S. 301.
- 8 „Iudicium nativitatis tuae per quendam Helmstetter editum tibi remitto, quod ego nec ad plenum quidem legere potui, et multo minus intelligere, eo quod chiromantiae sim inexpertus. Figuram signavit caeli cum duodecim domibus, sed gradus signorum (qui omni modo hinc necessarij sunt) praetermisit. Sed nec planetas cum suis signis et gradibus apposuit. In summa ex scriptis illius me resolvere nequeo, quare rursus vt ad te irent quantocius curavi“. Baron, „Who Was the Historical Faustus?“ Ibid. Zu überlegen wäre, ob nicht noch ein anderer, ebenfalls ehrgeiziger, Helmstetter, der zu dieser Zeit auch in Heidelberg studierte, ein Verwandter von Georg gewesen ist. Dann hätte man möglicherweise einen Hinweis auf den ursprünglichen Familiennamen von Faustus. „Laurencius de Helmstat“, immatrikuliert in Heidelberg am 5.11.1483, (ein Semester später als Georg von Helmstadt) wurde am 9.7.1485 Bakkalar und am 18.3.1489 Magister. Erst bei der Magisterpromotion hat sich

- Lorenz mit Familiennamen genannt: „Laurencius Korber de Helmstat“ Matrikel, I, S. 373 u. II, S. 418. Zuletzt erwähnt wurde Lorenz von Helmstadt im Januar 1497 in den Fakultätsakten. Gemeinsamkeiten zwischen Georg von Helmstadt und Lorenz von Helmstadt sind, dass diese Helmstetter, Georg und Lorenz, beide ohne Familiennamen immatrikuliert wurden, schon nach einem Jahr das Bakkalar-Diplom erwarben, und dass sie beide der philosophischen Richtung der „via moderna“ angehört haben. Vgl. Heidelberger Gelehrtenlexikon 1386–1651, hg. von Dagmar Drüll, Heidelberg 2002, S. 357.
- 9 Johannes Trithemius: *Epistolae familiares*, Hagen 1536, 312–314. Vgl. Rom, Cod. Pal. Lat. 730, fol. 174r–175r.
 - 10 Ibid.
 - 11 „Vide stultam hominis temeritatem; quanta feratur insania ut se fontem necromancie profiteri presumat: qui vere omnium bonarum literarum ignarus fatuum se potius appellare debuisset quam magistrum“, *ibid.*
 - 12 „Referebat mihi quidam in oppido sacerdotes quod in multorum presencia dixit tantam se omnium sapencie consecutum scienciam atque memoriam ut si volumina Platonis et Aristotelis omnia cum tota eorum philosophia in toto perisset ab hominum memoria: ipse suo ingenio velut Ezras alter hebreus restituere vniversa cum prestanciore valeret elegancia“, *ibid.*
 - 13 „Postea me neometi existente herbipolim venit eademque vanitate actus in plurimorum fertur dixisse presencia: quod christi saluatoris miracula non sint miranda: se quoque omnia facere posse que Christus fecit, quotiens et quandocunque velit“, *ibid.* Vgl. Dieter Harmening: Faust und die Renaissance-Magie. Zum ältesten Faustzeugnis, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 5, 1973. S. 56–79.
 - 14 „In ultima quoque huius anni quadagesima venit stauronesum. [...] Vacabat interea munus docendi scolasticum in oppido memorato ad quod Francisci de Sickingen baliui principis tui hominis mysticarum rerum percipidi promociione fuit assumptus; qui mox nefandissimo fornicacionis genere cum pueris videlicet voluptari cepit: quo statim deducto in lucem; fuga penam declinauit paratam“. Trithemius: *Epistolae* (wie Anm. 9), S. 314. Vgl. Christian Gotthold Neudecker und Ludwig Preller: *Georg Spalatins historischer Nachlaß und Briefe*, Jena 1851, S. 188.
 - 15 „Venit octauo abhinc die quidam chiromanticus Erphurdium nomine Georgius Faustus Helmitheus hedelbergensis merus ostentator et fatuus. Eius et omnium diuinaculorum vana est professio et talis physiognomonia leuior typula. Rudes admirantur. [...] Ego audiui garrientem in hospitio. Non castigau iactantiam. Quid aliena insania ad me?“ Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt /M, Cod. Lat. Oct. 8, fol. 96v–97r.
 - 16 Ingolstadt, Ratsprotokolle: „Anheut Mittwoch nach viti 1528. Dem Wahrsager sol befohlen werden, daß er zu der Stadt auszieh und seinen Pfennig anderswo verzehre“. Ratsprokoll, Verwiesene: „Am Mittwoch nach viti 1528 ist einem der sich genannt doctor Jörg Faustus von Haidelberg gesagt, daß er seinen Pfennig anderswo verzehre, und hat angelobt, solche Erforderung für die Obrigkeit nicht zu ahnden noch zu äffern“. Kilian Leib: „Georgius faustus helmstet[ensis] dicebat, sol et Jupiter sunt in eodem unius signi gradu, tunc nascuntur prophete (utpote sui similes). Asserebat se commendatorem seu praeceptorem domunculae Johannitarum in confiniis carintiae, quod appeletur hallestein“, zit. n. Schottenloher: Kilian Leib (wie Anm. 2), S. 93.
 - 17 Der Aufenthalt des Faustus 1520 in Bamberg wurde dokumentiert: „Item x guld[en] geben vnd geschenckt doctor faustus ph[ilosoph]o zuuerehrung hat m[einem] g[nedigen] Herrn ein natiuiet oder Iudicium gemacht. Zalt am Sonntag nach scolastice. Iussit R[everendissi] mus“, Stadtarchiv Bamberg, Hofkammerrechnungen des Kreisarchivs Bamberg, pro diversis. H 231, 1741. Der Bamberger Domherr Johann Schenk von Limpurg (gest. 1544) hielt sich 1483 an der Universität Heidelberg auf. Vgl. Matrikel I, S. 372.
 - 18 Nürnberger Ratsverlässe, 1532, Nr. 870, fol. 12r. Vgl. Frank Baron: Georg Faustus. Leben und Legende, https://www.historicum.net/en/themen/hexenforschung/lexikon/personen/artikel/Georg_Faustus/ (Aufruf vom 21.7.2015).
 - 19 Baron: *Doctor Faustus* (wie Anm. 4), S. 70–82. Baron: *Faustus*, S. 49–97.
 - 20 *Ibid.* Vgl. Frank Baron: *Faustus on Trial. The Origins of Johann Spies's Historia in an Age of Witch Hunting*, Tübingen 1992, S. 95–146.
 - 21 Wilhelm Meyer: *Nürnberger Faustgeschichten*, in: *Abhandlung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, philos.-philolog. Kl.* 20, 1896, S. 325–412.

- 22 Rosshirt schrieb eigentlich „Giromantiam“. Trotz der großen Zahl der Mantiken ist es sehr wahrscheinlich, dass er hier die bekannteste Form der Mantik, Chiromantie, gemeint hat. Meyer behauptet, dass Rosshirt nach Hörensagen berichtete, S. 382 und 385.
- 23 Ein Schüler Melanchthons, Werner Rolensick, der ab 1558 in Wittenberg studiert hat, sammelte Tischreden Luthers und Anekdoten Melanchthons. Er notierte eine Geschichte, die Melanchthon wahrscheinlich in einer seiner Sonntagspredigten erzählte. Danach hatte Trithemius seinem Nürnberger Gast ein Fischgericht gezaubert, eine Anekdote, die später von Faustus erzählt wurde. Gustav Miltschack: Tischreden Luthers, in: Gesammelte Aufsätze, Wolfenbüttel 1922, Sp. 275. Fast denselben Wortlaut bewahrte Johannes Manlius in der Version, die er seiner kleinen Faustus-Biographie voranstellte. Vgl. Johannes Manlius: Locorum Communium Collectanea, Basel 1563, S. 42. (Manlius hat seine Vorrede 1562 datiert.) Nach Manlius galt Trithemius als großer Zauberer („magnus magus“).
- 24 Vgl. Manlius: Locorum Communium Collectanea (wie Anm. 23), S. 42.
- 25 Johann Georg Neumanns Faust-Dissertation: Disquisitio historica, de Fausto praestigiatore, vulgò von Doctor Faust, aus dem Jahre 1693, neu hg. von Karl Theens,, Mainz 1973, vertrat die Ansicht, dass Manlius zuverlässig sei. Darin folgte ihm Theens, der erste energische Befürworter der Knittlinger These. Manlius habe „das Zeugnis des großen Reformators Melanchthon, wiedergegeben von seinem Schüler Johann Manlius“ als überzeugenden Beweis akzeptiert und später Hans Henning für diese These gewonnen. Siehe Karl Theens: Doktor Johann Faust, Mannheim 1948, S. 17f.
- 26 Frank Baron: Hermann Witekind's „Christlich bedencken“ und die Entstehung des Faustbuchs von 1587, Berlin 2009.

Der Ingenieur Salomon de Caus

400 Jahre „Les Raisons des Forces mouvantes“

Um Salomon de Caus, einen Mann mit vielen Talenten und Interessen, ranken sich zahlreiche Legenden. Einige Aspekte seines Schaffens wurden in den Rang von bedeutender Großartigkeit erhoben, andere fielen unter den Tisch. So entstanden schiefe Bilder, die es zurechtzurücken gilt. Beim aufmerksamen Quellenstudium und Lesen seiner hinterlassenen Schriften schiebt sich ein anderes und keineswegs unbedeutenderes Bild in den Vordergrund: das Bild des frühneuzeitlichen Ingenieurs.

In Heidelberg ist de Caus fast nur als Erbauer des legendären, aber nie vollendeten „Hortus Palatinus“ bekannt geblieben.¹ Wann der Franzose in der Pfalz ankam, mit den Arbeiten am Garten begann und was der genaue Umfang seiner Aufgaben war, ist aber nicht sicher überliefert. Aufgrund des Lobs und der Empfehlungen der wichtigsten Hofbeamten des verstorbenen Prince of Wales, dem de Caus zwei Jahre als Ingenieur diente, gab es bereits am 1. April 1613 in London eine Absprache mit dem pfälzischen Kurprinzen, 2,5 Monate nach der Hochzeit Friedrichs V. mit der englischen Prinzessin Elizabeth und wenige Tage vor der Abreise der Neuvermählten auf den Kontinent. Der Heidelberger Arbeitsvertrag wurde am 14. Juli 1614 ausgestellt und gesiegelt, den Dienstleistete de Caus erst am 27. September 1616.² Das früheste derzeit bekannte Lebenszeichen aus Heidelberg ist jedoch ein Schreiben vom 22. Oktober 1613 an William Trumbull, den englischen Agenten in Brüssel, worin de Caus ihn ersucht, mitgeschickte Beilagen teilweise nach London und andere an seinen Schwiegervater (in Brüssel) weiterzuleiten.³

1615 erhellt sich das Bild: De Caus und seine Ehefrau sind inzwischen fest in der Heidelberger Hofgesellschaft integriert und erscheinen in Listen der persönlichen Ausgaben der Prinzessin aus diesem Jahr.⁴ Zahlungen an Madame de Caus betreffen teure Spitzen, Unterwäsche und Taschentücher in feiner Handarbeit, die sie der Kurfürstin liefert,⁵ und der Ehegatte wird mit einer kleinen Summe für Reinigungsarbeiten an Gemälden bedacht.⁶ Für den Abdruck eines Portraits der Prinzessin „en noir“, das de Caus weiterleiten muss, erhält ein Hofdiener ein Honorar,⁷ und ein für den Baumeister arbeitender Kupferstecher wird aus demselben Etat bezahlt.⁸ Erhebliche Beträge für seine Aufwendungen an einer Ballettaufführung in diesem Jahr belegen, dass de Caus auch für die Bühnentechnik der Heidelberger Hoffeste zuständig war.⁹ Und – scheinbar aus dem Stand – lässt er 1615 kurz nacheinander noch zwei reich illustrierte Werke im großen Folio-Format drucken.

Zuerst erschien das musiktheoretische Lehrbuch „Institution Harmonique“.¹⁰ Offen bekundetes Vorbild waren „Le Istitutioni harmoniche“ des großen italienischen Theoretikers Gioseffo Zarlino,¹¹ die de Caus erstmalig für ein französischsprachiges Publikum in verkürzter Form bearbeitete.¹² Vertraut mit den theoretischen Hilfsmitteln des Ingenieurs (Geometrie, Mathematik und Proportionen) räumt er im ersten

Diskussionen nahm er nicht wirklich teil. Er lehnte die Existenz des Vakuums ab und brauchte auch nichts von der Schwere der Luft (Luftdruck) zu wissen. Zur Erklärung der hydropneumatischen Phänomene genügte, gestützt auf antike Autoritäten, der „Horror vacui“.²⁰ Dass de Caus das heliozentrische Weltbild nicht akzeptierte, ist für die Raisons bedeutungslos und wird erst in dem 1624 gedruckten und dem Kardinal Richelieu gewidmeten Buch über Sonnenuhren kurz thematisiert. Für deren erfolgreiche Konstruktion ist es gleichgültig, ob sich die Erde um die Sonne dreht oder umgekehrt, doch zeigt sich der Autor konservativ und liefert die Begründung aus den Apokryphen der Bibel: „Groß ist die Erde / hoch ist der Himmel / schnelles Lauffs ist die Sonne / denn sie laufft im Umkreiß des Himmels / und kommt wieder an ihren Ort / in einem Tage“ (4. Buch Esra, 3. Kap., V. 34), und kommentiert: „Unsere Neugier muss doch vor den Grenzen haltmachen, die uns die Religion setzt.“²¹ Bei seiner Arbeit als Ingenieur spielten Glaubensfragen letztendlich keine Rolle. Ob in der reformierten Pfalz, im anglikanischen England oder am katholischen Brüsseler Hof: De Caus blieb immer der nüchtern denkende und auf sichere Erfahrung bauende Praktiker.

Ein Kompendium der Ingenieurskunst²²

Les Raisons sind in drei Büchern abgeteilt. Das erste Buch, mit Datum vom 15. Februar 1615 dem französischen König Ludwig XIII. gewidmet, ist zweifellos der Hauptteil, in dem systematisch gegliedert die Technik dominiert.²³ Zunächst stellt de Caus in vier Definitionen die aristotelischen Elemente Feuer, Luft, Wasser und Erde vor. Die anschließenden 18 Theoreme behandeln hydropneumatische Grundlagen mit ausgewählten Beispielen sowie die Übersetzungsverhältnisse bezüglich Kraft und Weg einfacher Maschinen: Hebel, Flaschenzug, Zahnrad- und Schneckengetriebe, Schraubenpresse. Die Anwendungen beschreibt de Caus in 28 Problemen, zu denen er die praktischen Lösungen liefert. Dort präsentiert er zwar auch einige für die Allgemeinheit nützliche Maschinen (Feuerspritze, Gattersäge), doch liegt seine Stärke bei der Ausstattung herrschaftlicher Lustgärten mit Wasserspielen und Grotteninstallationen samt Zubehör. Antrieb und Steuerung mechanischer Orgeln und Automaten waren seine Spezialgebiete. Die frühneuzeitliche Industrie-Technik mit ihren Pulvermühlen und Stampfwerken zur Eisenverhüttung oder Papierherstellung kommt bei ihm nicht vor. In der Vorrede, wo er u. a. den Maschinenbegriff erläutert, entschuldigt sich de Caus, wenn er komplizierte Zusammenhänge gelegentlich ausführlicher behandelt. Doch weit häufiger nennt er Grundsätzliches nur einmal: So schlägt er bei einer einfachen Automatensteuerung vor, das antreibende Wasserrad aus Gründen von Stabilität und Feuchtigkeitsresistenz aus gehämmertem Kupfer zu fertigen. Ein Leser, der sich bei einem vergleichbaren Problem nicht daran erinnert und Holz verwendet, handelt sich unnötige Schwierigkeiten ein.

Das zweite Buch enthält fast nur dekorative Grotten- und Springbrunnenentwürfe und ist der englischen Prinzessin und Heidelberger Kurfürstin Elizabeth Stuart zugeeignet, in dankbarer Erinnerung an deren verstorbenen Bruder Henry.²⁴ Zu jeder ganzseitigen Kupfertafel gibt es einen kurzen Erläuterungstext von manchmal nur wenigen

Zeilen. Die Ingenieurtechnik spielt mit Ausnahme des letzten der zwanzig Probleme keine Rolle, wo er wieder ausführlicher die Wasserführung mit Rohrleitungen von der Quelle durch offenes Gelände und Täler bis zum Zielort diskutiert.

Im dritten Buch – ohne Widmungsträger oder gravierte Titelseite – kompilierte de Caus die Grundlagen des Orgelbaus, für den er selbst kein Fachmann war.²⁵ Doch weil bislang darüber noch nichts Brauchbares im Druck vorlag, sah er sich bemüßigt, etwas zu diesem Thema und zur Ergänzung des eigenen Buchs zusammenzustellen. Er weist noch auf die besonderen Anforderungen beim Einsatz der Instrumente in feuchten Grotten hin, wo hölzerne Pfeifen nicht zu brauchen sind. Illustriert ist das Orgelbuch fast nur mit Holzstichen. Doch die Technik zur Herstellung der Bleche für Metallpfeifen bildet er in zwei Kupferstichen ab.

Keine „Erfindungen für den Heidelberger Schlossgarten“

Bis heute blühen (nicht nur) in Heidelberg die liebgewonnenen Legenden um den „Hortus Palatinus“, die ihm ein faszinierendes Eigenleben mechanischer Orgeln und Automaten nachsagen. Wer immer vermeintliche Lücken in der Beschreibung (oder der Interpretation) des Gartens glaubte füllen zu müssen, bediente sich gern an Versatzstücken aus den Raisons. Klare Aussagen von de Caus wurden dabei oft übersehen, ignoriert oder nicht verstanden. So entpuppt sich ein höfisches „Roßballett der vier Elemente“ bei näherem Hinsehen als Wasserpumpe und besonders skurrile Fehlinterpretation.²⁶ Keine der Darstellungen der Raisons, sofern sie nicht zeittypischer Stand der Technik oder der Formensprache bei der Ausstattung herrschaftlicher Gärten waren, taucht später im (Stichwerk zum) Hortus Palatinus auf. Allein ein namenloser kolossaler Fluss-Gott, der in seinem Inneren selbst eine Grotteninstallation aufnehmen sollte, erinnert an die erheblich kleinere Figur des Rheins vor der Großen Grotte im Schlossgarten. Die zahlreich vorgestellten Methoden zur Wasserförderung waren für Anlagen in der Ebene interessant, wo das kostbare Nass zum Automatenantrieb und für die Springbrunnen erst in höher gelegene Behälter zu pumpen war. In Heidelberg floss das Wasser aus dem quellenreichen Schlossberg von selbst in die Reservoirs, dort gab es andere Probleme zu lösen, die in den Raisons nicht auftauchen. Das umfangreiche und komplexe Werk benötigte zweifellos erhebliche Zeit vom ersten Konzept bis zur letzten schriftlichen Fassung, und ebenso aufwendig war die Herstellung der Druckvorlagen für die Illustrationen. Die Holzstiche (Blockdruck) für die kleineren Erläuterungsfiguren im Text fügte üblicherweise die Werkstatt ein, die auch den Typendruck (mit Spindelpressen) besorgte, die ganzseitigen Kupferstiche ergänzten Spezialfirmen auf Roll-Pressen (Tiefdruck).²⁷ Ein Großteil des Materials für die endgültige Drucklegung im Jahr 1615 muss jedenfalls schon ungefähr Mitte 1614 zur Verfügung gestanden haben, war de Caus doch über den ganzen Sommer dieses Jahres mit der Arbeit an der Institution Harmonique gut ausgelastet.²⁸ In deren Widmung berichtet er, dass die Vorarbeiten an den Raisons tatsächlich bis in seine Dienstzeit (1610–1612) bei Prince Henry zurückreichen.²⁹ Auch die Entwürfe zu den Grotten

und Wasserspielen des zweiten Buchs der Raisons sind nicht für Heidelberg, sondern nach eigenem Bekunden für Prince Henry entstanden, was aber nicht heißt, dass sie an dessen Hof in Richmond tatsächlich realisiert wurden.³⁰

Die Brüsseler Ausbeute

In den drei Büchern der Raisons (von 1615) verrät de Caus nichts über sein Leben. Auf Titel- oder Widmungsseiten stellt er sich lediglich als kurfürstlich pfälzischer Ingenieur und Baumeister zu Heidelberg vor. Im Rückblick erwähnt er die kurze Zeit in England und noch weiter zurückblickend einen Besuch des berühmten Gartens von Pratolino bei Florenz. Doch verliert er kein Wort über seinen rund zwölfjährigen Dienst am Hof von Erzherzog Albert und dessen Gemahlin Isabella in Brüssel! Hatte er auf der (gelegentlich bezweifelten) Italienreise bereits richtungsweisende Eindrücke für seinen späteren Beruf erhalten, gehörte er ab ca. 1598 einer Arbeitsgruppe von kompetenten Architekten, Ingenieuren und z. T. hochspezialisierten Künstlern und Handwerkern an. Anfänglich dürfte seine Mitarbeit bei Errichtung, Umbau und fortwährender Erneuerung der Wasserspiele und Grottenanlagen des Coudenberg Palasts noch von untergeordneter Art gewesen sein. Doch bewährte er sich bald, wurde schließlich 1605 zum Ingenieur ernannt und war bis zum Wechsel nach England mit leitenden Aufgaben betraut. Was er in Brüssel lernte, beobachtete, im Auftrag errichtete oder selbst erfand, bildete zweifellos den Grundstock des Materials für die Raisons. Im Vorwort versichert er glaubhaft, die meisten der darin vorgestellten Maschinen selbst schon ins Werk gesetzt zu haben. Wo sonst als in Brüssel hätte das geschehen können? Und wo sonst als in Brüssel hätte er die verschiedenen von ihm beschriebenen Technologien kennenlernen sollen? Die Instrumente für die Musikautomaten baute er natürlich nicht selbst, sondern ein professioneller Orgelmacher. Den wasserresistenten Mörtel für die gemauerten Zisternen oder die Montage von Muscheln und dekorativen Steinen mischte er nicht selbst an, doch die dafür notwendigen Bestandteile und ihre Mengenverhältnisse waren ihm vertraut. Als Ingenieur und Baumeister kannte er die Eigenschaften der unterschiedlichsten Materialien und wusste, wie sie zu bearbeiten waren: Holz, Stein, Keramik, Eisen, Blei, Kupfer, Zinn und verschiedene Legierungen. Die handwerklich-technische oder künstlerische Ausführung war nicht seine Sache, sondern: Koordination, Organisation und umfassender Überblick. In diesem übergreifenden Sinn sah sich de Caus als Baumeister in der Tradition Vitruvs.³¹ Als Spezialist für Hydraulik stand er in der Nachfolge Herons, auf den er sich, neben Archimedes, schon auf der Titelseite der Raisons beruft.

Schweigt er sich selbst über Brüssel beharrlich aus, sprechen die erhaltenen Quellen – vornehmlich Rechnungslisten – aus dieser Zeit deutlicher. Viele hat Krista de Jonge zugänglich gemacht.³² Die Ausstattung und Automateninstallation einer Neptun-Grotte wurde von der einschlägigen Forschung schon lange de Caus zuerkannt. Diese Anlage ist im ersten Band der Raisons als eine Art Wasserkarussell abgebildet und beschrieben. Eine Detailzeichnung verdeutlicht Mechanik und Antrieb der Trägerkonstruktion sowie die Leitungsführung für das Wasser, das aus den Nasenlö-

chern zweier Delphine und den Spitzen von Neptuns Dreizack spritzt.³³ Luke Morgan hat diese Quellen und anderes Material noch einmal zusammengefasst und stellte fest: „'Les Raisons des forces mouvantes' should be regarded not only as a survey of his work in England but also as a codification and written presentation of his entire oeuvre as a grotto and fountain designer to that point”.³⁴ Für die kurze Periode in England fehlt der eigentliche Beweis. Berücksichtigt man aber noch seinen letzten Brüsseler Arbeitsvertrag vor dem Wechsel nach England, muss dieser Satz neu formuliert werden: „Les Raisons des forces mouvantes sind (ganz überwiegend) eine Zusammenfassung seiner Arbeiten in Brüssel und gleichzeitig die kodifizierte gedruckte Darstellung seiner Kenntnisse als Hydraulik-Ingenieur und seines gesamten bisherigen Schaffens im Entwurf von Grotten, Wasserspielen und Automaten“.

Salomon de Caus als Subunternehmer in Brüssel

1935 erschien die erste Dissertation über de Caus von Christina Sandrina Maks: eine Arbeit nach Originalquellen mit biographischen Angaben.³⁵ Davon angeregt entdeckte Marguerite Devigne in den Brüsseler Archives Générales du Royaume einen detaillierten Großauftrag für den Baumeister und publizierte ihn 1936 im vollen Wortlaut.³⁶ Danach schloß das Interesse an de Caus weitgehend ein und erwachte erst wieder nach dem 2. Weltkrieg: jetzt mit dem Schwerpunkt Hortus Palatinus. Der Brüsseler Arbeitsvertrag war inzwischen vergessen und taucht in der gesamten nachfolgenden Literatur nicht mehr auf. Er datiert vom 27. Oktober 1608 als minutiöse Dienstanweisung, nach der de Caus eine bereits neu gebaute, große Grotte fertigstellen und ausstatten sollte. Sie befand sich in dem „Feuillée“ genannten älteren Garten der Warande (dem erzherzoglichen Park) auf der oberen Terrasse (dem „hoogen hoff“).³⁷ Sämtliche Arbeiten musste er zu einem Festpreis von 8000 livres durchführen. Dazu gehörten nach der Reparatur schadhafter Wasserreservoirs zahlreiche Mauerdurchbrüche für neu zu verlegende Bleirohre, die entweder Wasser an Springbrunnen und Automatenantriebe oder die Spielluft zu den Musikinstrumenten (Orgeln) leiteten.³⁸ Die Ausgaben für alle Baumaterialien und die Zierrate – Muscheln, verschiedene Steine, Fliesen – waren ebenso vorzufinanzieren wie die Löhne der Handwerker. Bei Überschreitung des vereinbarten Termins der Fertigstellung drohten Regressforderungen, als legitime Entschuldigung galten eigener Tod oder Krankheit, aber auch Verzögerungen in den wöchentlich vereinbarten Auszahlungen der Finanzverwaltung. Die Kernstücke seines letzten Auftrags in Brüssel sind aber drei Grotteninstallationen, die de Caus 1615 im Druck vorstellt.

Der Parnass

In den Raisons ist der klassische Berg und sein bekanntes Personal abgebildet.³⁹ Die neun Musen mit ihren Musikinstrumenten sind dekorativ verteilt, angeführt von Apoll, der die Leier spielt. Auf dem Gipfel hebt das „Luftpferd“ Pegasus gerade zum Höhenflug ab, und aus zahlreichen Springbrunnen spritzt Wasser (Abb. 2). Neben einer Monumen-

talversion mit begehbarer innerer Grotte schlägt de Caus auch eine verkleinerte Ausgabe vor, genau wie sie in Brüssel auf dem Programm stand. Durch eine 60 Fuß lange Hauptleitung floss dort das Wasser zum höchsten Punkt der Grotte, Abzweigungen führten zum Gipfel des Bergs und weiter zur Galatea-Grotte.

Die Galatea-Grotte

Bei der aufwendigsten in den Raisons vorgestellten Installation wird Galatea, im Muschelboot sitzend, von zwei wasserspritzenden Delphinen durch ein Bassin hin- und hergezogen (Abb. 3). Im Hintergrund bläst der Zyklop Polyphem ein „flaiolet“ (die deutsche Fassung schreibt „Schalmei“, das Bild zeigt eine Panflöte). Der ausführlichen Beschreibung der Umschlagsteuerung des Getriebes folgt eine Abbildung der Grotte mit einsehbarem Maschinenraum. Ein wasserkraftbetriebener Orgelautomat, vorgestellt in Wort und Bild, liefert die Musik. Die ersten acht Takte der abgedruckten (einstimmigen) Melodie lassen sich an den Stiften der Orgelwalze verfolgen, die in die aufgesetzte Klaviatur einer Windlade greifen. Von dort gelangt der Wind über Röhren zu den hinter dem Zyklopen nicht sichtbaren Orgelpfeifen. Eine Grundriss-Zeichnung mit Begleittext verdeutlicht die gesamte Anordnung (die Probleme Nr. 24, 25 und 26).⁴⁰ Den Brüsseler Auftraggebern der Galatea-Grotte schien es noch wichtig, den Zyklopen zweimal als „gottlos“ (at[h]ée) zu kennzeichnen.

Die Timolus-Grotte

Ovid berichtete in den Metamorphosen vom musikalischen Wettstreit zwischen Apoll und Pan. Während König Midas dem Hirtengott für sein Pfeifenspiel den Preis zuerkennt, entscheidet der zum endgültigen Schiedsrichter aufgerufene Berg Timolus für Apoll und seine Leier. Dem ignoranten Midas wachsen darauf zur Strafe Eselsohren. Das Wasser ist in dieser



Abb. 2 [de Caus/2. Buch:] Der Parnass mit den Musen, Apoll und Pegasus (Ausschnitt) (UB Heidelberg)



Abb. 3 [de Caus/1. Buch:] Galatea im Muschelboot, auf der Antriebswelle montiert (Ausschnitt) (UB Heidelberg)

Grotte nicht als sichtbar agierendes Medium präsent, sondern wirkt im Hintergrund: zum Antrieb eines Orgelautomaten mit unterschiedlichen Registern und zur Steuerung der Armbewegungen der beiden Kontrahenten über Zugdrähte. Spielt Apoll, bewegt er den Bogen seiner Leier (Lira da braccio) im Takt einer sanften Musik auf und ab, pausiert Apoll, hebt Pan seine Pflöfe an die Lippen, und es erklingen die dazu passenden lauten Töne.⁴¹ Auf der Abbildung der Raisons ergänzen Staffagefiguren die Szene. Zwei Satyrn sekundieren dem Pan, zwei Musen begleiten Apoll. Das Brüsseler Dokument erwähnt sie nicht, dort fehlt aber auch der unverzichtbare Musengott. Gut möglich, dass es für ihn noch ein (wieder) verwendbares Exemplar gab. Alle sonstigen im Auftrag genannten Figuren sind ausdrücklich als Neuanfertigungen aus Eichenholz ausgewiesen, die – ausgenommen der Berg Timolus – noch mit Ölfarben zu bemalen und teilweise zu vergolden waren. Darüber hinaus wurden zur weiteren Ausschmückung der ganzen Anlage natürliche und künstliche Blumen vorgeschrieben sowie alle Arten von Vögeln, Fischen und anderen Tieren.

Tremulanten, Fontänensteuerung und Wasserscherze

Zum Lieferumfang des Brüsseler Auftrags gehörten auch drei kupferne Tremulanten.⁴² Im Windleiter zu den Orgeln zwischen Bälgen und der Windlade platziert lässt der Tremulant periodisch die Stärke des Luftstroms schwanken und bewirkt ein Beben des Tons (Tremolo). Im 3. Buch über den Orgelbau stellt de Caus den Tremulanten vor und beschreibt seine Funktion.⁴³ Das System der Ventilsteuerung mittels Stiftwalze, bewährt bei der Spielluft von Orgelautomaten, wandte de Caus in der neuen Grotte der Feuillée auch auf einen Springbrunnen an. Hier waren alle Teile aus Kupfer und anderen nichtrostenden Metallen gefertigt. Mit acht Ventilen in den Wasserleitungen ließen sich acht Strahlen einer Fontäne in einer programmierbaren Sequenz ein- und ausschalten. Der Auftrag spricht ausdrücklich von zwei im Viereck gruppierten Fontänen, angeordnet zwischen Pilastern. Unklar bleibt, ob tatsächlich nur eine oder beide Seiten (abwechselnd?) ihr Wasser auf diese Weise erhielten.⁴⁴ Jedenfalls bildet der zweite Band der Raisons die Fassade zu einer Grotte ab, die sich auf einer erhöhten Terrasse befindet. Links und rechts des Eingangs steigen je acht Strahlen aus zwei viereckigen Bassins empor. Beim Blick ins Innere fällt ein von Delphinen gezogenes Muschelboot auf. Statt Galatea sitzt aber ein nackter Mann mit Bart und Dreizack darin, was ihn als Neptun ausweist.⁴⁵ De Caus musste in der Brüsseler Grotte auch die unter dem Bodenbelag geführten Leitungen installieren, wo unvorsichtige Besucher aus versteckten Düsen nassgespritzt wurden.⁴⁶ Weil technisch eher trivial, verzichtete er wohl, diese damals beliebten Wasserscherze in den Raisons vorzustellen.

Das Medium ist die Botschaft

Zweifellos sind Les Raisons ein Spiegel der Schaffenszeit in Brüssel, allerdings ohne den Anspruch, die dortigen Projekte mit dokumentarischer Genauigkeit wiederzugeben. Grottenausstattung, Figuren, Requisiten und Maschinen waren austauschbar und

nach den Vorgaben der Auftraggeber kombinierbar. Der geradezu pingelig formulierte Kontrakt für die Grotte der Feuillée bot keinen Raum zur Selbstverwirklichung oder künstlerischen Freiheit und lässt auch keine Anzeichen für ein vom Baumeister eventuell konzipiertes Programm erkennen. De Caus bestätigte zwar die Nützlichkeit mythologischer Themen bei der Grottengestaltung, doch sind es nicht die Inhalte der immer wiederholten, altbekannten Sagen, die Aufmerksamkeit erregen: Das Medium ist die Botschaft!⁴⁷ Egal ob Neptun oder Galatea im Muschelboot sitzt oder welchen (austauschbaren) Namen die rund 20 Meter hohe begehbare

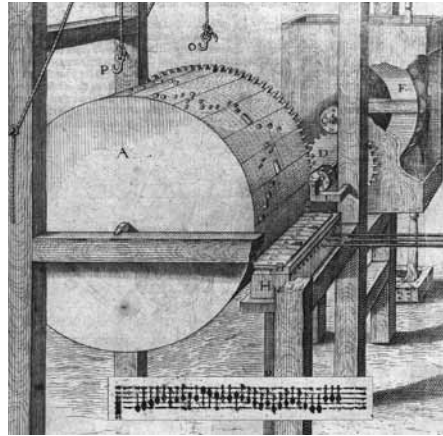


Abb. 4. [de Caus /1. Buch:] Der Orgelautomat für die Galatea-Grotte mit eingblendeter Melodie (Ausschnitt) (UB Heidelberg)

Monumentalfigur eines Berg-Gottes trägt: Was zählt, ist die spektakuläre Technik, das Medium. In seinen Schriften zeigt sich de Caus von einer betont sachlichen Nüchternheit. Wer ihn nicht beim Wort nimmt, läuft Gefahr, ihn nicht zu verstehen. Ein Versuch, die Galatea-Grotte mit mythologisch basierten Theorien als „Gesamtkunstwerk“ interpretieren zu wollen, konnte darum nicht gelingen.⁴⁸ In ihrer Beweisführung übersieht die Autorin (oder will nicht wahrhaben?), dass de Caus eindeutig für den Zyklopen eine einstimmige Melodie vorsah und die Orgelwalze genau damit „programmierte“ (Abb. 4). Statt dessen behauptet sie: „Im ersten Teil seines Buches [...] verband Salomon de Caus die vorgeschlagene Orgelbearbeitung des Madrigals ‚Chi fara fed’al cielo‘ von Striggio in Text und Bild mit dem von Ovid überlieferten Sujet von Acis und Galatea“.⁴⁹ Die ganze nachfolgende Argumentationskette, die noch die Verse der Madrigalvorlage mit einbezieht, gerät dadurch zur haltlosen Spekulation, selbst wenn de Caus diesen Text gekannt hätte, der ohnehin nicht zum mythologischen Thema passt.

Lob, Nach- und Raubdrucke der Raisons. Eine Auswahl

Basierend auf der zweiten erweiterten Ausgabe von 1624 brachte Isaac de Caus, der (mutmaßlich) jüngere Bruder, 1644 in England eine veränderte Version heraus.⁵⁰ Die Einleitung mit der Lehre von den klassischen Elementen ist verschwunden, der Grundlagenteil zur Hydrostatik und Mechanik gestrafft und neu formuliert. Die ganzseitigen Tafeln (spiegelverkehrte Neustiche) sind mit einer Ausnahme alle dem ersten Buch der Raisons entnommen, ebenso die meist wortwörtlich wieder abgedruckten Erläuterungstexte. Am Ende noch eine eigene Zugabe: zwei Tafeln, die eine Schiffsschleuse und eine Wasserpumpe mit vier Zylindern vorstellen.⁵¹ 1659 erschien eine posthume englische Übersetzung von John Leak, die Kupferplatten von Isaac de Caus konnte er wiederverwenden.⁵² Salomon de Caus wird in beiden Ausgaben nicht mehr erwähnt. Diese übersetzte Fassung war danach in England lange Zeit alles, was man dort von

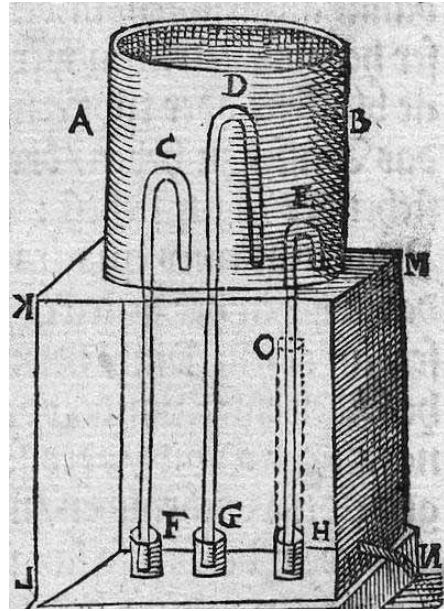
einem „de Caus“ überhaupt wusste. Stephen Switzer erinnert noch an ihn (ohne Vornamen) in der 1729 in vier Büchern gedruckten Erstausgabe von „An Introduction To a General System of Hydrostaticks and Hydraulicks“. Bei der Theorie beruft sich Switzer auf die inzwischen anerkannten Arbeiten von Torricelli, Boyle, Mariotte und anderen neueren Forschern. Was die Praxis betrifft, zählt er (Isaac) de Caus zu den Klassikern.⁵³ Doch hält er auch seine kurze „Theorie, wie das Wasser zu leiten sei“ für ein unübertroffenes Kompendium dessen, was andere Autoren in ihren weit voluminöseren Werken niedergelegt hatten, und druckt sie noch einmal vollständig ab:⁵⁴ großes Lob also für (Isaac) de Caus! Im dritten Buch stellt Switzer eine Auswahl hydropneumatischer Maschinen vor, die er samt Tafeln der von Leak übersetzten Ausgabe entnahm: damit (unbekannterweise) großes Lob für (Salomon) de Caus! Denn alles stammt ursprünglich aus den Raisons von 1624, wobei die Spiegelumkehr der Tafeln durch den doppelten Neustich wieder aufgehoben wurde.⁵⁵

Die Herausgeber illustrierter Architektur- und Maschinenbücher des 17. Jahrhunderts druckten gern Entwürfe aus den Raisons wieder ab. Zwei Abbildungen samt Beschreibungen, entnommen dem ersten Buch der deutschen Ausgabe, fügte Georg Andreas Böckler in sein „Theatrum machinarum novum“ ein, das er dem Heidelberger Kurfürsten Karl Ludwig widmete, in dessen Dienst er eine zeitlang stand.⁵⁶ Für den dritten Teil von „Architectura nova“ übernahm Böckler mehrere Tafeln des zweiten Buchs (ohne Text) und einen Stich aus dem Hortus Palatinus.⁵⁷ Salomon de Caus wird überhaupt nicht erwähnt. Dagegen nennt ihn Tobias Nislen in der unter Pseudonym erschienenen deutschen Übersetzung von Herons Pneumatik ausdrücklich mit Namen und präsentiert in einem Anhang noch einmal eine Auswahl von Abbildungen und Erläuterungstexten aus der deutschen Ausgabe des ersten und zweiten Buchs.⁵⁸

„Der verdienstvolle Salomon [de] Caus beschämt Heron“

Das Wissen der Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts über Herons Pneumatik basierte hauptsächlich auf der lateinischen Übersetzung von Federigo Commandino.⁵⁹ Unbekannt ist, ob de Caus dieses Werk (und andere lateinische Bücher) lesen konnte, und welche sonstigen Sprachkenntnisse er besaß. Zumindest Italienisch muss er noch beherrscht haben, denn die für seine Institution Harmonique wichtigen Arbeiten von Zarlino gab es damals nur in der Originalsprache. Heron hatte er vielleicht aus einer von Commandino abhängigen italienischen Fassung gekannt, die 1589 im Druck erschien:⁶⁰ Und de Caus kannte Heron gut! Schon auf der Titelseite der Raisons bildet er einen sog. Heronsbrunnen ab und weist nach, dass die Anlage überhaupt erst nach einer von ihm beschriebenen konstruktiven Änderung richtig funktionieren konnte.⁶¹ Doch nicht dem Autor, sondern den Übersetzern gibt er die Schuld, weil diese nichts von den Ursachen der bewegenden Kräfte verstanden und sogar fehlerhafte Abbildungen beigefügt hätten. Im 55. Problem geht es bei Heron um das scheinbar widernatürliche Ausfließverhalten eines Wasserbehälters. Beim Einfüllen von oben läuft das Wasser durch eine untere Öffnung gleich wieder ab, so lange der Zufluss anhält. Wird nach einer Unterbrechung wieder Wasser nachgegossen, muss der Behälter jetzt bis

zur Hälfte seines Fassungsvermögens aufgefüllt werden, bevor unten wieder etwas herauskommt. Nach einer erneuten Unterbrechung fließt unten nichts mehr ab, und alles weiter hinzu geschüttete Wasser läuft schließlich über die Einfüllöffnung hinweg. Die Lösung der hydropneumatischen Denksportaufgabe besteht aus drei im Behälter verborgenen, verschieden langen Hebern (Syphons), deren längere Schenkel jeweils in drei darunter angeordnete – angeblich beliebig niedrige – becherförmige Gefäße ragen. De Caus erkannte, dass alles nur dann richtig arbeitet, wenn diese Becher eine Mindesthöhe aufweisen. Sie hängt vom Abstand zwischen Wasseroberfläche im Behälter bis zum Knick des jeweiligen Hebers ab.⁶²



Eine beigegefügte Skizze verdeutlicht den Sachverhalt (Abb. 5). Der gelehrte Jesuit Caspar Schott, der selbst keine Zurückhaltung bei der Kritik an Heron kannte, preist de Caus, dem dieser Irrtum als Erstem auffiel, mit den Worten: „Salomon Caus meritò sugillat Heronem“ (Der verdienstvolle Salomon [de] Caus beschämt Heron).⁶³ Noch bis ins 20. Jahrhundert beschäftigten sich Heron-Forscher mit diesem speziellen Problem. Albert de Rochas kam später unabhängig zum selben Ergebnis wie de Caus und Schott.⁶⁴ Wilhelm Schmidt, der Herausgeber und Übersetzer der großen griechisch/deutschen Heron-Gesamtausgabe, widersprach seltsamerweise Rochas aufgrund von „wiederholten praktischen Versuchen“, die er aber nicht erläuterte.⁶⁵ Eine theoretische und experimentelle Nachprüfung durch A. G. Drachmann bestätigte Rochas und damit letztendlich de Caus.⁶⁶

Abb. 5 [de Caus/1. Buch:] De Caus korrigiert den Irrtum im 55. Problem bei Heron. Die notwendige Länge des Bechers ist gestrichelt eingezeichnet (UB Heidelberg)

Eine Legende von der Entdeckung der Dampfkraft

Die Dampfmaschine ersetzte im Lauf des 19. Jahrhundert immer schneller die bisher gewohnten Antriebskräfte von Wind und Wasser, von Menschen und Tieren. Von den ersten praktisch verwertbaren Prototypen an war die Erfolgsgeschichte über fast ein- einhalb Jahrhunderte mit den Namen englischer Erfinder verbunden: Marquis of Worcester, Thomas Savary, Thomas Newcomen, der große James Watt. Im Jahr 1813 reklamierte der Mineningenieur Baillet die Entdeckung des zugrundeliegenden Prinzips zum erstenmal für Salomon de Caus und damit für die französische Nation.⁶⁷ In einem umfangreichen Aufsatz ging François Arago dieser Frage noch einmal nach und brachte es auf den Punkt: Die in den *Raisons* vorgestellte Apparatur sei schon eine



Abb. 6 Salomon de Caus, geboren 1576, entdeckt 1615 die Dampfkraft, gestorben 1630. Das richtige Todesjahr (1626) war noch nicht bekannt. Carte réclame, Paris ca. 1890.

echte Dampfmaschine!⁶⁸ Tatsächlich beschreibt de Caus lediglich eine Fontäne, die aus einer Metallkugel durch den Druck von verdampftem Wasser empor steigt: eine Variante mit technischen Verbesserungen des sog. Heronsballs, einer „Spritzflasche“.⁶⁹ Doch war jetzt eine Legende geboren, die vor allem in Frankreich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts das Bild von de Caus als Nationalhelden prägte. Eine carte réclame (Sammelbild), wie sie noch um 1890 gedruckt wurde, fasste das Wenige zusammen, was die Öffentlichkeit von ihm wusste: „Salomon de Caus, né en 1576, découvre la Vapeur en 1615, meurt en 1630“ (Abb. 6). Der Meister sitzt in einem Lehnstuhl neben dekorativ drapierten Gegenständen, die von seinen Kenntnissen sprechen: ein Pumpengehäuse, ein Zahnrad, das Modell von Herons Aeolipile (Rückstoßturbine) und ein Plan mit dem Grundriss einer Grotte; ein Foliant bezeugt seine Belesenheit. Ein Knabe zu seinen Füßen (der kleine Bruder Isaac?) zeigt auf den Dampf, der unter dem Deckel eines kochenden Wasserkessels ausströmt. Während de Caus die Szene beobachtet, überkommt ihn die Vision einer wunderbaren Zukunft, die der Zeichner dem Betrachter im Hintergrund des Bilds offenbart: Eine Dampflokomotive zieht ihre Waggons über eine Flussbrücke, darunter fährt ein Raddampfer, und am Ufer steht eine Fabrik mit rauchenden Schloten und der Aufschrift *Usine à Vapeur*.

Die von Arago ausgelöste Legende zeugte Unter- und Nebenlegenden. Weil in Frankreich angeblich seine Prophezeiungen – insbesondere von Kardinal Richelieu – nicht anerkannt wurden, sei de Caus darüber wahnsinnig geworden und als Märtyrer



Abb. 7. Salomon de Caus hinter Gittern in Bicêtre. Edward, Marquis of Worcester lauscht aufmerksam, was der Gefangene ihm aus einem Manuskript mit dem Titel „Des Effets de la Vapeur“ mitteilt. Stahlstich, Verlag Gottlieb Haase Söhne (Prag), ca. 1850 (Ausschnitt).

der Wissenschaft im Irrenhaus von Bicêtre gestorben. Eine Variante berichtet, jener Marquis of Worcester, den die Engländer zum Urvater der ersten funktionierenden Dampfmaschine erklärten, hätte bei einem Besuch von Bicêtre dem verzweifelten Gefangenen das Geheimnis entrissen und dann selbst veröffentlicht (Abb. 7). Frei erfundene dramatische Gedichte und Theaterstücke entstanden nach diesem Grundstoff. Ein Trauerspiel des Norwegers Andreas Munch erschien sogar in einer englischen und einer deutschen Übersetzung. Am 19. Mai 1857 stand im Pariser Théâtre de la Gaîté das Drama in vier Akten „Salomon de Caus ou la Découverte de la vapeur“ (Salomon de Caus oder die Entdeckung der Dampfkraft) von Louis Thomas Bignon auf dem Programm; im Publikum befand sich auch die mit dem Autor befreundete George Sand. Im Feuilleton der Zeitung „La Presse“ erschien am 24. Mai ein Bericht über die Aufführung mit ironischen Seitenhieben auf die Inszenierung und Bignon, der selbst die Titelrolle spielte. Dabei zeigte der Rezensent eine erstaunliche Sachkenntnis der Hintergründe und bezweifelte (zu Recht) den Wahrheitsgehalt der ganzen Geschichte. Dagegen glaubte Andreas von Baumgartner, ordentlicher Professor an der Wiener Universität, dass de Caus wirklich als Erster die Dampfkraft entdeckte, wollte aber beweisen, dass er ein Deutscher war: Schließlich stünde doch im Titel der deutschen Fassung der Raisons ausdrücklich „jetzundt aber ‚in unsre deutsche Sprach‘ an Tag gegeben. Wie könnte der Verfasser sagen: in unsere deutsche Sprache, wenn er sich nicht zu den Deutschen rechnete.“⁷⁰ Hatte diese Legende zwar keine lange Lebensdauer, verwundert es, dass bisher noch niemand das Potenzial nutzte, das in dem französischen Sammelbild steckt. Wo anders könnte de Caus 1615, vor genau 400 Jahren, die Dampfkraft entdeckt haben als in Heidelberg!?

Eine periodisch arbeitende Wärmekraftmaschine

Die Kraft spielt in allen Maschinenentwürfen de Caus' eine zentrale Rolle. Den physikalischen Begriff der Energie gab es noch nicht, und noch länger sollte es dauern, bis auch die Wärme als äquivalente Form mechanischer Energie verstanden wurde. Maschinen werden von Kräften angetrieben, und ein Automat ist eine Maschine, die ihre Bewegung aus sich selbst bezieht (*Machine laquelle aura mouvement de soy-mesme*), d. h. aus dem Zusammenwirken der vier Elemente, aus denen sie auch gemacht ist. Ihre Bewegung hat, wie der Mensch und alle seine Werke, Anfang und Ende. Immerwährend ewig ist allein die göttliche Majestät. Damit widersprach de Caus jenen Zeitgenossen, die sich anmaßten, ein Perpetuum mobile bauen zu wollen.⁷¹ Vielleicht wäre er auch aufgrund seiner beruflichen Erfahrung zu diesem Schluss gekommen, den die moderne Physik ebenfalls nur als Erfahrungssatz kennt. Die Kraft, die im Wasserdampf steckt, war seit der Antike bekannt. Mit der aristotelischen Lehre von den vier Elementen war der Dampf aber nicht als anderer (gasförmiger) Aggregatzustand des Wassers zu begreifen. Immerhin stellte der praktische Ingenieur de Caus ein quantitatives Experiment zur Kondensation des Dampfes an und bewies, dass sich evaporiertes Wasser (Dampf) beim Abkühlen nach Maß und Gewicht wieder in dieselbe Flüssigkeitsmenge zurückbildet.⁷²

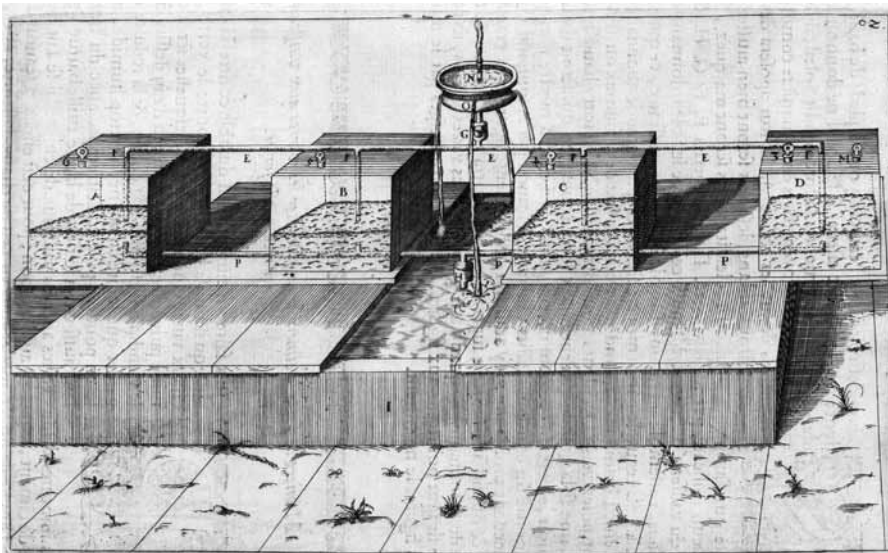


Abb. 8. [de Caus/1. Buch:] Der stetige und sich selbst treibende Brunnen, eine mit Sonnenenergie betriebene, periodisch arbeitende Wärmekraftmaschine (UB Heidelberg)

Doch nicht den Dampf, sondern das Elementarfeuer der Sonne nutzt er zur automatischen Wasserförderung eines Springbrunnens.⁷³ Die Luft in einem zu einem Drittel mit Wasser gefüllten Kupferbehälter expandiert beim Erhitzen und presst das Wasser durch ein Steigrohr mit Rückschlagventil in die Höhe. Bei Sonnenuntergang kühlt die Luft ab und zieht sich wieder zusammen, wobei der Druck im Behälter sinkt. Das Ventil im Steigrohr schließt automatisch, dafür öffnet sich (infolge der Druckdifferenz

zur Außenluft) ein Ventil am Boden des Behälters. Aus einem tieferliegenden Bassin wird so lange wieder Wasser in den Behälter gesaugt, bis die niedrigste Temperatur erreicht ist. Nach Sonnenaufgang schließt das untere Ventil und das Spiel beginnt von vorne (Abb. 8). De Caus beschreibt hier eine periodische Wärmekraftmaschine mit bescheidenem Wirkungsgrad.⁷⁴ Zwar sah er u. a. statt eines großen mehrere kleine Behälter vor, die bei gleichem Fassungsvermögen wegen der größeren Oberfläche Vorteile brachten, doch blieben als Schwachpunkte der langsame Wärmeaustausch durch natürliche Abkühlung und die Zykluszeit eines ganzen Tags. Ohnehin nur für heiße südliche Länder als nützlich befunden, griff 1869 Augustin Mouchot die Idee wieder auf. Er schlug vor, das geförderte Wasser zur schnelleren Abkühlung der Luft periodisch über die Oberfläche des Wärmetauschers fließen zu lassen. Die Zykluszeit regelt eine Überlaufsteuerung mit einem Heronischen Heber.⁷⁵

Kann uns de Caus heute noch etwas sagen?

Um Salomon de Caus ranken sich zahlreiche Legenden. Die Dampfmaschine hat er nicht (mit-) erfunden, doch beschrieb er, ohne es zu wissen (ohne es überhaupt wissen zu können!), das Prinzip jeder Wärmekraftmaschine. Schon vor vierhundert Jahren wollte er keine Magie betreiben, sondern die mit der Vernunft zu begreifenden Ursachen der bewegenden Kräfte verständlich darstellen: Les Raisons des Forces mouvantes. Mit dieser Grundeinstellung bleibt er zeitlos modern.

Anmerkungen

- 1 Auch eine Ausstellung im Kurpfälzischen Museum konnte dieses Bild nicht nachhaltig verändern. Vergl.: Frieder Hepp, Richard Leiner, Rüdiger Mach, Marcus Popplow (Hgg.): *Magische Maschinen, Salomon de Caus's Erfindungen für den Heidelberger Schlossgarten 1614–1619*, Neustadt a. d. Weinstraße, 2008.
- 2 Wie Salomon de Caux zue Churfl Pfaltz Ingenieur angenommen worden. General-Landesarchiv Karlsruhe, Kopialbuch n. 573, fol. 199^v, in: *Heidelberger Schloßverein (Hg.), Mittheilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses*, Band I., 1885–86, Ansichten des Heidelberger Schlosses bis 1764, verzeichnet und beschrieben von Karl Zangemeister, Beilage 1, S. 144f.
- 3 A. B. Hinds (Hg.): *Report on The Manuscripts of The Marquess of Downshire, Volume Four, Papers of William Trumbull The Elder*, London 1940, S. 232.
- 4 *Recue de la part de Madame la Princesse Elect. Palatine, à la foire de francfort passée. Aδ 1615 / Recue de Mons^r Maxvel que le Roy à envoye Madame la Princesse*, The National Archives, Kew, SP 81/14, fol. 69^r -72^v.
- 5 Ebd., fol. 69^r, 72^r.
- 6 Ebd., fol. 71^r.
- 7 Ebd., fol 72^v.
- 8 Ebd., fol. 71^r.
- 9 Ebd., fol. 69^r: A Mons. de Caus pour despens fait au ballet et par le commandement de Madame, fol. 72^v: *Donné a Mons. de Caus 12. [livres en or], [am Rand ergänzt]: Le reste luy a donné le Colonel Schonberg cest p^r les despens du ballet. Am 23. März 1615 vermählte sich der kurpfälzische Hofmeister Hans Meinhard von Schönberg mit Anne Dudley, erste Hofdame und Vertraute („dame of honour“) der englischen Prinzessin, die dem Paar zu Ehren ein Ballett aufführen ließ.*
- 10 *Salomon de Caus: Institution / Harmonique / Divisée en deux parties / En la premiere sont monstrées / les proportions des intervalles / harmoniques. / Et en la deuxiesme les / compositions dice-lles. / Par Salomon de Caus / Ingenieur et Architecte de son / Altesse Palatine Electoralle / A Francfort en la boutique de Jan Norton / 1615.*
- 11 Gioseffo Zarlino: *Le Istitutioni harmonique [...]*, Venedig 1558.

- 12 Für eine Zusammenfassung der „Institution“ siehe Herbert Schneider: Die französische Kompositionslehre in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Tutzing 1972, S. 39-47.
- 13 G. Dyfnallt Owen (Hg.): Report on The Manuscripts of The Most Honourable The Marquess of Downshire, Volume V, Papers of William Trumbull The Elder, London 1988, S. 6: I am writing again to Peter Philips, especially since for the past five or six months I have been demonstrating the theory of music, including composition [...] If he makes any difficulty please intervene without delay, for I should like to have all the fantasias printed within a week of receiving them. I shall not fail to send copies to you both. [Original in Französisch, die englische Übersetzung vom Herausgeber]
- 14 Salomon de Caus: Les Raisons / Des Forces Mouvantes / Avec diverses Machines / Tant utiles que plaisantes / Aus quelles sont adjoints / plusieurs deBeings de grotes / et fontaines. / Par Salomon de Caus / Ingenieur et architecte de son / Altesse Palatine Electorale / A Francfort en la boutique de Jan Norton / 1615.
- 15 Salomon de Caus: Von / Gewalttsamen bewegungen / Beschreibung etlicher, so wol / nützlichen aiß lustigen Machiner / beneben / Unterschiedlichen abriessen etlicher / Höllen od' Grotten und lust Brunne / Durch / Salomon de Caus / Churfürstlicher Pfaltzischer Ingenier / und Bauwmeister Erstlich in Frans- / zösischer Jetzundt aber in unsser / Deutsche Sprach an tag / geben / Zu Franckfurt bey Abraham Pacquart / Frantzösischer Buch führrer [1615]. Gut möglich, dass der unbekannte Übersetzer zu den engsten Heidelberger Mitarbeitern de Caus' gehörte, musste er doch nicht nur das notwendige technische Verständnis besitzen sondern auch das Fachvokabular in beiden Sprachen beherrschen.
- 16 Salomon de Caus: Les / Raisons / des Forces / Mouvantes / Avec diverses Machines Tant utiles que plaisantes: / Ausquelles sont adjoints / plusieurs desseins / de Grottes & Fontaines. / Augmentées de plusieurs figures, avec le discours de chacune / Par / Salomon de Caus, / Ingenieur et Architecte du Roy, / A Paris / Chez Hierosme Drouart, ruë S. lac- / ques à l'Escu au Soleil. / M. DC. XXIII. [1624] / Avec Privilege du Roy.
- 17 Zwischen der französischen Vorlage und der deutschen Übersetzung gibt es grundsätzlich keine inhaltlich-sachlichen Unterschiede. Die Doppelbedeutung von raison = Ursache/Vernunft spiegelt sich allerdings nicht im deutschen Titel.
- 18 de Caus/Institution, wie Anm. 10: [Widmung] A la Tres-Illustre et / Vertueuse Dame, / Anne / Royne de la Grande Bretagne. [...] la Geometrie, Arithmetique & perspective, sont sciences certaines, ou les demonstrations sont tant evidentes, par la raison, comme aussi par le sens qu'il ny peut avoir aucunes controverses aux demonstrations [...]
- 19 Vgl. Hepp et al., wie Anm. 1: Einbandtext
- 20 De Caus erwähnt nicht die ihm sicher bekannte maximale Förderhöhe des Saughebers von ca. 10 Metern (für Wasser) und gerät so nicht in Erklärungszwang. Von Autoren des 16. Jahrhunderts – darunter sogar Leonardo da Vinci – war damit, allerdings ohne praktische Nachprüfung, der Wassertransport selbst über hohe Berge für möglich gehalten worden.
- 21 Salomon de Caus: La / Pratique / et / Demonstration / des Horloges / Solaires. [...] Paris 1624, Avec un Discours sur les Proportions [...] De la grandeur, mouvement et vitesse du Soleil: [...] La terre est grande & le ciel haut, & le Soleil leger en sa course: car en un jour il tourne tout à l'entour du Ciel. Nous devons doncques arrester nostre curiosité dans les bornes de nostre Religion.
- 22 Eine späte Würdigung als Ingenieur erfuhr de Caus in einem Aufsatz von Theodor Beck, der ihm damit einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des Maschinenbaus zuweist. Beck liefert (unter diesem Gesichtspunkt) eine sachkundige Zusammenfassung des ersten Buchs der Raisons. Während er das zweite Buch nur erwähnt, findet aus dem dritten Buch noch eine Walzenpresse zum Glätten von Blei- und Zinnplatten sein Interesse. Siehe Theodor Beck: Beiträge zur Geschichte des Maschinenbaus, Berlin 1899, S. 502–512
- 23 Livre premier, Des forces mouvantes – Das erste Buch / Von gewaltsamen Bewegungen – nachfolgend: de Caus/1. Buch
- 24 Livre / Second / Ou sont desseignées / plusieurs Grottes et Fontaines / propres pour l'ornement des / palais maisons de plaisances / et Jardins. /par / Salomon de Caus / Ingenieur et Architecte de son / Altesse Palatine Electorale / A / Francfort / En la boutique de Jan Norton / Libraire Anglois. / 1615. – Daß Ander Buch, / Darinnen mancherley Grotten und / Springende Brunnen, zur zier der / Fürstlichen Heusser und Gärten / verzeichnet / Durch / Salomon de Caus, / Ingenier und Bauwmeister / Ihrer Churfürstlichen Genaden / Phaltzgraven bey. / Rehin. [!] / Zu Francfurt bey Abraham Pacquart. / Französ: buchfürer. [1615] – nachfolgend: de Caus/2. Buch.
- 25 Livre / Troisième Trai- / tant de la Fabrique / des Orgues. / Par / Salomon de Caus Ingenieur et / Architecte de son Altesse Palatine Electorale. / A Francfort en la boutique de Jean Norton 1615. – Das Dritte Buch / Darinn / Clärlicher unnd nothwendiger Bericht, / wie Orgeln recht zu machen, und zu

- stimmen. / Durch / Salomonem de Caus / Churfl: Pfälzischen Ingeniern und Bauweistern / Auß / Französischer Sprach verdeutschet. / Anno 1515 [Druckfehler: = 1615] / Zu Franckfurt in Johann Nortons Buchladen zu finden. – nachfolgend: de Caus/3. Buch.
- 26 Lili Fehrle-Burger: Die Welt der Oper in den Schlossgärten von Heidelberg und Schwetzingen. Karlsruhe, 1977, S. 45: „ein kleines Karussell mit vier im Kreise tanzenden Pferden, die sich im Takt zur Musik einer Wasserorgel bewegten.“ – De Caus beschreibt eine Wasserpumpe mit Doppelzylinder, vier Pferde im Göpel liefern die notwendigen Antriebskräfte. Neben einer ganzseitigen perspektivischen Abbildung der Maschine verdeutlicht eine weitere Tafel das Getriebe für eine gleichmäßig pulsationsarme Förderung. Vgl. de Caus/1. Buch, fol. 11^v – fol. 13^r, Tafeln 12 und 13.
- 27 Vgl. die Produktion des ersten gedruckten Buchs von Salomon de Caus: Alexander Marr: 'A Duche graver sent for': Cornelis Boel, Salomon de Caus, and the Production of „La perspective avec la raison des ombres et miroirs“, in: Timothy Wilks (Hg.): Prince Henry Revived, Image and Exemplarity in Early Modern England, Southampton 2007, S. 212–238.
- 28 Vgl. Anm. 13.
- 29 de Caus/Institution, wie Anm. 10: [Widmung] A la Tres-Illustre et / Vertueuse Dame, / Anne / Royne de la Grande Bretagne. [...] Et si Vostre Majesté a agreable ce mien petit labeur, cela me donnera courage de poursuivre, & mettre en lumiere un traité (de la fabrique des Machines Hidrauliques) commencé soubz mon bon Maistre d'heureuse memoire, le Serenissime Prince de Galles [...].
- 30 de Caus/2. Buch: Widmung an Prinzessin Elizabeth (Datum 1. Januar 1615): [...] quelques desseings, que j'ay autrefois faits, estant à son service, aucuns pour servir d'Ornement en sa maison de Richemont, et les autres pour satisfaire a sa gentille curiosité, qui desiroit tousjours voir et cognoistre quelque chose de nouveau. [...] – [...] etliche Abriß zusammen verfasst / welche ich hiebevord / da ich in desselbigen Diensten gewesen / zur Zier seines Hauses Richemont, beneben andern so ich auch zur Vergnügung seiner Hochlöblichen Begierde / etwas newes zu sehen und zu erfahren / gemacht: [...].
- 31 Vgl. Vitruv, zehn Bücher über Architektur, übersetzt von Curt Fensterbusch, Darmstadt 1964, Erstes Kapitel, Die Ausbildung des Baumeisters, S. 35–37: „Da [...] der Architekt von Beruf aber in allen Wissenschaftszweigen geschult sein muss, und da die Fassungskraft mit Rücksicht auf den Umfang des Stoffes es nur gestattet, daß er über das notwendige Maß hinaus nicht die höchsten, sondern nur mittelmäßige Kenntnisse in den Wissenschaften besitzt, bitte ich [...] die Leser um Nachsicht. [...] nur als ein Architekt, der mit diesen Wissenschaften (ein bißchen) vertraut ist, habe ich mich daran gemacht, dies zu schreiben“.
- 32 Krista de Jonge: Ein Netz von Grotten und Springbrunnen – Die ‚Warande‘ zu Brüssel um 1600, in: Ursula Härting (Hg.): Gärten und Höfe der Rubenszeit im Spiegel der Malerfamilie Breughel und der Künstler um Peter Paul Rubens (Katalog zur Ausstellung), München 2000, S. 89–105.
- 33 de Caus/1. Buch, fol. 34^v-35^r, Tafel 35.
- 34 Luke Morgan: Nature as Model, Salomon de Caus and Early Seventeenth-Century Landscape Design, Philadelphia 2007, S. 79.
- 35 Christina Sandrina Maks: Salomon de Caus, 1576–1626, Paris 1935.
- 36 Marguerite Devigne: Salomon de Caus. Revue belge de philologie et d'histoire, Tome 15, fasc. 2, 1936, S. 652–658.
- 37 Devigne, wie Anm. 36, S. 653f.: Articles et conditions sur lesquelles Salomon de Caulx Ingenieure de leurs Altesses entreprend dachever la grande grotte nouvelle qu'icelles font faire au hault jardin de la feuillée de tout ce que y pourroit defaillant de pierres sauvaiges, rochiers, cocquilles, buses, cranes que aultres minutez comme sensuit.
- 38 Für die Orgeln selbst und die Mechanik der Automatensteuerungen gab es einen separaten Vertrag, der hier aber nur erwähnt wird: [...] le tout accompagné des mouvemens et Instrumens sonnans que par aultre contract fait avecq ceulx des finances ledit de Caulx at emprins faire a ladite grotte. Vgl. Devigne, wie Anm. 36, S. 656.
- 39 de Caus/2. Buch, fol. 12^v-13^r, Tafel 13.
- 40 de Caus/1. Buch, fol. 31^r-fol. 34^r, Tafeln 32, 33 und 34.
- 41 de Caus/2. Buch, fol. 14^v-15^r, Tafel 15.
- 42 Devigne, wie Anm. 36, S. 655: Comme aussy il sera tenu de livrer le trois tremblans de cuivre et trois soupapes à ladite buse [...].
- 43 de Caus/3. Buch, fol. 7^v (französisch), S. 16. (deutsch).
- 44 Devigne, wie Anm. 36, S. 655: [...] ung sommier de cuivre avecq huit soupapes, ung tambourin de cuivre et une roue a eaue et huit tuiaux de plomb pour faire jeter l'eaue a l'une des fontaines carées dentre les pilastres [...].
- 45 de Caus/2. Buch, Tafel 12.

- 46 Devigne, wie Anm. 36, S. 655: Item sera encores tenu livrer toutes les buses [...] qui défaileront soubz le pavement servans à mouillir les regardans [...].
- 47 Zur Medientheorie vergl. Marshall McLuhan: *Understanding Media, the extensions of man*, Chapter 1: *The medium is the Message*, New York 1964 (und zahlreiche Nachdrucke).
- 48 Ute Omonsky: Eine „Musikmaschine“ von Salomon de Caus: Kontext – Musik – Funktion, in: Hepp et al., wie Anm. 1, S. 127–137.
- 49 Ebd., S. 135. Die textlose (!) Intavolierung des fünfstimmigen Madrigals von Alessandro Striggio mit Detailzeichnung der zugehörigen Orgelwalze stammt aus einem anderen Beispiel der *Raisons: de Caus*/1. Buch, fol. 37^v-fol [39]^r; Tafeln 38 und [39], = *Probleme / Problema XXX*. Dieses 30. Problem dient zum besseren Verständnis eines großen Orgelautomaten, der als 28. Problem auf fol. 35^v – fol. 36^r / Tafel 36 vorgestellt wurde. Der (deutlich kleine) Orgelautomat mit der zugehörigen Musik für die Galatea-Grotte ist auf fol. 32^v-33^r / Tafel 33 beschrieben.
- 50 Isaac de Caus: *Nouvelle / Invention / de / lever l'eau plus / haut que sa source / [...] par / Isaac de Caus / Ingenieur, & Architecte*. [1644].
- 51 Ebd., Tafeln XXV / XXVI.
- 52 Isaac de Caus: *New and Rare Inventions / of / Water-Works / Shewing the easiest waies / to raise Water higher / then the Spring*. / [...] London 1659.
- 53 Stephen Switzer: *An / Introduction / to a General / System / of / Hydrostaticks and Hydraulicks [...] Deduc'd from the Theory of [...] Torricelli, Boyle, [...] Mariotte [...] and others. / Reduc'd to Practice by [...] de Caus, and other Architects [...]*. In *Two Volumes [...]* London 1729.
- 54 Ebd., Volume II, *Notes upon Book IV*. (Anhang am Ende, 4 Seiten, nicht paginiert).
- 55 Ebd., Volume II, Book III, S. 345–350, Plates 27–30.
- 56 Georg Andreas Böckler: *Theatrum machinarum novum, Schauplatz Der Mechanischen Künsten, Nürnberg 1661 / Neu=vermehrter Schauplatz der Mechanischen Künsten, Nürnberg 1673*.
- 57 Georg Andreas Böckler: *Architectura curiosa nova*, Nürnberg 1664.
- 58 [Tobias Nislen]: *Heronis Alexandrini Buch Von Lufft= und Wasser=Künsten [...]* Durch Agathum Carionem. Und mit einem Anhang [...] aus Salomon De Cous gewesenen Churfürstl. Pfaltzgrfl. Ingenieur und Baumeistern [...], Bamberg 1688.
- 59 Federico Commandino (Übersetzer): *Heronis Alexandrini Spiritalium Liber*. [Paris] 1583.
- 60 Giovanni Battista Aleotti (Übersetzer): *Gli Artifitiosi et Curiosi Moti Spiritali di Herrone*. Ferrara 1589.
- 61 de Caus/1. Buch, *Theoresme/Theorema VI.*, fol. 4^v.
- 62 Ebd., *Theoresme/Theorema IX.*, fol. 5^v.
- 63 Caspar Schott: *Mechanica Hydraulico-Pneumatica*, Frankfurt 1657, S. 55f.
- 64 Eugène Albert de Rochas d'Aiglun: *La science des philosophes et l'art des thaumaturges dans l'antiquité*, 2e éd. Paris, [1911 oder 1912], S. 144-45, Planche XVII, Fig. 3/3bis (die erste Ausgabe erschien 1882).
- 65 Wilhelm Schmidt, Heron von Alexandria im 17. Jahrhundert, in: *Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik*, Heft 8, 1898, S. 213.
- 66 Aage Gerhardt Drachmann: *Ktesibos, Philon and Heron, A Study in Ancient Pneumatics*, Kopenhagen 1948, S. 147-149 und S. 184–186.
- 67 Arsène Nicolas Baillet du Belloy, *Notice Historique sur les Machines à Vapeur; (Machines dont les Français peuvent être regardés comme les premiers inventeurs)*. *Journal des Mines*, Mai 1813, S. 321–326.
- 68 *L'appareil [...] est une véritable machine à vapeur: François Arago, Notices Scientifiques sur les Machines à Vapeur, Annuaire pour l'an 1829 par le bureau des Longitudes, Paris 1828, S. 158.*
- 69 *Überdies hatte della Porta schon vorher ein Beispiel für die dampfbetriebene Spritzflasche publiziert, vergl. Beck: wie Anmerkung 22, S. 257, „Kenntnis der Dampfkraft im Alterthum, Spritzflasche“. Weder de Caus noch della Porta haben diese embryonale Technik weiter verfolgt.*
- 70 *Zeitschrift für Physik und verwandte Wissenschaften, Zweiter Band, Wien 1833, „Die Dampfmaschine, die Erfindung eines Deutschen.“, S. 190–192.*
- 71 de Caus/1. Buch, fol. 18^v.
- 72 Ebd., fol. 2^v-fol. 3^r.
- 73 Ebd., fol. 19^v-20^r, Tafel 20.
- 74 Heute als Carnot'scher Kreisprozess darstellbar. Ein Ähnlichkeit zum Stirling-Motor besteht (nur) in der abgeschlossenen Luftmenge als Arbeitsgas.
- 75 Augustin Mouchot: *La Chaleur Solaire et ses Applications Industrielles*, Paris 1869, S. 183–186.

Maja Linthe

Dr. Elise Dosenheimer und ihr Heidelberger Zimmer für sich allein

Die Frauenrechtlerin und Germanistin Dr. Elise Dosenheimer schrieb 1959, kurz vor ihrem Tod in New York, an ihre Nichte: „Was mich betrifft, so geht es mir nicht immer glänzend, trotz des Zimmers für mich allein. Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen, wie ihr wisst, und man wandelt auch nicht ungestraft unter 90 Jahren. Tragik des Alters.“¹ Mit den Zitaten aus Virginia Woolfs „Ein Zimmer für sich allein“ und Goethes „Wahlverwandschaften“ benennt Elise Dosenheimer die beiden schwersten Kämpfe ihres 90-jährigen Lebens: Sie kämpfte für einen privaten und öffentlichen Raum für Frauen, „ein Zimmer für sich allein“², das sie schließlich in Heidelberg fand; sie wurde als Jüdin von Heidelberg nach Gurs deportiert und floh von dort nach New York, an einen Ort in der Fremde, an dem sie, in Goethes Worten, nicht ungestraft unter Palmen wandelte, weil sie durch ihre Flucht zu einem anderen Menschen geworden war.

**Dosenheimer Elise Dr. Frä., Schriftstellerin u.
Dozentin, Blumenthalstr. 36
— Paula, Landgerichtsbir. Wtw., Eckenerstr. 2**



Oben: Auszug aus dem Heidelberger Adressbuch. Unten: Blumenthalstraße 36, wo Elise Dosenheimer seit 1937 wohnte. (Foto: Maja Linthe)

Heidelbergerin aus Ungstein

In Heidelberg wohnte Elise Dosenheimer seit 1929, bis 1931 in der Kronprinzenstraße 22, heute Dantestraße, von 1932–1937 in der Friedrich-Eisenlohr-Straße 9 und seit 1937 schließlich im Dachgeschoss der Blumenthalstraße 36.³ Das Heidelberger Adressbuch vermerkt unter den Adressen: „Dosenheimer Elise Dr. Frl., Schriftstellerin und Dozentin“⁴ und dieser Eintrag kennzeichnet die außergewöhnliche Ausbildung einer außergewöhnlichen Frau. Elise Dosenheimer bewohnte hier in Heidelberg, im Sinne Virginia Woolfs, ein Zimmer für sich allein, einen eigenen Raum innerhalb des Hauses, weil sie durch ihr Studium und ihre Arbeit materiell unabhängig geworden war.

Sie wurde am 22. November 1868 in Ungstein in der Pfalz, heute ein Teil von Bad Dürkheim, geboren. Die Eltern hießen Abraham und Helene Dosenheimer, geb. Adler. Der Vater war Kaufmann und führte bis 1891 in Ungstein ein Ladengeschäft. Elise Dosenheimer hatte drei Geschwister. Der bekannteste war ihr Bruder Emil Dosenheimer, ein Jurist, der mit Paula Dosenheimer, geb. Friedmann, verheiratet war und zwei Kinder hatte. Emil Dosenheimer kam 1916 an das Landgericht Frankenthal, später nach Landau. Er leitete die Freireligiöse Gemeinde in der Pfalz, gründete den Volksbildungsverein, war ein Gegner der Todesstrafe und in der Friedensbewegung aktiv.⁵ 1933 wurde er zwangsbeurlaubt und starb 1936. Zu seiner Tochter Gertrud Helene, die nach ihrer Flucht 1937 in den USA lebte, hatte Elise Dosenheimer ein besonders inniges Verhältnis. Die Schwester Flora Lurch, geb. Dosenheimer, war zusammen mit ihrer Tochter Marie Lurch in Gurs interniert. Flora starb 1946 in Gresy sur Aix / Frankreich, Marie blieb in Frankreich. Der Bruder Robert Dosenheimer, ein Kaufmann wie sein Vater, war mit Anna Dosenheimer, geb. Weil, verheiratet und starb 1935.⁶ Elises Schwägerinnen, Anna und Paula Dosenheimer, wohnten nach dem Tod ihrer Ehemänner seit dem 2. Februar 1939 zusammen ebenfalls in Heidelberg in der Eckenerstr. 2.⁷

Schülerin und Studentin

Elise Dosenheimer besuchte zunächst die Volksschule, dann die höhere Töchterschule in Dürkheim, legte ihr Examen für neuere Sprachen in Speyer ab und machte ihr Abitur am Realgymnasium in Mannheim erst am 25. Juni 1908.⁸ Dazwischen kümmerte sie sich jahrelang um ihre kranke Mutter, womit sich ihr relativ spätes Studium erklären lässt. Das Frauenstudium war mit der Jahrhundertwende zwar unter erschwerten Bedingungen, aber doch möglich geworden. Seit 1896 waren Frauen in Preußen als Gasthörerinnen zugelassen. An der Philosophischen Fakultät in Heidelberg konnten Frauen seit 1895 widerruflich studieren und sich schließlich ab dem Sommersemester 1900 auch als ordentliche Studierende, zunächst versuchsweise, einschreiben.

Dosenheimer studierte ab 1904 zunächst nur als Hörerin an den Universitäten Berlin, Jena und Heidelberg. Zwei Semester hörte sie Philosophie in Berlin, dann vom Sommersemester 1906 bis zum Wintersemester 1907/08 in Heidelberg. Leider lassen sich weder im Heidelberger Stadtarchiv noch im Heidelberger Universitätsarchiv Eintragungen oder Dokumente über sie finden. Bis zum Oktober 1909 war sie Studentin

ausschlaggebenden Faktoren des deutschen sozialen Dramas herausgearbeitet. Die soziale Lage bestimme, so Dosenheimer, nicht nur die äußere Lebensführung des Menschen, sondern auch seine geistig-seelische Struktur. Diese Darstellung des Menschen geht einher mit einem scharfen, kämpferischen Ton im sozialen Drama. Elise Dosenheimer, so schreibt die Volksstimme, „erblickt in den sozialen Dramen, die eine Zeit hervorbringt, die Sturmzeichen, die den kommenden Zusammenbruch ankündigen“.¹⁷

Und der Generalanzeiger Wuppertal schreibt: „Elise Dosenheimer, bekannt geworden durch ihr fundiertes Werk über das „zentrale Problem in der Tragödie Friedrich Hebbels“, verfügt nicht nur über eine souveräne Kenntnis der deutschen Dramenliteratur und ihrer Kommentare, sie versteht dieses Wissen auch schöpferisch fruchtbar zu machen und über stilistisch ausgefeilte Einzeldarstellungen hinaus die Entwicklung der dramatischen Literatur in den größeren Zusammenhang mit den bewegenden politischen und sozialen Strömungen der jeweiligen Epoche zu stellen. Die Darstellung sprengt auf diese Weise den Rahmen einer nur literatur-kritischen Geschichte des Dramas. Auf der erweiterten Ebene einer gesellschaftskritischen Analyse leuchtet sie die großen sozialen Spannungen des letzten Jahrhunderts aus, den Kampf um Anerkennung und Gleichberechtigung, das Werden der bürgerlich-wirtschaftlichen Macht und die Dämmerung des Kapitalismus.“¹⁸

Frauenrechtlerin

Elise Dosenheimer war eine überzeugte Frauenrechtlerin, kämpfte auch politisch um „ein Zimmer für sich allein“, einen privaten und öffentlichen Raum für Frauen. Die Gleichberechtigung der Frau, und hier findet sich der Gedanke wieder, den Dosenheimer auch bei Hebbel als wesentlich herausstrich, wurde als Mittel zur Humanisierung der bestehenden Gesellschaft begriffen, als, so schrieb Dosenheimer weiter, „Versuch, mit Hilfe von Frauen auf ‚die politische, moralische und soziale Befriedung der Welt‘ hinzuarbeiten“.¹⁹

Schon während ihres Studiums hatte sich Elise Dosenheimer enttäuscht darüber gezeigt, „daß ein großer Teil der Studentinnen entweder ganz vergessen hat oder sich dessen nie ganz bewußt war, wem sie denn eigentlich das ihnen heute so selbstverständliche Recht des Studiums zu verdanken haben, daß so viele kaum zu wissen scheinen, daß es so etwas wie eine Frauenbewegung gibt. [...] Ich war nicht wenig erstaunt, als ich im Wintersemester 1905/6 nach Berlin kommend und die Teilnahme der Universitätshörerinnen an den Bestrebungen der Frauenbewegung, zum mindesten den Besuch der ihnen gewidmeten öffentlichen Versammlungen als selbstverständlich voraussetzend, bei sehr vielen gänzliche Interesslosigkeit, nicht selten völlige Ignoranz in diesem Punkt vorfand.“²⁰ Auch neben ihrer Arbeit als Germanistin war Dr. Dosenheimer weiterhin als Frauenrechtlerin aktiv: „Wenn die Renaissance die geistige, die Reformation die religiöse, die Französische Revolution die politische Freiheit begründet haben, wenn die wirtschaftliche Rechtlosigkeit in ihrer rohesten Form, der Sklaverei, überwunden ist, so liegt der weitere Fortschritt in der völligen Befreiung der Frau, die sich nur in ihrer Entwicklung vom politischen Objekt zum Subjekt vollziehen kann.“²¹

Die Frauenbewegung

Sechsteinert 1. u. 15. Jhd. Wkt.
Preis vierteljährlich 1 Mark
bei allen Buchhandlungen
und Verlagsstellen
Preis per 4 Bände 1,25
für Ausland 1,50 Mark.

Herausgeberin Minna Cauer.

Verleger:
Die älteste deutsche Verlags-
anstalt 40 W. Willersdorferstr. 20 W.
Berlin C. 13. Oranienstr. 4.

Mit der Beilage: Zeitschrift für Frauenstimmrecht
Organ für die staatsbürgerliche Bildung der Frau.

Publikationsorgan der fortschrittlichen Frauenbewegung.

Verlag: W. & S. Koewentzel, Verlagsbuchhandlung, Berlin C. 13, Oranienstr. 4.

XIX. Jahrgang.

Berlin, den 1. August 1913.

Nr. 15.

Inhalt: Militarismus hier und dort. Von Dr. Elise Dosenheimer in München. — Ein Stachel bei der Berliner Altentw. Von Anna Döppert. — Prostitution und Würdigung. Von Carrie Chapman Catt. — Was ist aus den Verhandlungen des Kongresses der A. N. Abenteurer, 8–11. Juni 1913. — Das Werk der „Widerstandlosen“. Eine Notiz von Helen Biester. — Aus der Frauenbewegung: Frauenbildung und Frauenberufe; Sozialer; Die Frau im öffentlichen Leben. — Zeitschrift für Frauenstimmrecht.

Abdruck ist nur mit Zustimmung der Verfasser und vollständiger Quellenangabe gestattet.

Militarismus hier und dort.

Von Dr. Elise Dosenheimer in München.

In einer der Annalen der jüngsten Heresvorlage gewidmeten Schlussbetrachtung kommt die Frankfurter Zeitung zu dem Ergebnis, daß hier die indirekte Wirkung einer mehrfachen Massenjugend vorliege. Mit vollem Recht. Mit einer im Vergleich zu früheren Widerständen geradezu verblüffenden Widerstandlosigkeit ließen sich auch die sonst nicht gerade vor der Gebelanne beherrschten Parteien die Bewilligung der Vorlage abgewinnen. Und das zweifellos deshalb, weil man sich jener im Volke herrschenden, zum Geben ergebenden Stimmung, jener an Fatalismus grenzenden Massenjugend bewußt war.

offiziellen Dichtung am Horizont auftauchende, im Balkankrieg seine Schatten vorauswerfende Zusammenstoß der Slawen — das wird durch die jüngsten Ereignisse, den zweiten die slawische Verdrängung im schärfsten Lichte zeigenden Balkankrieg auf eine geradezu komisch wirkende Weise illustriert.

Die Frankfurter Zeitung endet ihre oben erwähnte Betrachtung mit dem frommen Wunsch, es möge nun doch endlich einmal genug sein des nimmermüden Spiels, es möge nun doch endlich einmal eine Grenze gesetzt werden den Ansprüchen eines die Völker niederdrückenden Militarismus.

Ob dieser Wunsch auf Erfüllung hoffen darf? Ich wage es, skeptisch zu sein. Der jetzt beschlossene Stand der Mün-

Elise Dosenheimer engagierte sich in der Frauenbewegung und in der Friedensbewegung.
(Foto: Maja Linthe)

Sie publizierte u.a. in „Die Frauenbewegung“, in der von Minna Cauer herausgegebenen „Zeitschrift für Frauenstimmrecht“ und in Helene Stöckers Zeitschrift „Die Neue Generation“. Mit den Frauenrechtlerinnen und Pazifistinnen Lida Gustava Heymann und Anita Augspurg war sie befreundet, ebenfalls mit Helene Stöcker. Mit Augspurg und Heymann gehörte sie dem sog. radikalen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung an. Im Gegensatz zum konservativeren Flügel scheuten sie sich nicht, auch Fragen der Sittlichkeit und Sexualethik zu diskutieren. Die sexuelle Aufklärung sei, so Dosenheimer bereits 1907, „ein vornehmstes Mittel zur Charakterbildung, zur Höherentwicklung der Persönlichkeit, ein Hebel gleichsam, durch den der ganze innere Mensch auf ein höheres Niveau gehoben wird.“²² Im Kampf gegen die Prostitution plädierte sie für Enthaltensamkeit und die Ausbildung des ästhetischen Empfindens. Und im Gegensatz zum konservativen Flügel machte sie die Gesellschaft insgesamt verantwortlich und nicht nur die Prostituierten selbst. Der radikalere Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung forderte außerdem die koedukative Einheitsschule und den Zugang von Frauen zur Universität, strebte ein gemeinsames Vorgehen mit den Arbeiterinnen an und forderte schließlich die politische Gleichberechtigung der Frau durch die sofortige Gewährung des Frauenstimmrechts. Elise Dosenheimer stellte fest, „daß das nach Schiller „vollkommenste aller Kunstwerke, der Bau einer politischen Freiheit“, nicht vollkommen sein könne ohne die Einbeziehung auch der Frau als Mitbauerin“

und somit ohne „das Frauenstimmrecht.“²³ Die Ehe wurde nicht abgelehnt, aber in ihren erstarrten Konventionen und Formen angegriffen. Die Verbindung von Berufstätigkeit und Mutterschaft wurde uneingeschränkt gefordert. Als die wesentlichen Errungenschaften der Frauenbewegung nennt Elise Dosenheimer 1927 im Volksstaat: „Bildungsmöglichkeit, Beruferschließung, politische Rechte“. Dieser radikalere Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung grenzte sich dennoch deutlich von den Sozialistinnen ab, die die Geschlechtszugehörigkeit der Klassenzugehörigkeit unterordneten.

Der Kampf der Frauenbewegung musste häufig auch gegen Männer geführt werden. Dazu äußerte sich Heymann im Jahre 1904: „Unser ganzes Leben, Staat, Politik, Gesetzgebung, Wissenschaft usw. sind durchdrungen vom männlichen Geiste, männlicher Autorität, und es ist den Herren der Schöpfung etwas so Selbstverständliches, daß alles Lebende sich ihrem Willen beuge, daß sie ratlos wie vor einem Wunder stehen, wenn von dem üblichen Wege einmal abgewichen wird.“²⁴

Als Pazifistinnen, für die der I. Weltkrieg eine Katastrophe darstellte, waren Elise Dosenheimer und ihre Mitstreiterinnen aber auch innerhalb der Frauenbewegung Außenseiterinnen. Schon zu Beginn des I. Weltkriegs beklagte Dosenheimer das Erstarren Europas im Militarismus und fasste nach seinem Ende zusammen: „Wenn die Frauen in diesem Kriege in sozialer und philanthropischer Hinsicht vieles geleistet haben, hier haben sie, die Frauen aller kriegführenden Länder, versagt.“²⁵ Erst während des II. Weltkriegs war für Heymann, Augspurg und Dosenheimer dieser Pazifismus nicht mehr lebbar. Elise Dosenheimer schrieb 1943 über Lida Gustava Heymann: „Es dürfte keinen Juden geben, der mehr als sie das, was über uns hereingebrochen ist, in tiefer Seele miterlebte“, und sie musste diesen Krieg gegen den Hitler-Faschismus „bejahen, weil sie einsah, dass er unumgänglich war, sollte die Welt vor einem äußersten Abgrund, sollte die Idee der Menschheit vor letzter Schändung gerettet werden.“²⁶

Jüdin

Am 22. Oktober 1940 wurde Elise Dosenheimer, im Alter von 71 Jahren, aus dem Zimmer, das sie hier in Heidelberg für sich allein bewohnte, verschleppt. Mit ihrer Deportation wurde ihr dieses Zimmer doppelt gestohlen, als gerade erst von ihr erkämpftes Recht einer Frau auf Privatbesitz und materielle Unabhängigkeit und als Überlebensraum einer deutschen Jüdin in ihrer Heimat.

Der Begriff „Heimat“, als Gegensatz zu der im Goethe-Zitat erwähnten Fremde unter Palmen, war Elise Dosenheimer, die bereits in Frankreich gelebt hatte, schon 1920 zu eng, zu völkisch-nationalistisch erschienen. „In dem Moment, in dem das Nationale als die natürlich kulturelle Auswirkung einer Volksgemeinschaft keine Selbstverständlichkeit mehr ist, als welche es nicht eigens betont zu werden braucht, schlägt es in das Nationalistische über und ist als solches ein Widerspruch zu einem Weltbund. Und in dem Moment, in dem der Gedanke, die Frau als Geschlecht zusammen zu fassen, durch irgendwelche Begrenzungen eine Einschränkung erfährt, ist er aufgehoben. Ein „Weltbund nationaler Frauen“ stellt sich so nach zwei Seiten als ein *Contradictio in adjecto* dar.“²⁷ In einer Buchrezension zum dänischen Literaturkritiker und

Schriftsteller Georg Brandes hatte Elise Dosenheimer die Heimatlosigkeit als Tragik des Judentums bezeichnet, aber auch als Möglichkeit für die Herausbildung eines guten Europäertums. In ihrem Aufsatz zu Fichte unterstrich sie den „Weltenbürgersinn“, „das Vaterland des ‘ausgebildeten Europäers’“.²⁸

Gemeinsam mit ihren Schwägerinnen Anna und Paula sowie 300 Heidelberger jüdischen Bürgerinnen und Bürgern wurde Elise Dosenheimer nach Gurs deportiert. In Paula Dosenheimers „Wiedergutmachungsakte“ findet sich ein Bericht des Hausbesitzers Carl Lotz (Eckenerstraße 2) über die Abholung der beiden Frauen. Elise Dosenheimer hat ihre eigene Deportation wohl in ähnlicher Weise erlebt. „Als ich am 22.10.1940 von einem Morgenspaziergang nach Hause kam, war eine große Unruhe in meinem Hause, einige Nachbarn sagten mir, die Polizei sei dagewesen, und habe die beiden Damen Dosenheimer aufgefordert, sich reisefertig zu machen, die würden in anderthalb Stunden abgeholt, 50 Kilo Gepäck dürften sie mitnehmen. Meine Frau sorgte schnell für Proviant, wir halfen einen Handkoffer packen, ich stopfte hauptsächlich warme Sachen hinein, da wir dachten, es ginge nach Polen. Nach etwa zwei Stunden fuhr ein kleiner Lastwagen vor, in dem sich schon andere Leute befanden, ein Kriminalschutzmann holte die beiden Frauen ab, sie stiegen auf, der Schutzmann sagte, sie kämen in ein schönes Land.“

Carl Lotz beschreibt außerdem, wie weiter mit der Wohnung und dem Inventar verfahren wurde: „Die Wohnung wurde von dem Kriminalbeamten sofort geschlossen und mit einer Marke „polizeilich geschlossen“ versehen. [...] Nach einigen Wochen wurde dann die ganze Einrichtung abgeholt und vom Gerichtsvollzieher in einem Versteigerungslokal versteigert. [...] Etwa sechs Wochen nach dem 22. Oktober stellte mir die Polizei die Wohnung wieder zur Verfügung und zahlte die rückständige Miete. In der Wohnung fand ich noch Familienbilder und einen Handkoffer, die ich an Dosenheimer'sche Verwandte in Görlitz sandte.“²⁹

Elise Dosenheimer wurde, genau wie ihre Schwägerinnen, zum Heidelberger Hauptbahnhof gebracht: „Dort hielten, wie sich ein Augenzeuge erinnerte, die mit Planen und Sitzbänken versehenen LKWs vor dem Verwaltungsgebäude des Bahnhofs (gegenüber der damaligen Hauptpost), wurden hinten aufgeklappt, und Polizeibeamte dirigierten die festgenommenen Juden mit ihrem leichten Handgepäck von der Rückseite her (heutige Poststraße) auf den Bahnsteig 1a; für Heidelberger Verhältnisse habe es viele Zuschauer gegeben, die stumm und eher bedrückt dageigestanden seien. Der bereitgestellte Eisenbahnzug verließ, bewacht und begleitet von SS, Heidelberg um 18.15 Uhr und erreichte über Belfort das unbesetzte Frankreich. Die Deportierten wurden von den völlig überraschten französischen Behörden übernommen und kamen nach drei Tagen, am 25.10., im Lager Gurs am Fuß der Pyrenäen an.“³⁰ Elise Dosenheimer wurde in Ilot I (30 Baracken) eingewiesen.³¹

Gurs war ein Internierungslager, kein Arbeits- und Vernichtungslager. Es muss im Herbst und Winter einer Schlammwüste geglichen haben mit Baracken aus Holz, die auf unbefestigtem Boden errichtet worden waren und keine Fenster, sondern nur Lüftungsluken hatten. „In den Wintermonaten herrschte in den Baracken Dunkelheit und eisige Kälte. Die Häftlinge waren den extremen Temperaturschwankungen der Basses

Pyrenées nahezu schutzlos ausgeliefert.“³² Zwischen den Männer- und Frauen-/Kinderbaracken waren keine Besuchskontakte erlaubt, geschlafen wurde in dünnen Strohsäcken auf Holzbohlen, und täglich gab es 200g Brot, Suppe aus Viehrüben und Wasser, gelegentlich Erbsen und selten Fleisch. Der Mannheimer Arzt- und ehemalige Gemeindevorsteher Eugen Neter schrieb über den ersten Winter in Gurs: „Die Monate November/Dezember 1940 und Januar 1941 sahen ein grausames Massensterben. Eine ruhrartige Darmerkrankung hatte um sich gegriffen, nachdem die neuen, sehr schwierigen Lebensbedingungen die Menschen, besonders die vielen Alten, körperlich und seelisch geschwächt und widerstandsunfähig gemacht hatten.“³³

Am 13. Dezember 1940 bekam Elise Dosenheimer, gemeinsam mit ihren Schwägerinnen Anna und Paula, die Erlaubnis, Gurs zu verlassen und in Pau bei Dr. Paul Rehfeld zu wohnen, dem Enkel von Flora Lurch³⁴. Im August 1941 erhielt sie ein Visum, durch das ihr mit Hilfe einer Quäker-Organisation über Marseille die Flucht in die USA gelang.³⁵

In ihrer sog. „Wiedergutmachungsakte“ beschreibt Elise Dosenheimer den Verlust ihres Heidelberger Zimmers. Die in der Akte enthaltenen Schreiben deutscher Behörden nach 1945, in denen sie immer wieder hingehalten wird oder ihr Minimalbeträge zur Auszahlung versprochen werden, sind nur schwer zu ertragen. So antwortete ihr der Anwalt des Fridolin Rothfuß aus Pforzheim, von dem Elise Dosenheimer die Rückgabe „einer goldenen Uhr und zwei goldener Nadeln“ verlangte: „Es wird bestritten, dass der frühere Inhaber der Vermögensgegenstände aus Gründen der Rasse, Religion, Nationalität, Weltanschauung oder politischer Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus verfolgt worden ist. Die Vermögensgegenstände sind durch Ankauf von angeblich „Verfolgten“ seitens des städtischen Leihamtes in Heidelberg erworben worden. Der Antragsgegner hatte keine Kenntnis von der Herkunft der veräußerten Gegenstände.“³⁶ Elise Dosenheimers Aufzählung ihrer Heidelberger Zimmereinrichtung liest sich dazwischen wie eine Anklage:

- „1. Schlafzimmer bestehend aus: Bett, Nachttisch, Spiegelschrank, Waschtisch, Stühle, angeschafft 1914
2. Zimmer best. aus: Buffet, Chaiselongue, Sofa, Tisch, Stühle 1914
3. Küche: Küchenschrank, Tisch, Stühle
4. Wäscheausstattung: Bettwäsche, Tischwäsche, worunter besonders wertvolle ererbte Stücke sind
5. Bekleidungsgegenstände: Mäntel, Kleider, Schuhe, Unterwäsche
6. Sonst. Gegenstände: Beleuchtungskörper, Porzellanwaren, Glas, Bilder, Gemälde
7. Bücher: Bedeutende Anzahl von Einzelbänden, worunter teure Gesamtausgaben von Jeremias Gotthelf, Jean Paul, Goethe, Schiller, Shakespeare, Hebbel, Kleist, Grillparzer, Brentano, Heine, Herder sind sowie literaturgeschichtliche Werke, Textausgaben, Lexika usw.“³⁷

1957 wurde der Antrag auf Wiedergutmachung endgültig abgelehnt.

Exilantin

Ihr neues amerikanisches Zimmer für sich allein war ein winziges Zimmer in New York, ein Ort, an den sie sich gerettet hatte, mit schwierigen Arbeitsbedingungen, ein fremder Sprachraum, aber auch ein Ort, der außerhalb der Binarität Heimat-Fremde existierte, weil die Heimat fremd und schrecklich geworden war. In den USA wohnte sie zunächst vorübergehend bei Emily Greene Balch (1867 – 1961), einer Professorin für Politische Ökonomie, Politik- und Sozialwissenschaften, die ebenfalls aktiv in der Friedensbewegung und der internationalen Frauenbewegung war. 1946 erhielt Greene Balch den Friedensnobelpreis, wo es in der Rede über sie hieß: „She welcomed, for a time, to the Domichek in Roanoke Road, frail scholarly little Dr. Elise Dosenheimer, who had been deported at an hour’s notice from her home in Heidelberg to the cruel bleakness of concentration camp Gurs in Southern France.“³⁸ [Sie beherbergte eine Zeit lang in ihrer kleinen Wohnung in Roanoke Road, die zerbrechliche, gelehrte, kleine Dr. Elise Dosenheimer, die, nur eine Stunde, nachdem sie benachrichtigt worden war, von ihrer Heidelberger Wohnung aus in die unbarmherzige Kälte des Konzentrationslagers Gurs in Südfrankreich deportiert worden war.]

Die Exilerfahrung beschrieb Lida Gustava Heymann, die mit ihrer Lebensgefährtin Anita Augspurg ebenfalls geflohen war, folgendermaßen: „Häufig überkam uns die Empfindung, als hätten wir uns selbst überlebt, als wären wir lebend bereits gestorben, scheinot: ein schauerlicher Zustand! Geistig: erstarrtes Leichengefühl! Physisch: vegetieren, schlafen, wachen, essen, verdauen. [...] Das vegetierende Dämmerdasein und das Erleben des Niedergangs aller Menschenwürde waren das Härteste an unserer Verbannung.“³⁹ Mit der ihr eigenen Bescheidenheit nahm Elise Dosenheimer ihr Schicksal im Exil klaglos an. In ihrem Aufsatz zu „Nietzsches Idee der Kunst und des Tragischen“ steht: „Das Leben ist, um mit Hebbel zu sprechen, eine furchtbare Notwendigkeit, die auf Treu und Glauben angenommen werden muß“. Die Tragödie ist wie die griechische Götterwelt ein wehender Schleier, der dieses Furchtbare verhüllt, indem sie es verherrlicht. Daß dieses Furchtbare verherrlicht wird, gibt ihm, muß ihm seinen Sinn geben.“ Und weiter heißt es: „Die Kunst soll das Leben verschönern, verbergen,



Elise Dosenheimer, wahrscheinlich mit Gertrud Schwerin. (Foto: Courtesy of Leo-Baeck-Institute)

umdeuten, sie soll uns lehren, das Leben zu lieben, wie es auch sei, „Lust am Dasein zu haben und das Menschenleben wie ein Stück Natur, ohne zu heftige Mitbewegung, als Gegenstand gesetzmäßiger Entwicklung anzusehen.“⁴⁰

Gertrud Dosenheimer Schwerin erinnert sich in ihren unveröffentlichten Memoiren an ihre Tante Elischen, die in einem winzigen Zimmer in New York wohnte, sich als Vegetarierin spartanische Mahlzeiten kochte. „Was kann besser sein als frisch gekochte Karotten und eine gebackene Kartoffel?“, habe ihre Tante gesagt. Der Großneffe Bob Gottlieb schildert die Tante in einer Mail an die Autorin, M. L.: „I remember Elisa well though as a child I did not fully understand the enormity of her accomplishments. She had minimal money, lived in a single small room with 2 chairs on the westside of Manhattan and went to the Columbia University library for her research. She was always warm and kindly and I remember her asking me about the books I was reading in school which were not the authors she was most familiar with. I remember my mother telling me how amazing she was and how much she had achieved as a woman ahead of her times.“ [„Ich kann mich gut an Elisa erinnern, obwohl ich als Kind den enormen Umfang ihrer Leistungen nicht völlig verstand. Sie hatte sehr wenig Geld, wohnte in einem kleinen Zimmer mit zwei Stühlen auf der Westside in Manhattan und ging für ihre Forschung in die Bibliothek der Columbia University. Sie war ein warmer und liebenswerter Mensch, und ich erinnere mich, wie sie mich nach den Büchern fragte, die ich in der Schule las, die nicht die Autoren waren, die sie so gut kannte. Ich erinnere, wie meine Mutter mir sagte, wie großartig die Tante war und wieviel sie als Frau erreicht hatte, die ihrer Zeit voraus war.“]

Jeden Tag machte sich Elise Dosenheimer auf den Weg in die Bibliothek, wo sie an ihrem letzten Buch über Schiller arbeitete, das nicht mehr in ihrer Lebenszeit veröffentlicht werden sollte.⁴¹ Als sie Mitte 80 war, begann sie Griechisch zu lernen, denn, so sagte sie, „Man muss die Griechen im Original lesen“. Sie war ein bescheidener, arbeitsamer Mensch mit nicht sehr vielen sozialen Kontakten. 1958 riet sie ihrer Nichte Gertrud Schwerin: „Ich denke an ein Wort von Goethe: ‚Arbeite, die Freude kommt von selbst.‘ Aber immer wieder betone ich: Nicht zu viel, nicht zu viel wollen. [...] Und sein Social Life einschränken, ist unter allen Umständen gut.“ Sie unterzeichnete den Brief mit „Elischen“.⁴² Elise Dosenheimer stirbt am 12. April 1959 in New York.⁴³

In ihren Memoiren erinnert sich Gertrud Schwerin an ihre Tante Elischen: „Elise Dosenheimer was quite a lady. She had never married. [...] – Yes, my aunt „Elischen“ was part of my life. [...] the hours with her in her little room in Heidelberg, later in New York, belong to my most precious recollections.“⁴⁴ [„Elise Dosenheimer war eine richtige Dame. Sie hatte nie geheiratet. [...] Ja, meine Tante Elischen, war ein Teil meines Lebens [...] die Stunden mit ihr in ihrem kleinen Zimmer in Heidelberg, später in New York, gehören zu meinen kostbarsten Erinnerungen.“]

In dem Maße, in dem Gertrud Schwerin und auch Bob Gottlieb das Zimmer Elise Dosenheimers, ihr Zimmer für sich allein, als geschützten Raum erinnern, erobern sie es ein Stück weit wieder zurück. Vor der Blumenthalstraße 36 wurde im November 2014 ein Stolperstein für Dr. Elise Dosenheimer verlegt, zur Erinnerung an eine außergewöhnliche, kluge und bescheidene Frau, die ihrer Zeit voraus war und hier in Heidelberg ein Zimmer für sich allein bewohnte.

Anmerkungen

- 1 Brief E. Dosenheimers an G. Schwerin vom 9.1.1959 in den Kurt Schwerin Papers, Series 17/33/1, Box 25, folder 2, Northwestern University Archives.
- 2 Der Essay *A Room of One's Own*, 1929 im Original und erst 1978 in deutscher Übersetzung erschienen, gilt als einer der meistrezipierten feministischen Texte. Woolf plädiert darin für ein Recht der Frauen auf Bildung, auf Teilhabe an der Kulturproduktion, auf Privatbesitz. Die Grundvoraussetzung für ein Schreiben von Frauen sei, so Woolf, ein eigenes Zimmer. Virginia Woolf: Ein Zimmer für sich allein, Frankfurt 1981.
- 3 Adressbücher Heidelbergs: <http://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/hdaddressbuch.html>.
- 4 Adressbücher (wie Anm. 3); siehe auch: Bücherverbrennung, Zensur, Verbot, Vernichtung unter dem Nationalsozialismus in Heidelberg, Heidelberger Bibliotheksschriften 7, Heidelberg 1983, S. 145 u. 188; Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: *Erinnern Bewahren Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen*. Biographisches Lexikon mit Texten, Heidelberg 2011, S. 82.
- 5 Frankenthal Einst und Jetzt: Der Volksbildungsverein wäre in diesem Jahr 60 Jahre alt, in Heft 3/1979 u. Das Echo von Draußen, in Heft 4/1980; http://de.wikipedia.org/wiki/Emil_Dosenheimer; laut Auskunft der Friedhofsverwaltung Heidelberg und des Vereins *Via Monumentum e.V.* wurde Emil Dosenheimer am 18.2.1936 in Heidelberg eingäschert. Die Urne wurde in Frankenthal beigesetzt. (Email von Petra Schuck via Norbert Hornig vom 3.6.2014.)
- 6 www.dbyadvashem.org; Zentrale Datenbank der Holocaustopfer.
- 7 Adressbücher (wie Anm. 3).
- 8 Universitäts Archiv Jena (UAJ), Bestand BA, Nr. 885 und Bestand M, Nr. 541, Bl. 108-117.
- 9 UAJ, Bestand BA, Nr. 885 Abgangszeugnis der Universität München, 9.10.1909 u. Bestand M, Nr. 541, Bl.108–17. In München wohnte sie später in der Ismaningerstraße 76/4 (siehe Adressliste des Report of the Third International Congress of Women, Wien 10.–17. Juli 1921). In das Matrikelbuch der Universität Heidelberg hat sie sich leider nicht eingetragen. <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/matrikel1907>.
- 10 Elise Dosenheimer: Friedrich Hebbels Auffassung vom Staat und sein Trauerspiel Agnes Bernauer, (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte, N.F., Heft 13), Leipzig 1912.
- 11 Internationales Germanistenlexikon 1800–1950, hg. von Christoph König, Berlin, New York 2003, S. 400f.; Werner J. Cahnman: *The Life of Clementine Kraemer*, in *Leo Baeck Institute Yearbook* (1964) 9 (1): 267–292, S. 282.
- 12 Gertrud D. Schwerin: *About My Life*, (unveröffentlicht) Leo Baeck Institute.
- 13 *Germanistenlexikon* (wie Anm. 11), S. 400f.; Cahnman (wie Anm. 11), S. 282.
- 14 Elise Dosenheimer: *Das zentrale Problem in der Tragödie Friedrich Hebbels*, Halle/Saale 1925, S. 114.
- 15 Ebd., S. 37.
- 16 Ebd., S. 131.
- 17 *Volksstimme*, St. Gallen 21.12.1949.
- 18 *General-Anzeiger*, Wuppertal 4.6.1952.
- 19 Dr. Elise Dosenheimer: Dr. Anita Augspurg. Zum 70. Geburtstag, in *Volksstaat* 24.09.1927.
- 20 Dies.: *Zur Studentinnenfrage*, in *Die Frauenbewegung* 12, 1906, 18, S. 141.
- 21 Dies.: *Die Stellung der Frau zum Staat und im Staate*. *Frauenstimmrecht*, in *Zeitschrift für Frauenstimmrecht* 1913, Nr. 19, S. 55f.
- 22 Dies. (wie Anm. 20): *Nochmals der Kongreß der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten*, in *Die Frauenbewegung* 13, 1907, 14, S. 108–109.
- 23 Dies. (wie Anm. 19).
- 24 Lida Gustava Heymann, in *Mitteilungen d. dt. Ges. zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten* 2, 1904, 6 S. 136.
- 25 Dosenheimer: *Die Intellektuellen, die Frauen und der Krieg*, in (wie Anm. 21) 1918, Nr. 23/24, S. 46f.; *Militarismus hier und dort*, in (wie Anm. 22), Jg. 19, 1.9.1913, S. 115–16; S. 115.
- 26 Dies.: Lida Gustava Heymann, in *The Jewish Way* 29.8.1943, S. 5.
- 27 Dies. *Frauenkonzil*, in *Die Neue Generation* 10, Okt. 1920, S. 160.

- 28 Dies: Henri Nathansen, Jude oder Europäer, Porträt von Georg Brandes, in Bayerische Israelitische Gemeindezeitung Nr. 6, S. 89; sowie Fichtes Staats- und Vaterlandsidee, in Die Tat, Jg. 8, 7.10.1916, S. 599–614; 610.
- 29 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), Akte 480/8145.
- 30 Frank Moraw: Die nationalsozialistische Diktatur (1933–1945), in Geschichte der Juden in Heidelberg. Heidelberg 1996, S. 527f.
- 31 Archives départementales Pyrénées Atlantiques. Cotes Microfilms 6MI 50.
- 32 Norbert Giovannini: Deportation 1940, in Alfred Mombert (1872-1942). Katalog zur Ausstellung. Hgg. v. Susanne Himmelheber, Karl-Ludwig Hoffmann, Heidelberg 1993, S. 118.
- 33 ebd. S. 119
- 34 (wie Anm. 31) Cotes Microfilms 6MI 50 u. 16, Brief von Dr. Paul Rehfeld an den Präfekten des Dep. Gers Auch, 26.4.1943, Leo Baeck Institute.
- 35 (wie Anm. 31) Cotes 6MI 50 u. 16.
- 36 GLA (wie Anm. 29), Akte 480 Nr. 10518 u. 276-1 Nr. 1197 und Nr. 19831.
- 37 Ebd., Akte 508 Zugang 2004-60 Nr.733.
- 38 Mercedes M. Randall: Improper Bostonian. Emily Greene Balch, Nobel Peace Laureate, 1946, New York 1964, S. 336–7.
- 39 Susanne Kinnebrock: „Man fühlt sich, als wäre man geistig ein lebender Leichnam.“ Lida Gustava Heymann (1868–1943) - eine genuin weibliche Exilerfahrung?, in Markus Behmer (Hg.): Deutsche Publizistik im Exil 1933 bis 1945. Personen – Positionen - Perspektiven. Festschrift für Ursula E. Koch, Münster 2000, S. 133.
- 40 Elise Dosenheimer: Nietzsches Idee der Kunst und des Tragischen, in Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 9, 1914, S. 535–553, 550 u. 546.
- 41 Laut Antwortschreibens E. Dosenheimers an Hoffmann & Campe vom 16.1.1955 hatte der Verlag ihr Schillerbuch offenbar abgelehnt. Siehe Brief E. Dosenheimers in den Kurt Schwerin Papers.
- 42 Kurt Schwerin Papers.
- 43 Todesanzeige in Aufbau 17.4.1959, S. 41.
- 44 Gertrude D. Schwerin: About My Life. (unveröffentlicht), Leo Baeck Institute New York.

Günter Lipowsky

Hélène Garnier, eine elsässische Lehrerin in Wieblingen und Edingen

September 1941 bis April 1945

Eine französische Lehrerin aus dem besetzten Elsass, Hélène Garnier, wird umgeschult, nach Wieblingen und Edingen versetzt und unterrichtet dort bis zum Einmarsch der Amerikaner 1945. Die zwangsweise Umschulung elsässischer Lehrer und Lehrerinnen nach der Besetzung des Elsass ist ein wenig bekanntes Kapitel der deutsch-französischen Geschichte des Zweiten Weltkriegs, das wir – Daniel Morgen und Günter Lipowsky – in dem 2014 erschienenen Buch¹ mit Hilfe von etwa hundert Zeitzeugenaussagen und an Hand der vorhandenen Archivalien in den Archiven des Oberrheins² schildern und analysieren.

Dieses historische Kapitel möchten wir hier vorstellen und beschreiben. Dazu nutzen wir ein Verfahren, das schon bei der Publikation des ersten Buches zum Thema „Umschulung“³ angewendet wurde. Die Anfrage der drei Töchter der elsässischen Lehrerin Hélène Garnier, die über den beruflichen Lebenslauf ihrer zwischen 1941 und 1945 nach Baden zwangsabgeordneten und schon verstorbenen Mutter wenig wussten, hat uns auf den individuellen Lebenslauf aufmerksam gemacht. Dadurch bekamen wir Zugang zum Familienarchiv Proust/Garnier und konnten viele Fragen der drei Töchter klären und den beruflichen Lebenslauf der



Abb. 1: Hélène Garnier im Jahre 1946
(Familienarchiv Proust)

Hélène Garnier rekonstruieren. Zum Schluss haben wir ein Treffen der drei Garnier/Proust-Töchter mit den ehemaligen Schülerinnen und anderen Personen in Heidelberg organisiert, das weitere Details des Lebenslaufs von Hélène Garnier erhellen half. Ohne die Hilfe von Walter Petschan aus Heidelberg-Wieblingen, von Gerhard Berger (Stadtarchiv Heidelberg), Oliver Gülck (Stadtarchiv Ladenburg) und Philipp Körner (Heidelberg-Kirchheim) wäre dies nicht möglich gewesen.

Da die individuelle Geschichte von Hélène Garnier auf dem historischen Faktum der Annexion des Elsass durch das III. Reich beruht, müssen wir in einem zweiten und dritten Teil die Zielsetzungen des Reichs für das eroberte Land Elsass vorstellen. In einem vierten Abschnitt beschreiben wir den Lebenslauf von Hélène Garnier und analysieren ihre Erlebnisse in Heidelberg und Umgebung.

1. Spurensuche im Lebenslauf der Mutter

Im April 2014 erhielt Marguerite Gassmann in Strasbourg einen Brief von Madame Chantal Proust aus Orléans. Letztere hatte von ihrem Cousin einen Artikel der Zeitung „L'Alsace“ vom 15. März 2014 zugeschickt bekommen. Marguerite Gassmann ist eine der wichtigsten der über 100 Zeitzeugen, die von uns befragt wurden. Madame Proust, die Tochter von Hélène Garnier, schreibt:

„Ich habe mit großem Interesse und Emotionen einen Artikel in der Zeitung ‚L'Alsace‘ über sie und die ‚Malgré-nous-Lehrerschaft‘ gelesen. [...] Meine Mutter, geboren im Jahr 1916, wohnte in Masevaux (Masmünster) und unterrichtete 1940 als Lehrerin in Grentzingen im Sundgau, dann ab 1941 wurde sie nach Heidelberg versetzt. Sie erzählte uns, als wir klein waren, von Mannheim, das wir einmal zusammen besuchten. Ich fand auch ein Foto aus dem Jahr 1943, das sie mit ihren Schülerinnen in Wieblingen zeigt. Wieblingen liegt, glaube ich, bei Heidelberg. Sie hat auch 1943 dort meinen Vater kennengelernt, der als französischer Zwangsarbeiter bei Mannheim arbeitete. Wir wissen nicht viel über diese Zeit, besonders zwischen 1941 und 1943. Meine Eltern haben zu uns nur über die schönen Momente dort gesprochen, über ihre Freunde Pierre⁴ und Marguerite, die in derselben Situation wie sie waren. Marguerite war Lehrerin und Pierre ebenfalls französischer Zwangsarbeiter, soviel ich weiß.“

Madame Gassmann ließ uns freundlicherweise den Brief zukommen, und wir nahmen Verbindung mit Madame Chantal Proust auf. Daraufhin schickte sie uns einige alte Postkarten und sorgfältig geordnete Informationen aus ihrem Familienarchiv. An Hand dieser Dokumente versuchten wir, den beruflichen Lebensweg von Hélène Garnier, ihrer Mutter, nachzuzeichnen. Die Dokumente und Texte der Postkarten im Familienarchiv Proust brachten erste Hinweise und Daten. Ausgangspunkt der Recherche war ein Klassenfoto. Auf der Rückseite steht handschriftlich: Wieblingen 1942 (?). Die Frage war: Wie kommt die französische Lehrerin Hélène Garnier nach Wieblingen?



Abb. 2: Hélène Garnier mit ihrer Klasse in Wieblingen (Familienarchiv Proust)

Ihr Lebenslauf spiegelt die deutsch-französische Geschichte des 20. Jahrhunderts wider. Geboren wird sie am 26. April 1916 in Masmünster/Masevaux im Reichsland Elsaß-Lothringen. Aus den Familienunterlagen der Familie Proust geht hervor, dass sie zwischen den Jahren 1930 und 1933 einen Cours complémentaire in Masmünster/Masevaux (Département Haut-Rhin) besuchte, den sie mit dem Brevet élémentaire abschloss. Dieser Abschluss berechtigte sie, Lehrerin in der Primarstufe zu werden. Sie unterrichtete zuerst an einer katholischen Privatschule in Sainte-Marie de Paray-le-Monial (Saône-Loire). In einer Postkarte aus dem Jahr 1938 an ihre in Masmünster/Masevaux lebenden Eltern spricht sie die Hoffnung aus, dass die lange Reise nach Paray hoffentlich ihre

letzte sei. Ihre Mutter war schwer krank – sie starb 1940; deshalb hoffte sie auf ihre Versetzung ins Elsass.

Unter den Fotos von H el ene Garnier finden wir eines aus dem Winter 1939/1940. Es zeigt sie mit ihrer Klasse im Schnee. Sie unterrichtete jetzt im Elsass, in Grenzingen/ Grentzingen (Haut-Rhin) im Hochtal der Ill gelegen, zwischen Hirsingen/Hirsingue und Waldighofen/Waldighoffen. Ihre beantragte Versetzung ins Elsass hatte also Erfolg gehabt.

2. Die historischen Ereignisse

Leider war sie dort nur kurz Lehrerin, denn am 3. September 1939 hatten Frankreich und England als Reaktion auf den Angriff auf Polen dem Deutschen Reich den Krieg erklärt. Die Strategie der Franzosen war defensiv ausgerichtet (Maginot-Linie). Die Franzosen vertrauten auf diese Verteidigungslinie, die voraussichtlichen Kampfgebiete waren auf beiden Seiten des Rheins evakuiert worden. Die deutsche Wehrmacht begann den Westangriff aber nicht mit einem Angriff auf die Maginot-Linie, sondern mit der Operation „Sichelschnitt“. Sie drang durch die Ardennen Richtung Paris vor. Am 18. Juni 1940 besetzte die 18. Armee Paris. Im Elsass war es während dieser Zeit ruhig geblieben. Erst am 9. Juni – die französische Armee war faktisch schon geschlagen – setzte die Heeresgruppe A über den Rhein und stieß in Richtung Belfort vor, überwand die Maginotlinie. Die Stadt Colmar fiel am 17. Juni. Der Waffenstillstand mit Frankreich trat am 25. Juni 1940 in Kraft. Die Wehrmacht hatte das Elsass und Lothringen besetzt, die politische und administrative Annexion Hitlers erfolgte gleichzeitig.

Schon zwischen dem 15. und 22. Juni hatte die deutsche Regierung die Départements Bas-Rhin und Haut-Rhin einer deutschen Zivilverwaltung unterstellt. Der badische Gauleiter Robert Wagner wurde Chef der Zivilverwaltung im Elsass, in der Moselle und in Lothringen wurde es der Gauleiter der Saarpfalz Josef Bürckel.

Nach dem Einmarsch der Wehrmacht und der Besetzung des Elsass galt es nun, „die elsässische Seele für das neue Deutschland Adolf Hitlers zu gewinnen“.⁵ Die Annexion des Elsass 1940 wurde als Heimkehr betrachtet. Der Heidelberger Volkskundler Karl Rudolf Kollnig bringt es 1940 auf den Punkt:

„Im Jahr 1919 rissen die verblendeten ‚Sieger‘ wieder das deutsche Elsaß aus dem Reichs- und Volkskörper heraus, und es folgten schwere Leidensjahre für das deutsche Volkstum im Elsaß. Aber mit alemannischer Treue und Beharrlichkeit hielt das Elsaß, hielt vor allem sein Bauerntum an deutscher Sprache, alt uberliefertem Brauchtum und Volksgut fest.“⁶

Die Elsässer wurden mit „Beweisen“  bersch uttet, dass das Elsass von seinem „Urbeginn bis heute“⁷ völkisch germanisch sei.

Nach dem Waffenstillstand mit Frankreich wurde Gauleiter Robert Wagner durch einen nicht veröffentlichten F uhrererlass am 2. August 1940 zum Chef der Zivilverwaltung im Elsass ernannt.⁸ Wagner war damit direkt dem Führer unterstellt und hatte darauf zu achten, dass die fachlichen Weisungen der obersten Reichsbehörden im Elsass beachtet wurden. Das verschaffte ihm eine besondere Machtposition. Von langer Hand vorbereitet⁹ wurden die Kriegszerstörungen beseitigt, der größte Teil der

Flüchtlinge zurückgeführt, wirtschaftliche und rechtliche Verhältnisse neu geordnet, das kulturelle und auch das schulische Leben „auf Linie gebracht“.¹⁰

Die Elsässer waren aber durch die „Franzosenzeit 1918–1940“ natürlich nicht unbeeinflusst geblieben. Wenn man die Sprachkenntnisse betrachtet, gaben 1936 bereits 55,63% der Elsässer an, die französische Sprache zu beherrschen. Zwischen 1918 und 1939 war ihre Zahl von 20% auf fast 60% gestiegen.¹¹ Parallel dazu sprachen selbstverständlich 76% Deutsch und 82% den elsässischen Dialekt; die große Mehrheit der Bevölkerung verwendete also immer noch den Dialekt im täglichen Leben. In dieser Gemengelage sollten zuerst alle antideutschen und antivölkischen Elemente identifiziert und ausgewiesen werden. Der „welsche Plunder“ im Elsass musste vernichtet werden.¹² Das bedeutete: Ausweisung der antivölkischen Elemente und „Umschulung“. Das galt für alle, die dageblieben waren, für Erwachsene und für die Jugend. Die Erwachsenen wurden in die Untergliederungen der Partei einbezogen, die Jugend in die Hitlerjugend. Das Hauptziel war, wie im „Altreich“ die Jugend zu nationalsozialistisch denkenden Volksgenossen zu erziehen. Die Schule spielte demnach eine besondere Rolle. Was bedeutete das für die elsässischen Lehrer, die im französischen Schuldienst gewesen waren? Sie mussten umgeschult werden.¹³

Von ca. 5000 französischen Lehrkräften waren nach der Besetzung aber nur ca. 2500 übriggeblieben. 1100 Nonnen, die viele öffentliche Mädchenschulen leiteten, aber auch Lehrerinnen an katholischen Privatschulen wurden von einem Tag auf den anderen entlassen.¹⁴ Das Gleiche galt natürlich auch für die katholischen Patres. Über 300 Franzosen und 400 elsässische Lehrer, die nach der Evakuierung nicht ins Elsass zurückkamen oder Richtung nichtokkupiertes Frankreich auswanderten, fehlten ebenfalls. Außerdem schieden ca. 500 Lehrer und Lehrerinnen wegen politischer oder ideologischer Gründe, wegen „Dienstunfähigkeit“ oder auf eigenen Antrag aus.¹⁵ Von Anfang an war die elsässische Schule Opfer von Hitlers kriegerischem und politischem Fanatismus. Wie wurden die verbleibenden Lehrerinnen und Lehrer umgeschult?

3. Die Umschulung

Die erste Form der Umschulung betraf alle elsässischen Lehrer, die sich Oktober 1940 im annektierten Elsass befanden. Zuerst mussten sie nach der Annexion den Eid auf Hitler schwören und sich zum deutschen Volkstum bekennen. Dann wurden sie fachlich und ideologisch „umgeschult“. Die ideologische Umschulung fand in den vom Nationalsozialistischen Lehrerbund (NSLB) gesteuerten Gauschulen statt. Für die elsässischen Lehrer waren die Gauschulen von Carspach (Elsass), Gaienhofen (Bodensee), Hornberg (Kinzigtal), die Insel Reichenau, Markelfingen (bei Radolfzell), Pforzheim (Georgshöhe) und Wilhelmsfeld (bei Heidelberg) vorgesehen. Weitere Gauschulen befanden sich im Oberrheinraum unter anderem in Achern, Bad Peterstal und in Colmar (Juni 1942 eröffnet). Die Gauschule Carspach (zwischen Belfort und Basel neben Altkirch gelegen) bestand von 1940 bis 1943.

Die erste Form der Umschulung teilt sich in zwei Unterformen. Für die schon älteren, vor 1918 zur „deutschen Zeit“ ausgebildeten Lehrer und Lehrerinnen bestand

die Umschulung aus einem sechswöchigen „Praktikum“ im Sinne der kollegialen Zusammenarbeit an einer deutschen Schule und aus einem dreiwöchigen Seminar an einer Gauschule. Im Gegensatz zu den nach 1918 ausgebildeten Kolleginnen und Kollegen durften diese dann an ihre Stammschule im Elsass zurückkehren.

Die während der „französischen Periode“ in den französischen Écoles normales und Universitäten ausgebildeten Lehrer und Lehrerinnen mussten eine dreimonatige Umschulung mitmachen sowie die ideologische Umschulung an den Gauschulen. Die Kurse fanden in Pforzheim, Konstanz, Lörrach, Freiburg, Lahr, Offenburg, Baden-Baden, Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg statt. So wurden z. B. die Lehrer und Lehrerinnen aus Schlettstadt/Sélestat in Heidelberg umgeschult. Die vorgesehene Einteilung (Schlettstadt nach Heidelberg und Pforzheim, Mülhausen nach Konstanz, Colmar und Altkirch nach Freiburg, Straßburg nach Karlsruhe oder Mannheim) wurde aber, wie andere strenge Vorschriften, nicht eingehalten. Die ersten Umschulungskurse dauerten vom 1. Oktober bis zum 21. Dezember 1940, die zweite Phase vom 7. Januar bis zum 5. April 1941, bis zur 4. Phase (Herbst 1941). Daneben gab es zwei andere Umschulungskurse im Elsass, die verheirateten Lehrerinnen vorbehalten waren.¹⁶

Die Umschulung führten linientreue Lehrer durch. Vordenker und Organisator dieser Maßnahme war Karl Gärtner, zugleich Ministerialdirektor im Badischen Kultusministerium und Gauamtsleiter des Amtes für Erzieher der NSDAP. Diese Doppelfunktion erlaubte es ihm, die fachliche und ideologische Umschulung nahtlos ineinander übergehen zu lassen. Für die ideologische Umschulung konnte er auf die „Kompetenz“ des NSLB Baden zurückgreifen. Die fachliche Umschulung wurde koordiniert vom Leiter der Hochschule für Lehrerbildung Karlsruhe, Professor Andreas Hohlfeld,¹⁷ Alt-Elsässer, der Landerziehungsbewegung im völkischen Sinne zugeneigt, Ernst-Kriek-Schüler und NSDAP-Mitglied. Die Hochschule in Karlsruhe verstand er von Anfang an als Oberrheinische Hochschule, als antiwestliches Bollwerk.

Der spezielle Stoff- und Arbeitsplan¹⁸ der Umschulung geht von der Grunderkenntnis aus, „jeden ehrlichen Volksgenossen [im Elsass] zu überzeugen und zu gewinnen“. Denn: „Auch wir im Reich sind nicht als Nationalsozialisten geboren worden, sondern wir verdanken unsere politische Erziehung allein unserem Führer.“¹⁹ Umschulung heißt also Bekenntnis zum deutschen Volk und seinem Führer. Zentral dabei sind die Kunde von der Heimat, der Rasse und die daraus sich ergebenden Pflichten. Nur Lehrer, die die politische Erziehung durch den Führer mitgegangen sind, können die Umschulung durchführen.²⁰

Dokumente über die ideologische Umschulung in den Gauschulen sind in den Archiven kaum zu finden. Angewiesen sind wir auf Schilderungen, die uns Zeitzeugen über diese Indoktrinierung überliefert haben. In seinem Buch „Une tragédie pour l'Alsace“ schildert Eugène Philipps seine ideologische Umschulung:

„Ich glaube nicht, dass dieser Kurs jemanden von uns zum Konvertiten gemacht hat. Meine Überzeugungen nach der Umschulung waren dieselben, wie vor der Umschulung. Im Gegenteil: Diese versuchte Nazi-Indoktrination hat die Evidenz der tödlichen Gegnerschaft zwischen Hitler-Deutschland und praktisch der ganzen Welt aufgezeigt, wenn man die Werte der Humanität betrachtet, die wir uns im Lauf von zweitausend Jahren angeeignet haben, in erster Linie das Wissen um den Wert der Freiheit, im Sinn der wirklichen Bedeutung des Wortes.“²¹

Im Buch „Mémoires retrouvées“ spricht Daniel Morgen von 2015 Umschulungslehrkräften aus dem Elsass. Diese Zahl, zusammengestellt aus Listen in öffentlichen und privaten Archiven sowie aus Erinnerungen von Zeitzeugen, ist nicht vollständig. Diese Gesamtzahl enthält nicht die sechswöchigen Umschulungswochen in den Gauschulen und ebenfalls nicht die Umschulung aller Lehrer an den Höheren Schulen.²² Es gibt zudem in den Archiven rechts und links des Rheins keine Aufstellung der elsässischen Schulen nach Schularten gegliedert, ebenso keine Aufstellung der Lehrer und Schüler. Entsprechende statistische Aufstellungen, die existiert haben, sind in den Archiven nicht auffindbar.²³

Die erfolgreiche Umschulung schloss mit der Wiedereinstellung in den Schuldienst und – wenigstens für die jüngeren nach 1918 ausgebildeten Lehrpersonen – mit einer Abordnung oder Einstellung an eine badische Schule.

Zur Umschulung gehörte auch der sogenannte „Sonderlehrgang“, auch Sonderkurs genannt. Dieser „Sonderkurs“ war für diejenigen gedacht, die sich im Elsass in der französischen Lehrerausbildung befanden. Er dauerte – je nach den individuellen Curricula – zwei oder drei Jahre und gliederte sich in einen „Lehrgang zur Abwicklung der Lehrerbildung im Elsass“ an der Mittelschule und einen sogenannten „Sonderkurs“ an der Hochschule für Lehrerbildung oder ab 1942 an einer Lehrerbildungsanstalt (LBA) in Baden oder im Elsass. Für die Studierenden des Sonderlehrgangs spielte diese Ausbildungsstufe dieselbe Rolle wie die Umschulung. Nach dem Sonderlehrgang wurden die jungen elsässischen Lehrerinnen und Lehrer an badischen Schulen eingesetzt.

4. Umschulung und Abordnung von Hélène Garnier

Hélène Garnier wurde also zur Umschulung verpflichtet. Ihre Einstellung als außerplanmäßige Lehrerin mit einem Gehalt von 182 RM (Gehaltsstufe: A4C2) erfolgte am 4. April 1941.²⁴ Der Kontakt zu ihrer ehemaligen Schule riss aber nicht ab. Eine Postkarte ihres Nachfolgers in Grentzingen/Grenzungen Karl Friederich²⁵ bestätigt, dass Hélène Garnier den neuen Schulrektor kannte. Dieser war vom Chef der Zivilverwaltung in Straßburg, Abt. Erziehung, Unterricht und Volksbildung ernannt worden und hatte mit ihm zwischen Oktober 1940 und April 1941 zusammengearbeitet. „Ich weiß, dass unser kollegialen [!] Grenzinger Verhältnis Schule gemacht hat und dass Sie in Freiburg dieselbe Kollegialität in vermehrtem Maße gefunden haben.“

4.1 Umschulungskurs in Freiburg

Einen Monat später, am 5. Mai 1941 beginnt Garniers Umschulung in Freiburg. Sie nimmt am 3. Umschulungskurs teil, der bis zum 27. August 1941 dauert.²⁶ Über die Inhalte ihrer Umschulung schreibt sie nichts. Am 29. April 1941, einem Dienstag, schickt sie aus Bad Peterstal eine Ansichtskarte. Es ist aber nicht ersichtlich, ob sie sich dort an der Lehrerbildungsanstalt Bad Peterstal zu einer ideologischen Fortbildung befand oder ob sie die freien Tage bis zum Umschulungsbeginn für einen Ausflug in den Schwarzwald nutzte. Am 2. Juli 1941 teilt sie ihrer Familie mit, dass sie nach Hause kommen wird und

macht eine Andeutung: „Meine Lieben! nur kurz teile ich euch mit, daß ich am Samstag nach Hause komme. Noch 3 Tage, dann ist das Schlimmste vorbei. Die anderen 14 Tage Theoretisches werden auch bald so weit sein. Heil Hitler, Helene.“ Das ist die einzige Postkarte im Familienarchiv Proust, die Hélène Garnier mit „Heil Hitler“ unterzeichnet.

Die Verantwortlichen für die Umschulung legten Wert darauf, dass die Umschülerinnen das Land Baden geografisch und kulturell für sich entdeckten. Wobei kulturell hieß, dass man deutsche Wohnformen, deutsches Brauchtum und nationalsozialistisches Geschichtsbild in den Mittelpunkt der Ausflüge rückte.

„Meine Liebe(n)! Wir machen zur Zeit schöne Fahrten. Gestern waren wir im Höllental am Titisee. Heut' in Badenweiler. Morgen machen wir den letzten Ausflug, der größte, nach dem Bodensee. Beste GrüÙe, Helene.“ (Poststempel Badenweiler 16.07.1941)

Bei Ausflügen im Schwarzwald und in die Rheinebene wurde von den Leitern jedes Mal der „gemeinsame kulturelle und geografische Raum“ betont, dass die linke Rheinseite völkisch und geografisch eine Einheit darstelle.²⁷

Mitten in der Umschulung erreicht sie ein Brief des Bürgermeisters von Masmünster/Masevaux. Die Nazi-Administration hat beschlossen, „den französischen Plunder auszumisten“ und fordert deshalb von Hélène Garnier, dass sie sich einen deutschen Namen zulegt. Sie schlägt vor, den Namen in „Ringebach“ zu ändern. Das ist der Mädchenname ihrer Mutter. Die Namensänderung verläuft im Sande. Jedenfalls behält Hélène ihren Namen Garnier bis zum Kriegsende.²⁸

4.2 Hélène in Heidelberg-Wieblingen

Die elsässischen Lehrer und Lehrerinnen wollten natürlich nach ihrer Umschulung wieder an ihre Dienstorte im Elsass zurückkehren. Auch der neue Rektor der Schule in Grentzingen/Grenzingen, dem letzten französischen Dienstort von Hélène Garnier, schreibt ihr: „Kommen sie wieder hierher? Am 10.03. machen wir wieder Ferien. Heil Hitler!“²⁹ Aber das badische Kultusministerium plante vorausschauend. Man ging davon aus, dass badische Lehrer die Lehrerlücken im Elsass auffüllen müssten. Daher wurden alle Schulen per Erlass gebeten die Lehrer aufzulisten, bei denen man die Möglichkeit einer Abordnung oder Versetzung ins Elsass ins Auge fassen konnte.³⁰ Besonders geeignet erschienen die sogenannten Altelsässer, also jene, die bis zum Ende des Ersten Weltkriegs im Elsass gelebt hatten.

Was bedeutete diese Maßnahme für die Lehrerversorgung in Baden? Wolfram Hauer hat dies für das Kreisschulamt Tauberbischofsheim errechnet.³¹ Er kommt zu dem Ergebnis, dass das Kreisschulamt 27 Lehrkräfte ins Elsass abgeben musste. Für 189 Planstellen standen nur noch 89 Lehrkräfte (116 minus 27) zur Verfügung. Man kann davon ausgehen, dass es an den anderen Kreisschulämtern ähnlich aussah. Um den Schulbetrieb einigermaßen aufrecht zu erhalten, musste also Abhilfe geschaffen werden. Am 21. Oktober 1940 gab das Ministerium bekannt, dass in den nächsten Wochen elsässische Lehrkräfte aller Schularten nach Baden versetzt würden. Sie sollten die Lücken auffüllen, die durch die Versetzung ins Elsass aufgerissen worden waren. Dass das nicht reibungslos vor sich ging, erkennt man an dem neuerlichen Erlass des Kultusmi-

nisteriums vom 2. Dezember 1940. Dort wird gefordert, alle Lehrkräfte zu melden, die einigermaßen entbehrlich seien.³²

Obwohl im Elsass in dieser Zeit ständig Lehrermangel herrschte, musste Hélène Garnier also in Baden bleiben. Eine gewisse Frau Knoepfle aus Freiburg ersetzte sie in Grentzingen/Grenzingen. Garnier wurde nach der Umschulung in Heidelberg-Wieblingen eingesetzt und unterrichtete ab dem 1. September 1941 an der Volksschule in der Mannheimer Straße 107. Sie wohnt jetzt in der Bergheimer Straße 117 zur Pension bei Frau Bossert. Im Adressbuch der Stadt Heidelberg 1941 steht: Brauerei Kleinlein A.G., Bossert Otto, Wirt zum Gasthof Schroedl-Bräu.

Der Ausgangspunkt unserer Recherche war das Wieblingen Klassenfoto: 32 Mädchen schauen mit ihrer Lehrerin in die Kamera. Unsere Frage war jetzt: Finden wir noch Zeitzeugen, die uns Informationen über die Lehrerin Héléne Garnier geben können?

4.3 Ein Treffen mit den ehemaligen Schülerinnen aus Wieblingen

Wir nahmen Kontakt mit Walter Petschan aus Wieblingen auf und schickten ihm das Klassenfoto. Er wurde uns als Kenner der Ortsgeschichte vom Stadtarchiv Heidelberg empfohlen. Der Aufnahmeort der Fotografie war für ihn leicht zu erkennen: Der Eingang des alten Schulgebäudes der Volksschule Wieblingen in der Mannheimer Straße. Walter Petschan machte sich auf die Suche nach den ehemaligen Schülerinnen, die auf dem Bild abgebildet sind. Mit Hilfe ehemaliger Schülerinnen von Frau Garnier konnte er 24 Mädchen mit Namen identifizieren.

Als wir den drei Töchtern von Madame Garnier die Rechercheergebnisse mitteilten, äußerten sie den Wunsch, Heidelberg, die Schule in Wieblingen zu besuchen und eventuell auch mit den ehemaligen Schülerinnen ihrer Mutter zusammenzutreffen. Walter Petschan organisierte im Oktober 2014 ein „Klassentreffen“ der ehemaligen Schülerinnen von Frau Garnier. Sechs lebhafte und rüstige Damen kamen zum Treffen am 19. Oktober 2014 und tauschten ihre Erinnerungen aus. Sie berichteten von ihrer Lehrerin, die sie als freundlich, den Schülerinnen zugewandt und tolerant beschrieben. Zeugnisse, mit der Unterschrift von Frau Garnier, wurden herumgereicht. Die Damen berichteten von der ständigen Angst vor den Luftangriffen. Man habe viel Zeit im Keller verbracht und nicht auf der Schulbank. Frau Garnier habe sich darum gekümmert, dass ihre Schüler, so gut es ging, an einem sicheren Ort waren. Eine ehemalige Schülerin: „Wir haben immer geschaut, dass wir nach Hause kamen.“ Wie wichtig ihr das war, kann man auch der Postkarte entnehmen, die Héléne Garnier am 15. September 1943 nach Hause schreibt:

„Meine Lieben: Ihr werdet denken, was kann nur los sein, dass s'Helene nicht schreibt. Wir haben es in der Schule sehr schwer, es sind immer noch 2 krank und jetzt habe ich 2 Klassen mit über 50 Schülern. Dazu kam noch die Eintopfsammlung,³³ die ich erst heute gemacht habe. Wir sind ruhig, seit ich hier fort bin, hoffentlich ist es nicht die Ruhe vor dem Sturm, denn wehe uns, wenn es an Heidelberg geht.“³⁴

Während dieses Schuljahres, wahrscheinlich in den Osterschulferien, musste Héléne an einem Kursus an der Gauschule Gaienhofen teilnehmen. Die Karte, die sie an ihre

Familie schreibt, – auf der Vorderseite ist eines der Gebäude der Gauschule zu sehen – wurde in Horn am 16. April 1943 gestempelt.

„Erst heute Morgen früh bin ich hier angekommen. In Donaueschingen hatten wir Aufenthalt von 2 ein halb Stunden. In Radolfzell war der Autobus schon lang weg, wir mussten dort übernachten. Zum Glück habe ich noch 2 Kolleginnen getroffen, das war mir sehr angenehm.“

4.4 Der Freundeskreis

Aus dem Familienarchiv der Familie Proust wissen wir, das Hélène Garnier im Juni 1943 die 2. Lehramtsprüfung bestand. Vorher musste sie aber nochmals zur ideologischen Umschulung nach Gaienhofen.³⁵

In diesen Jahren stand Hélène in enger Verbindung mit mehreren anderen an badischen Schulen unterrichtenden jungen Elsässerinnen: Marie Charpentier aus Colroy la Roche (damals Kolrein), Marie Fischer, Alphonsine Keiflin (Sausheim), Odile Schwarzenhuber (Pulversheim), Madeleine Stoessel (aus Dammbach oder Carspach), Irène Wiedemann (nach dem Krieg in Wihr-au-Val). Aber diese Freundinnen sind nur ein kleiner Teil der sicher über hundert abgeordneten Elsässer und Elsässerinnen, die in diesen Jahren im Kreis Heidelberg unterrichteten. In der Fremde entsteht ein Netz von



Abb. 3: Hélène Garnier (rechts) mit zwei unbekanntem Kolleginnen in Neckargemünd 1943 (Familienarchiv Proust)

Bekanntschaften und Freundschaften unter den elsässischen Kolleginnen. Zwei Postkarten im Familienarchiv Proust belegen das. Am 7. Mai 1942 schreibt Odile Schwarzenhuber, die in Spechbach bei Heidelberg unterrichtete, an Hélène Garnier:

„Liebe Helene. Sind Sie am Bahnhof gewesen? Umsonst! Zwei Gründe sind Schuld daran, erstens Mittwoch morgen bin ich aufgestanden mit einem kräftigen Halsweh! Zweitens: Meine Kollegin, eine elsässische Lehrerin im Nachbardorf hat mir sagen lassen, dass ich sie besuchen soll, sie sei krank. Ich habe diese Kollegin aufgesucht. Während diesem Spaziergang hat mich die warme Sonne von Halsschmerzen befreit. Samstag, den 9. um 2 Uhr bin ich in Heidelberg. Werden wir uns antreffen? Ich freue mich sehr. Beste Grüße O. Schwarzenhuber.“³⁶

Als Garnier Anfang September in Heidelberg-Wieblingen nach der Umschulung eintraf, schreibt ihre elsässische Kollegin Alphonsine Keiflin folgende Zeilen:

„Bin schon ziemlich eingelebt in Pforzheim. Habe ein nettes Zimmer bei freundlichen Leuten und in der Schule geht's auch. [...] War bis jetzt in einer 5. Klasse, jetzt habe ich eine 4. mit Mädchen gekriegt und muss Rechnen erteilen in einer 2. Klasse und das Turnen in einer anderen 4. Klasse. Bis jetzt habe ich mich noch nicht gelangweilt. Wenn ich einige Minuten Ruhe habe, so schreibe ich Ihnen einen Brief.“

Auch aus dem besetzten Elsass erhält sie Nachrichten:

„Strassburg, den 26.8.43

Liebe Helene! Ich bin immer noch in Dambach und heute sind wir nach Straßburg, aber von Einkäufen keine Rede. Ich bin mit meiner Tante ins Kino. [...] Sonntag werde ich erst nach Hause fahren mit meinem Vater der auch kommt am Samstag. Und wie geht es bei Dir? Ich hoffe dass der „Cafard“³⁷ weg ist. Schreibe mir doch; ich hab lange Zeit nach Heidelberg und möchte gerne bei Dir sein als in dem wüsten Nest wie Hockenheim. Wie geht es den anderen? Schicke mir bitte Neuigkeiten auf Dambach. Schreibe mir bei Oskar Gros, ich bekomme schon die Post (dazu noch Kreis Schlettstadt). Habe auch Frl. Kir getroffen heute Morgen, sie ging spazieren und hat ein leichter Einsatz. Viele Grüßen an die ganze „Clique“ und die herzlichsten für dich? Madeleine. Vergisst mich nicht!“

Unter den Karten im Proustschen Familienarchiv finden sich immer wieder solche, die Treffen der elsässischen Lehrerinnen organisieren:

„Liebes Fräulein Garnier! Ich weiß nicht, ob Sie meine Karte erhalten haben, denn wenn ich nicht irre, habe ich darauf die Adresse vergessen! Lachen Sie mich nicht zu sehr aus! Ich hoffe, dass Sie diese Karte noch rechtzeitig erhalten. Kommen Sie am Sonntag nicht nach Waibstadt, ich bin seit Mittwoch nach Bruchsal versetzt. Brief folgt. Herzliche Grüsse Irène“

Die Zusammenfassung der elsässischen Lehrkräfte in Umschulungskursen hatte einen Zusammenhalt zur Folge, der auch nach der Umschulungszeit anhielt. Ein Sonderkurs aus der LBA Karlsruhe (Sonderkurs 4, 1942–1943) startete im Herbst 1943 einen „Rundbrief“, um alle Teilnehmer mit den neuesten Meldungen (private und dienstliche) zu versorgen. Nach dem Krieg blieben viele dieser Verbindungen erhalten.³⁸

4.5 Hélène Garnier lernt in Ladenburg ihren zukünftigen Ehemann Marcel Proust kennen.

Man hielt zusammen, man traf sich. Irgendwann nach dem 17. Juni 1943, wahrscheinlich Weihnachten 1943, muss Hélène Garnier den französischen Zwangsarbeiter Marcel Proust getroffen haben. Er wurde am 5. Oktober 1922 in Orléans geboren. Seine „Carte de Travail“, ausgestellt von der Préfecture des Département du Loiret, trägt den Untertitel: Service du travail obligatoire. Ganz oben auf der Karte kann man das Datum „28. Mai 1943“ erkennen, daneben den Stempel des Bürgermeisteramts von Orléans. Als Beruf ist eingetragen „Gemüsegärtner – Baumschulgärtner“, als Arbeitsstelle „Allemagne – Ladenburg – Pépinieriste“ (Baumschulgärtner). Datum der Eintragung ist der 17. Juni 1943.

Die Gärtnerei Huben in Ladenburg, bei der Marcel Proust zu arbeiten anfang, besteht schon seit 1905. Carl Huben, der Sohn des Gärtnereigründers, fuhr in den 1930er Jahren mit seinem Fahrrad in Richtung Frankreich, um sich beruflich weiterzubilden und um dort an verschiedenen Orten als Gärtner zu arbeiten. Ab wann er in Orléans gearbeitet hat, wissen wir nicht. Ebenso nicht, ob sich Carl Huben und der Vater von Marcel Proust gekannt haben. In dem „Carnet“, das er auf Bitten seiner Töchter in den letzten Lebensjahren schrieb, finden wir folgende Schilderung: Er sollte eigentlich bei Mercedes in Mannheim arbeiten, sagte aber der Dame, die für die Aufnahme dort verantwortlich war, dass er kein Mechaniker, sondern Gärtner sei. Daraufhin schickte sie ihn zur Gärtnerei Huben nach Ladenburg.³⁹

Am 22. Juni 1943 – so die Unterlagen im Ladenburger Archiv – wird er mit seiner letzten französischen Adresse in die dortige Ausländerkartei eingetragen: Nationalität: Französisch. Als aktuelle Adresse wird angegeben: Gärtnerei Huben, Schriesheimer Fußweg 7, Ladenburg. Er musste von seinem Lohn Beiträge an die Badische Rentenkasse abführen. Im Familienarchiv befindet sich ein kleines Heft, in dem Marcel Proust ein gärtnerisches Wörterbuch anlegte. Links stehen die ihm bekannten französischen Begriffe, rechts die deutsche Übersetzung. Er schreibt in das Büchlein auch einen kleinen Text über die Sehenswürdigkeiten in Heidelberg und Umgebung. Man traf sich im Gasthaus „Zur güld'nen Rose“ (Ladenburg Hauptstraße 41) oder fuhr mit der OEG nach Heidelberg. Im August 1944 notiert er: „In Großsachsenheim (Nähe von Stuttgart) habe ich ein Paar Schuhe (25 RM), ein Hemd (9 RM), ein Paar Socken (2 RM) und ein Paar Halbschuhe gekauft.“⁴⁰ Was Marcel Proust im August 1944 in die Nähe von Stuttgart führte, bleibt im Dunkeln. Mit Héléne Garnier traf er sich regelmäßig ab Weihnachten 1943.

Aus dem Familienarchiv und aus den Erzählungen der Töchter wissen wir, dass die Familie lange Zeit nach dem Krieg den Kontakt zur Familie Huben in Ladenburg aufrecht erhalten hat.⁴¹ Oktober 2014, anlässlich des Besuches in der Schule in Wieblingen, besuchte man auch Andreas Huben, den jetzigen Besitzer der Gärtnerei Huben in Ladenburg. Erinnerungen wurden ausgetauscht und man versprach, den abgerissenen Kontakt wieder aufzunehmen.

4.6 Das alltägliche Leben

In Héléne Garniers Korrespondenz mit ihrer Familie wird das Thema Lebensmittelknappheit und allgemeiner Mangel häufig angesprochen. Anscheinend war im Elsass die Knappheit an Lebensmitteln und an Fabrikwaren schlimmer als in Baden und in den Großstädten. Lebensmittelkarten gab es für viele Nahrungsmittel, auch für Kleider, Schuhe und Stoff. Im Juni 1941 verspricht Héléne ihrer Familie, Mehl, das sie in Heidelberg kaufen konnte, nach Masmünster/Masevaux mitzubringen. Sie konnte auch Stricknadeln für ihre Schwester Etiennette sowie Knöpfe besorgen. Kleider fand man dort leichter, aber keine Briefumschläge. Héléne hoffte, dass ihr Vater für ihr Fahrrad Gummireifen und -schläuche beschaffen kann.

4.7 Die Versetzung nach Edingen 1944–45

Was bei den Erzählungen der ehemaligen Schülerinnen bei dem Treffen am 19. Oktober 2014 auffiel: Es gibt keine Erinnerungen an die Rolle von Héléne Garnier bei Kriegsende, keine Erinnerung, wann und wie sie Wieblingen verlassen hat. Warum aber haben die ehemaligen Schülerinnen von Frau Garnier keine Erinnerung an sie und das Kriegsende? Eine der Damen meinte: „Ich kann mich nimmer erinnern. Die war nimmer da.“ Auch im Familienarchiv Proust findet man keine Antwort auf diese Frage.

Eine Akte im Generallandesarchiv Karlsruhe befasst sich mit der „Liquidation der Badischen Beamtenbank Straßburg, sowie Gehaltsansprüche elsässischer Lehrer, die nach Nordbaden abgeordnet waren“.⁴² So der umständliche Titel. Es geht darum, dass

die Badische Beamtenbank Straßburg als Folge der Befreiung seit dem 23. November 1944 geschlossen war. Die elsässischen Lehrer waren aber weiterhin im Schuldienst in Baden beschäftigt und bekamen ihr Gehalt, das sie bei einer Zweigstelle der Badischen Beamtenbank in Baden abheben konnten.⁴³ Bei der Abwicklung der Bank im Jahr 1949 stellte sich heraus, dass die elsässischen Lehrer in Baden ihre Gehälter abgehoben hatten, die badische Landesbehörde (Badische Landeskasse) die Gehälter aber seit Dezember 1944 nicht mehr an die Badische Beamtenbank Straßburg überwiesen hatte. Die sich in Abwicklung befindliche Badische Beamtenbank Straßburg forderte nun 1949 vom badischen Finanzministerium das abgehobene Geld zurück. Aus der Liste lässt sich ersehen, dass es sich um zehn elsässische Lehrerinnen handelte,⁴⁴ darunter Hélène Garnier. Überraschenderweise erfahren wir dort auch etwas über Hélène Garnier und das Kriegsende in Edingen:

„Das Kreisschulamt Mannheim-Land in Weinheim teilt uns unter 29.03.1949 No. 403/49 folgendes über die Lehrerin Hélène Garnier mit:

Karlsruhe 7. April 1949

Bezugnehmend auf Erlaß vom 28.2.1949 Nr. C 2795, worin angefragt wird, bis zu welchem Zeitpunkt Lehrerin Hélène Garnier in Edingen beschäftigt war, geben wir nachstehend die auf unsere Anfrage beim Schulamt Edingen eingegangene Antwort bekannt:

„Die am 29.6.1944 nach Edingen versetzte Lehrerin Hélène Garnier war bis zum Ende März 1945 hier in der Schule beschäftigt. Sie hat die Beschießung am 29./30. März 1945 noch mitgemacht. Sie hat noch tapfer mitgeholfen, die Trümmer zu beseitigen. Sie war am Oster-sonntag, den 1. April 1945 noch hier und ging am 2. April 1945 mit einem Auto hier weg zusammen mit ihren Landsleuten. Sie kam zuerst in ihre Heimat Maasmünster, Oberels, hat im Kaligebiet kurz gearbeitet.“⁴⁵

Die Erinnerungen ihrer ehemaligen Schülerinnen waren also doch richtig. Woher das Schulamt in Edingen die Informationen über Hélène Garnier nach 1945 hat, ist nicht mehr auszumachen. Nachforschungen bei den Nachfolgeschulämtern und in den Archiven blieben erfolglos. Auch eine Nachfrage in Edingen hatte im Gegensatz zu Wieblingen kein Ergebnis. Dass Hélène Garnier „im Kaligebiet“ gearbeitet hat, bestätigt das Familienarchiv Proust nicht.

4.8 Rückkehr nach Frankreich

Im Familienarchiv befindet sich ein Foto, das Hélène Garnier, ihren zukünftigen Ehemann Marcel Proust, ihre Freundin Marguerite Heitz und deren zukünftigen Ehemann Pierre Dechartres vor einem großen Gebäude zeigt. Aufnahmedatum ist der Beginn April 1945.

Als die Amerikaner nach Heidelberg vorrückten, schrieb Friedrich Huben am Karfreitag, 31. März 1945, eine Bescheinigung:

„Inhaber dieser [Bescheinigung] Herr Marcel Proust aus St. Jean le Blanc war in meinem Baumschulbetrieb beschäftigt vom 22.6.1943 bis zum 31.3.1945. Führung und Leistung zufriedenstellend, sein Austritt erfolgt auf eigenen Wunsch. Meine besten Wünsche begleiten ihn auch weiterhin [?]. Unterschrift Fr. Huben“⁴⁶

Am 2. April 1945 wird er aus dem Ausländerregister in Ladenburg ausgetragen. Von seiner Arbeit bei der Gärtnerei Huben hat er gegenüber seinen Kindern nur Gutes berichtet. Aus den Aufzeichnungen im Familienarchiv wissen wir: Die vier Fran-

zosen werden in der ehemaligen Grenadierkaserne in Kirchheim zusammengezogen und kommen in ein Sammellager (camp de rapatriement) nach Saint-Avold (Moselle), von wo aus sie in ihre Heimatgemeinden entlassen werden. Hélène Garnier und Marcel Proust gehen nach Masmünster/Masevaux. Dort in der Nähe unterrichtet sie von 1945 bis 1946 in Niederbrück. 1946 heiraten sie. Mit seiner Frau zieht Marcel Proust nach Orléans, wo er die Gärtnerei seines Vaters übernimmt. An ihrem neuen Wohnort meldet sich Hélène Proust wieder bei der französischen Schulbehörde. Ihre drei Töchter kommen zur Welt. Jetzt betreibt sie mit ihrem Mann zusammen die „Pépinière Proust“ in Orléans. Erst ab 1958 unterrichtet sie wieder an katholischen Privatschulen, als ihre drei Mädchen schon älter sind.



Abb. 4: Marcel Proust, Hélène Garnier, Marguerite Heitz und Pierre Dechartres (v. l. n. r.) im April 1945 auf dem Gelände der ehemaligen Grenadierkaserne in Kirchheim (Familienarchiv Proust)

„Tout un homme, fait de tous les hommes et qui les vaut tous et que vaut n'importe qui.“
(J. P. Sartre)

„Ein ganzer Mensch, gemacht aus dem Zeug aller Menschen, und der soviel wert ist wie sie alle und soviel wert wie jedermann.“ (Übers. Hans Mayer)

Merci à Daniel M., Chantal P., Simone C. et Danielle P.

Zeitzeugen gesucht! Günter Lipowsky (Kehl) und Daniel Morgen (Colmar) haben im Elsass viele Zeitzeugen aufgespürt und interviewt, in Baden dagegen nur wenige Kontaktpersonen gefunden. In Heidelberg unterrichteten damals Hélène Garnier, Marguerite Heitz, Irène Hummler, Marie Jung und Marie Litzler; im Rhein-Neckar-Raum insgesamt ca. 60 Lehrer/innen. Für Nachfragen und für Informationen ist dankbar: Günter Lipowsky, Luisenstraße 11 77694 Kehl. guenter.lipowsky@t-online.de

Anhang

1. Biografien: Die französischen Zwangsarbeiter Dechartres in Heidelberg und Proust in Ladenburg

Pierre Dechartres

Das Stadtarchiv Heidelberg schreibt auf unsere Anfrage (11.8.2014): „Bei der Suche in den bei uns verwahrten Unterlagen zum Thema Zwangsarbeit in Heidelberg haben wir nur zu Pierre Dechartres, geb. am 29.3.1911 in Bordeaux, Arbeitsunterlagen ermitteln können. Dabei handelt es sich um zwei Karteikarten, die die jeweiligen Einsatzorte belegen, zwei Formulare des Arbeitsamtes mit Hinweis auf die Arbeitsstelle, eine Beitragskarte der ‚Ausländerbetreuung der Deutschen Arbeitsfront‘ sowie das Arbeitsbuch (ausgestellt am 20.1.1944 durch das Arbeitsamt Heidelberg).“

Pierre Dechartres war ab 28.6.1940 unter der Kriegsgefangenennummer 12451 bei den Stammlagern XII A Limburg und XII B Frankenthal geführt.

Die weiteren eingetragenen Daten lauten:

- 4. Aug. 1940 – Sept. 1941 Aufräumungsarbeiter, Fraulautern [wohl bei Saarlouis], Pionierkompanie
- Sept. 1941 – Aug. 1942 Schreiber im Büro, Opelwerke Rüsselsheim
- Aug. 1942 – Jan. 1943, Kelterarbeiter Eltville, Kdo. 894
- 15. Febr. 1942 – 29. Aug. 1943, Hilfsarbeiter/Dreher bei der OWA-Füllfederhalterfabrik in Dossenheim
- 3. Juni 1944 – 31. März 1945, Hilfsarbeiter, Friedrich Haab Kraftfahrzeuge Heidelberg, Bergheimer Str. 111–113

Auf einer Karte ist vermerkt: „in das zivile Arbeitsverhältnis überführt, 8. Juli 1943‘ [...] Mit diesen Unterlagen ist auch nicht zu klären, welche Adresse nur Arbeitsstelle oder auch Unterbringungs-, Lagerort war.“

Marcel Proust

Marcel Proust stammt aus Orléans, wo er 1922 geboren wurde. Der Vater hatte eine Gärtnerei/Baumschule. Im Mai 1943 wird er als Zwangsarbeiter nach Deutschland erfasst im Rahmen des „Service du Travail obligatoire (S.T.O)“. Die Préfecture du Loiret stellt den Ausweis als „travailleur du STO“ am 28.05.1943 aus. Er ist in Ladenburg im Ausländerregister gemeldet, mit seinem Geburtsort und -datum (5.10.1922), seinem letzten Wohnort (Orléans) und seiner Nationalität (französisch). Seine Adresse lautet: Gärtnerei Huben, Schriesheimer Fußpfad 7. Ankunftsdatum: 22.06.1943; Abgangsdatum 02.04.1945. Marcel Proust ist also in Ladenburg nicht als Zwangsarbeiter gemeldet. Er muss – wie alle Zwangsarbeiter und zwangsarbeitenden Kriegsgefangenen – in die Badische Rentenkasse einzahlen. Unterlagen darüber scheinen nicht mehr zu existieren. Nach dem Krieg heiratet er im Februar 1946 Hélène Garnier. Sie haben drei Kinder. Marcel Proust stirbt 2012.

2. Lehrerbildungsanstalten

Die „Écoles normales“ im Elsass, an denen die französischen Lehrerinnen und Lehrer vor 1940 ausgebildet wurden, wurden nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht und nach Errichtung der Nazi-Administration nach Innerfrankreich verlegt. Die beiden Écoles normales für Jungen und Mädchen in Straßburg wurden nach Périgueux, die katholische École normale Oberehnheim/Obernai nach Solignac (Haute-Vienne) und die von Colmar nach Aiguillon (Lot-et-Garonne) verlegt. Seit 1941 sind die Écoles normales nicht mehr konfessionell ausgerichtet.

Im Gau Oberrhein wurde 1942 ein Netz von acht Lehrerbildungsanstalten aufgebaut: Heidelberg, Sinsheim, Karlsruhe, Straßburg/Strasbourg, Schlettstadt/Sélestat, Bad Peterstal, Insel Reichenau und Colmar. Es kommen noch hinzu die LBA in Carspach im Elsass und in Lahr. Kriegsbedingt (keine geeigneten Räume zur Unterbringung, Frontverlauf) wurden sie eingerichtet, geschlossen oder verlegt. Die jungen elsässischen Lehrerinnen und Lehrer wurden formell in die LBA Straßburg aufgenommen,

die aber nie eröffnete. Alle Studentinnen wurden nach Bad Rippoldsau verlegt. Sonderkurse elsässischer Lehrerinnen fanden auch in Heidelberg, im Hotel Victoria statt.

Der letzte Leiter der LBA Karlsruhe, E. Ungerer, legt im Sommer 1945 einen Bericht über diese Lehrerbildungsanstalten an die Verwaltungsbehörde der französischen Besatzungszone in französischer Sprache vor.⁴⁷ Daraus folgender Auszug:

LBA Heidelberg (für Mädchen) „Der kommissarische Direktor war der Rektor Friedrich Walter. Die LBA wurde in den Räumen des Hotels Viktoria [heute Juristisches Seminar der Universität Heidelberg, Friedrich-Ebert-Anlage 6] eingerichtet. Gegen Ende des Monats März wurde das Haus durch einen Bombenangriff zerstört. Ungerer“ [Diese Information ist nicht richtig. Ungerer hat sie wahrscheinlich in der LBA Bad Rippoldsau gehört, als ein Mitglied des Lehrkörpers nach Heidelberg heimfuhr, weil sein Haus bei einem Luftangriff schwer beschädigt wurde und er von einem schweren Luftangriff auf Heidelberg berichtete. Siehe Interview Frau Schopferer, LBA-Studentin in Bad Rippoldsau bis April 1945, 20.10.2012, Archiv Umschulung bei den Verf.]

LBA Sinsheim (für Mädchen) „Ehemals eine Filiale von Heidelberg wurde 1944 selbständig unter dem kommissarischen Leiter Dr. Friedrich Bentmann. [...] Gegen Ende des Krieges verließ die Schule Sinsheim und einige Klassen haben ihren Unterricht in Buchen weitergeführt.“

Anmerkungen

- 1 Daniel Morgen: *Mémoires retrouvées. Des Alsaciens en Bade, des Badois en Alsace*. Umschulung 1940–1945, Colmar 2014.
- 2 Archives départementales du Bas-Rhin (ADBR), Archives départementales du Haut-Rhin (ADHR), Archives municipales de Colmar (AMC), Stadtarchiv Baden-Baden, Staatliches Archiv Freiburg (StAF), Stadtarchiv Freiburg (SAF), Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), Kreisarchiv Konstanz, Stadtarchiv Heidelberg (StAH), Stadtarchiv Ladenburg.
- 3 Meryem Bolatoglu, Daniel Morgen, Gerald Schlemminger: *Umschulung et réintégration. Parcours d’instituteurs alsaciens: de la reconversion obligatoire au retour dans l’éducation nationale*, Colmar 2008.
- 4 Siehe im Anhang die Kurzbiographie von Pierre Deschartres.
- 5 Adolf Schmid: *Die Lösung des elsässischen Problems*, in Otto Meissner (Hg.): *Elsaß und Lothringen, Deutsches Land*, Berlin 1941, S. 309–321, Zit. S. 319.
- 6 Karl Rudolf Kollnig: *Elsässische Weistümer*, in Hermann Eris Busse (Hg.): *Das Elsaß (Oberrheinische Heimat. Jg. 27, 1940)*, Freiburg i. Br. 1940, S. 482–492, Zit. S. 482.
- 7 So der Untertitel des Aufsatzes von Desiderius Lutz: *Das deutsche Geistesleben im Elsaß*, in Busse (wie Anm. 6), S. 380.
- 8 Zu Wagner siehe Jean-Laurent Vonau: *Le Gauleiter Wagner, le bourreau de l’Alsace*, Strasbourg 2011. Eine Kurzbiographie von Robert Wagner in Wolfram Hauer: *Das Elsass als „Erziehungsproblem“*. Zur Umgestaltung des Schulwesens und der Lehrerbildung jenseits des Rheins nach badischem Vorbild (1940–1945), in Konrad Krimm (Hg.): *NS-Kulturpolitik und Gesellschaft am Oberrhein 1940–1945 (Oberrheinische Studien. Bd. 27)*, Ostfildern 2013, S. 161–260, hier S. 165 Anm. 14.
- 9 Siehe dazu Robert Ernst: *Rechenschaftsbericht eines Elsässers*, Berlin 1954.
- 10 Markus Enzenauer: *„Deutsches Elsaß kehre heim!“ Nazifizierung, Germanisierung und Organisationsgrad der elsässischen Bevölkerung während der „verschleierten Annexion“ 1940–1944/45*, in Krimm (wie Anm. 8), S. 15–79, Zit. S. 15.
- 11 Vgl. Dominique Huck: *L’enseignement de l’allemand à l’école primaire en Alsace entre 1945 et 1985*, in *Revue d’Alsace*. Jg. 132, 2006, S. 337–406 (auch Online-Ausgabe: <http://alsace.revues.org/1550>).
- 12 Zitiert nach Hauer (wie Anm. 8), S. 166.

- 13 Dazu Morgen (wie Anm. 1); Bolatoglu (wie Anm. 3); Hauer (wie Anm. 8).
- 14 Jean-Noël Grandhomme: La Congrégation des Sœurs de la Divine Providence de Ribeauvillé pendant la Seconde Guerre mondiale, 1939–1945, in *Revue des sciences religieuses*. Jg. 85, 2011, No. 4, S. 523–556.
- 15 Zahlen aus dem Bericht der Abteilung Schule und beim Chef der Zivilverwaltung Straßburg mit dem Titel: Stand der Lehrerbesetzung an den badischen und elsässischen Volksschulen vom 5. Mai 1944 (ADBR 128 AL 4449).
- 16 Morgen (wie Anm. 1), S. 396.
- 17 Zu Andreas Hohlfeld ausführlich Hauer (wie Anm. 8), S. 188 ff.
- 18 GLA 467 Zug. 1988-2, Nr. 45.
- 19 Andreas Hohlfeld: Auseinandersetzung mit dem Westen, Straßburg 1941.
- 20 ADBR 128 AL 4410. Von der Umschulung in Lörrach gibt es eine Liste der Lehrer, die die vorgeschriebenen Inhalte vermittelten. Diese Gruppe besteht aus einem verantwortlichen Rektor und seinem Stellvertreter. Zur Liste gehören zwei Gymnasiallehrer, deren Fächer nicht angegeben sind. Dazu kommen zehn Hauptlehrer, sowie Fachlehrer für Sport, Musik und Kunst. Außerdem enthält diese Liste neun Schulungsreferenten, die für die ideologischen Inhalte verantwortlich zeichnen.
- 21 Eugène Philipps: Une tragédie pour l'Alsace. La dictature nazie et l'incorporation de force. SALDE-Média 2e édition 2001, S. 122 (Übersetzung durch die Verfasser).
- 22 Morgen (wie Anm. 1), S. 112. Eine tabellenartige Übersicht über die Umschulung findet man ebd. S. 396–397.
- 23 Für das Reichsgebiet liegt eine statistische Erhebung vor, die allerdings das Elsass nicht mit einbezieht, da der Stichmonat für die Statistik der „Juni 1939“ ist.
- 24 Ihr Gehalt bleibt bis zum Ende des Krieges gleich.
- 25 Es könnte sich auch lediglich um den Vornamen handeln: Karl-Friederich.
- 26 Familienarchiv Proust.
- 27 So zahlreiche Zeitzugewinnen in unseren Interviews. Siehe auch die zahlreichen Aufsätze zu diesem Thema in Busse (wie Anm. 6).
- 28 So glatt, wie die Nazi-Administration es sich vorgestellt hatte, verlief die Aktion nicht. Zwar mussten viele Elsässer ihre Namen ändern; jedoch gab es dabei Probleme, denn Alt-Hugenotten wollten ihre Namen nicht ablegen und auch die Akzeptanz der neuen deutschen Namen war eher gering. Beispiel: Wer Chatton hieß, wollte nicht plötzlich Schattung heißen.
- 29 Postkarte im Familienarchiv Proust. Lesefehler: wahrscheinlich 10.08.
- 30 GLA 497/205, 22.07.1940.
- 31 Hauer (wie Anm. 8), S. 210.
- 32 GLA 497/115, 2.12.1940.
- 33 Während der Kriegszeit sollte man von Oktober bis März einen Eintopf auf den Tisch bringen und das gesparte Geld dem Winterhilfswerk spenden. Für den Eintopf sollte man höchstens 50 Pfennige pro Person ausgeben. Wer die Spende nicht abgab, wurde öffentlich gebrandmarkt. Im Krieg wurde die Bezeichnung Eintopfsonntag durch den Begriff „Opferonntag“ ersetzt. Der Begriff Eintopfsonntag und Eintopfsammlung durften nicht mehr verwendet werden. Siehe dazu Cornelia Schmitz-Berning: Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin 2007, S. 173f.
- 34 Postkarte vom 15.09.1943 im Familienarchiv Proust.
- 35 Inhalte der Umschulung in den Gauschulen siehe Morgen (wie Anm. 1), S. 280–288.
- 36 Postkarte im Familienarchiv Proust.
- 37 „Cafard“ umgangssprachlich: Nicht gut drauf sein, trübsinnig, melancholisch.
- 38 Morgen (wie Anm. 1), S. 244f.
- 39 Aufzeichnungen im Familienarchiv Proust.
- 40 Carnet Marcel Proust (1943–1945) im Familienarchiv Proust.
- 41 Die letzte Postkarte im Familienarchiv Proust stammt aus dem Jahr 1957.
- 42 GLA 235/35775.
- 43 Die Heidelberger Zweigstelle der Badischen Beamtenbank Karlsruhe befand und befindet sich in der Bismarckstraße 17.
- 44 Südbaden erfüllte die Forderung und beglich den Betrag; Nordbaden, unter amerikanischer Besatzung, wies das Ansinnen der Franzosen barsch zurück (Schriftwechsel in GLA 235/35775).
- 45 GLA 235/35775.
- 46 Familienarchiv Proust.
- 47 GLA 235/3977.

Volker von Offenber

Brezeln aus Heidelberg

Die „Badische Brezelfabrik Gebr. Lulay“ in der Weststadt (1921 – 1976)

In Heidelberg werden schon seit Jahrhunderten Brezeln gebacken und gekauft, was nicht nur die in Stein gehauenen Brezel-Maße bei den Verkaufsnischen an der Südseite der Heiliggeistkirche belegen.

1921 kamen beinahe zeitgleich Wilhelm Käferle in der Altstadt und die Brüder Jakob und Otto Lulay in der Weststadt auf die für Heidelberg neue Idee, kleine Brezelchen „Freiburger Art“ in Tüten zu verpacken und das lange haltbare Salzgebäck in Gastwirtschaften und Lebensmittelgeschäften als Beiwerk zu Bier oder Wein anzubieten. Im Laufe der 1920er Jahre gründeten sich in Heidelberg noch mehrere kleine Brezelfabriken, die jedoch nur wenige Jahre existierten. Die zuerst gegründeten Firmen erwiesen sich auch als die langlebigsten, Käferle und Lulay existierten über 50 Jahre lang. Da Wilhelm Käferle seine Fabrik wenige Wochen früher als die Brüder Lulay gegründet hatte, konnte er sie mit Recht „Erste Heidelberger Brezelfabrik“ nennen.¹

Zur größten und bekanntesten aller Heidelberger Salzgebäck-Fabriken entwickelte sich die Firma Lulay. Die Quellenlage zur Geschichte dieser Firma ist recht ergiebig. Im Stadtarchiv Heidelberg ist ein Konvolut mit Dokumenten von der Gründung 1921 bis zum Betriebsende 1976 erhalten.² Günter Lulay, der 1930 geborene letzte Miteigentümer des Betriebs, stellte sich freundlicherweise als Zeitzeuge zur Verfügung und gab durch seine Erinnerungen und die Bereitstellung aufschlussreicher Bildquellen Einblick in die Firmen- und Familienhistorie.³ So lässt sich ein fundiertes und detailreiches Bild der Geschichte dieser Brezelfabrik zeichnen.

Gründung und Aufstieg der Firma

Der 1865 in Waldmichelbach geborene Bäckermeister Georg Andreas Lulay war als junger Mann nach Heidelberg gezogen, hatte die neue badische Gewerbefreiheit genutzt und in der Weststadt eine Bäckerei eröffnet.

Auf einem Foto, das auf etwa 1910 zu datieren ist, sieht man, dass das Haus Kaiserstr. 38 im Erdgeschoss über zwei Haustüren links und rechts verfügt, zwischen denen zwei Fenster liegen. Es gibt kein Schaufenster, Produktion und Verkauf spielten sich im Hinterhaus ab. An der Fassade ist die Inschrift „Brod u. Feinbäckerei von Georg Andr. Lulay“ zu sehen.⁴

In diesem Haus gründeten seine Söhne Jakob und Otto Lulay am 1. September 1921 die „Badische Brezelfabrik Gebr. Lulay Heidelberg“, nachdem tags zuvor der Betrieb „J. Lulay Konditoreiwaren Heidelberg“ aufgegeben worden war.⁵

Der Zeitpunkt war für eine Firmengründung dieser Art durchaus günstig. Die kriegsbedingte Zwangsbewirtschaftung und Kontingentierung war gerade aufgehoben worden, das Konsum- und Genuss-Bedürfnis war nach den entbehrungsreichen Kriegsjahren vorhanden.



Bäckerei G. A. Lulay in der
Kaiserstr. 38, um 1910
(Foto: Archiv G. Lulay)

Die Brezel-Produktion der neuen Firma fand von 1921 bis 1929 überwiegend im Hinterhaus und Hof der Kaiserstr. 38 statt. Auf einem weiteren Foto ist die linke Haustür inzwischen zugemauert, die nunmehr drei Erdgeschossfenster sind von innen zugleibt und werden offensichtlich auch für Produktion, Verpackung oder Lagerung genutzt. Ein Betriebsfoto aus dieser Zeit zeigt insgesamt zehn Personen hinter einer Wanne mit Brezelchen, neben den beiden Eigentümern drei männliche und fünf weibliche Beschäftigte. Ein Foto aus der Backstube zeigt, dass der Ofen von der Firma „Johann Leibrecht's Backofenbaugeschäft Kirchheim/Heidelberg“ stammt.

Der Betrieb konnte der Inflation trotzen und entwickelte sich in den zwanziger Jahren erfolgreich weiter. Lulay war bei Gewerbeausstellungen in der Stadthalle mit einem Stand vertreten. Auch überregionale Erfolge stellten sich ein, bei einer Fachausstellung des Hotel- und Gastwirtgewerbes wurden 1923 in Darmstadt die Brezeln der Firma Lulay mit einer goldenen Medaille „für hervorragende Leistungen“ ausgezeichnet.⁶ Weitere Medaillen und Prämierungen in den Jahren 1924 in Karlsruhe und 1927 in Genf, Rom und Paris folgten.⁷

Expansion in den dreißiger Jahren

Die Produktion stieß allerdings in den beengten Räumlichkeiten der Kaiserstraße 38 an ihre Grenzen und wurde daher im Herbst 1929 einige Häuser weiter in die Nr. 70 verlegt. Dieses 1909 nach dem Entwurf des Architekten Franz Sales Kuhn erbaute und nun von Lulays erworbene Haus bot im Hintergebäude und in geräumigen Kellern mehr Platz für Materiallagerung und Produktion.

Allerdings blieben auch Rückschläge nicht aus, so wird 1928 im Bericht der Handelskammer zur Lage der hiesigen Brezelfabriken von über 20% Umsatzrückgang durch den „Druck eines außerordentlich starken Wettbewerbs“ gesprochen. Die Kundschaft, besonders die Wirte, „zahlt sehr säumig“. Die Verluste seien wesentlich höher als im Vorjahr.“⁸

Trotz solcher Probleme und der Folgen der Wirtschaftskrise von 1929 überstand die Firma diese Phase nicht nur, sondern prosperierte in den 1930er Jahren und erreichte kurz vor dem 2. Weltkrieg die maximale Produktivität.

Die Brezelfabrik mit mittlerweile über 40 Beschäftigten, fast alle weiblich, belieferte alle Teile des Deutschen Reichs, gerade auch im Osten mit den regionalen Schwerpunkten Leipzig, Dresden und Berlin. Vertreter der Firma waren mit Modellkästen unterwegs, die Prototypen der Brezeln und (damals noch recht dicken) Salzstangen zeigten.

Brezeln aus der Weststadt wurden auch ins europäische Ausland und per Schiff nach Übersee exportiert. Hierzu wurden die Kleinpackungen in größeren Blechkisten verlötet, um die Ware vor Feuchtigkeit und Salzlufte beim Transport zu schützen. Nicht ohne Grund stand auf dem Firmenbriefpapier der Hinweis: „Unsere Brezeln sind unbegrenzt haltbar, müssen aber an einem trockenen Ort aufbewahrt werden.“

Das Firmenlogo veränderte sich, die drei Brezeln mit Kurpfälzer Löwen wurden durch den dann typischen Männerkopf, der eine Brezel zum Mund führt, ersetzt. Auf den Briefbögen der Firma in den 1940er und 1950er Jahren wird eine stark idealisierte Darstellung der Firmengebäude gezeigt. Das Gebäude, das der Betrachter in Wirklichkeit von der Kaiserstraße aus nur als schmales, von den Nachbarhäusern eingerahmtes Haus sieht, ist in einer virtuellen Seitenansicht als imposante Fabrik mit in die Breite gezogenem Vorderhaus und eindrucksvollen Produktionsgebäuden im Hinterhof dargestellt. Die Realität war (und ist, die Dimensionen sind unverändert erhalten geblieben) augenfällig bescheidener.



Imposante Fabrikdarstellung, Ende der 1930er Jahre
(Foto: Repro durch den Autor)

Erneut wurden die Räumlichkeiten zu klein, 1937/38 gab es Pläne, die Produktion in den Pfaffengrund zu verlegen. Aus Kapitalmangel und wegen des 1939 beginnenden Krieges wurde dieses Vorhaben nicht realisiert.⁹

Dass die Firma wirtschaftlich erfolgreich war, lässt sich auch daran ablesen, dass die beiden Lulay-Brüder sich 1938 in der Hildastraße 20 und 22 Wohnhäuser bauten und aus der Zähringerstraße hierhin zogen.

Die Firma in der NS-Zeit

Die Haltung der Fabrikantenfamilie Lulay gegenüber dem NS-Staat scheint eher distanziert gewesen zu sein. Es wird überliefert, dass Mitte der 1930er Jahre ein besonders eifriger „Parteigenosse“, als er sah, dass sich die Firma Lulay noch von einem jüdischen

Mehlhändler beliefern ließ, empört gerufen habe: „Sie werden ja von Juden beliefert – das muss fotografiert und in die Zeitung gebracht werden!“, woraufhin Jakob Lulay geantwortet habe: „[...] dann setze ich mich noch dazu auf den Kutschbock“.¹⁰

In der Tat ist aus den Unterlagen zum „Entnazifizierungsverfahren“ ersichtlich, dass der Prüfungsausschuss unter Vorsitz von Dr. Anschütz im November 1945 mehrere Zeugen anhörte (Dr. Strauss, Josef Reis und Arthur Fuld), die die antinazistische Haltung der Lulays bestätigten. Die Brüder Lulay, die in der Weimarer Republik das Zentrum unterstützt und bis zuletzt gewählt hatten¹¹, haben wohl vom Regime Verfolgten zeitweise in den Firmenkellern Unterschlupf gewährt, Kriegsgefangenen geholfen und illegal „Feindsender“ gehört.¹²

Dass Jakob und Otto Lulay 1938, wenngleich recht spät und erst auf Druck der örtlichen Parteiführung, in die NSDAP eingetreten waren, führte in einem späteren Verfahren zu einer Einstufung als „Mitläufer“ und zur Zahlung eines (geringen) „Sühnebetrags“.¹³ Jedenfalls stand der Weiterführung bzw. Wiederöffnung der Fabrik nichts entgegen, wie die übergeordneten Behörden bereits 1946 mitteilten.¹⁴

Krieg, Materialmangel und Bewirtschaftung machten auch der Firma Lulay zu schaffen. Wer Brezelchen kaufen wollte, musste diese mit Brotmarken verrechnen, eine Marke für 50 Gramm Brezeln, was eigentlich Luxus, aber vielleicht gerade deswegen interessant war. 1944 wurde die Produktion kriegsbedingt eingestellt.

Wiederaufstieg nach dem Krieg

Wenige Jahre nach dem Krieg konnte der Betrieb wieder aufgenommen werden, wenn auch mit Einschränkungen aufgrund des Rohstoff- und Materialmangels. Die Firma musste mit ganz alltäglichen Nachkriegsproblemen kämpfen, so reichte anfänglich die zugeteilte Gaszufuhr für die Backöfen kaum aus. Das städtische Gaswerk riet zu maßvollem Verbrauch, Anwohner des Schlossbergs hätten sich beschwert, dass für sie nicht genug Gasdruck vorhanden sei. Die direkten Nachbarn wiederum freuten sich, wenn sie durch die gemeinsame Hauswand hindurch kostenlose Wärme bezogen.¹⁵

Der Absatzmarkt für Heidelberger Salzbrezeln hatte sich verändert. Die Kundschaft im Osten Deutschlands war nun weggebrochen, andererseits taten sich neue Möglichkeiten auf. Die US-Army, in Heidelberg zahlenmäßig stark vertreten, lieferte Lulay feines Weizenmehl bester Qualität und bezog dafür Salzgebäck für ihre Casinos und Clubs, nicht ohne vorher die Produkte veterinärmedizinisch überprüft zu haben.¹⁶

Mitte der fünfziger Jahre boomte die Firma, im „Wirtschaftswunder“-Deutschland konnte und wollte man sich etwas leisten. Zu den bewährten Brezelchen kamen neue Produkte hinzu, feinere Salzstangen, Grissini, Käsestangen und die „Heidelberger Herzen“, die aus übriggebliebenen Teilen beim Ausstechen der Brezelform bestanden.

Die Geschäfte liefen gut, Vertreter waren im ganzen Bundesgebiet für die Firma Lulay unterwegs, allein in Berlin zwei, um im Gastronomiebereich und Einzelhandel Kundschaft zu akquirieren. Die etwa 40 Vertreter arbeiteten auf Provisionsbasis und vertraten in der Regel noch weitere Firmen aus dem Nahrungsmittelbereich.

„Export nach allen Ländern“ war recht ambitioniert auf den Lulay-Rechnungsformularen zu lesen, immerhin wurde z.B. nach Dänemark und Schweden exportiert.

Innerhalb des Stadtgebiets und im Umkreis bis nach Frankfurt erfolgte die Auslieferung durch firmeneigene Fahrzeuge, zunächst ein dreirädriger Kastenwagen, dann ein Opel Blitz, zuletzt ein Hanomag LKW. Nach auswärts wurde per Post versandt, größere Einheiten per Bahn.

Das Betriebsklima wird als harmonisch und familiär erinnert, Mitarbeiter/innen-Interessen wurden durch „eine Art Betriebsrat“ vertreten, gebildet von Gewerkschaftern aus dem Nahrungs- und Genussmittelbereich.¹⁷ Jährliche Betriebsausflüge, z.T. mit Ehepartnern, sind fotografisch dokumentiert.

Leider sind keine genauen Zahlen zu Produktionsmenge, Umsatz und Gewinn der Firma Lulay zu ermitteln. Die erinnerten¹⁸ Fakten lassen das Bild eines gesunden mittelständischen Familienunternehmens entstehen: In den 1950er Jahren verließen an einem Produktionstag etwa 100.000 Brezelchen die Fabrik.¹⁹ Der Jahresumsatz lag bei ca. 600.000 bis 700.000 DM.

In den 1950er Jahren kam es nach dem Tod von Mitgründer Otto Lulay zur Umfirmierung, seine Witwe Sophie trat die Nachfolge an, nach deren Tod nahm ihr Sohn Günter den Platz ein. Nun führten Mitgründer Jakob Lulay und sein Neffe Günter die Fabrik, beide waren keine Bäcker, sondern hatten eine kaufmännische Ausbildung. Ein Betriebsbäcker war für den reinen Backbetrieb zuständig, im Wesentlichen änderten sich allerdings Teig und Produktpalette im Laufe der Zeit kaum.

Während sich Jakob Lulay mehr um die geschäftliche Seite des Unternehmens kümmerte, lag Günter Lulay eher die technische Seite der Produktion am Herzen. Beide wohnten in der Hildastraße, nur wenige Minuten von der Firma entfernt. Firma und Familie Lulay waren stadtbekannt, und mindestens einmal pro Woche wurde die Kaiserstraße 70 zum Anziehungspunkt für viele Kinder, um für ein paar Pfennige eine randvolle Tüte mit Brezelfragmenten zu erstehen, angekündigt durch das Schild „Heute Brezelbruch!“ in der Hofeinfahrt.²⁰

Brezelhochburg Heidelberg

Vor und nach dem Krieg produzierte Lulay für einige kleinere Unternehmen aus Heidelberg und der Region, die nicht (mehr) selbst Salzgebäck herstellten. Einige dieser Kleinstunternehmen waren im Grunde Ein-Mann-„Briefkastenfirmen“, die nur eine Büroadresse (meist in der Weststadt) hatten, ihren eigenen Firmennamen auf eindrucksvollen Briefbögen präsentierten, aber die Produktion, meist auch den Vertrieb, delegierten. Lulay produzierte die Salzbrezeln und Salzstangen, füllte sie in die entsprechenden Tüten mit dem Aufdruck der Fremdfirma ab und besorgte den Versand. Als Produktionsadresse war immer die Kaiserstr. 70 angegeben. Einige dieser Betriebe blieben selbstständig bis zu ihrer Auflösung, andere wurden von Lulay übernommen, behielten aber noch einige Jahre ihren Namen, wohl um die Kundenbindung an eine vertraute Marke zu erhalten.

Ein gut dokumentiertes Beispiel ist die Firma Jäger.²¹ 1924 hatte der Tabakhändler Georg Jäger die Fabrikation von kleinen Brezeln aufgenommen und hierzu Räume in der Römerstraße 2 angemietet (das Gebäude stand dort, wo sich heute die Polizeidirektion befindet). Doch die Firma „Georg Jäger Brezelfabrik Heidelberg“, deren Logo



Links: Ausstanzmaschine für Brezeln. Rechts: Abwiegen und Verpacken von Hand (Foto: Archiv G. Lulay)

ein in Grün gehaltener Jägersmann vor dem Heidelberger Schloss war, stellte bereits 1928 die eigene Produktion ein und ließ von Lulays produzieren. Fortan wurde unter der Adresse Kaiserstr. 41 der Handel mit Brezeln, Tabak und weiteren Lebensmitteln betrieben. In den späten dreißiger Jahren gibt Jäger die Firmenadresse Zähringerstr. 49 an und übernimmt den Gewürzhandel Moritz Ponfick, beklagt sich aber, dass manchen Kunden der Name „unsympathisch erscheint“, denn „der Firmenname deute auf Juden hin, was besonders hinderlich ist“²². Nach 1945 betreibt Jäger unter dieser Adresse einen Gewürzgroßhandel, der Brezel-Zweig der Firma Jäger geht 1951 an Sophie Lulay über, Jäger selbst betreibt, nun wieder unter der Firmierung „Moritz Ponfick“, noch einige Jahre Vermittlungsgeschäfte für Rohstoffe und Kartonagen. Produktion und Versand der Jägerschen „Schloß-Brezeln“ erfolgen nun durch Lulay in der Kaiserstr. 70, bis die Firma Jäger, Inh. Sophie Lulay, zum Jahresende 1958 endgültig aufgelöst wird.²³

Im Fall der Firma „Brezel-Köhler Heidelberg. Inh. Julius Köhler“, ebenfalls in der Weststadt beheimatet, ist zweifelhaft, ob jemals eine eigene Produktion bestanden hatte.²⁴ Diese Firma existierte von Ende 1929²⁵ bis Anfang 1935 und präsentierte sich mit einem in Rot gehaltenen Kopfbogen, auf dem ein Mann breitbeinig über einem Köhlerofen steht und eine Brezel über den Kopf hält. Auf dem Briefpapier ist als Büroadresse die Kronprinzenstr. 36 (die heutige Dantestraße) angegeben, für Herstellung und Versand die Kaiserstraße 70, also wiederum Lulay. Schon 1931 wurde Brezel-Köhler von Albert Jung aus Wiebelskirchen, Saarland, übernommen.²⁶ Doch auch unter der neuen Leitung war der Firma kein langes Leben beschieden, im Januar 1935 wurde sie aus dem Handelsregister gelöscht. Mit der Geschäftsabwicklung wurde die Firma Lulay beauftragt, die Ende August 1935 jede Tätigkeit für „Julius Körner Inh. Albert Jung Heidelberg“ einstellte. Immerhin war Köhler-Salzgebäck bis Thüringen verbreitet, wie sich aus der Anfrage eines enttäuschten Brezel-Liebhabers aus Ilmenau ergibt, der Anfang 1936 bei der „Polizei-Auskunftsstelle Heidelberg“ nachfragte, warum seine Bestellung bei der Brezelfirma als unzustellbar zurückgekommen sei.²⁷

Völlig unklar ist, wann und wo die Firma Zinser existierte. In den Heidelberger Adressbüchern von 1939 bis 1943 ist „Zinser & Co. Vertrieb von Backwaren“ mit der Anschrift Kaiserstr. 70, also Lulay, eingetragen. 1947 verzeichnet die Preisaufsichtsstelle Jakob Lulay als Inhaber von Zinser.²⁸ Auf Fotos aus den fünfziger Jahren, die die Produktion der Firma Lulay zeigen, sind im Hintergrund Blechkisten mit der Aufschrift „Zinser

& Co. Fabrikation feinsten Backwaren Heidelberg“ samt Brezel-Abbildung zu sehen. Auch hier dürfte eine Auftragsproduktion für eine Fremdfirma und dann deren Übernahme vorliegen.

Nachbarschaftsprobleme

Von einer immer konfliktfreien friedlichen Koexistenz zwischen Fabrik und Nachbarn kann man nicht sprechen. Es kollidierten die Produktionsinteressen einer alteingesessenen Fabrik mit dem Ruhebedürfnis der Nachbarschaft, ein typisches Problem für kleinere Betriebe, die in reinen Wohn- oder gemischten Wohn-/Gewerbe-Gebieten produzieren. So hatte z.B. auch die Schlossquellbrauerei an ihrem alten Standort in der Bergheimer Straße dasselbe Problem.

Anfang der 1950er Jahre konstatierten Mieter des Nachbarhauses Kaiserstr. 68 eine „große Rücksichtslosigkeit“ der Brezelfabrik und beschwerten sich bei der Stadt Heidelberg wegen des Lärms und der Vibrationen, die u.a. durch die Entlüftungsanlage hervorgerufen seien, was sich wegen der gemeinsamen Hauswand direkt übertrage.²⁹ Die offensichtlich vom Hausbesitzer Paul S. initiierte Beschwerdeliste war der Auftakt zu einer jahrelangen, auch juristischen, Auseinandersetzung. Beteiligt war die Mehrzahl der Mieter des Hauses 68, der Hausbesitzer, der selbst in Handschuhsheim wohnte, sein Anwalt, Gewerbeamt und Bauamt der Stadt Heidelberg sowie das Staatliche Gewerbeaufsichtsamt Karlsruhe.

Im Konflikt wurde seitens des Hausbesitzers und einiger Mieter des Nachbarhauses angeführt, die als sehr laut empfundenen Maschinen und besonders die Motoren der Entlüftungsanlage seien ohne Genehmigung an die gemeinsame Hauswand gebaut.

Die Firmenleitung von Lulay konstatierte, dass der Betrieb seit 1929 im selben Gebäude produziere, alle Baumaßnahmen und der Maschinenbetrieb von den städtischen Behörden genehmigt und seitdem keine neuen lärmerzeugenden Maschinen hinzugekommen seien.

Eine wichtige Rolle in diesem Konflikt spielte die Frage des Arbeitsbeginns. Die reguläre Arbeitszeit begann um 7 Uhr und endete um 17 Uhr. Allerdings wurden einige Geräte, vor allem die Backöfen, bereits eine Stunde vor Produktionsbeginn eingeschaltet. Eine Verschiebung der Produktion nach hinten, um die Morgenruhe der Mieter nicht zu stören, wurde von der Belegschaftsvertretung abgelehnt, weil ein Arbeitsende um 18 Uhr den 60 Arbeiterinnen angesichts der (damals verbindlichen) Ladenschlusszeiten um 18.30 Uhr zu wenig Zeit zum Einkaufen und für die Hausarbeit lasse, was, nebenbei bemerkt, die Rollenverteilung in den fünfziger Jahren widerspiegelt.

Als die Fabrik wegen steigender Nachfrage den Zweischichtbetrieb, der bis 22 Uhr gehen sollte, einführen wollte, kam heftiger Protest vom Nachbarhaus, was Lulays zu der Bemerkung veranlasste, dann sei man gezwungen Arbeiterinnen zu entlassen. Der Konflikt eskalierte im Laufe der Jahre verbal immer weiter. Der Ton wurde auf beiden Seiten härter, bittere Ironie und kaum versteckte Aggression lässt sich aus den oft mehrseitigen Schreiben lesen, schließlich wird die moralische Keule herausgeholt.

Hausbesitzer Paul S. und sein Anwalt bezichtigten Lulays der schweren Gesundheitsschädigung der Mieter, die „heutzutage“ von Hektik und Verkehrslärm schon genug

belästigt würden. Der Eigentümer entdeckt bei einer Begehung seines Mietshauses „ein neues zusätzliches Geräusch“, eine Mieterin sei deswegen „dem Wahnsinn nahe“ und habe mit der Einstellung der Mietzahlung gedroht.³⁰ Gegen eine Mietpartei, die zur Firma Lulay hält, wird vom Hausbesitzer eine Räumungsklage eingeleitet und der Vorwurf erhoben, „Handlangerdienste zu Gunsten der Firma Lulay zu leisten.“³¹

Umgekehrt werfen Lulays dem nachbarlichen Hausbesitzer vor, geschäftsschädigend zu handeln, Produktivität und Arbeitsplätze zu gefährden. Ferner setze Paul S. seine Mieter, die im direkten Gespräch mit Lulays sehr verständnisvoll seien, massiv unter Druck und hetze sie gegen die Firma auf. Letztlich habe er nur Angst vor möglicher Mietminderung.

Die Firmenleitung setzt auch auf das sozialpolitische Argument und verweist auf die 60 Arbeitskräfte, die dringend auf die Arbeitsstelle angewiesen seien, um „die Not unserer Zeit und die Folgen des Krieges“ zu überstehen. „Wollen meine Nachbarn und vor allem will es der nachbarliche Hausbesitzer, der die Triebfeder der von uns allmählich als Schikane empfundenen Treibereien ist, es auf sich nehmen, dass durch Hinderung oder Kürzung unseres Betriebes diesen unseren Leuten vermeidbarer Schaden zugefügt wird?“³² Es drohe die Entlassung einiger Dutzend Arbeiterinnen.

Die Stadt Heidelberg und die Aufsichtsbehörde in Karlsruhe nahmen einen Teil der Beschwerden ernst, verwiesen aber auch auf die legitimen Interessen der Firma. Zeitweise waren die Behörden allerdings spürbar genervt von den umfangreichen Beschwerden, Hinweisen und Gegendarstellungen in dieser Sache. Letztlich wurde ein Kompromiss gefunden und nach drei Jahren der Konflikt 1954 im Wesentlichen beendet: Die Firma Lulay musste geräuschkindernde Maßnahmen vornehmen, Produktion und Arbeitszeiten blieben im Prinzip unverändert.

Krise und Betriebsende

Nach der Hochphase in den 1950er Jahren zeigten sich in den 1960er Jahren erste Krisensymptome. Die Belegschaft wurde kleiner, schrumpfte von über 60 auf 30 im Jahr 1960 und Anfang der 1970er Jahre auf etwa ein Dutzend Mitarbeiter/innen, was nicht nur an der Automatisierung der Herstellungs- und Verpackungsprozesse lag.

Die Produktion selbst lief reibungslos, Gewerbeamt und Wirtschaftskontrolldienst fanden bei ihren Kontrollen keine Beanstandungen, monierten lediglich, „daß die weiblichen Beschäftigten keine Kopfbedeckung bei der Arbeit tragen.“ Die Firmenleitung erklärte hierzu, sie habe weiße Hauben angeschafft, „aber die Frauen wollen diese nicht tragen.“ Man werde künftig strenger auf das Tragen der Kopfbedeckungen durch die 30 Arbeiterinnen achten.³³

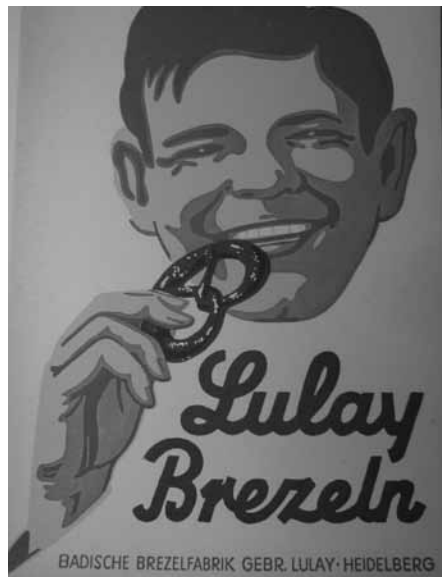
Noch wenige Jahre vor Betriebsende investierte die Firma in die Produktion. Wurden die Brezeln bis Mitte der 1930er Jahre noch von Hand geschlungen, dann von einer Maschine ausgestanzt, so wurde um 1970 eine neue Backform-Maschine angeschafft, die den Teig in Hohlformen presste.

Die Werbung der Firma veränderte sich kaum. Seit den späten dreißiger Jahren blieb das Logo im Wesentlichen gleich, ergänzt durch Slogans wie „Der Brezelkopf – das Zeichen der Güte!“ Auch die Produkte selbst blieben über die Jahrzehnte im Prinzip

gleich, die Zutaten für den Teig der Brezeln und Salzstangen waren und blieben Weizenmehl, Malz für die Färbung, Hefe, Salz, Pflanzenfett und die Lauge.

Allerdings änderten sich die Erscheinungsformen, bewährte Produkte bekamen neue Namen und Verpackungen oder wurden in anderen Füllmengen angeboten. Kleinere „Party-Brezeln“ in poppig bunten Tüten und dünnere „Sticks“ entsprachen eher dem Zeitgeist. Beutel mit Füllgewicht von 150 oder 250 Gramm wurden angeboten, ebenso „Lulay-Stäbchen“ mit 3 Mini-Packungen à 40 Gramm.

Doch trotz aller Bemühungen machte besonders der Strukturwandel der 1960er/1970er Jahre der Firma Lulay zu schaffen. Großproduzenten drängten mit Massenproduktion und Kampfpreisen auf den Markt. Kleine und mittlere Betriebe konnten der Monopolisierungstendenz kaum standhalten. Für die Großproduktion war die Firma zu klein, ihre Preise waren zu hoch. Nach und nach liefen Kunden zu den Großlieferanten über, so sprang etwa die Lebensmittelkette Goedecke ab, Lulay rutschte in die roten Zahlen. Zum 31. Mai 1976 wurde die Brezelfabrik Lulay kurz vor dem 55jährigen Firmenjubiläum aufgelöst.³⁴ Da die Firma die Rechtsform der OHG hatte, hafteten die Eigentümer Jakob und Günter Lulay auch mit ihrem Privatvermögen. Maschinen und sonstige Einrichtung wurden weit unter Wert verkauft, zum Teil wurden Hypotheken aufgenommen, um die Ansprüche der Mitarbeiter und Lieferanten befriedigen zu können.



Das Logo der Firma Lulay, kaum verändert bis 1976 (Foto: Repro durch den Autor)

Resümee

In Heidelberg existierten zwischen 1921 und 1976 insgesamt sieben Firmen, die Brezeln und anderes Salzgebäck herstellten bzw. vertrieben. Fünf dieser Betriebe waren ganz oder zumindest zeitweise in der Weststadt angesiedelt, der Hochburg Heidelberger Brezel-Produktion. Die meisten dieser Brezelfabriken existierten nur wenige Jahre, alle wurden im Zeitraum 1921 bis 1930 gegründet, doch nur zwei Firmen, Käferle und Lulay, bestanden über einen längeren Zeitraum, nämlich von 1921 bis in die 1970er Jahre. Warum die anderen Betriebe nur ca. vier, fünf Jahre existierten, lässt sich nicht mit Sicherheit ermitteln. Zum Teil mag die große Konkurrenz, Kapitalmangel, Missmanagement oder die allgemeine krisenhafte Wirtschaftslage gegen Ende der Weimarer Republik Schuld gewesen sein.

Auffällig ist, dass bei allen untersuchten Firmen der Heimatbezug, sei es lokal oder regional, betont wurde. „Perkeo-Brezeln“ von Käferle, „Heidelberger Herzchen“

der „Badischen“ Brezelfabrik Lulay, das Heidelberger Schloss bei Georg Jägers „Eigenmarke Jäger vom Schloß“, der an den „Jäger aus Kurpfalz“ erinnert, ein Verweis auf das populäre Lied mit dem Schriftzug „Es steht ein Baum im Odenwald“ im Baum-Logo der Gebäckfabrik Odenwald. Körners Brezeln mit Alter Brücke und Schlosspanorama auf der Verpackung.

In mancher Hinsicht kann Aufstieg und Ende der Brezelfabrik Lulay als typisch für Geschichte und Struktur der Heidelberger Wirtschaft gesehen werden. Mit der Ansiedlung und der dauerhaften Produktion großer Betriebe tat sich die Stadt schon immer schwer. Vielleicht wollte Heidelberg mit der Fixierung auf Universität, Fremdenverkehr und „Pensionopolis“-Ruheständler auch gar keine Großbetriebe haben, schon gar nicht, wenn ihr Produktionsprozess mit Lärm oder Dreck verbunden war.

Hingegen entstanden im 19. und frühen 20. Jh. zahlreiche kleine und mittelgroße Manufakturen bzw. kleine Industrie-Betriebe. Auffallend ist dabei, dass es vor allem Firmen waren, die im weitesten Sinn im Bereich der Nahrungs- und Genussmittel arbeiteten, seien es Brauereien (Heidelberger Aktienbrauerei, Schroedl'sche Brauereigesellschaft, Engelbräu, Krone, Goldenes Fäßchen u.a.)³⁵, Manufakturen für Brauereizubehör und Bierkühlapparate (Mahler, Klotz, Wolf), Senf und Essig (Reisig), Süßwarenfabriken (Sautter, Roesler, Haaf), Tabakproduzenten (Landfried, Liebhold u.a.) oder eben Brezelfabriken.

Viele dieser Betriebe hatten die Probleme der beengten Raumverhältnisse, des Ärgers mit Nachbarn im dicht besiedelten Stadtgebiet und des Kapitalmangels. So waren ein Umzug, eine Erweiterung und Modernisierung der Produktionsanlagen oder sonstige Investitionen kaum möglich. Bis spätestens Ende der 1970er Jahre waren fast alle dieser kleinen und mittelgroßen Firmen in Konkurs gegangen und den konkurrierenden Großfirmen erlegen.

Während in den 1960er und 1970er Jahren die Kleinbetriebe den Monopolisten nicht standhalten konnten, hat vor einigen Jahren eine unerwartete Gegenbewegung eingesetzt. Die lokale und regionale Produktion wird wieder geschätzt, neu gegründete Kleinfirnen brauen Bier, stellen Limonade, Senf oder Süßwaren her. Gerade Heidelberg scheint von der Struktur der potenziellen Kundschaft her ein guter Nährboden für derartige Unternehmen zu sein. Zumindest in einigen Produktionsbereichen schlägt die Wellenbewegung von Kartellbildung und Monopolisierung gerade wieder zugunsten von Individualisierung, Dezentralisierung und regionaler Kultur aus. Firmen wie die Badische Brezelfabrik Gebr. Lulay hätten heute vielleicht (wieder) eine Chance.

Anmerkungen

- 1 Zur Firmengeschichte dieser Brezelfabrik ist im Stadtarchiv Heidelberg kein Material vorhanden. Aus den Adressbüchern lässt sich ermitteln, dass sich die Firma zunächst in der Hauptstraße 162 befand, später Ecke Kettengasse/Merianstraße.
- 2 STA HD, Gewerbeakten / 297, wenn nicht anders vermerkt, sind die Dokumente aus diesem Bestand.
- 3 Gespräche des Autors mit Herrn Günter Lulay, Heidelberg, 2.7.2014, 24.11.2014 und 6.8.2015.
- 4 Alle Fotos dieses Beitrags aus dem Archiv G. Lulay, undatiert.
- 5 Schreiben vom 31.8. und 1.9.1921 an das Einwohnermeldeamt Heidelberg.
- 6 Heidelberger Tageblatt, 26. 6.1923: „Preisgekrönte Heidelberger Brezel“.

- 7 Abgebildete Medaillen auf einer Lulay-Packung von ca. 1929.
- 8 STA HD, B 367d, Handelskammer für die Bezirke Heidelberg und Mosbach, Jahresbericht 1928, S. 126f.
- 9 Darstellung von Herrn G. Lulay, 2. 7. 2014, in einem Gespräch mit dem Autor.
- 10 Überlieferung durch Herrn G. Lulay. Aussage in einem Gespräch mit dem Autor am 2. 7. 2014.
- 11 Laut Fragebogen US-Military Government of Germany.
- 12 Darstellung von Herrn G. Lulay in einem Gespräch mit dem Autor am 24. 11. 2014.
- 13 Spruchkammerbescheide, 18. 6.1947, ausgefertigt am 9.1.1948.
- 14 Schreiben des Präsidenten des Landesbezirks Baden an das Gewerbeamt der Stadt Heidelberg vom 4.9.1946.
- 15 Erinnerung von Herrn G. Lulay in einem Gespräch mit dem Autor am 2. 7. 2014.
- 16 Erinnerung von Herrn G. Lulay in einem Gespräch mit dem Autor am 6. 8. 2015.
- 17 Erinnerung von Herrn G. Luay in einem Gespräch mit dem Autor am 6. 8. 2015.
- 18 Schätzungen von Herrn G. Lulay in einem Gespräch mit dem Autor am 6. 8. 2015.
- 19 Ca. 100 große Kartons, die jeweils 100 Kleinpäckchen mit je 10 Brezelchen enthielten
- 20 Persönliche Erinnerung des Verfassers.
- 21 STA HD, Gewerbeakten / 5293, hieraus die folgenden Zitate.
- 22 Schreiben von Georg Jäger an die IHK Mannheim, 14.2.1938.
- 23 Abmeldungsschreiben an das Gewerbeamt Heidelberg, 11.12.1958.
- 24 STA HD, Gewerbeakten / 5986, hieraus die folgenden Dokumente.
- 25 Gewerbeanmeldung am 28.11.1929 zum 1.12.1929.
- 26 Meldung Albert Jung, Büro Heidelberg, an das Bad. Bezirksamt, Einwohnermeldeamt Heidelberg, vom 18.8.1931.
- 27 Handschriftliche Karte vom 25.3.1936.
- 28 Landesarchiv Baden-Württemberg, Stuttgart, EA 6/003 Nr. 442.
- 29 STA HD, Gewerbeakten / 297, Unterschriftenliste vom 15. 12. 1951.
- 30 Schreiben von Paul S. an das Gewerbeamt, 7.6.1952.
- 31 Schreiben des Hausbesitzers Paul S. an das Gewerbeamt Heidelberg, 16. 5. 1952.
- 32 Schreiben J. Lulay an die Stadt Heidelberg, Gewerbeamt, 17.5.1952.
- 33 Bericht des Wirtschaftskontrolldienstes, 30.3.1960.
- 34 Abmeldung Firma Lulay an Gewerbeamt Heidelberg, 1.6.1976.
- 35 Vgl. hierzu Volker v. Offenberg: Prost Heidelberg. Die Geschichte der Heidelberger Brauereien und Bierlokale, Heidelberg/Ubstadt-Weiher/Basel 2005, bes. Kap. 5 und 7.



Heidelberger
Dienste gGmbH
mittendrin.sozial

Kommunaler Arbeitsmarktservice

Beratung und Vermittlung verschiedener Zielgruppen am Arbeitsmarkt sowie Angebote zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie



AZUBI-FONDS

Zusätzliche Ausbildungsplätze für junge Menschen – auch in Teilzeit



Zusatzjobs

Zusätzliche Arbeitsmöglichkeiten in Heidelberg und im Rhein-Neckar-Kreis



Direktbewerbung

Individuelle Beratung und Vermittlung von Arbeitssuchenden



Bündnis für Familie Heidelberg

Netzwerkkoordination zur Entwicklung von Lösungen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie



Perspektiven für Alleinerziehende

Neue berufliche Perspektiven zum (Wieder-)Einstieg von Ein-Eltern-Familien



Qualifizierung

Ganzheitliche fachliche und arbeitsmarktbezogene Qualifizierung zur Verbesserung der Integrationschancen in den Arbeitsmarkt

Heidelberger Dienste gGmbH · Hospitalstraße 5 · 69115 Heidelberg · Telefon 06221 14 10 0 · www.hdddienste.de

Michael Buselmeier

Heidelberg – Stadt der Dichter?

Das mir zugedachte Thema erlaubt, ja verlangt es, wie jedes andere, hinterfragt zu werden. „Heidelberg – Stadt der Dichter“, ohne Fragezeichen so hingestellt – kann man das ernsthaft behaupten? Gibt es tatsächlich vor Ort eine durch die Jahrhunderte sich fortzeugende literarische Tradition, die etwa von Goethe bis Hilde Domin reichen könnte und so lebendig, produktiv und untereinander bindend ist, dass sie das Attribut rechtfertigt? Wem aber „Stadt der Dichter“ doch etwas hochstapelnd vorkommt, der könnte ja immer noch auf „Stadt der Poesie“ ausweichen, das klingt allgemeiner, die Landschaft spielt mit herein sowie das Große und Ganze der Kunst, Burgruine und Brücke: Heidelberg als „Symbol der Poesie“ und „geweihte Stätte“, als „Wallfahrtsort unserer Dichtung“. Mit solchen heute leicht verstiegen klingenden Formeln feiert Philipp Witkop, einst Heidelberger Student, ab 1910 Germanistik-Professor in Freiburg, in seinem grundlegenden Buch „Heidelberg und die deutsche Dichtung“ von 1916 eine imaginierte, eine spät- oder neuromantisch erträumte Stadt, die schon damals nicht in die ernüchterte (Kriegs-)Zeit passte und in die heutige erst recht nicht, wo man Begriffe wie Transzendenz, Schöpfertum, Geniegläubigkeit ja längst höhnisch verabschiedet hat und emsig auf Vermarktung, Vernetzung und Verwurstung baut.

Und wen gäbe es unter den Lobrednern Heidelbergs vor Goethe zu beachten? Oswald von Wolkenstein und seine spätmittelalterlichen Strophen, die lateinisch schreibenden Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts, den vergessenen Barockdichter Julius Wilhelm Zingref (ein Einheimischer immerhin, was selten vorkommt) und seinen Freund, den Poetologen Martin Opitz, als „Vater der deutschen Dichtkunst“ schon im 17. Jahrhundert viel gerühmt – doch all diese formelhaften, grob gereimten und geschmiedeten Verse sind, man muss es zugeben, von begrenztem Reiz. Dann aber tauchen plötzlich die hochpoetischen Texte der sogenannten Stürmer und Dränger über das zerstörte Heidelberger Schloss auf, die als erste einen persönlichen Ton anschlagen, als Individuen den Blick auch über die Stadt hinaus in die Ebene schweifen ließen und dabei so etwas wie landschaftliche Schönheit erkannten. Mit ihnen würde ich heute ein Heidelberg gewidmetes Lesebuch eröffnen und mich nicht – wie 1986 – aus Unsicherheit und partieller Unwissenheit hinter der klassisch-souveränen Stadtbeschreibung Goethes von 1797 verstecken. Und natürlich würde ich Autoren, die damals noch nicht in meinen Heidelberg-Kanon gehörten, mit aufnehmen, etwa den Freiherrn Adolph von Knigge, Ludwig Börne oder Friedrich Rückert, den Dichter und späteren Orientalisten, der im Sommersemester 1808 in der Mittelbadgasse wohnte und bei Friedrich Creuzer Philologie studierte. Er soll 44 Sprachen beherrscht haben.

Ist die 1909 geborene Hilde Domin als zeitlicher Gegenpol zu Goethe und als zumindest vorläufiger Endpunkt dieser Poetenreihe vorstellbar? Wurde und wird sie als Dichterin nicht überschätzt? So viele jüngere Künstler drängen sich vor, sind keineswegs erfolglos und wollen auch dazugehören, nicht zuletzt der experimentelle Filmemacher und Opernregisseur Werner Schroeter, der 2010 an Krebs gestorben ist

und den ich im Leben nicht kannte, obwohl er zur gleichen Zeit wie ich als Außen-seiter in Heidelberger Schulen gelitten hat und seine ersten Aufnahmen für den Film „Eika Katappa“ just 1968 auf dem Schloss und auf der Thingstätte stilistisch streng in Szene gesetzt hat. Oder Bernhard Schlink, der ebenfalls in Heidelberg aufgewachsen ist. Seine Romane „Der Vorleser“ und „Die Heimkehr“, in denen er spezifische Erfahrungen seiner, unserer Generation zur Nachkriegszeit aufgeschrieben und reflektiert hat, lassen sich topografisch exakt in der Weststadt zwischen Wilhelmsplatz, Blumenstraße und Bahnhofstraße festmachen.

„Meine Freunde, die Poeten“ (so der Titel eines Buches von Hermann Kesten, das ich in meiner Jugend las), also die Dichter meiner Zeit, sofern ich sie im Lauf der Jahre durch Heidelbergs Gassen und Antiquariate führen durfte, melden sich zu Wort; einige haben über Aspekte der Stadt geschrieben. Ich nenne nur Charles Bukowski, Uwe Kolbe, Guntram Vesper, Volker Braun, Wulf Kirsten, Martin Walser, Ulla Hahn, Wilhelm Genazino, Dieter Kühn, Peter Handke und selbst der vermutlich berühmteste von allen, John le Carré, der seinen zur Hälfte im revolutionär gestimmten Heidelberg spielenden Roman „Absolute Freunde“ (2004) bis in die Dialoge hinein so gut wie fertig hatte und von mir nur noch die dafür geeigneten Schauplätze gezeigt bekommen wollte. Nicht vergessen sei der Underground-Poet Jörg Burkhard, der ständig in Heidelberg ausgeharrt hat. Und Jürgen Theobaldy aus Mannheim, der als Heidelberger Student in den 70er Jahren mit alltags-nahen Gedichten weithin Anklang fand. Oder ältere, mit der Stadt seit den 50er Jahren eng verbundene Autoren, die ich anfangs von fern bewunderte: Fritz Nötzoldt, Hans Bender, Walter Helmut Fritz, Gert Kalow, Herbert Heckmann, Andreas Rasp, Arnfrid Astel. Und heute? Ralph Dutli, Hans Thill, Johann Lippet, Martin Grzimek, Hella Eckert ...

Ein Leben lang arbeite ich nun an meiner Geschichte, die zugleich winziger Teil einer Geschichte der Stadt und ihrer Menschen und einer Geschichte Deutschlands ist, zumindest seiner Kulturgeschichte. Denn ich war ja eigentlich, an meine Mutter gebunden, immer hier, sah und hörte vieles, nahm manches unbewusst wahr. Hasste und liebte die „Mutterstadt“. Wir sollten noch einmal an die Wurzeln des Phänomens gehen und nachforschen, wie bedeutend, wie weltbewegend die mit Heidelberg verbundene Literatur, Kunst und Architektur tatsächlich sind. Wir sollten den „Mythos“ hinterfragen, den vor allem der Neuromantiker Richard Benz so betörend, mich als jungen, nach Orientierung suchenden Eleven so nachhaltig, fast bis heute und durch alle weltanschaulichen Umbrüche begleitend und begeisternd, ausgemalt hat. Dabei denke ich zuerst an seine Autobiografie mit dem hochfahrenden Bindestrich-Titel „Lebens-Mächte und Bildungs-Welten meiner Jugend“, sodann an seine groß angelegte Kulturgeschichte der romantischen Bewegung („Die deutsche Romantik“, 1937) und nicht zuletzt an sein Spätwerk „Heidelberg, Schicksal und Geist“ (1961), das ein verklärendes, die Moderne fast gänzlich aussparendes Bild unserer Stadt entwirft und gestaltet. Diese Donnerworte „Schicksal und Geist“ haben mich fast benommen gemacht und wohlig eingelullt, als zählte ich, selbst einer der „Geistigen“, schon dazu (wobei anzumerken wäre, dass Benz mit solch dröhnendem Vokabular nicht allein dastand; ein Großteil der damaligen Geisteswissenschaftler, die Benz' Arbeiten

als „unwissenschaftlich“ ablehnten, hat sie genauso unkritisch gebraucht). Wir alle konnten uns hinter solchen Begriffen eine Zeit lang verbergen, uns an ihnen festklammern in unserer Unsicherheit, bevor uns die nächste Serie von Kategorien, diesmal soziologische, die nach Fortschritt klangen und auch nicht haltbarer waren, überkam.

Eine nicht gerade große, eine überschaubare Stadt also in ihrer frühlommerlichen Schönheit. Der Blick über ihren mittelalterlich-barocken Kern, den Neckar mit der Brücke und die ihn begleitenden Berge in die Rheinebene hinaus hat etwas Beruhigendes, Schützendes, aber auch Befreiendes, Leuchtendes, auf jeden Fall etwas ganz Besonders; eine Art Aufbruch. „Der Jüngling, der Strom“ zieht bekanntlich davon bis zum fernen Ozean und noch darüber hinaus ins Metaphysische. Der junge Hölderlin wollte oder musste ihm folgen und nach ihm so mancher Student, der sich, Hölderlins Oden-Ton nachahmend, als Dichter verstand – während ich als Jüngling lieber hier blieb im Deutschen Haus am Marsiliusplatz, wo sich um 1960 noch das Germanistische Seminar befand, in dessen Grimmsaal ich auf der knarrenden Empore saß und die Werke der Romantiker Tieck und Wackenroder studierte, Zeile um Zeile, Wort um Wort, um sie mir einzuprägen. Manchmal warf ich ein Stöckchen oder ein Blatt Papier in den Fluss und sah ihm nach, wie es in die Ebene hinausschwamm. Oder ich ging auf stillen Waldwegen, im Mühlthal, am Schlossberg, im Schwetzingen Park, spazieren, Goethes „Werther“ oder Mörikes „Maler Nolten“ memorierend – eine inzwischen weithin untergegangene Lebensform.

Nein, Heidelberg ist nicht Weimar, aber als ehemalige Residenzstadt mit Weimar vergleichbar, selbst wenn Weimar immer kleiner und wohl auch provinzieller war. Doch wirklich große Literatur (oder das, was man dafür ansieht) ist in Heidelberg, anders als in Weimar, kaum entstanden. „Stadt der Literatur“ – wir sollten die Ansprüche vielleicht etwas bescheidener formulieren. Neigen die hier Hängengebliebenen doch dazu, den eher harmlosen, freilich reizvollen Ort auch um ihrer selbst willen zum Mittelpunkt der geistigen Welt zu erheben. Wo sie auszuharren gezwungen waren, musste es paradiesisch zugehen. Autoren wie Richard Benz, Rudolf K. Goldschmit-Jentner, Edwin Kuntz, Emil Belzner hielten die Vorstellung nicht aus, abseits der Metropolen in einer kleinteilig bebauten Stadt mit einer den Vogelflug nachahmenden Bogenbrücke und einem zerstörten Renaissance-Schloss zu leben. Alles musste bedeutend und hauptstädtisch sein: das pfalzgräfliche Mittelalter, die kurfürstlich-katholische Barockzeit, die Lieder gleich Schmetterlingen sammelnde Romantik, die 1803 badisch neu begründete Universität, das Stadttheater natürlich, das Museum. Sogar die linksradikale Jugendrevolte von 1968 und die verspielte Sponti-Ära der 70er Jahre sind inzwischen hoffähig geworden; man schmückt sich mit jenen, die mit Literatur wenig im Sinn hatten. Für den nicht gerade bescheidenen Benz war – in seinem zweibändigen Werk „Die Stunde der deutschen Musik“ – deren Geschichte mit Schuberts Lied-Kompositionen im Grund abgeschlossen. Dem 20. Jahrhundert widmete er kaum eine Zeile; es konnte ja nichts Gutes mehr kommen.

Wäre dieser unbescheidene Blick auf die vermeintliche oder wirkliche Größe unserer Kultur, der hier entstandenen Literatur, Malerei, Musik und des deutschen Geistes nicht auch produktiv nutzbar zu machen, zumal in unserer Zeit, wo all dies

nichts mehr oder nur wenig zu gelten scheint, etwa als Gegenbild zu jenem erbärmlichen Spaßgemenge, der bedenkenlosen Vermischung von E- und U-Kunst, deren Zeugen wir seit längerem sind. Wobei ich nicht verkenne, dass wir selbst, die sogenannten 68er, es waren, die zum Angriff auf die bürgerliche Hochkultur bliesen und die Klassiker, auch Gedichte, zugunsten kritischer Illustrierten-Betrachtung oder TV-Krimis oder Schlagern aus den Lehrplänen verbannten. Wäre es nicht an der Zeit, am Singulären und Utopischen unserer Literatur festzuhalten, am Ernst der Sprache, an der Tiefe der Bilder, und damit ein Zeichen zu setzen gegen den herrschenden Müllhaufen aus Trivialliteratur, Fernsehunterhaltung, Internet-Vernetzung?

In dem Fall sollte man es aber anders als Benz anpacken, der sein Leben über ein Konservativer war und schon in seiner Jugend ab 1902 als Student der Kunstgeschichte bei Henry Thode die wesentlichen Herausforderungen seiner Epoche, Expressionismus und Surrealismus, nicht an sich heranließ, das Wilde und Schrilles verabscheute und mied, während ich ja in meinen schüchternen Anfängen die älteren Werke „mit heißem Bemühn“ (wie Faust das nennt) studierte und zugleich für alles Neue aufgeschlossen war, also Richard Benz verehrte und seinen Generationsgefährten Georg Trakl, Georg Heym und Ernst Blass nachstrebte, die er gar nicht zu kennen schien.

Vermutlich geht es den meisten, wenn von Heidelberg, seiner Landschaft und seiner Literatur die Rede ist, weniger um hermeneutische „Sinnfelder“, „Sinnfiguren“ und ähnliche Abstraktionen als um die besondere „Atmosphäre“ (etwa von Stift Neuburg unter dem neuromantischen Dichter Alexander von Bernus), um die „Aura“, die dieser Stadt seit mindestens zwei Jahrhunderten zugeschrieben wird, eine poetische „Stimmung“, etwas schwer Abwägbares und gerade deshalb so Anziehendes wie die im rötlichen Abendschein aufleuchtende Sandsteinbrücke, die beispielsweise Marianne und Max Weber 1914 in „einer Stunde höchster Feierlichkeit“ an „das Blut von Tausenden“ denken ließ, das bald ehrenvoll fließen werde.

Der steile Schlossberg, mit duftendem Efeu dicht bewachsen, ich stieg ihn als Schüler Mitte der 50er Jahre hinauf, um bei den Schlossfestspielen mitzuwirken („Die Räuber“, „Die Freier“, „Der Sommernachtstraum“) und hörte zum ersten Mal so deutlich, hoch pathetisch und ganz aus der Nähe die Sprache der Poesie, dass ich sie nie mehr vergaß. Etwas später, als Student, kehrte ich auf meinen Streifzügen im Haus Schlossberg 49 ein, vordem „Künstler-Pension Neuer“, und saß den für mich damals uralten Neuer-Töchtern gegenüber, die unverheiratet inmitten ihrer Bücher und Erinnerungen lebten, mit Werken von Goethe, George, Gundolf, von Jakob Burckhardt, Max Kommerell und Norbert von Hellingrath, Widmungsexemplare darunter; der Blick ging von der Terrasse zum Schloss hinüber und zum Neckar hinab. An diesem Ort, so scheint es mir im Nachhinein, dürfte ich wiederholt dem „Geist der Literatur“, falls es ihn geben sollte, begegnet sein, ein Spätentwickler und miserabler Schüler, der in diese Welt der Bücher ohne Schwierigkeit eintauchen konnte. Meine „Literarischen Führungen“, die den Adressen und Worten der Dichter folgen, doch erst viel später, 1988 begonnen wurden, haben am Schlossberg ihren idealen Ursprung. Hier, in den hohen Räumen, fühlte ich mich fast zu Hause. Im Rauschen der Bücher, die zu mir sprachen, wähnte ich mich selbst den viel wissenden, aber extrem eitlen Professoren gewachsen, wahre

Kathedern-Fürsten, die sich kaum eine Blöße gaben und immer so taten, als wären sie die an der Härte der Verhältnisse leidenden Dichter, während ich der Überzeugung war, recht eigentlich einer zu sein.

Ich möchte in der Folge nicht noch einmal die Literaturgeschichte Heidelbergs in allen Einzelheiten durchbuchstabieren und von Wolkenstein ausgehend die entsprechenden Titel aneinanderfügen, sondern anhand ausgewählter Texte nach dem authentischen Heidelberg-Bild (oder auch nur dem meinen) fragen, wie ich es ähnlich bereits in meinem bei Insel erschienenen Lesebuch von 1986 sowie in meinem Beitrag zu dem von Elmar Mittler 1996 herausgegebenen Band „Heidelberg. Geschichte und Gestalt“ versucht habe. Das Gefühl ernsthafter Leute wie Jaspers, an bestimmten Tagen hier „einige Meter über dem Boden“ zu schweben – hält es bis heute vor? Lebt dieser „lebendige Geist“, von Einzelnen getragen, fort, trotz der immer dreisteren Vermarktungs-Strategien in der Periode der „Kulturwirtschaft“? Worin besteht das Besondere und Faszinierende dieser Stadt? Mobilisiert sie noch immer die Dichter? Wir meinen ihre Bilder zu kennen, die sich im günstigen Fall mit unseren eigenen Urbildern treffen; doch in ihren stärksten Momenten verweisen sie auf eine andere Welt.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden in Mannheim unter Carl Theodor so bedeutende kulturelle Einrichtungen wie das „Deutsche Nationaltheater“, die „Kurpfälzische Akademie der Wissenschaften“ und die „Kurpfälzische Deutsche Gesellschaft“. Klopstock, Lessing, Wieland, später auch Schiller wurden Mitglieder. Von Mannheim aus besuchte Lessing 1777 zusammen mit dem Dichter Friedrich Müller das von den Franzosen nur teilweise zerstörte, seit den Blitzeinschlägen von 1764 indes ausgebrannte Heidelberger Schloss. Der als Hofmaler ausgebildete Müller, ein geborener Pfälzer, aus Kreuznach stammend, stand in Verbindung zu den aufstrebenden Dichtern seiner Zeit, zum Göttinger „Hain“ und Klopstock, zum jungen Goethe, zu den Stürmern und Drängern Lenz, Wagner und Klingers. Ludwig Tieck, der wie andere Romantiker in Müller einen Vorläufer sah, hat 1811 seine Werke in drei Bänden bei „Mohr und Zimmer“ ediert. Was Müller und seinen Freunden in Heidelberg aufging, war ein bislang unbekannter Sinn für die Physiognomie der Landschaft. Und zwar war es zunächst weniger die Stadt selber als ein Ausschnitt, die zertrümmerte Burg. „Wo die Täge“, klagt Maler Müller 1776 in einem Prosagedicht, „da du in deiner Herrlichkeit standst – als angefüllt deine Tore, deine Vorhöfe vom wie-



Friedrich Maler Müller (1749–1825), Radierung von Emil Ludwig Grimm

hernden Rosse, von edler Ritter Gejauchz, Gewölbe und Bögen erklangen. Vorbei! Ach alle vorbei – Ruin um mich her! Ruin, Trauer, überall von dunklen Wänden herab! Und ödes totes Schweigen!“ So geht das weiter, ein wildes Stammeln, mit vielen Ausrufezeichen und Gedankenstrichen, ein Stück inszenierter Spontaneität.

Ähnlich hatten „die fürchterlich ehrwürdigen Trümmer der alten pfälzischen Residenz“ – in dem Fall war es die Fassade des Friedrichbaus – drei Jahre vorher auf Christian Friedrich Daniel Schubart gewirkt: „Die aus Stein gehauenen, in Nischen zwischen den Pilastern stehenden alten Pfalzgrafen sehen schweigend und hoch, oft von wildem Gras umwallt, auf den Wanderer nieder und scheinen ihre kleinen Nachkommen zu bemitleiden. Wer von hier aus nicht einen Fluch nach Frankreich hinschleudert, der kann unmöglich ein biederer Deutscher sein.“

Und Wilhelm Heinse, auch er eine Sturm-und-Drang-Gestalt, schreibt 1780 an seine Düsseldorfer Freundin Betty Jacobi: „O könnten Sie diesen rührenden Ruin hier mit mir betrachten, die herrliche Pfalzgrafenburg mitten im grünen Gebirg, vom Alter verfallen, dem Pulver und den Kugeln der barbarischen Franzosen zerschmettert und endlich aus Mitleiden von dem Blitze des Himmels vollends in Staub und Asche versenkt – sehen, wie das Gras aus den Löwenköpfen an den Fenstern hervorwächst und das Gesträuch sich üppig oben auf die Türme und unten über die Türen hineingepflanzt hat; und dann die schöne Welt Gottes die grüne Flut des Neckars hinunter in den weiten fruchtbaren, mit Hainen besäten Ebenen, welche die alten Helden vor sich liegen sahen und glücklich beherrschten.“

So wird das Geheimnis der Anziehungskraft dieser Stadt und ihrer Umgebung von Müller, Schubart, vor allem von Heinse, auch von deren Zeitgenossen, etwa Knigge, zum ersten Mal auf eine persönliche Weise, als inneres Erlebnis formuliert, in einer bis dahin nie gehörten expressiven Sprache. Indem einige Stürmer und Dränger die Schönheit der Landschaft entdeckten, indem sie die Schlossruine schwermütig besangen (wie Friedrich Matthisson in seiner „Elegie“ von 1786: „Schweigend, in der Abenddämmerung Schleier, / Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt; / Nur daß hier, im alternden Gemäuer, / Melancholisch noch ein Heimchen zirpt ...“) oder gar als Sinnbild vergangener deutscher Größe interpretierten, die wiederherzustellen sei, nahmen sie Themen und Ideologeme der Romantik vorweg.

Der „Mythos Heidelberg“ ist eine Schöpfung romantischer Künstler, entstanden zu einem Zeitpunkt, an dem die Stadt ohne jede politische Bedeutung war. Zu einem Massenphänomen wurde er erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor dem Hintergrund des ökonomischen Aufschwungs der Gründerperiode. Dem Mythos eignet etwas Künstliches, fast gewaltsam Naives: ein Volkslied-, Vaterland- und Indienprogramm, gegen die ‚Krise der Moderne‘ formuliert. Die einst begrüßte Französische Revolution war gestrandet, Napoleon herrschte. Die Industrialisierung begann die Natur zu bedrohen. Dies wahrnehmend, wandten sich junge Intellektuelle ins deutsch-christliche Mittelalter zurück, begaben sich mit Friedrich Schlegel auf die Suche nach einer verlässlichen Mythologie. Und sie nahmen sich, wie Ludwig Tieck, der vom Rationalismus zum Objekt erniedrigten Natur an. Deren Sterben war eine Erfahrung, die im Inneren der Subjekte Wunden schlug. So entdeckten die Romantiker neue Gefühlswerte in der Natur, die ihnen zum Ort versteckter Wünsche und Leiden, zur Seelenlandschaft wurde, in der sie sich spiegelten.

Der Mythos Heidelberg verspricht ewige Jugend, den Zauber des immer frischen Anfangs, Frühlingserwachen. Eine seiner Voraussetzungen ist die Ideallandschaft, wie sie der in Italien gereifte Goethe im Tagebuch der dritten Schweizer Reise von 1797 so eindrücklich beschrieben hat: „Ich sah Heidelberg an einem völlig klaren Morgen, der durch eine angenehme Luft zugleich kühl und erquicklich war. Die Stadt in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung hat, man darf es sagen, etwas Ideales, das man sich erst recht deutlich machen kann, wenn man mit der Landschaftsmalerei bekannt ist und wenn man weiß, was denkende Künstler aus der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben. Ich ging in Erinnerung früherer Zeiten über die schöne Brücke und am rechten Ufer des Neckars hinauf. Etwas weiter oben, wenn man zurücksieht, sieht man die Stadt und die ganze Lage in ihrem schönsten Verhältnisse.“

In diese „klassische“ Landschaft eingebunden ist eine barocke Architektur auf mittelalterlichem Grundriss, darüber die Ruine des Schlosses, und über allem schwebt der schwer greifbare „Geist“ der 1386 unter Ruprecht I. gegründeten, 1803 vom badischen Staat reorganisierten Universität, die bald die verschiedensten Künstler und Intellektuellen anzog. In den ersten Jahren kamen nicht mehr als 400 Studenten, die sich auf etwa 50 Dozenten verteilten. In deren Verständnis war Heidelberg ‚poetisierte Natur‘, das schöne Gegenbild zur mehr oder weniger tristen Alltagswelt, die wahre Heimat des Menschengeschlechts, die es sonst auf Erden nicht gab. Doch ist es tatsächlich das irdische Glücksversprechen der Utopie, das uns aus den kanonischen Heidelberg-Versen entgegentritt, oder nicht eher eine konservative Idylle, fernab der finsternen Politik?

Man wird dies von Text zu Text gesondert entscheiden müssen. Fest steht jedoch, dass Eichendorffs vielleicht ein wenig kitschig klingende Paradeverse vom „Einzug in Heidelberg“ sich einer restaurativen Grundhaltung verdanken: „In dieses Märchens Bann verzaubert stehen / Die Wanderer still. – Zieh‘ weiter, wer da kann! / So hatten sie’s in Träumen wohl gesehen, / Und jeden blickt’s wie seine Heimat an, / Und keinem hat der Zauber noch gelogen, / Denn Heidelberg war’s, wo sie eingezogen.“ Diese Verse entstammen Eichendorffs Spätwerk, dem Versepos „Robert und Guiscard“, das 1855 entstand als Reflex auf die Revolutionen von 1789 und 1848. Heidelberg wird darin für Aristokraten, die auf der Flucht vor der Französischen Revolution sind, zur biedermeierlich ausgemalten Idylle: „Da war das kleine Haus am Neckarstrande, / Der Greis in seiner Träume Zauberring, / Der Jägersmann, der in die duft’gen Lande / Allabendlich den Felssteig niederging.“

In Hölderlins Heidelberg-Ode, vollendet um 1800, scheint der Mythos endgültig formuliert: „Lange lieb ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust, / Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied, / Du der Vaterlandsstädte / Ländlichschönste, so viel sah.“ Ein ganz besonderer Klang wird hörbar, ein absoluter und für alle Zeit verbindlicher Tonfall, der sich jeder Definition zu entziehen weiß, jedoch Heimat in all ihrer Gefährdung als etwas Offenes, Einkehr Ermöglichendes begreift. Dabei kannte der Wanderer Hölderlin diesen bergenden Schicksalsort nur von zwei, drei ‚flüchtigen‘ Aufhalten: Zum ersten Mal traf er am 3. Juni 1788 auf einer Schulfahrt von Schwetzingen aus zu Fuß hier ein. Ein zweiter Kurzbesuch dürfte im Juni 1795 stattge-

funden haben, als Hölderlin sich auf dem Rückweg aus Jena befand, ein „vertriebener Wanderer / Der vor Menschen und Büchern floh“, wie es in einem Entwurf zur Ode heißt. Vermutlich war er im Juni 1800 auf dem Rückweg von Homburg ein drittes Mal in Heidelberg, worauf die unmittelbare Anrede im Präsens zu Beginn des Gedichts hinweist. Hier übernachtet hat er wohl nie.

Die Blütezeit der Heidelberger Romantik war kurz. Sie reichte vom Juli 1804 bis zum November 1808, von Clemens Brentanos Ankunft bis zur letzten Abreise Achim von Arnims. Sie umfasste mit Brentano, Arnim und Joseph Görres einen Dichterkreis, der durch Sophie Mereau, Johann Dietrich Gries, den Übersetzer Tassos, Ariosts und Calderons, die Pädagogin Caroline Rudolphi, den Philologen Friedrich Creuzer und – am Rand – Caroline von Günderrode ergänzt wurde. Einen studentischen Kreis mit überspanntem Freundschaftskult bildeten 1807/08 Joseph von Eichendorff, sein zwei älterer Bruder Wilhelm, die Theologen Wilhelm Bude und Friedrich Strauß; verehrter Mittelpunkt des „Eleusischen Bundes“ war der Dichter Otto Heinrich Graf von Loeben, der sich Isidorus „Orientalis“ nannte und bereits einen Roman namens „Guido“ in der Nachfolge des Novalis veröffentlicht hatte. Eichendorff hat sich später überraschend scharf von seinem ersten Meister und Förderer distanziert.

Einen Nachklang fand die Heidelberger Romantik in Schlossgedichten von Ludwig Uhland, Justinus Kerner, Zacharias Werner und Max von Schenkendorf, in dessen Liedern das patriotische Pathos der Befreiungskriege den deutlichsten Ausdruck findet: „Nimm denn auch auf deinem Throne, / Teurer, höchster Heldenschatz, / Angetan mit goldner Krone, / Deutschland, wieder deinen Platz. / Alles will für dich erglühn, / Alte Tugend ziehet ein, / Und die deutschen Würden blühen / An dem Neckar wie am Rhein.“ Mit Nikolaus Lenaus in Heidelberg entstandenen „Schilfliedern“ sowie mit Friedrich Hebbels Jugendgedichten und den Landschaftsschilderungen im Tagebuch von 1836 war die romantisch inspirierte Poesie-Bewegung so gut wie abgeschlossen – nicht vergessen seien aber ein melancholisches Schlossgedicht von Lenau (von 1833) sowie eines des jungen Jacob Burckhardt (von 1843) mit dem Titel „Abschied“ (obwohl Burckhardt gar kein Heidelberger Student war). Die letzte von vier Strophen lautet: „Da stieg der Mond herauf, und riesengroß / An die gigantischen Trümmerwände goß / Sich alter Türme vielgebrochener Schatten. / Die Bäume wogten in dem bleichen Schein, / Und wie mit Geisterdrange zogs hinein / ins Tor der Burg den Lebensmatten.“

Und wo ordnen wir die fünfzehn „Divan“-Gedichte aus dem „Buch Suleika“ ein, die Goethe und Marianne Willemer vor, während und kurz nach ihrer drei Tage dauernden Begegnung in Heidelberg im September 1815 geschrieben haben? Zur romantischen Dichtung zählen sie nicht (obwohl es die Romantiker waren, die Beziehungen zur Welt des Orients anknüpften) und sind doch zweifellos, im Zwiegesang von Hatem und Suleika, ein Höhepunkt der deutschen Poesie dieser Jahre, wenn nicht der Lyrik überhaupt. Lesen wir nur das von Marianne Willemer geschriebene, von Goethe leicht überarbeitete Gedicht „Ach, um deine feuchten Schwingen“ mit seinen vierhebigen Trochäen, seinem weich fließenden Rhythmus:

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Tränen.

Doch dein mildes sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag' ihm aber, sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben,
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.



Marianne Willemer (1784–1860),
gezeichnet 1819 von D. Raab.

Unvergessen ist auch ihr großes Gedicht auf das Heidelberger Schloss, das sie Goethe am 25. August 1824 zum 75. Geburtstag schickte – eine Art Gedächtniswanderung durch den Schloßgarten, wie er sich im „Buch Suleika“ präsentiert. Dieter Borchmeyer hat diese Wanderung in seinem Beitrag zu Helmuth Kiesel's kleiner Anthologie „Heidelberg im Gedicht“ (erschienen bei Insel, 1996) nachvollzogen.

Die romantischen Poeten waren viel auf Reisen (Eichendorff nutzte im Alter sogar die Eisenbahn, ebenso Marianne Willemer). So nimmt es nicht Wunder, dass Clemens Brentano höchstens zweieinhalb Jahre in Heidelberg anwesend war, Achim von Arnim nur wenig mehr als ein Jahr. Auch Görres hat es nicht einmal zwei Jahre in der Stadt ausgehalten. Der Jurastudent Eichendorff traf im Mai 1807 ein (fast gleichzeitig mit dem Medizinstudenten Ludwig Börne), er blieb ein wichtiges Jahr lang und kehrte später nie wieder an den Ort seiner poetischen Erweckung zurück. In der kurzen Phase ihres Zusammenlebens haben Arnim und Brentano die dreibändige Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ herausgegeben und, gemeinsam mit Görres, 37 Ausgaben der poetischen „Zeitung für Einsiedler“ redigiert, eine Zeitung, „ganz als sei sie aus der Zeit des Mittelalters“ (so Brentanos Absicht). Daneben entstanden Brentanos genialisch-naiv die Tradition feierndes „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg“ und Görres' fundamentale Schrift über „Die deutschen Volksbücher“ sowie dessen „Schriftproben von Peter Hammer“ (1808). Gemeinsam schrieben Brentano und Görres 1807 die satirische „Geschichte von BOGS dem Uhrmacher“.

Im Streit mit dem Dichter, Philologen und (Homer-)Übersetzer Johann Heinrich Voß, einem kämpferischen Protestanten und Aufklärer, der sich in BOGS verspottet sah, zogen die Romantiker den Kürzeren. Mit Voß dominierte auch das sesshafte, auf Fortschritt bedachte und arbeitsame städtische Bürgertum, das die Romantiker als Spießbürger und Philister denunzierten. „Arnim ist auch weg“, schreibt Creuzer im November 1808

an Görres, „und was poetische Ader hatte, hat das kalte Neckarloch verlassen.“ Eichen-dorff und sein Freundeskreis hatten Heidelberg bereits im Frühjahr 1808 geräumt. Doch in Eichendorffs später entstandenen Dichtungen lebt das In-Bild der Stadt fort, sehnsüchtig in den Liedern, im Roman „Ahnung und Gegenwart“, in der Erzählung „Dichter und ihre Gesellen“, in der Novelle „Viel Lärmen um nichts“, in den Lebens-erinnerungen „Halle und Heidelberg“. Im Lustspiel „Die Freier“ erinnert sich die Gräfin Adele: „Denkst du des Abends noch in Heidelberg? / So standen auf dem Söller wir der Burg, / Bis alles still, und nur die Wälder rauschten / Noch über uns, und unter uns der Neckar.“ Kein anderer Dichter hat so bejahend, so glücksbedürftig am Mythos Heidelberg gearbeitet, kein anderer Blütenduft und Waldesrauschen verheißungs-voller in Worte gefasst.

Mit Gottfried Keller beginnt die episch-realistische Zeit. Auch er wurde in Hei-delberg für sein weiteres Leben geprägt: ein wenig von der Landschaft, tiefer von einer unglücklichen Liebe, am nachhaltigsten jedoch von den aufkommenden Natur- und Geisteswissenschaften, der Anthropologie Jakob Henles, der Ästhetik Hermann Hettners, der materialistischen Philosophie Ludwig Feuerbachs. Dessen Heidelberger Rathaus-Vorlesungen über „Das Wesen der Religion“ raubten Keller den Glauben an die Unsterblichkeit und verwiesen ihn auf die Gestaltung des Diesseits. Das geschah vor dem Hintergrund der Badischen Revolution, die er als progressiver Schweizer begrüßte, der er aber lieber vom Fenster aus zusah und deren Scheitern im Juni 1849 er in ambi-valenten Briefpassagen festhielt. Schon bei seiner Ankunft im Oktober 1848 machte die notleidende Altstadtbevölkerung keinen guten Eindruck auf ihn: „Ein roheres und schlechteres Proletariat“ habe er noch nirgends gesehen. „Überhaupt“, meldet er über-treibend seiner Mutter, „ist hier ein lumpiges, liederliches Volk, alles lebt ganz und gar von den Studenten, die halbe und dreiviertels Bevölkerung sind uneheliche Studenten-kinder und läuft in Fetzen herum.“

Geschrieben hat Keller in Heidelberg den originellen Aufsatz „Die Romantik und die Gegenwart. Eine Grille“, das skurrile „Freischarengespräch“, aufgeschnappt im „Goldenen Stern“ am Brückentor, und Gedichte wie das von der „Schönen Brücke“, das den Weg zu der von ihm umworbenen Johanna Kapp andeutet: „Schöne Brücke, hast mich oft getragen, / Wenn mein Herz erwartungsvoll geschlagen / Und mit dir den Strom ich überschritt. / Und mich dünkte, deine stolzen Bogen / Sind in kühnerm Schwunge mitgezogen, / Und sie fühlten meine Freude mit.“ In dem Roman „Der grüne Heinrich“ sind neben den Münchner auch die Heidelberger Erfahrungen aufge-hoben. Die Chancen des bürgerlichen Subjekts, das etwas Besonderes in der Welt errei-chen und sie als Künstler erobern will, hat Keller exemplarisch durchgespielt. Während Heinrich Lee in der in Heidelberg entstandenen Urfassung am Ende an sich selbst stirbt, an der Scham über sein Versagen, bescheidet er sich in der späteren Version mit einem kleinen Posten in der Zürcher Verwaltung, entsagt auch der Liebe, um „der Mutter im Grab nicht weh“ zu tun. In beiden Fällen scheitert er an den Verhältnissen, er schickt sich sogar in deren Vernünftigkeit, beugt sich den Gegebenheiten, indem er den Kampf auf die eine oder andere Weise abbricht.

Nach der Niederlage der badischen Freischaren gegen das preußische Militär wurde es auch um die Poesie stiller. An die Stelle der ersehnten bürgerlichen Freiheiten trat der Zwang der Reaktion, der sich auch gegen gemäßigt liberale Professoren wie Gervinus und Kuno Fischer richtete. Naturwissenschaftler, die ihren Beruf wertfrei verstanden, zogen in Heidelberg ein: der Chemiker Bunsen, der Physiker Kirchhoff, der Physiologe Helmholtz. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die Industrie auch in Heidelberg (beispielhaft: die Tabak-Fabrik Landfried). Das Straßen- und Schienennetz verzweigte sich; die Zahl der Einwohner wuchs ebenso



Gottfried Keller (1819–1890), Fotografie von Adolf Grimmiger, Zürich 1860

wie die der Studenten und der Reisenden. Produktive Poeten scheinen die Stadt für Jahrzehnte gemieden zu haben, während ein zweites Biedermeier zum Zug kam, die Verharmlosung und Popularisierung des romantischen Mythos zum gereimten Trinklied und zur sentimental Studentenliebe.

Der im Kaiserreich als „gottbegnadeter Poet“ hoch dekorierte, 1876 sogar geadelte, heute kaum noch erwähnte Joseph Victor Scheffel verdient als gemütvoller, nur scheinbar heiterer Lyriker einer verklärten Burschenzeit durchaus Anerkennung, obwohl spätestens mit ihm – wenn nicht bereits mit dem alternden Eichendorff – die Trivialisierung des exklusiv Erdachten einsetzte. Scheffels Gedicht „Alt-Heidelberg, du feine, / Du Stadt an Ehren reich ...“, die wohl populärste deutsche Stadthymne, geschrieben 1851/52, hat Charme und Rhythmus der Jugend, jeder kann diese Volkslied-Strophen verstehen, und doch meint man aus ihnen schon den Schlager von 1925 herauszuhören, komponiert von Fred Raymond, getextet von Fritz Löhner-Beda und Ernst Neubach: „Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren ...“

Seit dem späten 19. Jahrhundert häuften sich lokalhistorisch orientierte Erzählwerke mit einem trivalliterarischen Einschlag. So erschienen die Romane „Klytia“ (1883) und „Jetta“ (1884) des national gesinnten Theologen Adolf Hausrath, der sich hinter dem Pseudonym George Taylor verbarg. Auch Adolf Schmitthenner, Pfarrer an der Heiliggeistkirche, schrieb – volkspädagogisch bemüht – historische Romane und Novellen aus der hiesigen Gegend; sehr erfolgreich war der um 1600 in Hirschhorn spielende Roman „Das deutsche Herz“ (1907). Daneben entstanden reine Trivialromane, die den Glanz des Frühlings und das akademische Milieu als Kulisse nutzten, etwa „Die Saxoborussen“ (1885) von Gregor Samarow, „Alt-Heidelberg, du Feine. Roman einer Studentin“ (1902) des in Heidelberg geborenen Rudolf Stratz oder „Stud. Chem. Helene Willfürer“ (1928) von Vicki Baum, worin es um das Thema Abtreibung geht.

Den Höhepunkt dieser Entwicklung stellte Wilhelm Meyer-Försters in 28 Sprachen übersetztes, mehrfach verfilmtes Studentenstück „Alt-Heidelberg“ von 1902 dar, das auf eine Erzählung desselben Autors, die Novelle „Karl Heinrich“ zurückgeht. Noch einmal Heidelberg sehen und dann sterben! Denn die eigene Jugend (und mit ihr die glücklichste Zeit des Lebens) ist hin und der Daseinsrest schal. „O alte Burschenherrlichkeit! / Wohin bist du geschwunden? / Nie kehrst du wieder, goldne Zeit, / So froh und ungebunden!“ Das ist der den Mythos (oder was von ihm übrigblieb) tränenreich festigende Tenor der mit vollem Kitsch ergreifenden Schlußszenen von Meyer-Försters Stück. An ihm prallt jede noch so begründete Kritik ab. Man muss weinen.

Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert kam die Heidelberger Hochkultur noch einmal zu internationalem Ruhm, der – durch den Weltkrieg kaum erschüttert – erst mit Beginn des Dritten Reichs ein Ende fand. Für den George-Jünger Edgar Salin war Heidelberg in den Jahren vor 1914 „die geheime Hauptstadt Deutschlands“, die gerade liberale Geister aus fast allen Wissensgebieten anzog. Unter den zahlreichen Ausländern fiel eine bedeutende Russen-Kolonie auf, die zwischen 1862 und 1914 sogar eine eigene Lesehalle unterhielt. Zu ihr zählten sowohl der Kommunist Eugen Leviné, der bei Alfred Weber promovierte, als auch der Dichter Ossip Mandelstam, der 1909/10 in Heidelberg altfranzösische Literatur studierte.

Die Intelligenzia scharte sich um Henry Thode, den berühmten Kunsthistoriker und Wagnerianer, um die Kulturhistoriker Eberhard und Marie-Luise Gothein, die konkurrierenden Philosophen Heinrich Rickert und Karl Jaspers. Auf Stift Neuburg kamen um 1910 bei Alexander von Bernus, dem neuromantischen Dichter, Literaten zu Lesungen, Gesprächen, Schattenspielen und spiritistischen Sitzungen zusammen; Friedrich Schnack hat die eigenartige Atmosphäre unter den „Stiftsgenossen“ in seinem Schlüsselroman „Beatus und Sabine“ (1927) eingefangen. Im „Hotel Schrieder“ leitete Alfred Weber die „Soziologischen Diskussionsabende“; man sprach über die Fragen der Zeit. Das Bewusstsein der Krise und die Suche nach neuen Orientierungen banden Minderheiten zusammen. Richard Benz, Emil Alfred Herrmann und Ernst Leopold Stahl gründeten 1902 den „Hebbelverein“, eine literarische Gesellschaft, die bis 1908 wirkte. Richard Weißbach und Hermann Meister brachten in ihren frühexpressionistischen Kleinverlagen wichtige Monatsschriften („Die Argonauten“, „Saturn“) und Anthologien („Der Kondor“, „Die Flut“) sowie Werke bedeutender Zeitgenossen von Rudolf Borchardt bis Ernst Blass heraus. So erschien Blass' berühmter Gedichtband „Die Straßen komme ich entlang geweht“ 1912 bei Weißbach.

Den vielbeschworenen „Geist“ Heidelbergs vertraten, neben- und gegeneinander, vor allem zwei Zirkel: der um Max Weber und jener um Stefan George. In Webers offenem Haus an der Ziegelhäuser Landstraße trafen sich zum Jour fixe am Sonntagnachmittag neben Wissenschaftlern auch Literaten und Künstler. Die Atmosphäre war sehr liberal und intellektuell; nur Ernst Bloch, der auch dabei war, sprach vom „Mekka des Geschwätzes“. Anders als Max und Marianne Webers Zirkel, zu dem die unterschiedlichsten Personen und politischen Ideen zugelassen waren, sie durften nur nicht langweilig sein, in dem auch emanzipierte Frauen eine gestaltende Rolle spielten, präsentierte sich der George-Kreis als zwischen Geheimorden, neuromantischem Dich-

terbund und Gelehrtenrepublik changierende Männer-Gemeinschaft, eine Elite der Geistigen. Man wollte dem Chaos der Moderne mit einer „schöpferischen Restauration“ begegnen, der schwelenden Krise „Form“, antike Strenge konfrontieren und so den deutschen Geist erneuern. Georges Sendungsbewusstsein („Ich bin gesandt mit feuer und mit schwert ...“), seine antidemokratische Haltung („Euch all trifft tod, / Schon eure zahl ist frevel ...“) und die Unbedingtheit seines Führungsanspruchs, dem sich die Jünger klaglos fügten, kehrten sich radikal gegen den Zeitgeist und sind heute wohl nur schwer vermittelbar.

Auch nach dem Ersten Weltkrieg galt Heidelberg weiterhin als „deutsches Athen“ (so Wolfgang Frommel, leicht übertreibend), ausgestattet mit der „fortschrittlichsten und geistig anspruchsvollsten Universität“ (so Carl Zuckmayer), und zwar gerade bei der unruhigen Kriegsjugend. Der Student Ernst Toller, der hier mitten im Krieg einen pazifistischen Bund gegründet und für den Generalstreik agitiert hatte, musste die Stadt Ende 1917 fluchtartig verlassen. Beim Ausbruch der Revolution will der saarländische Schriftsteller Gustav Regler, gerade auf dem Neckar rudern, in einem Giebelfenster des Schlosses die rote Fahne flattern gesehen haben. Die Jungsozialisten Haubach, Mierendorff und Zuckmayer scharten sich um den Kulturhistoriker Wilhelm Fraenger; auch Netty Reiling, die von Fraenger Anna Seghers getauft wurde, gehörte in diesen Kreis, ebenso der Arzt und Kunsthistoriker Hans Prinzhorn. Lukács, Bloch und Benjamin tauchten in Heidelberg auf, um Habilitationsmöglichkeiten zu erkunden. Goebbels kam, um Gundolf zu hören. Um Carl Mannheim, den die schon bald orthodoxe Anna Seghers in ihrem ersten Roman „Die Gefährten“ (1932) als Renegaten porträtiert hat, sammelte sich die künftige Creme der Soziologie: Norbert Elias, Alfred Sohn-Rethel, Talcott Parsons, aber auch die junge Hilde Domin. Man traf sich im Café Haeberlein oder im Café Krall, wo „der Weise von Heidelberg“, Kurt Wildhagen, auf Wunsch privaten Philosophieunterricht erteilte.



Anna Seghers (1900–1983)

1933 war das Ende der großbürgerlich-liberalen Kultur angebrochen, und die Intellektuellen rieben sich die Augen. Die Universität wurde zügig „arisiert“, die Bücher der Verfeimten wurden auf dem Universitätsplatz verbrannt. Auf dem Heiligenberg wurden „Thingspiele“ in Szene gesetzt. Von öffentlicher Kritik, von Widerstand gar, ist nichts bekannt. Der Student Hermann Lenz schrieb in sein Tagebuch. In seinem autobiographischen Roman „Andere Tage“ (1969) schildert er im Nachhinein, wie das Kunst-

historische Institut „dem Hitler“ verfiel. Im Oktober 1940 wurde der Dichter Alfred Mombert, der fast 50 Jahre in Heidelberg gelebt hatte, zusammen mit anderen badischen und saarpfälzischen Juden in das Lager Gurs verschleppt. Noch in dieser „Baracken-Winter-Finsternis“ taucht Heidelberg als Sehnsuchtsort auf: „Siehe: Abend ward. / Auf Heidelberg-Rosen, späten / Sfairas Traum-Blick ruht. / Der alte Nußbaum! du schöne Kastanie!“



Dolf Sternberger (1907–1989)

Die geistige Wandlung, auf die manche nach Kriegsende gehofft hatten, eine unerbittliche Aufarbeitung des Geschehenen, blieb weithin aus. Schweigend kehrten die politisch Belasteten in ihre alten Positionen zurück. Von dieser Entwicklung enttäuscht, verließ Karl Jaspers, der 1937 wegen „jüdischer Versippung“ zwangsemeritiert worden war, 1948 die Stadt. Dabei waren die Voraussetzungen für einen Neubeginn günstig. Stadt und Universität waren baulich fast unzerstört, und so zog es viele Künstler und Intellektuelle, auf der Suche nach Wohn- und Arbeitsmöglichkeiten, an den Neckar. Im Lambert Schneider Verlag erschien von 1945 bis 1949 die kritische Zeitschrift „Die Wandlung“, herausgegeben von Dolf

Sternberger. Berühmte Theaterleute um Gustav Hartung und Karlheinz Stroux gründeten die „Heidelberger Kammerspiele“, die bald am Unverständnis der lokalen Behörden scheiterten. Der Komponist Wolfgang Fortner, die Maler Willibald Kramm und Will Sohl, die Schriftsteller Emil Belzner, Gert Kalow, Fritz Nötzoldt blieben auf Dauer, andere wie Rudolf Hagelstange, Ernst Glaeser, Ernst Meister, Hans Bender und Walter Helmut Fritz verließen nach einigen Jahren die Stadt wieder. An der Universität wirkten Gustav Radbruch, Alexander Mitscherlich, Willy Hellpach, Karl Löwith, Hans-Georg Gadamer und andere weit über ihre Fachgrenzen hinaus.

Auch in den 50er und 60er Jahren garantierte vor allem die Universität, dass im Wechsel der Generationen ein geistiges Klima nie ganz verloren ging. 1954 wurde das „Cave“ als studentischer Jazz- und Debattierclub gegründet, 1961 das brillante Kabarett „Bügelbrett“. Im Collegium Academicum spielte das „Theater im Gewölbe“ die Stücke der Absurden (Beckett, Ionesco, Adamov), lange bevor die etablierten Bühnen sich daran wagten. Arnfrid Astel, Hauslehrer am Englischen Institut, gab um 1960 die „Lyrischen Hefte“ heraus. Herbert Heckmann, Assistent Arthur Henkels am Germanistischen Seminar, veröffentlichte den Roman „Benjamin und seine Väter“, wofür er 1963 den Bremer Literaturpreis erhielt. Hilde Domin kam im Winter 1960 mit Erwin Walter Palm aus der Emigration zurück.

Intellektuell wurde die Studentenbewegung in Heidelberg von der Zeitschrift „forum academicum“ präludiert, in deren Redaktion kritische Köpfe wie die spätere WDR-Publizistin Claudia Wolff und der Ethnologe Hans Peter Duerr („Der Mythos vom Zivilisationsprozess“ in fünf Bänden) mit den kommenden Führern des SDS zusammentrafen. Die Revolte selbst entwickelte sich radikaler als in vergleichbaren Universitätsstädten und bestätigte so einmal mehr die Legende vom „roten Heidelberg“, die um 1920 entstand und auf 1848 zurückweist. Sie mag etwas mit dem genius loci zu tun haben, mit einer Stadtlandschaft, die unter einem sie schützenden Glasdach zu liegen scheint, und einem engen Gassengeflecht, das der „Revolution der Poesie“ ebenso förderlich ist der „Poesie der Revolution“ und Künstler wie Revolutionäre aller Art anzieht. Zum vermutlich letzten Mal trat eine junge Elite bürgerlicher Intellektueller, ausgestattet mit einem emphatischen Wahrheitsbegriff, gegen die etablierten Machtapparate und Wissensvermittler an.

Nach dem Scheitern der Revolte begann ein Prozess, den man in den 70er Jahren euphemistisch „Sanierung“ nannte: die kommerzielle Erschließung der Altstadt mit Hilfe von Straßentangenten, Park- und Kaufhäusern, Fußgängerzone und Fassadenkosmetik. Dabei wurde sowohl die traditionell kleinbürgerliche Bevölkerung als auch das studentische Milieu ausgetrieben, was mir damals schon wie ein „Untergang“ vorkam. Die für Heidelberg so typische intellektuelle Unruhe ist seither verschwunden. Von der Universität, zumindest den Geisteswissenschaften, geht so gut wie keine belebende Kraft mehr aus. Das Studium, das ich in Freiheit genossen habe, erscheint freudlos verplant. Die Mythen sind aufgebraucht, sind unproduktiv geworden oder werden als unzeitgemäß empfunden, sowohl in ihrer ernsten, hoch poetischen Fassung als auch in ihrer heiteren, als Komödie, Trinklied und Schlager. Sie haben ihre bindende Kraft eingebüßt. Weit mehr noch als der Nationalsozialismus hat eine ungehemmte Kommerzialisierung, die zwischen 1955 und 1960 einsetzte, zu ihrem Verblissen geführt. Ein Abglanz ist allenfalls individuell noch erfahrbar.

Andererseits ist der Heidelberg-Mythos gerade wegen der Fassade, der Kulisse, zu der er verkommen ist, weiterhin nützlich, wenn es darum geht, neue Marktsegmente zu erschließen, als „Image-Lokomotive“ eines „sanften Tourismus“. Angepriesen wird Heidelberg als „Wissenschaftsstadt“ mit hohem „Erlebniswert“. Es geht darum, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur als „Säulen eines neuen touristischen Leitbilds“ per Internet kurzzuschließen. Dabei wird Kultur, auch Literatur, zur Wirtschaftsförderung und Sinnreparatur einsetzbar. Ihre besondere, autonome Qualität, der Ernst und die Strenge des alten Mythos stören nur, werden überhaupt nicht mehr gesehen, sind durch Rap-, Hip-Hop-Musik und Poetry Slam jederzeit ersetzbar. Das mag in der gegenwärtigen Situation vielleicht unausweichlich sein, doch ich möchte an diesen virtuellen Umarmungen lieber nicht teilhaben.

Ans Ende setze ich ein noch junges Gedicht von Uwe Kolbe, erschienen in seinem Gedichtband „Heimliche Feste“ (Suhrkamp Verlag, 2008). Es passt hierher und ist mir gewidmet. Der 1957 in Ostberlin geborene Dichter bedient sich, Hölderlin reflektierend, der Odenform und lässt auch den Heidelberg-Mythos in seiner Sprache und seinem Rhythmus noch durchscheinen.

HEIDELBERG, DEN 14TEN AUGUST
für Michael Buselmeier

Was wir in Heidelberg zu Fuß erfuhren,
war auch diese Leere der Stätten, vieles,
wo heute Asphalt und Garagen,
baute Michaels Wort leicht wieder auf.

Der Engel war er, uns leitend und weisend,
nur kurz erschien ein Kollege, erklärte,
wie ein Baum zu zweierlei Blatt kommt,
Gärtner sei er. Wir wußten, des Himmels.

Unentwegt schweiften wir ab. Heiter gingen
die Toten der uralten Stadt mit uns mit,
plaudernde, lauschende Wanderer
über den Tag, der eine Brücke war.

Seitdem zähle ich deren Bögen, doch die
vermehren sich, rasch strömt der Fluß hier hindurch,
verwirrt jedes Maß und die Zeiten.
Traum, es ist gut, nimm die Engel zurück.

Vortrag von Michael Buselmeier am 8. Juli 2015 im Rahmen der „Heidelberger Vorträge zur Kulturtheorie“, einer von Professor Dr. Dieter Borchmeyer gestalteten Vortragsreihe der Manfred-Lautenschläger-Stiftung in Zusammenarbeit mit der Universität Heidelberg, die im Sommersemester 2015 dem Thema „Heidelberg als geistige Lebensform. Porträt einer Kulturstadt“ gewidmet war.

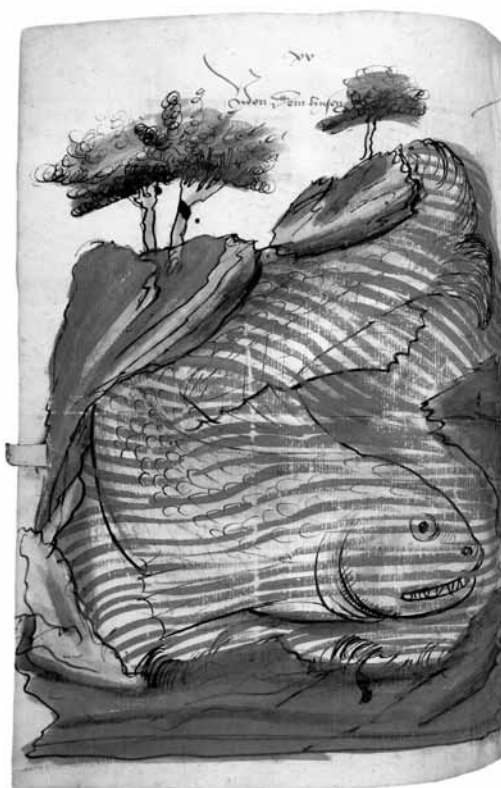
Enno Krüger

Zur Digitalisierung der Bibliotheca Palatina

Ihre Entführung im Jahre 1623 war der wohl größte Kulturverlust der Kurpfalz. Rund 3700 mittelalterliche und frühneuzeitliche Handschriften und etwa 13.000 Inkunabeln und Druckschriften aus der Heidelberger Heiliggeistkirche gelangten als Kriegsbeute der Katholischen Liga in die päpstliche Bibliothek. Diese Schätze sind heute unter der allgemein üblichen Bezeichnung Bibliotheca Palatina bekannt. Diese ist ein Sammelbegriff für die ursprünglich separaten Bestände der Heidelberger Universität, des Heidelberger Schlosses und der von Ulrich Fugger (1526–1584) übernommenen Bibliothek, die nach und nach, aber nie ganz vollständig, auf den Emporen der Heiliggeistkirchen vereinigt worden waren. Es handelt sich hauptsächlich um deutsche und lateinische Handschriften, aber auch um griechische, hebräische, arabische und türkische. Mit den 845 deutschsprachigen Handschriften kehrte 1816 ein wesentlicher Bestandteil der Bibliotheca Palatina nach Heidelberg zurück. Dort kam als Aufbewahrungsort solcher Schätze – nach dem Ausscheiden von Hof und Kirche als Kulturträger – nur noch die aufblühende Universität infrage.

Was der Pfalz im Dreißigjährigen Krieg verloren ging, mag einer größeren Öffentlichkeit erst 1986 bewusst geworden sein, als eine repräsentative Auswahl von vatikanischen Handschriften in Heidelberg an ihrem angestammten Platz auf den Emporen der Heiliggeistkirche ausgestellt wurden. Der aufwändige Ausstellungskatalog war die bis dahin visuell eindrucksvollste Präsentation fremdsprachiger Handschriften der Bibliotheca Palatina.¹ Auf dieser Ausstellung hatte das Publikum die äußerst seltene Chance, den Josua-Rotulus zu betrachten, der wohl im 10. Jahrhundert in Konstantinopel entstand. Seine Miniaturen gehören zu den Hauptwerken der byzantinischen Malerei.²

Zu allen Teilbeständen der Bibliotheca Palatina liegen wissenschaftliche (gedruckte) Kataloge



Konrad von Megenberg, Buch der Natur, um 1440
(Foto: Universitätsbibliothek Heidelberg)

vor. Einige harren ihrer Neubearbeitung. So ist die dritte vollständige, nun aber zeitgemäße Katalogisierung der Codices Palatini germanici mittlerweile bis zum vierten von fünf geplanten Bänden gediehen.³ Die 2030 lateinischen Handschriften sind sämtlich katalogisiert.⁴ Auf der fachwissenschaftlichen Ebene ist also Erhebliches geleistet worden. Für den interessierten Laien jedoch bleibt die einschlägige Literatur, einschließlich der Kataloge, schwer zu überschauen. Bislang war er auf Übersichtswerke mit Auswahl von Zimelien aus verschiedenen Jahrhunderten angewiesen.⁵ Die Bestandskataloge sind spärlich oder gar nicht illustriert. Dabei darf nicht vergessen werden, dass auch die deutschen Handschriften nach 1816 nie wieder geschlossen, sondern nur in jeweils kleineren Gruppen bei verschiedenen Gelegenheiten ausgestellt worden sind.

Umso verdienstvoller ist das laufende Vorhaben der Heidelberger Universitätsbibliothek, größere Bestände der Bibliotheca Palatina virtuell zu vereinigen.⁶ Verschiedene Teilprojekte unter wechselnder Finanzierung erwiesen sich als notwendig.⁷ Nicht berücksichtigt sind konzeptionell die Druckschriften, die alle in der Universitätsbibliothek als Mikrofiche vorliegen.⁸

Kurz zum Projektstand: Die deutschsprachigen Handschriften sind vollständig abgebildet und zum größten Teil kommentiert, 876 lateinische Codices (mittlerweile mögen es mehr sein) mit bibliografischen Hinweisen abgebildet. Die griechische Abteilung ist noch im Aufbau begriffen: Von insgesamt 431 griechischen Handschriften wurden bislang 29 – noch ohne jede Kommentierung – ins Netz gestellt. Man kann nur inständig hoffen, dass die 432 hebräischen, arabischen, türkischen und weiteren orientalischen Handschriften in Zukunft mit einbezogen werden können.⁹ Die für ihre Zeit umfangreiche arabische Sammlung in Heidelberg ist eine der Ersten gewesen, die in Deutschland angelegt worden ist. Sie dokumentiert die Anfänge einer gelehrten Beschäftigung mit arabischer Literatur und Kultur schon im 16. Jahrhundert.

Die digitale Bibliotheca Palatina ist übersichtlich aufgebaut. Ihr Gesamtbestand gliedert sich nach den Sprachen Deutsch, Lateinisch und Griechisch. Wie der Aufbau der digitalen Bibliotheca Palatina konzipiert ist, lässt sich bereits an der deutschen Abteilung erkennen. Die Reihung der Handschriften geschieht nach Signaturen, lässt sich aber umstellen auf eine nach Autoren, Jahren und Titel. Die Startseite zur einzelnen Handschrift ist verlinkt mit den bibliografischen Angaben des Online-Katalogs HEIDI und der digitalisierten Fassung des einschlägigen (gedruckten) Bestandskataloges mit seiner „wissenschaftlichen Beschreibung“. Jeder Codex hat in dieser Präsentation sein eigenes Inhaltsverzeichnis. Über fortlaufende Stichwörter bzw. Kapitelüberschriften der Bearbeiterinnen lässt sich jeder größere Textabschnitt gezielt aufgeschlagen. Von der Startseite gelangt man auch zu einer Übersicht, welche die einzelnen Seiten und den Einband als Thumbnails anzeigt.

Eine rasche Navigation ist also gewährleistet. Allerdings stellt die bibliografische Informierung recht hohe Ansprüche an unerfahrene Nutzer und Nutzerinnen. Für Studierende und allgemein Interessierte werden in der Regel die Angaben im Heidelberger Bibliotheks-Informationssystem (HEIDI) zu knapp und die Kommentierungen in den wissenschaftlichen Bestandskatalogen zu ausführlich sein. Man möchte es eingedenk des zu erwartenden Arbeitsaufwandes nicht fordern, aber ideal wäre eine Kurzfassung,

die sich aus beiden Quellen speist. Lobenswert sind besondere Suchfunktionen, die den kunstgeschichtlichen Zugang zu den Miniaturen erleichtern. Sie sind zurzeit leider auf 27 oberdeutschen Bilderhandschriften beschränkt. Kunstgeschichtliche Aspekte werden in den verwendeten wissenschaftlichen Beschreibungen der Bestandskataloge, so der erste Eindruck, nur kurz angesprochen.

Von diesem weit gesteckten Digitalisierungsvorhaben der Heidelberger Universitätsbibliothek profitiert eine ganze Reihe von Wissenschaften. Leitthemen der Forschung können sein: die Überlieferung mittelhochdeutscher Literatur und ihre Illustrierung, das Mäzenatentum des kurfürstlichen Hofes seit dem 15. Jahrhundert, die Tätigkeit der Heidelberger Humanisten, Entwicklungen in der reformierten Theologie (die Heidelberger Universität als geistiges Zentrum des frühen Calvinismus), die Geschichte der Naturkunde und der Medizin, überhaupt die spätmittelalterliche und frühneuzeitliche 'Fachliteratur'. Nicht zuletzt steht immer noch, trotz zahlreicher Vorarbeiten, eine zusammenhängende Institutionengeschichte der Bibliotheca Palatina aus.

Was wäre aus diesen Schätzen wohl geworden, wenn sie in der Kurpfalz geblieben wären? In Heidelberg hätten sie die weiteren Wirren des Dreißigjährigen Krieges, die Brandschatzungen der Franzosen in den Jahren 1689 und 1693 und nicht zuletzt die Auslagerungen des Zweiten Weltkrieges überstehen müssen. Ein verlorenes kulturelles Erbe, nicht nur, aber insbesondere der Kurpfalz, ist zu einem wesentlichen Teil – immerhin virtuell – wiedergewonnen.

Anmerkungen

- 1 Ausst.-kat. Bibliotheca Palatina, Universität Heidelberg in Zusammenarbeit mit der Bibliotheca Apostolica Vaticana, 8. Juli bis 2. Nov. 1986 (in der Heiliggeistkirche zu Heidelberg), Hg. Elmar Mittler, Text- u. Bildband, Heidelberg 1986.
- 2 Ausst.-kat. Heidelberg 1986 (wie Anm. 1), Kat.-nr. C11, Bd. 1, S. 136–140 (Helga Kaiser-Minn). Bd. 2, Abb. der Segmente IV u. V.
- 3 Die Codices Palatini germanici in der Universitätsbibliothek Heidelberg, Bd. 4: Cod. Pal. germ. 496–670, bearb. v. Pamela Kalning, Matthias Miller u. Karin Zimmermann (= Kataloge der Universitätsbibliothek Heidelberg, Bd. XI), Wiesbaden 2014. Zahlenangaben zu den einzelnen Teilbereichen der Bibliotheca Palatina auf S. VII (Veit Probst).
- 4 Zuletzt: Die humanistischen, Triviums- und Reformationshandschriften der Codices Palatini latini in der Vatikanischen Bibliothek (Cod. Pal. lat. 1461–1914), beschrieben v. Wolfgang Metzger mit Beiträgen v. Veit Probst (= Kataloge der Universitätsbibliothek Heidelberg, Bd. IV), Wiesbaden 2002.
- 5 Wilfried Werner: *Cimelia Heidelbergensia*. 30 illuminierte Handschriften der Universitätsbibliothek Heidelberg ausgewählt und vorgestellt v. W. W., Wiesbaden 1975; Elmar Mittler: *Mit der Zeit. Die Kurfürsten von der Pfalz und die Heidelberger Handschriften der Bibliotheca Palatina*, Wiesbaden 1986; Walter Berschin: *Die Palatina in der Vaticana. Eine deutsche Bibliothek in Rom*, Stuttgart, Zürich 1992 (keine Bibliotheksgeschichte).
- 6 URL: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/de/bpd/index.html> (letzter Download am 15.7.2015).
- 7 Näheres bei Maria Effinger, Projektbeschreibung: *Bibliotheca Palatina – digital*, URL: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/de/bpd/projekt/beschreibung.html> (letzter Download am 15.7.2015).
- 8 *Bibliotheca Palatina: Druckschriften, Stampati Palatini, Printed Books*, Katalog [und Register] zur Mikrofiche-Ausgabe, Hg. Elmar Mittler, Bd. 1–4, München 1999.
- 9 Zu den orientalischen Handschriften siehe Ausst.-kat. Heidelberg 1986 (wie Anm. 1), S. 86–92 u. S. 414–420.



Buchhandlung Schmitt & Hahn

Hauptstraße 8 · 69117 Heidelberg · Tel. 0 62 21 - 13 83 71 · Fax 0 62 21 - 13 83 77
hauptstrasse8@buchhandlung-schmitt.de

www.schmitt-hahn.de

Heike Hawicks, Gabriel Meyer, Ingo Runde

Das Digitalisierungsprojekt „Bildprogramm des Studentenlokals ‚Zum Roten Ochsen‘“

Im September 2014 befand sich das historische Studentenlokal „Zum Roten Ochsen“ in der Heidelberger Altstadt seit 175 Jahren im Besitz der Familie Spengel.¹ In der bis heute nahezu unveränderten Gaststube wird diese Tradition spürbar. Als sei die Zeit stehen geblieben, hängen von der Decke historische Trinkhörner, stehen in den Regalen reich verzierte Bierhumpen, bedecken gut 400 Bilder zumeist von Personen oder Personengruppen die Wände, viele vom ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, manche zurückreichend bis in die Anfänge der Fotografie. Sie zeigen zahlreiche Studentenverbindungen, aber auch prominente Gäste und natürlich die ebenfalls nicht unbekanntenen Generationen von Gastwirten selbst. Zusammen mit 30 Gästebüchern legen sie ebenso ein beredtes Zeugnis von der bewegten Geschichte des Studentenlokals ab wie die zahllosen Ritzereien und Beschriftungen auf Tischen, Wänden und Decken.

Im Vorfeld der bevorstehenden Jubiläumsfeierlichkeiten sollten die Bilder und Objekte von den Wänden und Decken genommen und einer gründlichen Reinigung unterzogen werden. Da die alten Stiche, Fotografien, Postkarten und Collagen dabei aufwendig aus den zumeist genagelten Originalrahmen zu nehmen waren, nutzte das Universitätsarchiv die besondere Gelegenheit, eine digitale Dokumentation und Sicherung dieses äußerst lebendigen Teils der gemeinsamen Geschichte von Stadt und Universität Heidelberg vorzunehmen.

Gefördert von der Stadt-Heidelberg-Stiftung und begleitet von einem lebhaften Medieninteresse² scannten Projektmitarbeiter des Archivs im Februar und März 2014 vor Ort Vorder- und Rückseiten der zuvor von einer Fachkraft aus dem Rahmen genommenen Bilder.³ Anschließend wurden die ebenfalls sukzessive abgenommenen Objekte des Lokals fotografiert;⁴ zumeist Trinkgefäße, aber bspw. auch Fechtwaffen von einst dort verkehrenden Studentenverbindungen.

Neben den fortschreitend verblassenden Beschriftungen mit den Namen abgebildeter Personen und Personengruppen auf der Vorderseite boten nicht zuletzt die ansonsten verborgenen Rückseiten vielfältige Informationen zu dem gezeigten Bild. Alle Informationen wurden verzeichnet und flossen in die Kontextangaben zu den insgesamt über 1.000 einzelnen Bildern ein, die zusätzlich Angaben über Material, Maße und – falls bekannt – Fotografen enthalten.

Es wurden immer nur in der ersten Tageshälfte kleine Teile des Bildbestandes digitalisiert und verzeichnet, um anschließend möglichst bald wieder aufgehängt zu werden, damit der Gesamteindruck des historischen Lokals für die in der Nebensaison erst ab 17 Uhr eintreffenden Gäste möglichst wenig beeinträchtigt war. Die Großformate wurden zum Digitalisierungszentrum der Universitätsbibliothek Heidelberg transportiert und kehrten ebenfalls möglichst zeitnah bearbeitet wieder an ihren angestammten Platz zurück.



Abb. 1: Weihnachtliches Gruppenbild einer Studentenvereinigung namens „Ochsebloos“ in der „Hamburger Stube“ mit Widmung an die Familie Spengel (UAH, BA Dig 00943)

Gespeichert wurden die Bilder mit zugehörigen Informationen in der Bilddatenbank der Universität Heidelberg HeidICON. In dem gesonderten Bilderpool des Universitätsarchivs „Studentenlokal Zum Roten Ochsen“ sind die Digitalisate mit den Kontextinformationen über einen Gast-Zugang nun weltweit recherchierbar⁵. Nur einige mit Schutzfristen belastete Bilder harren bis zu deren Ablauf in einem gesonderten Verzeichnis der Veröffentlichung.

Viele der Studenten, die in den letzten eineinhalb Jahrhunderten im „Roten Ochsen“ verkehrten und durch die Fotografien an den Wänden noch heute ein Gesicht erhalten, gehörten verschiedenen Heidelberger Studentenkorporationen an, wie beispielsweise der Burschenschaft „Frankonia“, der Verbindung „Rupertia“ oder der Akademischen Turnverbindung „Hasso-Rhenania“.⁶ Daneben trafen sich hier in geselliger Runde auch einige heute kaum noch bekannte und oft nur kurzlebige Vereinigungen, wie die Gesellschaft „Gemüthlichkeit“, die „Ochsebloos“ (Abb. 1) oder der Journalistische Club, die ebenfalls ihre Spuren in den Gasträumen hinterließen. Die wohl für die Geschichte des Gasthauses bedeutendsten und es über Jahrzehnte prägenden Studentenverbindungen waren sicherlich die 1868 gegründete „Hamburger Gesellschaft“ und der „Schweizerverein“ von 1874. Beide hatten ihre Kneipzimmer⁷ in zwei damals getrennten und heute noch nach ihnen benannten Räumen des Lokals: Die „Hamburger Stube“ ist das südliche, an der Hauptstraße gelegene Nebenzimmer, während

das „Schweizer Stübli“ nördlich davon an die Heiliggeiststraße grenzt. Von diesen beiden Verbindungen stammen die meisten der vor 1900 angefertigten Fotografien und die von den Zimmerdecken herabhängenden Trinkhörner. Und in Erinnerung an sie und ihre Kneipräume wehen an der Fassade des „Roten Ochsen“ neben der badischen heute die Flaggen Hamburgs und der Schweiz.

Die älteste aufschriftlich⁸ datierte Fotografie in den Gasträumen zeigt denn auch acht Mitglieder der „Hamburger Gesellschaft“ im Sommersemester 1869 gemeinsam an einem Tisch, mit Biergläsern in den Händen und einem Hund zu ihren Füßen.⁹ Unterhalb der Fotografie sind die Namen der abgebildeten Herren sowie die vom Zirkel der Ruperto Carola getrennte Semesterangabe „S 18 RC 69 S“ in sauberer Handschrift festgehalten.

Zwar wird der Verbindungsname nicht genannt, doch taucht der hier abgebildete

und aus Hamburg stammende Jurastudent Ernst Hirsekorn auf einem späteren, eindeutig bezeichneten Gruppenporträt¹⁰ der „Hamburger Gesellschaft“ zum 10-jährigen Stiftungsfest 1878 – nun bereits zum Doktor promoviert – erneut auf. Durch diese Aufnahme und eine weitere von 1886 lassen sich mehrere Gruppenporträts anhand wiederkehrender Namen ebenfalls dieser Verbindung zuordnen. Gestützt wird diese Zuschreibung auch durch historische Fotografien der Gasträume aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, auf welchen zu sehen ist, dass jene Porträts bereits damals in der „Hamburger Stube“ hingen. Eine dieser Aufnahmen, das Semesterbild¹¹ aus dem Wintersemester 1883/84, macht deutlich, welch hoher Aufwand bei der Herstellung dieser Gruppenporträts gegebenenfalls betrieben wurde (Abb. 2). Grundlage für dieses Bild stellte nämlich eine 1844 in Paris gedruckte Lithografie nach einer Vorlage des französischen Künstlers Nicolas Marie Joseph Chapuy mit einem Blick aus den Erdgeschossarkaden des Gläsernen Saalbaues auf die Hoffassade des Ottheinrichsbaues dar. Die ursprünglich auf der mit „Portique d’Otton Henry au Chateau d’Heidelberg / Vorhalle des Otto Heinrich im Heidelberger Schloss“ betitelten Lithografie abgebildeten Personen – u. a. eine Gruppe Karten spielender Studenten – sind auf dem Semesterbild durch 15 namentlich bezeichnete Mitglieder der „Hamburger Gesellschaft“ ersetzt. Hierfür wurden aus mehreren zuvor angefertigten Studioaufnahmen die Personen ausgeschnitten und auf eine präparierte Fotokopie der Lithografie montiert. Aus Angaben auf der Rückseite ist schließlich zu erfahren, dass diese Arbeiten „Eduard



Abb. 2: Semesterbild WS 1883/84 der „Hamburger Gesellschaft“ (UAH, BA Dig 01057)



Abb. 3: Deckelhumpen mit der Inschrift: „Der Hamburger Gesellschaft gewidmet von Otto Becker / Weihnachten 1883“ (UAH, BA Dig 01258)

Schultze, Hof-Photograph, Plöckstr. 79“, ausführte. Neben weiteren Fotomontagen – etwa das Semesterbild für das Wintersemester 1884/85¹², das die „Hamburger“ vor einem gemalten Hintergrund mit dem Neckarsteinacher Vier-Burgen-Blick zeigt, oder die humoreske Aufnahme¹³, bei welcher die Köpfe der beiden Schildhalter am Torturm des Heidelberger Schlosses durch die Gesichter zweier „Hamburger“ ersetzt und das Stadtwappen Hamburgs eingefügt wurden – finden sich aber auch „gewöhnliche“ Gruppenporträts.

Ein interessantes Beispiel ist das Semesterbild¹⁴ aus dem Sommersemester 1887. Wie der Blindprägestempel in der unteren, rechten Ecke verrät, wurde es im Atelier „G. Pauli & Co.“ aufgenommen, dessen Inhaber der Heidelberger Fotograf Friedrich Langbein war. Auf dieser Aufnahme, einem zeittypischen Albuminabzug auf Untersatzkarton, sind 15 Mitglieder der „Hamburger Gesellschaft“ zu

sehen. Die deutlich erkennbare Einwirkung von Feuchtigkeit und der Umstand, dass die Fotografie seit über einem Jahrhundert dem Tageslicht ausgesetzt ist, führten zu den nicht ungewöhnlichen Schadensbildern wie Stockflecken, Kontrastverlust und Vergilben. Aber auch die roten Initialen der Namensbeschriftung sind verblasst und die einst in gelber Farbe ausgeführte Handkolorierung des flüssigen Inhalts der Biergläser ist so stark nachgedunkelt, dass sie selbst auf der Originalfotografie kaum noch zu erkennen ist. Beeindruckende und die außergewöhnliche Tradition des „Roten Ochsen“ vor Augen führende Details sind die auf diesen Semesterbildern trophäenhaft präsentierten Humpen, Pokale und Trinkhörner. Vieles davon, was von den Studenten eigens zum Fototermin in das Atelier mitgebracht wurde und nur vermeintlich als Staffage diente, ist heute noch in den Gasträumen zu finden. So befinden sich die beiden im Stil des Historismus reich verzierten Humpen¹⁵ bis heute im Gasthaus (Abb. 3). Sie stehen mittlerweile auf Wandkonsolen im „Schweizer Stübli“, während der schlanke Riesepokal¹⁶ und das in der rechten Bildecke liegende Trinkhorn¹⁷ sogar noch an ihrem ursprünglichen Ort, der „Hamburger Stube“, überdauert haben. Der lebendige Eindruck vom Korporationswesen längst vergangener Zeiten, den diese Aufnahmen und Objekte vermitteln, wird noch dadurch verstärkt, dass sich von der „Hamburger Gesellschaft“ in den Gasträumen und in der privaten Sammlung der Wirtsfamilie Spengel auch Fechtwaffen, ein Chargenstuhl, zwei Kneiptische, ja sogar ein Aschenbecher, ein Stock- oder Schirmständer und die Geldkassette der Korporation erhalten haben – und



Abb. 4: Semesterbild SS 1887 des „Schweizervereins“ (UAH, BA Dig 00738)

dies, obwohl schon im Wintersemester 1890/91 die Verbindung vertagt, der aktive Betrieb also eingestellt worden war.

Während die „Hamburger Gesellschaft“ in der einschlägigen Literatur Erwähnung findet, ist die Geschichte des „Schweizervereins“ nahezu unbekannt. Doch auch diese Verbindung hat dem „Roten Ochsen“ ihren Stempel aufgedrückt und sich durch mehrere Fotografien und andere Objekte dort verewigt. Älteste Zeugnisse dieser Verbindung in den Gasträumen sind ein Trinkhorn¹⁸ mit einer gravierten Metallplakette, auf welcher „Schweizerverein“ und die Jahreszahl 1876 zu lesen sind, sowie das Semesterbild¹⁹ vom Sommersemester desselben Jahres. Über den Zeitraum eines Vierteljahrhunderts hinweg haben sich Gruppenporträts dieser Verbindung in den Gasträumen erhalten. Zu sehen sind dabei die jeweiligen aktiven Mitglieder und vereinzelt auch Alte Herren sowie seit der zweiten erhaltenen Aufnahme – und dann aber ausnahmslos auf jeder weiteren – auch Carl Spengel, jener berühmte Ochsenwirt, der das Lokal seit 1872 in zweiter Generation führte und sich bei den Studenten den Ehrennamen „Papa Spengel“ verdiente.²⁰ Neben gefüllten Biergläsern, Trinkhörnern und Pokalen kehren auf den Semesterbildern auch meist ein Wappenschild mit dem Schweizer Kreuz, ein kleines Fässchen mit dem Zirkel der Verbindung und als Würdezeichen des Erstchargierten ein keulenartiger Ast mit einer dicken Wucherung wieder (Abb. 4).²¹ Das enge Verhältnis, das zwischen Carl Spengel und „seinen“ Schweizern bestand, zeigt sich auch auf anderen Bildern, denn der Wirt war auch für den einen oder anderen Spaß mit den „Schweizern“ zu haben. So ist er auf einer Aufnahme²² von 1895 auf einer Schubkarre liegend zu sehen und um ihn herum stehen fünf Medizinstudenten, die mit einem Stethoskop den Bauch ihres Patienten abhören, ihm Bier einflößen und über mögliche



Abb. 5: Medizinstudenten des „Schweizervereins“ mit dem Ochsenwirt Carl Spengel (UAH, BA Dig 00766)

nächste Schritte beratschlagen (Abb. 5). Zwar sind auf dieser Fotografie die „Schweizer“ nicht namentlich bezeichnet, doch können alle fünf auf dem Semesterbild²³ desselben Jahres durch ihre beigeschriebenen Namen identifiziert werden. Wahrscheinlich entstand dieses Bild gemeinsam mit zwei²⁴ weiteren während eines Ausflugs anlässlich des Stiftungsfests, an welchem Carl Spengel als Gast teilnahm. Aber er begleitete seine „Schweizer“ nicht nur auf Ausflügen ins Neckartal, sondern „Papa Spengel“ stattete ihnen selbst in ihrem Heimatland persönliche Besuche ab.²⁵ Eine solche Reise in die Schweiz, wie bspw. 1901 anlässlich der Hochzeit des einstigen Heidelberger Studenten und „Schweizers“ Hektor von Salis-Soglio, konnte dann durchaus in der „Neuen Zürcher Zeitung“ annonciert werden, samt dem Hinweis auf einen abzuhaltenden Frühshoppen.²⁶ Diese Zeitungsanzeige hat sich aufgeklebt auf der Rückseite eines Semesterbilds der „Schweizer“ erhalten. Generell finden sich auf den Bildrückwänden, mit denen die Fotografien in den Holzrahmen fixiert sind, häufig zusätzliche Informationen zu den abgebildeten Personen, etwa handschriftliche Vermerke zur Biografie und weiteren Karriere, Zeitungsartikel, Briefe, Todesanzeigen und Dankeschreiben.

So wie sich das Innere des Lokals seit Anfang des 20. Jahrhunderts nur unmerklich verändert zu haben scheint, so sind auch an der Fassade zur Hauptstraße hin nur wenige Änderungen vorgenommen worden. Die letzte bedeutendere Umgestaltung fand bereits in der Zwischenkriegszeit statt, als man über dem Eingang das Stuckfeld mit dem Namenszug des Gasthofs anbrachte und den bis dahin noch sichtbaren, aber längst vermauerten barocken Türrahmen mit seinen charakteristischen „Ohren“ am Nebenhaus entfernte.²⁷

Zu folgenreichen Veränderungen kam es in jener Zeit dagegen im studentischen Verbindungsleben. Als viele Heidelberger Korporationen seit Ende des 19. Jahrhun-

derts eigene Häuser erworben hatten oder sich erbauen ließen, änderte sich zwangsläufig auch das Kneipenleben in der Altstadt, da immer weniger Studentenverbindungen auf das Anmieten von Nebenzimmern angewiesen waren. Nach dem Ende des aktiven Betriebs der „Hamburger Gesellschaft“ und des „Schweizervereins“ nutzte mit der Akademischen Turnverbindung „Hasso-Rhenania“ seit dem Wintersemester 1907/08 noch einmal für einige Jahre eine Korporation das Gasthaus als Stammlokal, bis auch sie 1926 ein eigenes Haus beziehen konnte. An diese Zeit erinnern im „Roten Ochsen“ noch über 30 Fotografien von Verbindungsmitgliedern, darunter auch mehrere Chargenbilder (Abb. 6).²⁸ Drastische Einschnitte bedeuteten schließlich die „Machtergreifung“ 1933 und die anschließende „Gleichschaltung“ auch des studentischen Korporationswesens. Folglich hatten sich die meisten Verbindungen und ihre Dachverbände bis 1936



Abb. 6: Rudolf Bernhard aus Rüssingen als Chargierter des ATV „Hasso-Rhenania“ im WS 1901/02 (UAH, BA Dig 00818)

entweder freiwillig selbst aufgelöst oder waren zwangsaufgelöst worden. Die Studenten sollten sich nicht mehr in den traditionellen Verbindungen zusammenfinden, sondern in „Kameradschaften“ und unter Führung des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbunds organisiert werden. Diese Entwicklungen scheinen sich auch an den Wänden des „Roten Ochsen“ widerzuspiegeln, denn seit den 1930er Jahren sind dort nur noch wenige Fotografien mit studentischen Motiven aufgehängt worden.

Gleichwohl blieben Neuerungen im Bildprogramm nicht aus. Nachdem lange Zeit fast ausnahmslos nur Fotografien von korporierten Studenten und Porträts von Mitgliedern oder Bekannten der Familie Spengel an den Wänden der drei Gasträume angebracht worden waren, traten seit den 1930ern zunehmend auch Aufnahmen von Tagesgästen des Lokals hinzu. Begünstigt durch die fototechnischen Entwicklungen nach dem Zweiten Weltkrieg, stellen zahlreiche kleinformatige Schwarzweißbilder von Gästen aus der Zeit des „Wirtschaftswunders“ die letzte große Bestandsergänzung an den Wänden des historischen Studentenlokals dar.

Neben manchem Gast, der lange Zeit nach seinem Universitätsabschluss zu einem Besuch an seinen alten Studienort zurückkehrte und auch dem „Roten Ochsen“ seine Aufwartung machte, kehrten im Laufe der Jahre aber auch die einen oder anderen Prominenten dort ein. Ihre Namen finden sich in den Gästebüchern wieder, darunter Filmsterne und Persönlichkeiten wie Marilyn Monroe, John Wayne oder Theodor



Abb. 7: Ansichtskarte mit dem Porträt von Heinrich George als Oberon aus Shakespeares „Ein Sommernachtstraum“ (UAH, BA Dig 01121)

Heuss. Ein weiterer Gast mit großem Namen war der Schauspieler Heinrich George. In den 1920er und 30er Jahren trat er in verschiedenen Rollen bei den Heidelberger Schlossfestspielen auf, und Fotografien²⁹ in den Gasträumen zeigen ihn in seiner Paraderolle als Götze von Berlichingen. Auf einer Aufnahme mit handschriftlicher Widmung an „Herrn und Frau Spengel und den lieben roten Ochsen“ ist er kostümiert als Oberon aus Shakespeares Sommernachtstraum zu sehen (Abb. 7).³⁰ Zur Wirtsfamilie Spengel pflegte er ein freundschaftliches Verhältnis und soll nach seinen Auftritten gerne auch zu später Stunde noch im Lokal eingekehrt sein. Während eines Aufenthalts in Heidelberg für Dreharbeiten zum Fernsehfilm „George“ besuchte schließlich auch sein Sohn Götze George 2012 das Gasthaus, in welchem schon 80 Jahre zuvor sein Vater ein gern gesehener Gast war. Die Überraschung war dann aber groß, als er dort seine eigene Geburtsanzeige vorfand – eine Karte aus dem Jahr 1938,

in welcher der Vater Heinrich George dem damaligen Ochsenwirt Friedrich Spengel die Nachricht übermittelte: „Ein Götze ist uns geboren, freut Euch mit uns.“³¹

Das Hauptaugenmerk des Digitalisierungsprojekts im „Roten Ochsen“ lag jedoch fraglos auf den die große Mehrheit bildenden historischen Fotografien und Objekten aus dem studentischen Leben im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Unter den eingescannten und fotografierten Zeitdokumenten befinden sich aber auch Bilder, die in engstem Zusammenhang mit der Geschichte der Stadt Heidelberg stehen. Das wohl älteste Objekt, ein Kupferstich aus dem 17. Jahrhundert von Matthäus Merian, der das Heidelberger Schloss in noch unzerstörtem Zustand zeigt, ist sogar älter als das Gasthaus selbst.³² Eindrücke vom Stadtbild zur Zeit der „Hamburger“ und „Schweizer“ vermittelt dagegen ein großformatiges Panorama Heidelbergs aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.³³ Das bunte Treiben, das um die Jahrhundertwende beim Sommertagszug durch die Hauptstraße herrschte, ist auf einer Farblithografie³⁴ zu erleben (Abb. 8), während eine Fotografie³⁵ aus derselben Zeit die vielleicht älteste Aufnahme einer Heidelberger Schlossbeleuchtung darstellt. Schließlich haben hier aber auch – zumindest fotografisch festgehalten – Gebäude überlebt, die erst in den letzten Jahrzehnten verschwunden sind, wie das ehemalige Hotel „Prinz Carl“³⁶ oder der alte Mensurssaal im Gasthaus „Zur Hirschgasse“³⁷.

Das im historischen Studentenlokal „Zum Roten Ochsen“ als Pilotprojekt gestartete Digitalisierungsprogramm dient zur Dokumentation eines aktiv genutzten kulturellen Erbes und zugleich zur Ergänzung der studentischen Überlieferung im Universitätsarchiv Heidelberg. Der dort ab dem Jahr 1880 vorhandene Bestand an Studenten-

- teste Kneipe: Im „Roten Ochsen“ verkehrt die ganze Welt. Zusammenstellung der Links unter <http://www.uni-heidelberg.de/uniarchiv/ochseo1.html>.
- 3 Projektmitarbeiter waren Julius Gerbracht und Gabriel Meyer, unterstützt von Elmar Ehringer.
 - 4 Dieser Arbeitsschritt wurde von Alexander Meyer unterstützt.
 - 5 http://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/heidicon_ua_bildarchiv_zro.html. Während intern ein voller Zugriff auf die regulär mit 400 dpi – Großformate 600 dpi – im Tagged Image File Format (TIFF) eingescannten Bilder möglich ist, ist ein freier Download im Gast-Modus nur als JPG mit einer eingeschränkt nutzbaren Qualität möglich. Reproduktionen in Druckqualität werden durch das Archiv auf Anfrage erstellt.
 - 6 Zur Geschichte der studentischen Korporationen in Heidelberg und weiterführenden Literaturangaben vgl. Weiland Bursch zu Heidelberg. Eine Festschrift der Heidelberger Korporationen zur 600-Jahr-Feier der Ruperto Carola, bearb. von Gerhart Berger und Detlev Aurand, Heidelberg 1986.
 - 7 Als Kneipzimmer oder auch verkürzt Kneipe werden jene Räumlichkeiten bezeichnet, in denen die gemeinschaftlichen Veranstaltungen einer Korporation abgehalten werden, vgl. Berger/Aurand 1986, S. 469. In die deutsche Gemeinsprache wurde der aus der Studentensprache stammende Begriff „Kneipe“ als Ausdruck für eine einfache Gaststätte erst im Laufe des 19. Jh. übernommen, vgl. Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Bd. 11, Sp. 1405 f., München 1984.
 - 8 Es existieren einige noch ältere, aber nicht durch Aufschriften sicher datierte Fotografien, z. B. von Albrecht Spengel, dem 1863 verstorbenen ersten Ochsenwirt dieser Familie, vgl. UAH, BA Dig 00623.
 - 9 UAH, BA Dig 00723.
 - 10 Vgl. UAH, BA Dig 01064.
 - 11 UAH, BA Dig 01057.
 - 12 UAH, BA Dig 01072.
 - 13 UAH, BA Dig 00668.
 - 14 UAH, BA Dig 00722.
 - 15 UAH, BA Dig 01258; Dig 01333.
 - 16 UAH, BA Dig 01193.
 - 17 UAH, BA Dig 01473.
 - 18 UAH, BA Dig 01470.
 - 19 UAH, BA Dig 00957.
 - 20 Vgl. Waldemar Hoenninger, Der Mächer. Heidelberger Originale von 1860–1920, in: Kurpfälzer Jahrbuch 1926, S. 42–64, hier S. 61–64: Papa Spengel (geb. 13.9.1848, gest. 26.3.1924).
 - 21 Vgl. bspw. das Semesterbild vom Sommersemester 1887, Carl Spengel hinter dem Tisch sitzend; UAH, BA Dig 00738.
 - 22 UAH, BA Dig 00766.
 - 23 UAH, BA Dig 00940.
 - 24 UAH, BA Dig 00791; Dig 01036.
 - 25 Vgl. UAH, BA Dig 01036; Dig 00909; Dig 00908.
 - 26 UAH, BA Dig 00945.
 - 27 Vgl. UAH, BA Dig 00924.
 - 28 Vgl. UAH, BA Dig 00640; oder Dig 00818.
 - 29 UAH, BA Dig 00567.
 - 30 UAH, BA Dig 01121.
 - 31 UAH, BA Dig 01158.
 - 32 UAH, BA Dig 00557.
 - 33 UAH, BA Dig 01063.
 - 34 UAH, BA Dig 01062.
 - 35 UAH, BA Dig 00901.
 - 36 UAH, BA Dig 00716.
 - 37 UAH, BA Dig 00899.

Norbert Giovannini

CityCult-Projekt

Heidelberg im Ersten Weltkrieg

Kann man mit 13 bis 16-jährigen Jugendlichen in einer knappen Woche wesentliche Einsichten und Erfahrungen zu einem viele Generationen entfernten historischen Geschehen, dem Ersten Weltkrieg, entstehen lassen?

Vom 27. bis 31. Oktober 2014 (in den Herbstferien) versuchten dies ca. 25 Jugendliche aus Heidelberger Gymnasien, zusammen mit einem Team aus Referendaren, Studierenden, Wissenschaftlern, Lokalhistorikern und jungen FSJlern – eingeladen vom Jugendtreff CityCult (einer Kooperation der Evangelischen Altstadtgemeinde Heidelberg-Providenz mit der Stadt Heidelberg). Der thematische Fokus lag auf „Heidelberg im Ersten Weltkrieg“, was möglich machen sollte, den lokalen Bezug, Orte, Namen, Geschehen zu nutzen und zugleich in Institutionen vor Ort zu forschen. Projektarbeit braucht Nähe, sie versucht, Wirklichkeiten plastisch und begrifflich zu erfassen, sich über die noch verfügbare Erinnerung von Menschen, die Teilhaber und Zeitgenossen waren, ein Bild zu machen. Sie ist keine didaktische Spezialmethode, sondern von Anspruch und eigener Geschichte aus betrachtet der Versuch, durch erfahrungsgelitetes, aktives und selbstständiges Lernen Bildungsprozesse tief zu verankern. Vage Begriffe wie „Erlebnis, Tun, Begegnung“ versuchen die aktivierende und prägende Wirkung von Erfahrung in sozialen und kulturellen Umwelten zu erfassen. Die klassische Projektidee verbindet anspruchsvolle, realistische und relevante Aufgaben, ein hohes Maß an Mitwirkung und Eigenaktivität von SchülerInnen, gemeinsame Planungsprozesse, die Einbeziehung der Sinne und die von Kognitionsstrukturen sowie eine unverkennbare interdisziplinäre Produktionsorientierung.

Nicht alle diese Kriterien können in der Regel mit neu zusammengesetzten oder in Projektarbeit unerfahrenen Gruppen umgesetzt werden. Vieles bedurfte der langfristigen Planung, auch im Hinblick auf eine ungewisse Teilnehmerzahl und deren Interessen. Das CityCult-Team entschied sich für eine Mischung traditioneller Informationsvermittlung, Begegnungen mit Experten, Einblicke in Archivbestände und Exkursionen zu Orten (in unmittelbarer städtischer Umgebung und auf dem ehemaligen Kriegsterain bei Verdun). Die „Ortsbeziehung“ zu Heidelberg vermittelte eine Konkretheit der Wahrnehmung, in die historisches Umfeldwissen eingebettet werden konnte: Die Wirkungen des Kriegsgeschehens auf die Bevölkerung und typische Modi der Verarbeitung von Krieg, Sterben, Leid, ebenso wie fatale Wirkung von Heroisierungen, blinder Gefolgschaft, Mythenbildung und naiver Gläubigkeit (an Gott, Kaiser und Vaterland).

Am ersten Tag des Projekts wurden in didaktisch eher konventioneller Form anregende Aufgaben, szenische Aufstellungen und didaktisch aufbereitete Grundinformationen zu den epochalen „Innovationen“ des Ersten Weltkriegs angeboten. Durch Vermittlung von Prof. Manfred Seidenfuß (PH-Heidelberg) berichteten vier Studentinnen von ihren lokalgeschichtlichen Forschungen. Jessica Pschytula zur Heidelberger



Teilnehmer_innen des CityCult-Projekts Erster Weltkrieg verteilen vierzig Rosen auf dem Nationalfriedhof von Douaumont bei Verdun. (Foto CityCult; Dienstag, 28.10.2014)

Bürgerwehr (siehe Artikel in diesem Jahrbuch), Rebecca Grieb und Patricia Wiebach zu den ausländischen Studierenden, Saskia Hallas zur Lebensmittelversorgung und Nathalie Voss zum studentischen Patriotismus. Neben den Informationen selbst wurden für die teilnehmenden Jugendlichen Forschungsverfahren und -wege sichtbar.

Mit erheblichem Aufwand hatten Markus Tiemeyer von CityCult als Organisator und Dr. Jürgen Beust als Einwerber von Spenden eine Exkursion nach Verdun

am zweiten Projekttag möglich gemacht. Weitab von jedem fragwürdigen „Kriegstourismus“, der leider noch immer in vielen Gedenkstätten praktiziert wird, konnten die Teilnehmer Nähe und Distanz zum Kriegsgeschehen entwickeln. Das vollständig zerstörte Dorf Fleury im noch immer von Granattrichtern zerklüfteten Gebiet, ein Mahnmal und auf Stelen angebrachte Hinweise auf die Bäckerei, das Rathaus, den Bauernhof. Das gigantische „Beinhaus“ von Douaumont, in dessen Untergeschoss die nicht mehr identifizierbaren Gebeine von 130 000 Soldaten liegen; der davor gelagerte Soldatenfriedhof mit der militärischen Reihung der Gräber. Das monströse Fort Douaumont, dessen lebensfeindliche Architektur unmittelbar, bedrückend und klaustrophobisch wirkt. Ein Rückzugs- und Schutzort, der umso fanatischer umkämpft war und für Tausende von Soldaten die letzte Lebensstation darstellte.

Vermittelt über diese starke und emotionale Begegnung stürzten sich die jugendlichen Teilnehmer in den nächsten beiden Tage neugierig in die Projektarbeit, begleitet von CityCult-Mitarbeitern und unterstützt von zahlreichen Fachleuten.

Hans-Martin Mumm, Stadtrat und Vorsitzender des Heidelberger Geschichtsvereins, führte zu den zahlreichen Lazaretten in der Weststadt, die in Hotels, Arztpraxen, Schulen und den beiden Kliniken (St. Josephs-Krankenhaus und Garnisonslazarett in der Landhausstraße 31) eingerichtet worden waren.

Norbert Giovannini informierte in einer Exkursion auf dem sog. Ehrenfriedhof über die Herkunft von 24 Gräbern russischer Kriegsgefangener. Aus den wenigen vorhandenen Dokumenten wurden vor Ort deren Herkunft und Namen rekonstruiert und die eigentümlichen Umstände der 1934 unter NS-Regie erfolgten Umbettung auf dieses Gräberfeld erläutert. In einer zweiten Gruppe erhielten die TeilnehmerInnen Material zu den Kriegsgefangenen und ihren Lagern im Stadtgebiet (vgl. Norbert Giovannini: Heidelberg im Ersten Weltkrieg, in HJG 19/2015).

Intensive Dokumentenarbeit bot die Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte in der Pfaffengasse an, Kai Gräf bearbeitete das Augusterlebnis 1914, also den Kriegsausbruch, Dr. Michael Braun die Umbruchsituation zum Kriegsende jeweils aus lokaler Perspektive (Vgl. Kai Gräf: Kriegsbegeisterung und geistige Mobilmachung, in HJG 19/2015). Dr. Karin Zimmermann von der Handschriftenabteilung der

Universitätsbibliothek bot ausgewählte Einblicke in die Tagebuchaufzeichnungen des Historikers Karl Hampe. Diese vermittelten sowohl das Elend unter Kriegswirtschaftsbedingungen wie auch die hypertrophen politischen Obsessionen eines typischen Gelehrten, bei dem der Kriegstaumel alle kritischen Sicherungen ausschaltete.



Der Kunsthistoriker Dr. Marius Mrotzek vermittelte Objekte und Erinnerungen eines Heidelberger Normalbürgers, der unversehens in eine soldatische Existenz

Recherchen zu den kriegsgefallenen Heidelbergern im Stadtarchiv Heidelberg. Links Diana Weber vom Stadtarchiv. (Foto CityCult; Mittwoch, 29.10.2014)

hineingepresst wurde und diese nur äußerlich unbeschädigt hinter sich lassen konnte. Schuldekanin Dr. Beate Großklaus und der katholische Dekan Dr. Joachim Dauer standen als Fachleute für die zweideutige und zweifelhafte Positionierung der christlichen Kirchen zur Verfügung. Diana Weber und Günter Berger vom Stadtarchiv unterstützten hingebungsvoll die Dokumentenarbeit zu den Heidelberger Kriegsgefallenen und zum nachgelassenen Tagebuch der Margarethe Schmitt. Deren Aufzeichnungen beeindruckten die jungen Teilnehmerinnen tief. Ihren Berichten vom Alltag nach Kriegsbeginn ist beigemischt eine fast paranoide Angst vor Ausländern und Spionen, die hinter jeder Ecke lauern; zugleich schwelgt sie in Durchhalteparolen und einem naiv-gläubigen Vertrauen auf die Lenkungscompetenz des Kaisers.

Weitgehend in der Regie des Veranstalterteams stand die Ausstellungseröffnung am 31. Oktober 2015 im Rathausaal, die zugleich die Erträge der Projektarbeit präsentierte. Mit musikalischen Beiträgen begleiteten Sonya Isaak (Gesang), Thierry Stöckel (Konzertmeister der städtischen Philharmonie), Martin Benend (Piano) und Rapper „PulsMC“ die Veranstaltung. Grußworte (u.a. von Bürgermeister Wolfgang Erichson, Pfarrerin Sigrid Zweygart-Pérez, der Bürgerstiftung, des VDK und Karla Jauregui, Leiterin des Montpellier-Hauses, verdeutlichten die Einbindung zahlreicher Unterstützerguppen und Sponsoren, was nicht zuletzt Jürgen Beust und seiner leidenschaftlichen Spenden-Einwerbung zu danken war.¹ Marius Mrotzek als Verantwortlicher für die Ausstellung und Norbert Giovannini als wissenschaftlich-didaktischer Berater verdeutlichen Ziele, Bausteine und Erfahrungen mit dem Projekt und leiteten zur Ausstellung im Rathausfoyer über.

Parallel zur Projektwoche hatte Marius Mrotzek zusammen mit Dirk Welz vom Kreativzentrum Bergheim die grafische Gestaltung der Ausstellung, das Arrangement der Objekte, die Werbebanner und – aus eigener Recherche – aufschlussreiche Dokumente und Objekte arrangiert und in der Projektwoche vorgestellt. Erfahrungsgemäß erzeugen selbst unscheinbarste Objekte in historischen Ausstellungen nachwirkende Objektbezüge, während Texttafeln, Poster und Plakate eher flüchtige Eindrücke hinterlassen. Durch Soldbücher, Orden und Ausrüstung wird das tiefe Eindringen des Militärischen in die Alltagsgestaltung nachvollziehbar. Wie dies auch die parallel statt-



Teilnehmer_innen und Begleitpersonen des CityCult-Projekts Erster Weltkrieg vor dem Eingang zu Fort Douaumont bei Verdun. (Foto CityCult; Dienstag, 28.10.2014)

findende Ausstellung der metropolregionalen Archive „„Heimatfront“ – Der Erste Weltkrieg und seine Folgen im Rhein-Neckar-Raum (1914–1918)“ unter Beweis stellte.

Im Unterschied zu dieser Ausstellung wäre es unangemessen gewesen, auf vier dicht gedrängte Projektstage in einem Parforceritt eine Ausstellung zur Thematik „Heidelberg im 1. Weltkrieg“ anzustreben. Es ist geradezu ein Konstruktionsfehler vieler gut gemeinter Projekte, ohne wirkliche Vertiefung ins Material anspruchsvolle Präsentation zu kreieren, die von Niveau und Durcharbeitung eher die Vorbereitungsarbeit der Projektlehrkräfte als die tatsächlichen Internalisierungen der Teilnehmer demonstrieren. Das CityCult-Team forderte daher am Freitagmorgen, vier Stunden vor der Präsentation, die Teilnehmer auf, ihre Eindrücke, ihre Erfahrungen, ihre Reflexionen zu den verschiedenen Stationen des Projekts zu formulieren und dem vorhandenen Ausstellungsmaterial beizugesellen. So entstand ein nachvollziehbarer Kontext von Materialgrundlagen des Projekts und Wahrnehmungen der Teilnehmer, der auch verdeutlichen konnte, wie „angerührt“ die Jugendlichen waren von den sachlichen, politischen und biografischen Inhalten, die ihnen zugemutet worden waren.

Auf Initiative von Karla Jauregui wurde die Ausstellung im Dezember 2015 in Montpellier im „Haus der internationalen Beziehungen“ gezeigt. Mit einer Posterwand waren Schülerinnen des Collège Les Aiguères bereits an der Heidelberger Ausstellung beteiligt.

Anmerkung

- 1 Sponsoren waren die Bürgerstiftung Heidelberg, der Lions Club, die Sparkasse und die Volksbank Heidelberg, der Sozialverband VDK und das Autohaus Peters.

Daniela Gress, Irene Wachtel, Rubina Zern

Gedenken gestalten: ein studentisches Projekt zum Gedenkjahr der Deportation der Heidelberger Juden nach Gurs

Am 22. Oktober 2015 jährt sich die NS-Deportation der Heidelberger Juden in das südfranzösische Internierungslager Gurs zum 75. Mal. Im Rahmen der ersten planmäßigen Massendeportation von Juden aus dem Deutschen Reich wurden auf Betreiben des Gauleiters von Baden, Robert Wagner, sowie des saarpfälzischen Gauleiters Josef Bürckel über sechstausend jüdische Bürgerinnen und Bürger aus Baden, der Pfalz und dem Saarland von der Gestapo und französischen Behörden nach Gurs verschleppt. Viele dieser Opfer wurden daraufhin weiter in Konzentrationslager und Vernichtungslager im Osten deportiert. Darunter waren auch mindestens 299 Heidelbergerinnen und Heidelberger. Fröhlich am letzten Tag des jüdischen Laubhüttenfestes „Sukkoth“ wurden sie von Gestapobeamten in ihren Wohnungen verhaftet und unter den Augen der Öffentlichkeit zum Gleis 1a des alten Hauptbahnhofes transportiert. Mit Sonderzügen erfolgte gegen 18.15 Uhr ihre vier Tage andauernde Deportation ins südfranzösische Lager Gurs. 208 der Heidelberger Jüdinnen und Juden, die nach Gurs deportiert worden waren, starben dort oder in anderen Lagern.¹

Dieses historische Ereignis war Anlass für die Stadt Heidelberg, im Rahmen des Gedenktags für die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar an jene Deportation von Heidelberger Juden nach Gurs vor 75 Jahren zu erinnern. Im Gespräch zwischen dem Arbeitsbereich Minderheitengeschichte und Bürgerrechte in Europa, der am Historischen Seminar der Universität Heidelberg angesiedelt ist, und der Stadt Heidelberg entwickelte sich die Idee, ein studentisches Projekt zur Gestaltung des 75. Gedenktags zu initiieren. Bei den Studierenden des Historischen Seminars stieß diese Idee auf große Resonanz. So fand sich schnell eine Gruppe von zwölf Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die ein engagiertes Interesse daran hatten, wissenschaftliche historische Arbeit und praktische Erinnerungsarbeit miteinander zu verknüpfen.

Der Rahmen und die Aufgabenstellung

Neben der Stadt Heidelberg als offiziellem Kooperationspartner und uns als Dozentinnen standen den Studierenden das Stadtarchiv Heidelberg sowie die versierten Lokalhistoriker Claudia Rink und Dr. Norbert Giovannini zur Seite.

Zunächst hatte die Projektgruppe die Möglichkeit, das Stadtarchiv als einen Ort historischer Dokumentation kennenzulernen und sich einen Überblick über die Quellenlage zu verschaffen. Dabei ging es weniger darum, neue Quellen zu finden – dies wäre vor dem Hintergrund dieses bereits gut erforschten Themas auch schwierig geworden² – vielmehr sollten aus dem existierenden Material Themenfelder herausgefiltert und aus studentischer Perspektive aufbereitet werden.

Vor die Aufgabe gestellt, die Gedenkveranstaltung zu konzipieren, hatten die Studierenden die Gelegenheit, sich mit der ganz konkreten sowie emotionalen Bedeutung von „Erinnerung“, von „Gedenken“ und auch von „Mahnen“ auseinanderzusetzen – mit solchen Aspekten also, die das Geschichtsstudium meist nur sehr abstrakt vermitteln kann. Unsere Intention war es dabei, keinen vorgegebenen Seminarplan zu liefern, sondern Freiräume für die Ideen der Studierenden zu lassen.

Deshalb gaben wir zwar den Rahmen anhand von fünf Überkategorien für die Gestaltung der Gedenkfeier vor, deren Inhalt arbeiteten die Studierenden jedoch eigenständig aus. So befassten sie sich u.a. mit dem jüdischen Leben in Heidelberg vor und nach der NS-Zeit, v.a. in Hinblick auf die Universität, aber auch mit den Geschehnissen am Deportationstag des 22. Oktobers 1940 und mit den weiteren Lebens- und Schicksalswegen der damaligen Opfer. Insbesondere die Thematisierung von Familien- und Einzelschicksalen war den Studierenden ein wichtiges Anliegen.

Von den Themen und Schwerpunktsetzungen zum gemeinsamen Vortrag

Nach der ersten Phase der Themenfindung legten wir den Teilnehmerinnen und Teilnehmern offen, dass es noch zwei wesentliche Punkte zu bearbeiten galt: Zunächst mussten auf Grundlage des schon erarbeiteten Wissens nicht nur der Inhalt, sondern auch die Perspektive der Erzählung gefunden werden. In einem weiteren Schritt sollte das Präsentationsformat daran angepasst werden. Die Studierenden mussten entscheiden, welches Thema in welcher Form präsentiert werden sollte. Als besonders anschlussfähig erwiesen sich die biografischen Zugänge sowohl für den persönlichen Zugang als auch in Hinblick auf die Präsentation vor den Gästen der Gedenkveranstaltung.

Beginnend mit dem jüdischen Leben in Heidelberg vor 1933, war hier das Ziel der Studierenden, zu zeigen, dass es vor der NS-Diktatur eine Kontinuität jüdischen Heidelberger Lebens gegeben hatte, die sich mit Unterbrechungen bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen lässt. Bei der Beschäftigung mit der Ausgrenzungspolitik der Nationalsozialisten kamen die Studierenden auch an der zunehmenden Radikalisierung der nationalsozialistischen Universitätspolitik nicht vorbei; hierbei interessierte sie insbesondere das Schicksal von jüdischen Studierenden und Universitätsprofessoren, die aus rassistischen Gründen von der Universität entlassen worden waren.

Was das Schicksal der jüdischen Heidelberger Gemeinde anging, hielt es die Gruppe, die sich hiermit beschäftigte, für besonders erwähnenswert, dass die jüdische Gemeinde angesichts der systematischen öffentlichen Ausgrenzungs- und Marginalisierungspolitik im Alltagsleben gezwungenermaßen noch stärker zusammenrückte und vielfältige Selbsthilfeaktivitäten entwickelte, von der beruflichen Weiterbildung bis hin zur Ausreisehilfe, die nach der Pogromnacht am 9. November 1938 jedoch zum Erliegen kamen.

Die Studierenden, die sich mit der Deportation nach Gurs befassten, legten Wert darauf, die einzelnen Ereignisse um den Tag der Deportation von der Verschleppung über die traumatisierende Zugfahrt bis zur tatsächlichen Ankunft im Lager Gurs nachzuzeichnen. Weiterhin beschäftigte sich diese Gruppe mit dem Aufenthalt im Lager selbst. Hierfür zogen die Studierenden als Quellen das Gedicht „In Leid und Not“ der

Lagerinsassin Martha Liefmann³ sowie den Tagebuchbericht des jungen Hans Oppenheimer⁴ heran – Dokumente, die durch ihre Innenperspektive einen realitätsnahen Einblick in den Lageralltag vermitteln konnten und aufgrund ihrer emotionalen Zugänglichkeit von den Studierenden auch auf dem Gedenktag vorgetragen wurden.

Neben der Darstellung von Fakten und Zahlen, die überblicksartig über das weitere Schicksal der Deportierten informierten, entschieden sich die Studierenden bewusst dafür, auch Biografien in den Mittelpunkt der Gedenkveranstaltung zu rücken, in dem Wissen, dass sie bei dieser Entscheidung eine Auswahl treffen mussten, die sicher nie allen Betroffenen gerecht werden konnte. Umso bedachter beschäftigte sich die gesamte Gruppe der Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit der Auswahl der vorzustellenden Einzelschicksale und diskutierte diese gemeinsam.

Von der Gründung eines „Hilfskomitees für die Opfer des Nationalsozialismus“ im Jahr 1945 bis zum neuesten Mahnmal Heidelbergs an der Schwanenteichanlage neben der Stadtbücherei aus dem Jahr 2014 zeichnete schließlich die letzte Gruppe des Projekts die lokale Erinnerung und das Gedenken in der Stadt Heidelberg nach.

Was hier wie eine vollkommen unabhängige Themenfindung jeder einzelnen Gruppe klingt, war tatsächlich ein ineinander übergreifender gemeinsamer Entscheidungsprozess. Es war nicht nur die Aufgabe jeder einzelnen Gruppe, auszuwählen, welche Informationen in Hinblick auf den Fluchtpunkt „Deportation der Heidelberger Juden nach Gurs“ zentral waren, es musste auch mit den anderen Gruppen abgestimmt werden, wie anschlussfähig die jeweils gewählten Schwerpunkte für die weiteren zu erzählenden Themen waren. Das Ziel war ein gemeinsamer und kohärenter Vortrag der gesamten Gruppe am Gedenktag.

Ein Fazit der Dozentinnen

Aus unserer Sicht ist es den Studierenden außerordentlich gut gelungen, die Gedenkveranstaltung sowohl inhaltlich als auch dem Anlass entsprechend zu gestalten, und dies vor allem aus zwei Gründen: Zum einen haben sich die Studierenden nicht nur für ihre einzelnen Themenbereiche verantwortlich gefühlt, sondern stets auch das übergreifende Thema im Hinterkopf behalten. Unter dieser Maßgabe ist es ihnen geglückt, die unterschiedlichen Ansichten konstruktiv miteinander zu verknüpfen.

Zum anderen machten sich die Studierenden Gedanken über eine angemessene Art und Weise der medialen Präsentation des Gedenkens und legten Wert darauf, diese ansprechend und personenbezogen, etwa mit Bildern und Zitaten, zu gestalten. Nicht zuletzt war die mediale Aufbereitung auch Abbild der gewählten Perspektive, die nicht Aktionen und Institutionen, sondern Personen und ihre Schicksalswege in den Mittelpunkt rückte. Besonders hervorzuheben ist die eigenständige Erstellung eines Films, der die Namen der Deportierten der Reihe nach abspielte⁵ und dadurch das Gedenken an die Opfer weitaus weniger abstrakt werden ließ. Auch der Film war ein Ergebnis der Reflexion der studentischen Schwerpunktsetzung im Vortrag, bei dem einzelne Schicksale hervorgehoben wurden. Durch die filmische Namensnennung aller Opfer sollte der Dimension aller Schicksale Rechnung getragen werden.

Das Projekt ist mit dem Gedenktag erfreulicherweise nicht beendet. Aus der Initiative entwickelten sich u.a. ein Artikel, an dem viele Projektbeteiligte mitschrieben⁶, sowie die vollständige Konzeption und Umsetzung einer Ausstellung zum Thema. Sie war im Herbst 2015 im Heidelberger Rathaus zu sehen.

Anmerkungen

- 1 Norbert Giovannini: Die Ausweisungen und Deportationen der jüdischen Einwohner Heidelbergs 1937–1945, in: Heidelberg Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, 2005/06, S. 115ff.
- 2 Unter anderem zu nennen: Arno Weckbecker: Gedenkbuch an die ehemaligen Heidelberger Bürger jüdischer Herkunft: Dokumentation ihrer Namen u. Schicksale 1933–1945. Heidelberg 1983; Arno Weckbecker: Die Judenverfolgung in Heidelberg 1933–1945, Heidelberg 1985; Norbert Giovannini / Frank Moraw (Hg.): Erinnerungtes Leben: autobiographische Texte zur jüdischen Geschichte Heidelbergs, Heidelberg 1998; Norbert Giovannini / Claudia Rink / Frank Moraw: Erinnern, Bewahren, Gedenken: Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945; biographisches Lexikon mit Texten. Heidelberg 2011.
- 3 Martha Liefmann konnte 1941 in die Schweiz fliehen und schrieb das Gedicht im Jahr 1943. Zu finden in: Martha und Else Liefmann: Helle Lichter auf dunklem Grund, Bern 1966, S. 45f.
- 4 Max Ludwig (Hg.): Aus dem Tagebuch des Hans O.: Dokumente und Berichte über die Deportation und den Untergang der Heidelberger Juden, Heidelberg 1965.
- 5 Eine Liste mit allen dokumentierten Namen deportierter Heidelberger Juden stellte der Stadthistoriker Dr. Norbert Giovannini den Studierenden dankenswerterweise zur Verfügung.
- 6 Jessica Krzoska, Verena Meier, Laura Notheisen, Felix Pawlowski, Angelika Rüger, Anna Valeska Strugalla: 75 Jahre danach – Ein Blick zurück auf die Deportation der Heidelberger Juden, in: Schalom Heidelberg. Magazin der Jüdischen Kultusgemeinde Heidelberg, 4/2015, S. 10f.

Bertram Noback, Matthias Kneller

70 Jahre Kriegsende – (wie) müssen heutige Schüler daran erinnern?

Projekt des Hölderlin Gymnasiums und des St. Raphael Gymnasiums Heidelberg in Kooperation mit der Pädagogischen Hochschule, dem Jugendtreff „City Cult“ und dem „Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma“

„Warum erinnern? Wäre es nicht viel leichter einfach zu vergessen? Warum Vergangenes in unserer Gegenwart und Zukunft weiter ‚erleben‘, wenn wir es zeitlich schon längst überlebt haben?“

So leitet eine Schülerin aus dem Philosophiekurs des Hölderlin Gymnasiums ihren Essay ein, in dem sie sich mit der Frage auseinandersetzt, wie ihre Generation mit der NS-Zeit siebenzig Jahre nach Kriegsende umgehen soll. Die hier aufgeworfenen Fragen beschreiben sehr gut die Herausforderungen einer heutigen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in der Schule. Für einen Großteil der heutigen Jugendlichen ist die faschistische Diktatur Geschichte aus dem Schulbuch geworden, es fehlen mittlerweile familiäre Bezüge. Daher muss die Schule andere Zugänge liefern, die den Schülern nach wie vor die Wichtigkeit einer intensiven Aufarbeitung dieser Zeit vor Augen führt. Ein Beispiel für eine schülerorientierte Annäherung an dieses zentrale Thema der deutschen Geschichte ist ein umfassendes Projekt mit sehr unterschiedlichen schulischen und außerschulischen Heidelberger Akteuren, das im Folgenden vorgestellt werden soll.

Unter organisatorischer Leitung von Frau Dr. Bettina Alavi, Professorin für Geschichte und Didaktik an der Pädagogischen Hochschule, und Herrn Dr. Bertram Noback, Gymnasiallehrer am Hölderlin Gymnasium und Lehrbeauftragter am Institut für Bildungswissenschaft sowie der Pädagogischen Hochschule, wurde der Versuch unternommen, den Schülern individuelle Zugänge zu dieser Zeit zu liefern. Hierzu wurde ein verbindendes Projekt für das Hölderlin Gymnasium und das St. Raphael Gymnasium initiiert, welches mit einer Gedenkfeier am 8. Mai 2015 abgeschlossen wurde. Das Projekt umfasste zwei Teile: Arbeitsphasen verschiedener Schülergruppen und die Abschlusspräsentation. Während der Arbeitsphasen erarbeiteten sich ausgewählte Schülergruppen unterschiedliche pädagogische Zugänge, deren Ergebnisse dann bei der Gedenkfeier einem breiten Publikum präsentiert wurden.

Eine 9. Klasse des Hölderlin Gymnasiums führte insgesamt drei sehr unterschiedliche Zeitzeugengespräche: mit Herrn Hans Flor, einem Heidelberger KZ-Überlebenden, mit Herrn Wilfried Wiegand, der als kleiner Junge das Kriegsende in Eppelheim erlebt hat, und mit Herrn Prof. Dr. emer. Hartmut Soell, der insbesondere über seine Kindheit im Elsass berichtete. Aus jedem dieser Gespräche sollten Schülergruppen von je vier Schülern einen kleinen Film schneiden. Neben der konkreten Auseinandersetzung mit Geschichte lernten sie dabei auch den medialen Umgang mit solch aufgezeichneten Gesprächen kennen.



Einer der Entwürfe für ein mögliches Denkmal zum 8. Mai in Heidelberg. Die Schüler der 10 c des Hölderlin-Gymnasiums sollten in Kleingruppen ein Denkmalkonzept künstlerisch-erinnerungskulturell gestalten. Bei dem abgebildeten Entwurf wird der Befreiungsgedanke als eine mögliche Assoziation zum 8. Mai ausgedrückt. Zu sehen sind zwei Hände, die sich durch Stacheldraht hindurch berühren, was im Zusammenhang mit der Befreiung der Konzentrationslager durch die Alliierten und allgemein als Befreiung von Diktatur und Krieg gedeutet wurde. (Foto: Privat)

Ein anderer Teil dieser Klasse hatte die Aufgabe, das Kriegsende und den Neuanfang nach der „Stunde Null“ mithilfe authentischer Quellen aus dem Heidelberger Stadtarchiv zu rekonstruieren. Dabei stand das Stadtarchiv, insbesondere repräsentiert durch Herrn Günther Berger, dem Projekt sehr offen gegenüber und ermöglichte den Schülern einen sehr konkreten Zugang, der sie dank der Authentizität der Materialien fesselte. Auf Grundlage der Materialien wurde eine Präsentation vorbereitet, die den Alltag der Heidelberger unmittelbar nach dem Kriegsende darstellte.

Als dritten primär historischen Zugang setzte sich der vierstündige Geschichtskurs des Hölderlin Gymnasiums mit der bundesdeutschen und der regionalen Erinnerungskultur auseinander. Beispielsweise hatte eine Gruppe die Aufgabe, für den 8. Mai 1945 eine fiktive Gedenkfeier zu „erdenken“. Als Ort wählten sie ausgerechnet die Thingsstätte in Heidelberg aus, was sie damit begründeten, dass man gerade an diesem Ort ein Zeichen setzen könne. Denn gerade dieser Ort habe mittlerweile seine Bedeutung geändert, als ein Ort gelebter Demokratie. Eine andere Gruppe rekonstruierte im RNZ-Archiv, wie mit dem 8. Mai 1945 und anderen besonderen Daten der deutschen Geschichte – z. B. dem 27. Januar oder dem 9. November – in der RNZ umgegangen wurde. Eine dritte Gruppe verglich die Kriegszeit und das Kriegsende in Heidelberg und Mannheim.

Neben dem historischen Zugriff wurden auch Ansatzpunkte in den Fächern Kunst, Deutsch und Philosophie gesucht. So hatte der Philosophiekurs des Hölderlin Gymnasiums die Aufgabe, einen philosophischen Essay zum Projektthema zu verfassen. Als Anregung für diese sehr intellektuell-individuelle Auseinandersetzung dienten Textauszüge aus Ruth Klügers Autobiografie „weiter leben. Eine Jugend“, die philosophische Dekonstruktion des Films „Shoah“, die philosophisch-ethische Problematisierung von sogenannten „Schreckensbildern“ aus den befreiten KZs sowie die inhaltliche Behandlung der Erinnerungskultur am Beispiel des kulturellen Gedächtnisses von Jan und Aleida Assmann sowie der Walser-Bubis-Debatte. Zwei der eingereichten Essays wurden bei der Abschlusspräsentation von den Autorinnen selbst vorgelesen.

Darüber hinaus inszenierte eine Theaterklasse der Stufe 9 des Hölderlin Gymnasiums eine kurze Theaterperformance, die sich auf Zeitzeugenberichte bezog. Mit dramatischer Musik untermauert, spielten die Schüler auf abstrakte Weise verschiedene Momente des Kriegsendes nach, um dadurch die Multiperspektivität der sogenannten „Stunde Null“ zu umreißen.

In einem künstlerischen Projekt sollten die Schüler einer 10. Klasse des Hölderlin Gymnasiums ein Denkmal zum 8. Mai 1945 für die Stadt Heidelberg entwickeln. Dabei wurde ein Denkmalwettbewerb nachgespielt und zwei Schülergruppen präsentierten ihren Entwurf bei der Abschlusspräsentation. Ausgewählt wurde zum einen ein Modell zweier sich durch einen Stacheldraht greifender Hände, die sowohl konkret die Befreiung der Konzentrationslager als auch abstrakt die Befreiung von Diktatur und Krieg darstellten. Zum anderen zeigte der zweite Entwurf einen etwa zwanzig Meter langen Gang, an dessen Wänden verschiedene Bilder zum Thema des „Zweiten Welt-



Theaterperformance von Schülern des Hölderlin-Gymnasiums, die ihre Assoziationen zum Thema 8. Mai 1945 theatral inszenierten. In der Performance kam vor allem die Multiperspektivität zum Ausdruck, die ein heutiges Erinnern an den 8. Mai prägt. (Foto:Privat)

kriegs“ hingen. Am Ende des Ganges war schließlich eine Tür, auf der „8. Mai 1945“ als Datum stand, welche den Schritt in die Freiheit symbolisierte.

Schließlich hatte eine 9. Klasse des St. Raphael-Gymnasiums die Aufgabe, literarische Texte zur Epoche der „Trümmerliteratur“ zu verfassen. Neben einer von Studenten der PH Heidelberg erarbeiteten Stationenarbeit zu Textsorten der Epoche fand im „Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma“ eine Schreibwerkstatt statt. Die Schüler verfassten dabei sehr unterschiedliche Gedichte, Briefe, Kurzgeschichten und Dialoge. Bei der Abschlusspräsentation wusste ein Dialog zwischen zwei heimkehrenden Soldaten zu überzeugen, die sich im Rahmen der Wirren des Kriegsendes wiedertreffen und völlig unterschiedliche Sichtweisen auf das Erlebte haben. Dieser Dialog zeigt deshalb sehr gut, wie verschieden das Kriegsende für die damaligen Zeitgenossen war. Für viele war der 8. Mai 1945 gleichbedeutend mit einem Aufatmen und der Gewissheit, dass der Krieg nun endlich vorbei war, aber es gab auch Diejenigen, Täter und Mitläufer, denen Vergessen und Verdrängen ein vordergründiges Ziel waren. Trotzdem waren alle Menschen, so wie der eine Soldat im vorgetragenen Schülertext, aufgefordert, ihr ganzes bisheriges Wertesystem infrage zu stellen.

Zur Gedenkfeier am 8. Mai 2015, zu der sich etwa 250 Zuschauer im Hörsaal 1 der PH Heidelberg einfanden, kamen neben den Schülern viele Eltern, Kollegen und Interessierte. Eingeleitet wurde die Feier mit einem Grußwort von Theresia Bauer, der baden-württembergischen Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur, und einem Vortrag von Prof. Dr. Cord Arendes, dem geschäftsführenden Direktor des „Zentrums für Europäische Geschichts- und Kulturwissenschaften“, zum Thema „Kalendarische Gedächtnisstützen – 70 Jahre 8. Mai 1945“. Anschließend folgten die verschiedenen Präsentationen.

Abgerundet wurde die Veranstaltung mit einer Abschlussdiskussion, in der die Leitfragen des Projekts aufgegriffen wurden: Müssen wir 70 Jahre nach Kriegsende an diese Zeit erinnern? Wenn ja, wie müssen wir daran erinnern?

Ausgehend von den philosophischen Essays wurde in der Abschlusspräsentation deutlich, dass Schüler heute, siebzig Jahre nach Kriegsende, gewisse Schwierigkeiten haben, die historische Verantwortung zu übernehmen und zu tradieren. Dazu können jedoch Zugänge, wie sie den Schülern im Rahmen des Projekts geboten wurden, einen ganz entscheidenden Beitrag liefern, das historische Erbe, das sich aus der NS-Zeit ergibt, weiterzutragen und gleichzeitig die Schüler für die Geschichte zu begeistern.

Martin Krauß

Dank an Jochen Goetze

**Dankesworte gehalten bei der Mitgliederversammlung des Heidelberger
Geschichtsvereins am 23. Juni 2015**

Lieber Herr Goetze,

anlässlich unserer heutigen Mitgliederversammlung möchten wir uns gerne bei Ihnen für Ihr langjähriges Engagement im Heidelberger Geschichtsverein und insbesondere für Ihre Tätigkeit in der Jahrbuch-Redaktion bedanken. Auch als Autor waren Sie von Anfang an dabei und es gibt kaum ein Jahrbuch, in dem kein Beitrag von Ihnen zu finden ist, aber darauf werde ich später noch eingehen.

Zunächst wird es etwas persönlich. Als mich vor ein paar Wochen die Bitte erreichte, Sie mit einer kleinen Laudatio zu ehren, habe ich mich spontan dazu bereit erklärt, da ich mich in gewisser Weise als Ihr Schüler empfinde. Die Erinnerungen an Ihre Lehrveranstaltungen, die ich als Student zu Beginn der 1980er Jahre besucht habe, sind mittlerweile natürlich sehr selektiv. Im Gedächtnis geblieben ist mir insbesondere Ihre Erläuterung eines Siegels und was man aus den darauf abgebildeten Personen und Gegenständen alles erfahren kann, und zwar nicht nur im Hinblick auf die Rechtsstellung hansischer Kaufleute, sondern auch über mittelalterlichen Schiffsbau und andere Aspekte der materiellen Kultur. In der Rückschau zählen Sie zu den fünf bis sechs Lehrerpersönlichkeiten an Schule und Hochschule, die spezifische Interessen bei mir geweckt und mir Zugänge zu neuen Themenbereichen erschlossen haben.

Ich wollte es dann aber noch etwas genauer wissen und habe in meinem Studienbuch nachgesehen, ausweislich dessen ich sechs Lehrveranstaltungen bei Ihnen besucht habe, und zwar im Wintersemester 1981/82 ein Proseminar über „Das Verhältnis der Kurpfalz zum Reich“, die Proseminararbeit behandelte „Die Wahl Günthers von Schwarzburg zum Gegenkönig“. Ich muss gestehen, dass mir die Details des Themas heute nicht mehr unmittelbar präsent sind. Damit hätte ich es eigentlich bewenden lassen können, den notwendigen Mittelalter-Schein hatte ich in der Tasche und auch meine eher dürftigen Lateinkenntnisse waren nachgewiesen. Aber gleich im darauffolgenden Sommersemester 1982 habe ich zwei Übungen bei Ihnen besucht, eine „Einführung in die Chronologie“ und eine zum Thema „Die städtische Ratsgewalt am Beispiel Lübecks“, aus der wohl die geschilderte Erinnerung an die Interpretation des Siegels stammt. Es folgten im Wintersemester 1982/83 eine Übung über „Probleme der historischen Geographie“ und schließlich noch in den beiden folgenden Semestern Paläographie I und II. Man kann also durchaus feststellen, dass eine Lehrveranstaltung bei Ihnen zum Standard-Semesterprogramm meines Grund- und Hauptstudiums zählte, und das wohlgernekt freiwillig, denn lediglich das Proseminar war eine Pflichtveranstaltung.

Dass ich mich während meines Studiums und auch in meiner beruflichen Tätigkeit hauptsächlich mit Aspekten der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte befasst habe, dazu haben Sie, lieber Herr Goetze, Ihren Teil beigetragen. Mein Schwerpunkt liegt zwar auf

Themen des 19. und 20. Jahrhunderts, ein Interesse für die Geschichte des Mittelalters und der frühen Neuzeit habe ich mir dank der bei Ihnen gelegten Grundlagen gleichwohl bewahrt.

Damit aber genug der persönlichen Reminiszenzen, schließlich geht es heute ja um Ihre Aktivitäten im Heidelberger Geschichtsverein. Sie zählen nicht nur zu den 19 Gründungsmitgliedern, die den HGV am 12. November 1993 ins Leben gerufen haben, sondern von Anfang an auch zu den Autoren unseres Jahrbuchs. Gleich im ersten Band von 1996 geht es programmatisch los mit einem Beitrag über „Umriss einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Heidelbergs im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit“ und einem weiteren über „Gassen, Straßen und Raster oder die Anfänge der Stadt Heidelberg. Überlegungen und Gedanken zum Heidelberger Stadtgrundriß“. Im zweiten Band von 1997 haben Sie über „Das erste eigene Gebäude der Universitätsbibliothek im 15. Jahrhundert“ und über den „Bau des Neckarstadens 1896/97“ geschrieben. Sie haben sich also nicht nur mit Themen des Mittelalters und der frühen Neuzeit sondern auch mit späteren Epochen beschäftigt, wie auch Ihr Artikel „Blinde Werkzeuge mit drei Flintensteinen. Der Frankfurter Wachensturm vom 3. April 1833 und die Folgen“ im 1998er Jahrbuch belegt.

Es folgen Beiträge über „Die Kurpfalz im Westfälischen Frieden von 1648“ und den „Kelterturm“ im Jahrbuch 1999 und über „Die Geschichte des Reformierten Spitals zu Heidelberg“ sowie über „Das Institut für fränkisch-pfälzische Geschichte“ im Jahrgang 2000. Im darauffolgenden Jahr dann ein Artikel mit der Überschrift „... und täglich die Zeit holen gehen. Heidelberg im Wandel der Zeit-Messung“. Das ist so eines der typischen Goetze-Themen, die mich schon als Student besonders angesprochen haben.

Im Jahrbuch 2002 geht es dann wieder zurück in das Mittelalter und die frühe Neuzeit mit Beiträgen über „Das Heidelberger Stadtrecht“ und über die „Chronik der Familie Erkenbrecht“. Es folgen „Gemeinsame Sache‘. Kurpfalz, Hirschhorn und die Schicksale der Juden im 14. Jahrhundert“ im Jahrbuch 2004 und „Der links-gerichtete Adler im Chor der Heiliggeistkirche in Heidelberg“ im Band von 2011. In den nächsten beiden Jahrgängen haben Sie dann eine Zeitschriftenschau über „Archäologische Funde 2008/09“ und einen Artikel über „Die Häuser der 1390 aus Heidelberg vertriebenen Juden“ publiziert. Ihr Beitrag in unserem Jubiläumsband von 2014 befasst sich mit der „mittelalterlichen Wasserversorgung Heidelbergs“.

Wenn ich richtig gezählt habe, komme ich – ohne Berücksichtigung der Rezensionen – auf insgesamt 17 Jahrbuchbeiträge aus Ihrer Feder. Daneben haben Sie als Mitglied der Jahrbuch-Redaktion, der Sie von Anfang an angehört haben, zahlreiche Beiträge anderer Autoren betreut und mit Ihrem Sachverstand wesentlich dazu beigetragen, dass sich das Jahrbuch unseres bescheidenen Vereins mittlerweile als das maßgebliche Periodikum zur Geschichte der Stadt Heidelberg etabliert hat.

Lieber Herr Goetze, in anderen Vereinen würde man Ihnen für Ihre Verdienste jetzt eine goldene Ehrennadel oder dergleichen überreichen. Da wir aber nicht über derlei Insignien verfügen und sie wohl auch nicht so recht zu unserem Verein passen würden, bleibt mir nichts anderes übrig, als Ihnen namens des Vorstands, der Redaktion und aller Mitglieder ein herzlich empfundenes Dankeschön zu sagen.

www.swhd.de

für euch

sagen wir »kernkraft,
nein danke«

Unser Strommix wird bis 2017
komplett atomkraftfrei sein.

**stadtwerke
heidelberg** 



Rezensionen

Hansjoachim Räther: Die Heidelberger Straßennamen. Straßen, Gassen, Wege Plätze (Beiträge zur Heidelberger Stadtgeschichte 1), Mattes-Verlag, Heidelberg 2015, 388 S., 18,00 Euro

Plöck, Fauler Pelz oder Untere Straße – verknüpft man diese Namen gedanklich mit Heidelberg, so ist die Chance groß, dass im Kopf der Ausschnitt eines Stadtplans entsteht, Bilder von Orten oder Erinnerungen an Alltagsbegebenheiten, die mit diesen Orten verknüpft sind. Aber wie sieht es aus beim Rolossweg, beim Schaafrüppel oder bei den Kappesgärten? Kennt man diese Straßennamen über Handschuhsheim, Kirchheim und Wieblingen hinaus?

Wenn nicht, dann wird jetzt Abhilfe geschaffen mit der verdienstvollen Arbeit des Historikers Hansjoachim Räther, für Wieblingen unterstützt von dem Gymnasiallehrer Walter Petschan. Diese Publikation über Heidelberger Straßennamen ist gleichzeitig der erste Band der neuen Reihe des Heidelberger Geschichtsvereins „Beiträge zur Heidelberger Stadtgeschichte“. In diesem Buch sind auf 388 Seiten Erklärungen für alle derzeit 931 Heidelberger Straßennamen zu finden, von der Achim-von-Arnim-Straße in Rohrbach bis zur Zwingerstraße in der Altstadt: Hinzu kommt die Beschreibung der acht Brücken, der 47 Plätze, der 15 Stadtteile und der 16 Höfe des Stadtkreises Heidelberg. Dabei erfahren wir auch, dass Kirchheim seit 1994 der Stadtteil mit den meisten weiblichen Straßennamen ist.

In den europäischen Städten tragen die Straßen meist (Wort-)Namen, zwischenörtliche Verbindungsstraßen dagegen werden mit einer Nummer bezeichnet. Eine Ausnahme von dieser Regel findet sich in unserer unmittelbaren Nachbarschaft in Mannheim. Dort übernehmen in der Kernstadt Planquadrate mit Buchstaben und Zahlen die Funktion von Straßennamen.

Straßennamen folgen in Deutschland zumeist bestimmten Benennungsgrundsätzen. Sie sollen auf Dauer angelegt und eindeutig sein. Deutlich werden soll, um welche Art Straße es sich handelt (Platz, Allee, Gasse, Ufer). Ein weiterer Benennungsgrundsatz kann die Raumgliederung oder die Richtungsweisung sein. Projektierte Straßen in Bebauungsplänen werden oft mit Buchstaben oder Nummern aufgeführt. Der Gemeinderat oder das Stadtparlament benennt dann per Beschluss Straßen und Plätze und vergibt Hausnummern. In Heidelberg kommen die Vorschläge zur Benennung von Straßen meistens aus den Reihen der Stadtteilvereine oder von den Bezirksbeiräten. Bei der Stadt ist das Vermessungsamt für die Verwaltung der Straßennamen federführend.

Die historische Entwicklung zeigt, dass es in den unterschiedlichen Epochen bestimmte prägende Muster gab, nach denen Straßen benannt wurden. Die ersten Straßennamen kamen in der Antike auf. Im Mittelalter wurden die Lage von Märkten und Häusern nach klaren Bezugspunkten, z.B. Kirchen benannt. Andere Bezugspunkte waren die Handwerkerzünfte, die in bestimmten Gassen wohnten und arbeiteten.

Der älteste Heidelberger Straßename ist die Bergstraße, die 1165 erstmals urkundlich erwähnt wird. Sie ist aber nicht identisch mit der heutigen Straße gleichen Namens. Es folgen die Untere Straße seit 1300, die Heugasse und die Pfaffengasse seit 1344. In seiner Einleitung weist der Verfasser auch darauf hin, dass Straßennamen im Laufe der Zeit auch verschwinden oder in Vergessenheit geraten können. So geschehen in Heidelberg mit der Franziskanergasse, der Sapienzgasse oder der Kandelgaß.

Unser heutiges System amtlicher Straßenverzeichnisse geht auf das 19. Jahrhundert zurück. Neben dem Anknüpfen an überlieferte Namen wurden damals insbesondere Fürsten, Militärs, Wissenschaftler, aber auch verdiente Kommunalpolitiker dadurch geehrt, dass nach ihnen eine Straße benannt wurde. Der erste öffentliche Platz, der in Heidelberg zu Ehren einer Persönlichkeit benannt wurde, war der Carl-Friedrich-Platz, der heutige Karlsplatz. 1873 wurden dann erstmals verdiente Bürger, vor allem Universitätsprofessoren auf diese Weise geehrt: Johann Heinrich Voß,

Anton Friedrich Thibaut in Bergheim oder Ludwig Häuser und Hermann Kleinschmidt in der Weststadt. Dort wurde auch 1873 Kaiser Wilhelm I. mit der Kaiserstraße bedacht.

In den Straßennamen spiegeln sich auch die politische Geschichte der Stadt oder des Landes. In Heidelberg brachte das 20. Jahrhundert eine Reihe von Umbenennungen. Zum einen ging es darum, Doppelbenennungen nach Eingemeindungen zu vermeiden. So wurden zwischen 1920 und 1930 etwa 60 Straßen in den damals neuen Stadtteilen neu benannt. Diese Änderungen vollzogen sich allerdings nicht von heute auf morgen. In den drei Jahren zwischen 1927 und 1930 gab es in unserer Stadt vier Luisen-, Haupt-, Bismarck-, Friedrich- und Wilhelmstraßen.

Politische Wendezeiten setzten weitere Triebkräfte für Straßenumbenennungen frei. 1945/46 verfügte die amerikanische Besatzungsmacht die Umbenennung von 13 Straßen, Plätzen und Brücken in Heidelberg und Ziegelhausen. Die bisher letzte, politisch begründete Umbenennung beschloss der Heidelberger Gemeinderat 2011/2012: das Straßenschild mit dem Namen des anti-semitischen Historikers Heinrich von Treitschke wurde entfernt und die Straße in der Weststadt neu nach den Gründern der Von-Portheim-Stiftung, Leontine und Victor Goldschmidt benannt.

Ganz anders motiviert war die 1929 auf Betreiben der Rohrbacher Bürgerschaft erfolgte Umbenennung des Bierhelder Wegs in Kühlen Grund, um das berühmte Eichendorff-Gedicht an Heidelberg zu binden.

Berichtenswert ist auch die Marketing-Maßnahme von 1963, als auf dem Boxberg die nach einem Gewinn „Kartoffelstückweg“ benannte Straße in Berghalde umbenannt wurde. Ob dies zur Wertsteigerung der dortigen Immobilien beigetragen hat, mag dahin stehen.

Kritisch setzt sich der Autor schließlich mit den Namensgebungen der jüngsten Vergangenheit auseinander, die er als „scheinbar belanglose Namensbündel“ bezeichnet. „Im Neubaugebiet Kirchheim – Am Bieth hat man 2008 erlesene Obstsorten, wie Schlosskirsche, Renetten und Weinbirnen verewigt. Warum gerade diese drei? Hier wirkt das Gesetz der Assoziation und der Beliebigkeit, das Bündel der Merkmale kann bei Bedarf erweitert werden und bleibt zuverlässig ohne Bezug zum benannten, das dekorative, ja Nostalgische tritt in den Vordergrund. Oder sollen Schlosskirschen-, Renetten- und Weinbirnenbäume ausgerechnet an der Stelle, wo heute Autos fahren, gestanden haben?“

Hansjoachim Räthers Buch über die Heidelberger Straßennamen ist ein ausführliches, erklärendes und vollständiges Verzeichnis der Straßennamen unserer Stadt, ergänzt um präzise und pointierte Kurzbeschreibungen aller Stadtteile. Nach vierjährigem Quellenstudium schließt diese wertvolle Arbeit eine Lücke in der Heidelberg-Literatur. Herausgekommen sind ein gut lesbares Nachschlagewerk, ein Lexikon und eine wahre Fundgrube für interessante, stadtgeschichtliche Raritäten. Auf jeden Fall ist das Buch informativer und sinnlicher als es jedes GPS-gestützte Navi jemals sein kann.

Joachim Gerner

Jürgen Keddigkeit, Matthias Untermann, Hans Ammerich, Pia Heberer, Charlotte Lagemann (Hgg.): Pfälzisches Klosterlexikon. Handbuch der pfälzischen Klöster, Stifte und Kommenden, Bde. 1 und 2 (Beiträge zur pfälzischen Geschichte 26, 1 und 2), Kaiserslautern 2014, je Band 42,80 Euro

In den letzten Jahren ist eine Vielzahl von sogenannten Klosterbüchern zu verschiedenen Bundesländern und Regionen erschienen, die neben Klöstern auch andere geistliche Einrichtungen wie Kollegiatstifte oder Kommenden verzeichnen. Mit den ersten beiden Bänden des Pfälzischen Klosterlexikons liegen nun auch die Anfänge eines entsprechenden Werks für die linksrheinische Pfalz vor. Da diese Region in Mittelalter und Früher Neuzeit von einer Vielzahl verschiedener Herren wie den Kurfürsten von der Pfalz und den Bischöfen von Speyer und Worms beherrscht

wurde, muss für das Lexikon eine Vielzahl komplizierter politischer und sozialer Gemengelagen berücksichtigt werden. Gerade daher ist es umso begrüßenswerter, dass das Institut für Pfälzische Geschichte und Volkskunde in Kaiserslautern sowie das Institut für Europäische Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg sich dieser „Mammutaufgabe“ angenommen haben.

Der erste Band beginnt mit einer hilfreichen Übersicht zu den Anfängen des Mönchtums und zentralen Begriffen wie Dom- oder Kollegiatstift, worauf eine Behandlung der verschiedenen mittelalterlichen und neuzeitlichen Orden folgt. Anschließend werden die Gebäude klösterlichen Lebens und der Stand der Klosterforschung für den pfälzischen Raum dargestellt. Die einzelnen Artikel beider Bände führen Geschichte, Verfassungsordnung, Besitzgeschichte und religiöses und spirituelles Wirken der geistlichen Einrichtungen auf. Hinzu kommen Informationen über die Bau- und Kunstgeschichte sowie ein Verzeichnis der jeweils relevanten Archivalien und Literatur.

Die beiden ersten Bände, die bis zum Buchstaben L vordringen, können auf ganzer Linie überzeugen. Die Artikel sind verständlich geschrieben und enthalten eine Vielzahl sinnvoll eingesetzter visueller Hilfsmittel wie Karten, Quellenabbildungen oder Bilder der erhaltenen Gebäude. Sie zeugen von der Akribie der einzelnen Autoren, die sich häufig durch den Dschungel der archivalischen Überlieferung gekämpft haben. Hier wurde nicht nur vorhandenes Wissen gesammelt, sondern im besten Sinne des Wortes historische Grundlagenarbeit geleistet.

Der Raum, der einer einzelnen Rezension zusteht, reicht nicht aus, um auf alle bemerkenswerten und interessanten Aspekte der beiden Bände einzugehen. Im Folgenden sind daher einige Aspekte herausgehoben, die aus der Perspektive des Heidelberger Betrachters eine besondere Relevanz haben, namentlich die Verbindungen der Kurfürsten mit den geistlichen Einrichtungen links des Rheins. So waren die Pfalzgrafen etwa als Vögte des Augustinerchorherrenstifts in Frankenthal im 14. und 15. Jahrhundert stark in die Belange dieser Institution involviert (Bd. 1, S. 510–546). Besondere Beziehungen müssen zudem zum Zisterzienserinnenkloster in Alzey bestanden haben. Der Konvent wurde im späten Mittelalter nicht nur von den Kurfürsten privilegiert, sondern es wurden dort um 1500 auch vier Töchter des regierenden Kurfürsten Philipp unterrichtet (Bd. 1, S. 97–120). Eine weitere bedeutende Institution der Region, das Benediktinerkloster Limburg, litt im 15. und frühen 16. Jahrhundert unter den Kriegen der Wittelsbacher mit ihren Nachbarn (Bd. 2, S. 663–717).

Die Reformation betraf links des Rheins vor allem die Einrichtungen, die sich im Herrschaftsbereich der Kurfürsten von der Pfalz befanden. So wurde im Jahr 1551 das Zisterzienserinnenkloster in Daimbach gemeinsam mit mehreren anderen Institutionen der Universität Heidelberg übertragen (Bd. 1, S. 235–245). Unter der Herrschaft des Calvinisten Friedrich III. (1559–1576) kam es zu weiteren Auflösungen geistlicher Gemeinschaften in den Besitzungen der Pfalzgrafen. Diejenigen Einrichtungen hingegen, die etwa im Einflussbereich des Bistums Speyer lagen, bestanden in den meisten Fällen bis zur Einverleibung des Gebiets in den französischen Staat Ende des 18. Jahrhunderts fort.

Die Herausgeber des Klosterlexikons und die beteiligten Autoren haben ein äußerst verdienstvolles Werk geschaffen, das über den Bereich der Pfalz hinaus Relevanz für die Erforschung des geistlichen Lebens in Mittelalter und Früher Neuzeit besitzt. Es bleibt zu hoffen, dass den gut lektorierten ersten beiden bald auch die nächsten Bände folgen.

Benjamin Müsegades

Martina Trauschke (Hg.): Memoiren der Kurfürstin Sophie von Hannover. Ein höfisches Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. Aus dem Französischen von Ulrich Klappstein. Göttingen 2014, 204 S., gebundene Ausgabe 19,90 Euro, eBook 15,99 Euro; **Sean Ward (Hg.): Kurfürstin Sophie von Hannover. Memoiren 1630–1680.** Neu übersetzt, kommentiert und für die Gegenwart erschlossen von Sean Ward. 2014, eBook 6,99 Euro

Sophie war eines der Winterkinder (Sean Ward) des kurzzeitig böhmischen Königspaars Friedrich von der Pfalz und Elisabeth Stuart. Sie wurde 1630 in Den Haag geboren, dem Zufluchtsort der Familie nach dem böhmischen Abenteuer, und starb 1714 im Garten von Herrenhausen, an dessen Gestaltung sie mit großer Liebe über Jahrzehnte mitgewirkt hatte. Sie war durch Geburt eine Prinzessin von der Pfalz, wurde durch Heirat schließlich Kurfürstin von Hannover und wäre durch Parlamentsbeschluss (act of settlement) beinahe Königin von England geworden. Sie starb aber wenige Wochen vor Königin Anne, sodass ihr Sohn als George I. englischer König wurde und Hannover und England durch ihn in Personalunion verbunden wurden. 2014 wurde das 300. Jubiläumsjahr dieser Verbindung gefeiert, sowohl in Hannover wie in London.

Sophie schrieb ihre Memoiren im Jahr 1680, war also 50 Jahre alt und behauptete, diese nur für sich selbst zu schreiben. Und in der Tat hat wahrscheinlich kaum jemand den in französischer Sprache abgefassten Text gesehen, außer Gottfried Wilhelm Leibniz, der eine Abschrift des Textes machte und einige kritische Bemerkungen anfügte. Erst 1850 wurde die Leibnizsche Abschrift im Archiv in Hannover entdeckt (das Original blieb verschollen). In den folgenden Jahrzehnten erschien eine englische, danach eine französische Ausgabe und 1913 die erste deutsche. Erst das Jubiläumsjahr 2014 begünstigte das Interesse an dieser bemerkenswerten Schrift, die uns einen Einblick in das höfische Leben des 17. Jahrhunderts gewährt, vermittelt von einer klugen, gebildeten Frau, die außerdem eine gute Beobachtungsgabe besaß. Die Herausgeberin Martina Trauschke nennt sie sogar eine Aristokratin des Geistes und möchte den Text gleichwertig neben die ungleich bekannteren Briefe der Liselotte von der Pfalz stellen.

Prinzessin Sophie hat die Jahre ihrer Kindheit und Jugend in der Nähe ihrer Mutter in den Niederlanden verbracht, reiste aber 1650 wohl eher gegen den Willen der Mutter nach Heidelberg an den Hof ihres 13 Jahre älteren Bruders Karl Ludwig und lebte hier bis 1658.

In diesen Jahren – so jedenfalls legen es die Schilderungen in den Memoiren nahe – bestimmt das Thema Ehe Sophies Leben. Sie schreibt ausführlich über die ehelichen Auseinandersetzungen zwischen ihrem Bruder und ihrer Schwägerin Charlotte von Hessen Kassel, die schließlich mit Scheidung (von Charlotte) und einer morganatischen Ehe (mit Luise von Degenfeld) endeten. „Madame, meine Schwägerin, hat nicht viel Geist.“ Dieses Urteil fällt Sophie sehr schnell nach ihrer Ankunft in Heidelberg und die weiteren Schilderungen bestätigen sie in dieser Meinung. So bemerkt Charlotte lange nicht, dass der Kurfürst ihrer Hofdame (Luise von Degenfeld) sehr zugewandt ist, dass sie seine Geliebte ist. Um so heftiger fällt ihr Wutausbruch bei der Entdeckung des Verhältnisses dann aus: vom Beißen in den kleinen Finger, von Schlägen, von durch den Raum geworfenem Schmuck und von Drohungen mit dem „blanken Messer“ ist die Rede; das letztere, weil der Kurfürst seine Geliebte in einem Zimmer über dem seinen unterbringen und eine Deckenöffnung mit einer Leiter dazu nutzen wollte, auf diese Weise zu ihr zu kommen.

Am Ende ihrer Heidelberger Zeit wurde Sophie verheiratet. Dass Frauen dabei kaum eine aktive Rolle spielen, entspricht zwar den höfischen Gepflogenheiten, ist also noch keine Besonderheit, Sophies Bräutigamstausch und ihre dennoch glückliche Ehe sind es aber doch. Sophie sollte den regierenden Herzog von Hannover Georg Wilhelm heiraten. Dieser kam nach Heidelberg, ein Heiratsvertrag wurde entworfen und der Herzog reiste weiter nach Venedig, seinen „galanten Neigungen“ nachgehend. Dort beschloss er, Sophie doch nicht zu heiraten, sondern sie mit seinem Bruder Ernst August zu vermählen. Sophie, der es nach ihren Worten bei einer Heirat ohnehin immer um die Versorgung ging, willigte ein. Eine prächtige Hochzeit mit Ernst August, dem jüngsten der vier Brüder aus Hannover, wurde gefeiert. Und Sophie schreibt in den Memoiren über ihr Verhältnis zu ihrem Gatten: „Ich war entschlossen, ihn zu lieben, und war daher sehr froh,

ihn liebenswürdig zu finden.“ In einem Brief an ihren Bruder hatte sie ihr freudiges Erstaunen über ihr Eheglück noch direkter, fast triumphierend ausgedrückt: „Das Wunder des Jahrhunderts: Ich liebe meinen Ehemann.“

Breiten Raum nehmen in den Memoiren – neben der Schilderung des Lebens in Hannover und Osnabrück – Berichte über eine Reise nach Italien und über eine weitere an den französischen Hof Ludwigs XIV. ein. Sophie schreibt zwar, dass sie sich als Deutsche in Italien fremd gefühlt habe in einem Land, in dem man nur in Liebesaffären denke, doch hat man beim Lesen den Eindruck, dass sie sich auch amüsierte. Ihr Gemahl seines „galanten Wesens“ wegen tat dies ohnehin. Welch große Bedeutung Rangordnung und Etikette für die höfische Gesellschaft des 17. Jahrhunderts hatten, erfährt man in Sophies sehr lebendigen Berichten über ihren Besuch in Frankreich.

Welche Ausgabe der Memoiren ist einem historisch interessierten, aber nicht unbedingt durch ein Geschichtsstudium vorbereiteten Leser oder Leserin zu empfehlen?

Manche werden des günstigen Preises wegen ein eBook wählen, andere werden des haptischen Erlebens wegen zum gebundenen Buch greifen. Bleibt die Frage, ob sich die beiden Ausgaben in der Aufbereitung des Textes so deutlich unterscheiden, dass die eine der anderen vorzuziehen ist.

Sean Ward kann als Kenner des Themas gelten. In unserem Jahrbuch 17 aus dem Jahr 2013 (S. 61–84) hat er bereits einen Artikel über die Heidelberger Jahre der Kurfürstin Sophie veröffentlicht und im selben Jahr erschien seine englische Übersetzung der Memoiren. Die Einleitung und der sehr informative Anmerkungsapparat aus dieser Veröffentlichung sind in die deutsche Ausgabe übernommen. Bei der Übersetzung kam es ihm, wie er schreibt, darauf an, den „gesprächsartigen Ton“ und die Leichtigkeit des französischen Textes zu treffen und einen gut lesbaren Text für gegenwärtige Leser und Leserinnen zu schaffen. Das ist ihm gelungen.

Entscheidet man sich für die Ausgabe aus dem Wallstein Verlag, so hat man zunächst ein schön gestaltetes Buch in der Hand. Die Einleitung (von Martina Trauschke) entwirft ein Porträt der Memoirenschreiberin und der Anmerkungsapparat ist sehr umfangreich. Ulrich Klappstein, der Übersetzer, schreibt, dass im deutschen Text der Charakter des französischen Textes aus dem 17. Jahrhundert erhalten werden sollte. Beide Übersetzer haben also dasselbe Ziel und ohne Vergleich mit dem Originaltext ist kaum zu unterscheiden, ob es dem einen besser gelungen ist als dem anderen, dieses Ziel zu erreichen. Beide Ausgaben bieten gegenwärtigen Lesern und Leserinnen einen gut lesbaren, verständlichen Text an. Den ursprünglich ohne jede Gliederung geschriebenen Text teilt Sean Ward in sieben Kapitel ein, während Klappstein in einer mitlaufenden Kopfzeile mit Ortsangabe und Jahreszahl (sowie mit einer Zeittafel) dem Leser eine Hilfe zur Orientierung gibt. Beide Ausgaben liefern Literaturhinweise, Abbildungen von Stichen findet man nur im eBook von Sean Ward.

Zu empfehlen ist also das Buch einer geistreichen, klugen Frau aus der Zeit des Barock, das uns einerseits zeigt, wie nahe uns die Menschen dieser Zeit mit ihren Gefühlen und ihrem Verhalten sind (vgl. die Eifersuchtsszenen auf dem Heidelberger Schloss), das uns aber andererseits auch eine völlig fremde und ferne Gesellschaftsordnung mit ihren Ritualen und Abhängigkeiten vorführt (v. a. in den Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens am französischen Hof). Die Memoiren der Kurfürstin Sophie sind in jeder der genannten Ausgaben lesenswert.

Ingrid Moraw

Klaus-Peter Schroeder: „Immer gerettet und aufrecht geblieben“. Die Juristische Fakultät der kurpfälzischen Universität Heidelberg von ihren Anfängen bis zum Jahr 1802 (Veröffentlichung der Stiftung zur Förderung der pfälzischen Geschichtsforschung), Neustadt an der Weinstraße 2014, XXI, 514 S., 72,00 Euro

Das Bekenntnis zum römischen Papst während des „Großen Abendländischen Schismas“ begünstigte die Gründung der Heidelberger Hohen Schule, das calvinistische Bekenntnis führte sie zu

einer ersten europäischen Bedeutung, konfessionelle Spannungen gefährdeten sie, die Gegenreformation führte zu einer langen Phase der Bedeutungslosigkeit. Kriege und Seuchen ließen die Universität und mit ihr die Juristische Fakultät, deren Geschichte von ihren Anfängen bis zum Jahr 1802 ihr bester Kenner, Klaus-Peter Schroeder, erzählt, schwanken, aber erst nach über 400 Jahren des Bestehens untergehen. Zusammen mit dem 2010 erschienenen Werk „Eine Universität für Juristen und von Juristen“. Die Heidelberger Juristische Fakultät im 19. und 20. Jahrhundert“ liegt nun die erste vollständige Geschichte einer deutschen Rechtsfakultät vom Mittelalter bis in die jüngere Vergangenheit und damit ein wichtiger Beitrag zur europäischen Universitätsgeschichte vor. Das Buch umfasst zudem die auf den Vorarbeiten Dagmar Drüll-Zimmermanns aufbauenden Biographien der Heidelberger Rechtslehrer, die sich oftmals als Dekane und Rektoren an der Leitung der Universität beteiligten und nicht selten aus dem Professorenamt in den kurpfälzischen, später bayerischen Staatsdienst wechselten.

Klaus-Peter Schroeder, Jahrgang 1947, war von 1974 bis 2006 Schriftleiter der Ausbildungsschrift „Juristische Schulung“. Er ist Präsident der „Heidelberger Rechtshistorischen Gesellschaft“ und lehrt als außerplanmäßiger Professor Deutsche Rechtsgeschichte an der Universität Heidelberg. Souverän führt er den Leser durch die wechselvolle Geschichte der Juristischen Fakultät.

Kurfürst Ruprecht I ging es bei der Gründung der Universität im Jahre 1386 vor allem darum, ein „geistig-kulturelles Zentrum zu errichten, das sein stetig wachsendes, aber weit verstreutes Territorium integrieren und aufwerten sollte“ (S. 3f.). Zudem wollte er bei der Ernennung von Beamten auf Absolventen der eigenen Hochschule zurückgreifen können, was zu der hervorgehobenen Stellung der Juristen als Mitglieder der – nach den Theologen – zweiten von vier Fakultäten beitrug. Befördert wurde die Gründung durch den Versuch des französischen Königs, den Pfalzgrafen zur Anerkennung des in Avignon residierenden Papstes zu bewegen. Ruprecht I. hielt am römischen Papst Urban VI. fest, vielen deutschen Scholaren war damit der Zugang zur Sorbonne verschlossen. Die aus Paris vertriebenen Magister, Doktoren und Studenten konnten in die neue Universität aufgenommen werden.

Studierende der Rechte waren als Magister der freien Künste, also Absolventen der „Artistenfakultät“, bereits gut in der lateinischen Sprache, der Grammatik, Rhetorik und Dialektik geschult. Sie widmeten sich im Rahmen des in den Anfangszeiten noch stark monastisch geprägten Studiums dem Kirchenrecht und dem aus der Spätantike überkommenen römischen Recht. Bereits im 14. Jahrhundert stellten der ausufernde Unterrichtsstoff und die Fülle des vermittelten Einzelwissens Dozenten und Lehrende vor große Herausforderungen. Vorlesungszeiten, Dauer und Gang des Studiums und die Voraussetzungen des Erwerbs der akademischen Grade (Bakkalaureat und Lizentiat) sowie des Doktorats, das einen Treueschwur auf den Pfalzgrafen voraussetzte, waren bereits früh genau vorgeschrieben. Die Doktoren der Juristischen Fakultät waren lehrverpflichtet, dienten dem Kurfürsten aber auch nicht selten im Staatsdienst oder erhielten die Möglichkeit, sich an den renommierten italienischen Universitäten weiterzubilden.

Bereits nach wenigen Jahrzehnten erschien die Universität reformbedürftig, „beklagt wurden Trägheit, Gewinnsucht, Streit und Eifersucht unter den Magistern, Faulheit und liederliche Lebensweise der Scholaren“ (S. 59). 1422 eskalierte eine Prügelei im Freudenhaus zu einem „Studentenkrieg“ zwischen der Heidelberger Einwohnerschaft und den Universitätsangehörigen, teils gewalttätige Vorfälle, die sich im Laufe der Jahrhunderte noch mehrfach wiederholen sollten. Disziplinarprobleme versuchte man durch einzelne Verordnungen einzudämmen, die Statuten von 1452 führten zu einer Verbesserung der Ausstattung der Juristischen Fakultät durch Einrichtung eines neuen Lehrstuhls, was in Anbetracht der über lange Zeit geringen Zahl der Professoren (vier, später sechs) einen erheblichen Aufwuchs bedeutete. Auch die Zahl der Studenten war mit durchschnittlich 25 pro Jahr im Vergleich zu vielen anderen Universitäten im Reich gering. Epidemien im 15. und 16. Jahrhundert dezimierten die Fakultätsangehörigen zusätzlich und bedingten mehrfach den Wegzug von Teilen der Universität. Heidelberg als Universitätssitz wurde jedoch niemals aufgegeben.

Anfang des 16. Jahrhunderts erreichte über den kurpfälzischen Hof auch humanistisches Gedankengut die Universität, jedoch kam es zu keiner wesentlichen Beeinflussung des Unterrichts: „Nur wenig hielt man von dem postulierten philologischen und historischen Wissen, von einer Kenntnis der antiken Literatur und Philosophie, um in dem Corpus Iuris Civilis ein den Forderungen der Billigkeit und Gerechtigkeit genügendes Recht zu erschließen.“ (S. 91) An der bereits eingetretenen Erstarrung, die sich beispielsweise an der Lehrmethode des „einfallslosen Diktierens“ (S. 104) zeigte, welche auch zu einer Verlängerung des Studiums führte, änderte auch die Universitätsreform Anfang des 16. Jahrhundert nichts. Erst durch die Maßnahmen Ottheinrichs, der zur Umsetzung seiner Reformpläne, nicht zuletzt zur Einführung des Luthertums in der Kurpfalz auch gut ausgebildete Juristen benötigte, wurden Verfassung und Verwaltung der Universität, Studium und Prüfungswesen neu geregelt, wovon die Fakultät erheblich profitierte. Zudem wurden zahlreiche neue Professoren berufen. Der Übergang der Kurpfalz zum Reformierten Lager unter Kurfürst Friedrich III. führte durch Aufnahme vor allem niederländischer und französischer Glaubensflüchtlinge zu einer deutlichen Internationalisierung und zur erheblichen Steigerung der Studierendenzahlen. Der mehrfache Konfessionswechsel der Kurpfalz innerhalb des protestantischen Lagers im 16. Jahrhundert prägte die jeweilige Zusammensetzung der Professenschaft. Gegen Ende des Jahrhunderts erlebte die Fakultät unter Kuradministrator Johann Casimir eine weitere Blüte. Unter ihm wurde das Kollegienhaus „Casimirianum“ erbaut, durch eine kluge Berufungspolitik förderte er zugleich das „pädagogisch-humanistische Profil der Heidelberger Rechtswissenschaftlichen Fakultät“ (S. 185). Auch der Beginn des 17. Jahrhunderts war von der Berufung einer Reihe namhafter Persönlichkeiten, die zugleich glänzende Rechtslehrer waren, sowie von steigenden Studierendenzahlen geprägt, bevor dann der Dreißigjährige Krieg Land, Stadt und Universität an den Abgrund führte. Die unter anderem gegen den Rechtsrat des kurpfälzischen Oberrats erfolgte Annahme der böhmischen Krone durch den jungen und ehrgeizigen Friedrich V. zog nach der Niederlage am Weißen Berg die Reichsacht, den Verlust der Kurwürde, die Besetzung Heidelbergs durch Tilly und den Raub der auch bedeutende juristische Bestände umfassenden „Bibliotheca Palatina“ nach sich. Der Versuch der Errichtung einer bayerisch-katholischen Universität blieb nur eine Episode. Der weitere Kriegsverlauf entvölkerte nicht nur das Land, sondern auch die Universität, die jedoch niemals ganz aufgegeben wurde. Kurfürst Karl Ludwigs „Populations- und Kultivationspolitik“ (S. 233) umfasste auch die Universität, die 1652 wiedereröffnet werden konnte. Zudem gelang es ihm, Samuel Pufendorf für die Universität zu gewinnen, der den ersten Lehrstuhl für Natur- und Völkerrecht annahm und „in aller Radikalität die Wende zur rein naturrechtlichen Grundlegung von Staat und Recht vollzog“ (S. 256). Keineswegs lässt sich seine Staatslehre auf die seiner unter einem Pseudonym erschienenen Studie über die Reichsverfassung entnommenen Formulierung, wonach das Reich „irregulare aliquod corpus et monstro simile“ sei, reduzieren, zumal hiermit zunächst nur eine Beschreibung, keine negative Wertung gemeint war. Er stellte damit das beobachtete Verfassungsleben Deutschlands gegen eine vom Souveränitätsbegriff ausgehende Herrschaftsordnung (S. 256f.).

Im Pfälzischen Erbfolgekrieg wurden Stadt und Universität 1693 durch französische Truppen gleichsam „pulverisiert“ (S. 291), enorm waren die Verluste an Menschenleben, kein Universitätsgebäude war mehr nutzbar. Der Wiederaufbau gestaltete sich mühsam, was aus Sicht des Kurfürsten vor allem auf Pflichtversäumnisse der Professoren beruhte, wogegen er mit einer Reduzierung der Besoldung vorging. Ein weiterer Grund für das „sieche und dunkle Dasein“ der Fakultät im 18. Jahrhundert lag in der „rücksichtslos gehandhabten Rekatholisierungspolitik“ (S. 297). Bei der Besetzung der Lehrstühle war die Konfession entscheidend, nicht Leistungen in Wissenschaft und Lehre. Noch verheerender war die Anordnung von 1728, nur noch Absolventen der eigenen Fakultät zu Professoren zu berufen, was zur – freilich auch an anderen Universitäten vorkommenden – „Vererbung“ von Lehrstühlen führte. Der Jesuitenorden bemächtigte sich planmäßig der Universität: Die Reformierten wurden verdrängt, die Juristische Fakultät vernachlässigt, der nun sehr detailreiche Studienplan betonte die Rhetorik und Grammatik sowie die Beherrschung der lateinischen Sprache, wohingegen eine eigenständige Diskussion über

das „sich unaufhaltsam wandelnde Wissenschaftsverständnis“ (S. 307) unterblieb. Das aus dem ausgehenden 16. Jahrhundert stammende jesuitische Bildungsmodell hatte den Anschluss an die neuen geistigen Entwicklungen verloren. Die Verlegung der Residenz nach Mannheim unter Karl Philipp im Jahre 1720 gefährdete auch die Universität, zumal auch das Hofgericht verlegt wurde und sogar Vorlesungen in Mannheim stattfanden. Der in der Pfalz beliebte Kurfürst Karl Theodor war außenpolitisch sicherlich glücklos, hingegen ein großzügiger Förderer der Künste und Wissenschaften, wovon die Universität jedoch nur zum Teil profitierte: So schuf er in Mannheim umfangreiche naturwissenschaftliche Sammlungen sowie die 100.000 Bände umfassende Schlossbibliothek, er stiftete die Kurpfälzische Akademie der Wissenschaften und die „Kurpfälzische Teutsche Gesellschaft“ zur Einführung einer einheitlichen Schriftsprache in Deutschland. Der Kurfürst sah sich genötigt, die Juristische Fakultät zu strengeren Prüfungen anzuhalten und weitere Missstände in der Lehre zu rügen, er verbesserte die Ausstattung der Universität und versuchte, durch die Universitätsverfassung von 1786 behutsame Reformen durchzuführen, die jedoch „keine wegweisenden Impulse im universitären Leben der Rupertina“ setzen konnten (S. 344). Die Universität blieb ein Hort der Gegner der Aufklärung, die Urteile über das Renommee der Universität waren dementsprechend vernichtend: „Die Universität ist, mit einem Wort gesagt, erbärmlich.“ (1780) und „Gelehrte Erscheinungen sind nun auf der alma antiquissima Universitate Heidelbergensi etwas seltenes.“ (1790).

Die Französische Revolution, die Besetzung des linken Rheinufer, das Ende des Alten Reichs und die Umgestaltung der Landkarte in Süddeutschland führten zum Ende der „pfälzischen“ Universität: Die linksrheinischen Einnahmen versiegten, die Schuldenlast der Universität wurde immer höher, ebenso die ausstehenden Gehälter der Professoren. Maximilian IV. Joseph leitete, obwohl sich nach dem Friedensschluss von Lunéville 1801 bereits abzeichnete, dass Heidelberg nicht mehr pfälzisch bleiben werde, Reformmaßnahmen ein, mit denen er den nun in bayerischen Staatsdiensten stehenden früheren Heidelberger Staatsrechtslehrer Georg Friedrich Zentner beauftragte. Erst gegen Ende der alten Universität wurde rigoros gegen das Übel der Erbprofessuren vorgegangen, ausschließlich die Tüchtigkeit, nicht mehr die Konfession sollte bei der Besetzung der Lehrstühle entscheidend sein. Durch die großzügige Schenkung der Hälfte der rechtsrheinischen Einkünfte wurde der Bankrott der Universität abgewendet, zugleich war der Übergang an Baden bereits beschlossen. Die Schulden stiegen weiter, hingegen sank die Zahl der Immatrikulationen. Der badischen Regierung war klar, dass die Universität neu gegründet werden musste. Großherzog Karl Friedrich sicherte seine Unterstützung zu, so dass nach schwierigen Anfangsjahren die nun „großherzoglich-badische Heidelberger Universität und insbesondere ihre Juristische Fakultät gleich einem ‚Phönix aus der Asche‘ [entstand], der immer mehr an Strahlkraft gewann“ (S. 460).

Schroeders Buch ist jedem zu empfehlen, der sich für die Universitäts-, Stadt- und Regionalgeschichte interessiert. Auch Lesern außerhalb des Kreises rechtsgeschichtlich Interessierter bietet das Buch zahlreiche interessante Informationen zu Stadt und Universität. Einzelne Abschnitte – wie die Hochzeit und das „böhmische Abenteuer“ Friedrichs V., „die Epoche des ‚tintenkleckenden Säkulum‘“ und „Das Studium der Jurisprudenz und die ‚Freiheit‘ des Studentenlebens“ – können auch als Einführungen in die allgemeine Geschichte sowie die Mentalitäts- und Alltagsgeschichte gelesen werden. Soweit es die Quellen ermöglichen ist das Buch bebildert, Sach-, Personen- und Ortsregister erschließen das Werk zusätzlich.

Daniel Kaiser

Friedrich Klein: Bernhard Windscheid, 26.6.1817 – 26.10.1892. Leben und Werk (Schriften zur Rechtsgeschichte, Bd. 168), Duncker & Humblot, Berlin 2014, 546 S., 99,90 Euro

Diese juristische Dissertation ist nicht nur ein specimen eruditionis, ein Zeugnis der Gelehrsamkeit, sondern ein opus magnum, ein Lebenswerk. 1986 wurde sie in Heidelberg unter Adolf Laufs

begonnen und nach mehr als einem Vierteljahrhundert 2012 in Leipzig angenommen. Sie ist vom Juristen Friedrich Klein, seit 2009 Richter am Verwaltungsgerichtshof Mannheim, über einen Juristen geschrieben und vor allem in den zwei Dritteln ihres Umfangs, die juristische Fragestellungen zum Thema haben, auch nur von Juristen zu würdigen.

Bernhard Windscheid wird gefeiert als „Vollender der Pandektistik“ (S. 444, S. 381), der Lehre des römischen Rechts. Mit der Dissertation soll eine „biographisch-werkgeschichtliche Ergänzung“ (S. 444) zu den bisherigen Würdigungen des Gelehrten gegeben werden. Entsprechend werden im jeweiligen Hauptteil der einzelnen Lebensabschnitte – Dozentenzeit in Bonn, dann Professuren in Basel, Greifswald, München, Heidelberg und Leipzig – nach einem einleitenden biographischen Kapitel seine Veröffentlichungen einzeln dargestellt und gewürdigt. Nur die Zeit in Heidelberg 1871 bis 1874 macht hier eine Ausnahme: Für diese drei Jahre sind keine Veröffentlichungen zu nennen. Der geborene Katholik Windscheid, der als kirchlich ziemlich wenig engagiert dargestellt wird, setzte sich hier an entscheidender Stelle für die alt-katholische Bewegung ein. Sein Verdienst ist die Herstellung der Verbindung zwischen der vom badischen Schulstreit geprägten bürgerlich-liberalen badischen Bewegung mit den theologisch-historisch denkenden Kreisen in München, von wo er nach Heidelberg berufen worden war, und Bonn, wo er bei Anhängern von Georg Hermes und Anton Günther wichtige weltanschauliche Eindrücke empfangen haben dürfte.

Leider wird auf die philosophisch-theologischen Beziehungen Windscheids zur Franz Peter Knoodt und anderen Anhängern von Georg Hermes und Anton Günther, die sich in der Bonner Dozentenzeit entwickelt haben dürften, nicht eingegangen. Aus dieser Zeit wird nur berichtet über die „heftige Attacke“ von Sybel und Gildemeister gegen die Wallfahrt zum Trierer Rock, „ein Symbol katholischer Frömmigkeit“ (S. 428), die aber Windscheid wohl wenig berührt hat. Seine religiöse Haltung beschreibt Windscheid in einem Brief vom 14. Juni 1873 an seinen „lieben Freund“ Knoodt mit den Worten: „Hier [in Heidelberg] werde ich, wie ich neulich schrieb, fortfahren, dem Comité [der Alt-Katholiken], so weit meine Kräfte reichen, dann mit Rath und That zur Seite stehen. Ich werde aber einer Gemeinde, wenn sich hier eine bilden wird, nicht beitreten, dagegen werde ich den Gottesdienst besuchen, wie ich auch jetzt von Zeit zu Zeit in die Kirche gehe, weil ich das Bedürfnis von gemeinschaftlicher Gottesverehrung empfinde.“ (Keßler: Bernhard Windscheid an Peter Knoodt (Briefe 1872–1874), in: Internationale Kirchliche Zeitschrift 76 (1986), S. 42–54, hier S. 53)

Da es später in Leipzig keinen alt-katholischen Gottesdienst gab, ist es nur konsequent, wenn er sich dort ein Jahr vor seinem Tod dem Protestantismus anschloss. Er nahm damit eine Entwicklung vorweg, die 1985 im Abkommen zur gegenseitigen Einladung zum Abendmahl zwischen der EKD (Evangelische Kirche Deutschlands) und dem deutschen alt-katholischen Bistum ihren Ausdruck fand. Auch die vermutlich bedeutenden Einflüsse des Bonner katholischen Bildungsbürgertums, wie etwa der Familien Ritter und Simrock mit ihrer höheren Töchterschule, die nach 1870 alt-katholisch blieben, werden nicht erwähnt. Nur am Rand wird auf seine älteste Tochter Käthe Windscheid verwiesen, die in Heidelberg als erste Frau promoviert wurde. Die Ehrenpromotion des alt-katholischen Kirchenrechtlers Johann Friedrich von Schulte durch die Philosophische Fakultät, die während Windscheids Heidelberger Zeit geschah, bleibt ebenso unberücksichtigt, wie die Tatsache, dass Johann Caspar Bluntschli, Windscheids Fakultätskollege und Präsident der Synoden der badischen evangelischen Landeskirche, auf dem Kölner Alt-Katholikenkongress 1872 eine Rede hielt – ein kaum mehr bekannter Schritt hin zur heutigen ökumenischen Bewegung. Das Archiv der alt-katholischen Gemeinde Heidelberg, das allerdings erst 1997/98 geordnet wurde, wurde nicht benützt. Dagegen wurde der Nachlass des ersten Pfarrers dieser Gemeinde Johannes Rieks in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin herangezogen. Das Heidelberger Stadtarchiv mit seiner Stadtchronik blieb ebenfalls unberücksichtigt.

Hingegen wird hier die juristische Leistung eines hervorragenden Rechtsgelehrten, der in seiner Heidelberger Zeit als Mitglied in die Kommission für die Erarbeitung des einheitlichen deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches berufen wurde, umfassend gewürdigt. Die liberalen

christlich-humanistischen Grundlagen der Persönlichkeit Windscheids und seines Lebens werden jedoch kaum beleuchtet.

Nicht unerwähnt darf ein opulenter Anhang von 100 Seiten bleiben, der mit einer Genealogie der Familie Windscheid beginnt. Es folgt ein Literaturverzeichnis mit Werkverzeichnis, ungedruckten und gedruckten Quellen und Sekundärliteratur. Personen- und Sachverzeichnisse runden das Werk ab.

Ewald Keßler

Nicolai Johann Schmitt: Ewald August(us) Boucke. Germanist und Schriftsteller zwischen „Neuer Welt“ und „Vaterland“ 1871–1943, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher et al. 2015, 140 S., 14,90 Euro

Der Germanist, Skandinavist und Schriftsteller Ewald A. Boucke (1871–1943) kam 1921 – nach 20-jähriger Lehrtätigkeit an der Staatsuniversität von Michigan in Ann Arbor – nach Heidelberg, wo er bis zu seiner Pensionierung 1938 am Germanistischen Seminar als Professor deutsche und skandinavische Literatur lehrte. Mit 71 Jahren starb er kinderlos an einem Gehirnschlag. Der Großteil seines Vermögens und sein Haus unterhalb des Philosophenwegs vermachte er der Universität Heidelberg zur Gründung einer Stiftung, die bis heute mittellose Studierende der Musikwissenschaft fördert.

Boucke hat sich unter Zeitgenossen insbesondere als Goethe-Forscher einen Namen gemacht. Bereits 1901 veröffentlichte er in einer von Max von Waldberg herausgegebenen Reihe eine Untersuchung zu Goethes Sprache, die als eine der Vorarbeiten zum 1946 begonnenen Goethe-Wörterbuch gilt. Zwischen 1928 und 1930 gab er eine Ausgabe der Werke Heinrich Heines in zwölf Bänden heraus, die jedoch keinen wissenschaftlichen Nachhall fand – ob wegen Bouckes teilweise sinnentstellender stillschweigender Eingriffe in den Text oder aus politischen Gründen sei dahingestellt.

Zudem war Boucke schriftstellerisch tätig. Unter dem Pseudonym Erich Waldow veröffentlichte er 1933 „Die Geister der Moschee. Eine Schwetzingener Novelle“, eine glücklich endende Liebesgeschichte zwischen der Tochter eines türkischen Kaufmanns und einem fränkischen Baugehilfen aus Schwetzingen, der im Auftrag des Kurfürsten Carl Theodor nach Istanbul entsandt worden war, um für die Gestaltung des Schwetzingen Schlossgartens die Architektur von Moscheen zu studieren. Mit „Lebensernte“ ergänzte Boucke 1938 im Privatdruck einen Band mit Gedichten.

Nicolai Johann Schmitt hat Ewald August Boucke nun eine Biographie gewidmet, die aus einer Bachelor-Arbeit am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg hervorgegangen ist. Mit größter Akribie und basierend auf einem beeindruckenden Fundus archivalischer Quellen rekonstruiert Schmitt Bouckes Leben und Werdegang und beleuchtet dabei insbesondere dessen Leistung als Wissenschaftler und Schriftsteller. Zur politischen Haltung Bouckes stellt Schmitt durchaus plausible, aber aufgrund fehlender autobiographischer Quellen unbelegte Vermutungen an. Schmitt folgt dabei dem tradierten Narrativ einer Gemeinde von Studenten um Boucke, zu der auch viele Ausländer gehörten und die sich wohl von studentischen George-Anhängern abgrenzte (S. 41f.). Schon während des Ersten Weltkriegs habe Boucke in den USA unter der Diskriminierung als Deutscher gelitten. Im Deutschland der 1930er Jahre habe er erneut Kränkung und Ungerechtigkeiten hinnehmen müssen. Bouckes Novelle liest Schmitt als „öffentliche[s] Eintreten für völker- und religionsübergreifende Vorurteilslosigkeit“ und als „mutigen Appell für Toleranz“: Daher könne man sich „gut vorstellen, dass er dem Nationalsozialismus kritisch gegenübergestanden haben könnte.“ (S. 75)

Die Heidelberger Germanistik in den 1920er-Jahren wird in erster Linie mit Friedrich Gundolf assoziiert. Schmitt kommt das Verdienst zu, das Leben eines weithin vergessenen Geisteswissenschaftlers der vermeintlich zweiten Reihe darzustellen. Entstanden ist eine sehr gut formulierte und fundierte Biographie, die sich auch als Beitrag zur Sozialgeschichte des Heidelberger akademischen Milieus lesen lässt. Man mag kritisieren, dass sich Schmitt bisweilen – beispielsweise

in der Darstellung der Testamentsvollstreckung – in der Fülle der Quellen verliert. Insbesondere im Kapitel zu Bouckes wissenschaftlichem Werk wäre eine Straffung der Vorlesungsstatistiken zugunsten einer ausführlicheren wissenschaftsgeschichtlichen Kontextualisierung in die zeitgenössische Goethe-Forschung oder die Editions-geschichte der Werke Heines wünschenswert gewesen. Dem durchweg positiven Eindruck, den diese erste akademische Qualifikationsschrift in ihrer Quellenarbeit, ihrer methodischen Vielfalt und in der spürbaren Passion des Wissenschaftlers hinterlässt, tut dies aber keinen Abbruch.

Ein Anhang mit einem biographischen Abriss, Fotos, Faksimiles, Grundrissen von Bouckes Grundstück und Haus, einer Übersicht seiner Vorlesungen vom Sommersemester 1921 bis zum Wintersemester 1937/38, den Legaten aus seinem Testament und ausgewählten Gedichten runden die Untersuchung ab. Hervorzuheben sind auch der klare Satz und die ansprechende Gestaltung, die Schmitt mit großem Engagement selbst übernommen hat.

Julia Scialpi

Hannah Dziobek, Dirk Hrdina: Rohrbach im 1. Weltkrieg. Rohrbach in the First World War. Katalog zur Ausstellung 13.9. bis 11.10.2014 (Schriftenreihe des Heimatmuseums Heidelberg-Rohrbach, Bd. 15), Heidelberg 2014, 44 S., 8 Euro (erhältlich im Heimatmuseum Rohrbach oder in der Eichendorff-Buchhandlung, Karlsruher Straße 50)

Sehenswert war die Ausstellung, die 100 Jahre nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges im Herbst 2014 im Heimatmuseum Rohrbach gezeigt wurde – einzigartig gleich aus mehreren Gründen. Hier wurden die Lebensbedingungen und menschlichen Schicksale der Kriegszeit an einem überschaubaren Ort, der damals noch selbstständigen Gemeinde Rohrbach, dargestellt. Es wurden „begreifbare“ Gegenstände, Erinnerungsstücke und Originalfotos präsentiert, die sich – oft überraschenderweise – im Museum fanden oder die einige Rohrbacher Bürger als Leihgaben zur Verfügung gestellt hatten. Schließlich hatte die Ausstellung die 15-jährige Schülerin Hannah Dziobek in fast zweijähriger Arbeit konzipiert und realisiert. Dabei unterstützten sie die Mitarbeiter des Museums und des Stadtteilvereins, ihr Vater Eberhard Dziobek und für die grafische Gestaltung Dirk Hrdina. Erfreulich, dass diese Ausstellung in einem Katalogheft dokumentiert ist.

Den Kriegsausbruch illustriert Dziobek durch ein Bilderpaar, das sich – wie anderswo in Deutschland – in einem Rohrbacher Haushalt befand: „Des Kriegers Abschied“ und „Des Kriegers Heimkehr“. Einfühlsam interpretiert sie die Aussage der Bilder: den Trennungsschmerz und die Wiedersehensfreude nach einer glücklichen, siegreichen Rückkehr. Seit 1914 prägte der Krieg das Leben der Rohrbacher; das rege Vereinsleben kam fast völlig zum Erliegen. Militärisches Denken und nationale Zuversicht dominierten. Um die Entwicklung Rohrbachs vor 1914 zu charakterisieren, ist der Begriff „Militarisierung“ (S. 6) freilich unglücklich gewählt.

Im folgenden Abschnitt ist eine Auswahl von Erinnerungsstücken und Orden zusammengestellt und erläutert. Ein Zierteller trägt das Bild Wilhelms II. mit seinem markigen Ausspruch vom 4. August 1914, ein anderer vereint die Monarchen der Mittelmächte. 35 % der Kriegsteilnehmer aus Rohrbach wurden mit Orden ausgezeichnet, von denen einige abgebildet sind. Ungewöhnliche Andenken von der Front sind ein Aschenbecher mit Streichholzschachtelhalter und ein Armreif, beide gefertigt aus Munitionsresten. Eine Feldpostkarte zeigt – vielleicht ungewollt – das Grauen des Schützengrabens. Das Rohrbacher Schlösschen wurde zum Lazarett; zu Recht betont Dziobek, dass die Fotoaufnahmen von Patienten und Helfern ein geschöntes Bild zeigen. Die „Kriegsfürsorge“ für Verwundete, Witwen und Waisen konnten die Daheimgebliebenen unterstützen und einen Nagel in das „Nagelbild“ mit dem Gemeindewappen einschlagen. Lange Zeit war der Zweck dieser Holztafel unbekannt, die sich – anders als in Heidelberg – im Heimatmuseum erhalten hat. Eine Doppelseite des „Nagelbuchs“, das im Heidelberger Stadtarchiv aufbewahrt wird, zeigt einige patriotische Einträge der Rohrbacher (S. 16f.). Naturgemäß interessiert sich die Verfasserin dafür, wie Kinder und Jugendliche in nationalistischem Sinn indoktriniert

wurden. Dazu hat sie Auszüge aus einem Lesebuch und aus dem „Bilderbuch für Kinder – Vater ist im Kriege“ zusammengestellt, die das Soldatenleben in Text und Bild verherrlichen. Auch die kirchlichen Feiern standen im Zeichen des Krieges, wie eine mit militärischen Symbolen geschmückte Konfirmationsurkunde beweist. Ein hübsch bemalter Teller wirbt für das minderwertige „Kriegsbrot“. Denn die Versorgungslage der Zivilbevölkerung verschlechterte sich ständig; wertvolle Metalle wurden zu Kriegszwecken eingesammelt.

Die Bilanz des Krieges war bitter. Von den ca. 800 Soldaten – d.h. 20 % der Rohrbacher Bevölkerung – kehrten nahezu 125 nicht zurück, 184 waren schwer verwundet. Mit Kriegerdenkmälern und Gedenkbüchern – letztere nach Konfessionen getrennt – suchte man dem Geschehen nachträglich einen Sinn zu geben und die Erinnerung an die Opfer aufrechtzuerhalten. Die Folgen des Krieges, Inflation und Wirtschaftskrise, trafen die Rohrbacher hart. Die Fuchs'sche Waggonfabrik, seit der Jahrhundertwende der größte Arbeitgeber, musste ihre Produktion mehrfach stilllegen und Arbeiter entlassen. Waren die Kirchenglocken 1917 eingeschmolzen worden, so wurden vier Jahre später neue geweiht. Die Leichenhalle, deren Bau 1913 begonnen und 1914 unterbrochen worden war, wurde nach dem Krieg fertiggestellt.

Den letzten Abschnitt (S. 34ff.) widmet Dziobek fünf Einzelschicksalen, was dem Geschehen ein persönliches Gesicht gibt. Dazu stellten ihr einige Rohrbacher ihre Dokumente aus der Familiengeschichte zur Verfügung. Eine Serie von Feldpostkarten, deren Bildseiten Siegeszuversicht verbreiten sollten, entschlüsselt sie und versucht möglichst viel zur Biografie der genannten Personen herauszufinden. Nachkommen der Wirtsfamilie „Zum Lamm“ im Bierhelderweg überließen der Verfasserin Dokumente über das Leben und Sterben von Sohn und Vater Roller. Fotos der Familie Kaltschmitt, aus der zwei Generationen Kriegsdienst leisteten, durchmustert Dziobek sehr genau und stellt fest, dass die meisten Kriegsteilnehmer als Invaliden einen Arm verloren hatten, was ihre Arbeitsfähigkeit in der Landwirtschaft erheblich beeinträchtigte.

Ihrem selbst gesteckten Ziel, die Geschichte Rohrbachs im Ersten Weltkrieg zu erhellen, wird Hannah Dziobek vollauf gerecht. Gerne wünschte man sich im Katalog noch Bilder weiterer Exponate, was aber wohl den Kostenrahmen gesprengt hätte. Dem Text ist eine englische Übersetzung beigegeben. Dass die Legenden senkrecht neben den Abbildungen angeordnet sind, war für den Rezensenten gewöhnungsbedürftig. Für jeden Freund der Rohrbacher und Heidelberger Lokalgemeinschaft, für Geschichtslehrer und Historiker eine empfehlenswerte Publikation!

Reinhard Riese

Markus Bitterolf, Oliver Schlaudt, Stefan Schöbel (Hgg.): Intellektuelle in Heidelberg 1910 – 1933. Ein Lesebuch. Heidelberg 2014, 23,80 Euro

Auf 429 Seiten und in 32 Artikeln präsentiert Intellektuelle in Heidelberg 1910-1933. Ein Lesebuch, ein Panorama des intellektuellen Sozietops Heidelberg im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Wohlwollend betrachtet entsteht dabei das Mosaik einer mit Außenseitern, Querdenkern, Paradigmenwechslern gesättigten akademischen Welt. Hannah Arendt und Walter Benjamin, Hilde Domin und Georg Lukács, Max und Alfred Weber und der ungestüme Ernst Bloch, Erich Fromm und Golo Mann. Dazu, als vielversprechendes Titelbild, ein Agitationsplakat der Roten Armee, 1919 von dem Konstruktivisten El Lissitzky entworfen. Intellektuelle, so lässt es uns vermuten, sind irgendwie genuin links oder werden es im Verlauf ihrer Biographie. Heidelberg, vielmehr das akademische Milieu dieser (für wenige Jahrzehnte einzigartigen) liberalen, linken, fortschrittlichen Denkhochburg ist dann der Erweckungsort sui generis. Die sonntäglichen Meetings bei Max und Marianne Weber stellen die konkrete Adresse dar, von der aus (siehe Einbandrückseite) Dichter, Philosophen, Kämpfer, Verrückte, Freigeister, Rastlose und Revolutionäre zu starten pflegten. Eindeutig, hier steppte (von 1910–1933) der (links-)intellektuelle Zeitgeist.

Das etwas bemühte Vorwort der Herausgeber kokettiert mit dieser selbst generierten Attitüde. Da gibt es „idyllische Gärtchen“ und „allerorten prangende Gedenktafeln“, also

„Romantiker“ mitsamt ihrer „Kehrtwende“ zu „nationaler Befreiung“, „halluzinierter urmythischer Vergangenheit“, „ästhetisiertem Irrationalismus“, „Antisemitismus“, ein neoromantisches „schwärmerisches Sehnen nach dem ‚Authentischen‘ und ‚Gemeinschaftlichen‘“. Und zu diesem im Kontrast die Intellektuellen, unter ihnen die „Soziologen, (die) hier den Finger an den zitternden Puls der Zeit legten – den Puls der sterbenden Republik.“ Na ja.

Leider bietet das Vorwort über den Antagonismus von Heidelberger Romantik und Intellektuellen 1910–1933 hinaus wenig Orientierung. Eine (naheliegende) Einordnung in die spezifischen soziokulturellen Bedingungen der Vor-, Kriegs- und Nachkriegszeit findet nicht statt. So bleiben die vorgestellten Intellektuellen scheinbar ein Sondermilieu, unberührt vom historischen Geschehen, „irgendwie“ homogen und seltsam zeitlos. Auch die Präsentation, die alphabetische Sortierung, hilft der Leserin, dem Leser nicht. Das gewissermaßen wertfreie Anordnungsverfahren der Beiträge lässt bei intensiverer Betrachtung eher Zweifel aufkommen. Temporale, biographische oder thematische Bezüge werden nicht sichtbar. Berührungspunkte z.B. zwischen Alexandre Kojève (S. 141) und Hannah Arendt (S. 12) oder Anna Seghers (S. 293) fallen so leicht unter den Tisch. Auch die Zusammenhänge zwischen Margarete Turnowsky-Pinner (S. 359), Ernst Toller (S. 341) und Käthe Leichter (S. 171) erschließen sich nur nach längerer Lektüre.

Tatsächlich enthält dieses Lesebuch wirklich großartige Texte und einige bemerkenswerte Fundstücke, die den Vergleich mit bisherigen Textsammlungen zum „anderen Heidelberg“ und seiner „anderen Universitätsgeschichte“ herausfordern. Zu nennen sind die Gegenfestschrift zum Universitätsjubiläum 1986 (Auch eine Geschichte der Universität Heidelberg, hrsg. von Karin Buselmeier, Dietrich Harth und Christian Jansen), die Studien in Hubert Treiber & Karol Sauerland: Heidelberg im Schnittpunkt intellektueller Kreise (1995) Zur Topographie der „geistigen Geselligkeit“ eines „Weltdorfes“: 1850–1950, die Forschungen von Reinhard Blomert u.a. zum legendären Institut für Sozial- und Staatswissenschaften, von Eberhard Demm zu Alfred Weber sowie Christian Jansen zu Emil Julius Gumbel u.v.a.m. Von der umfangreichen Literatur zu Max Weber und seinem Antipoden Stefan George gar nicht erst zu sprechen. Es ist ja nicht so, dass die aufgeklärte, liberale und linke Hochschulgeschichte Heidelbergs bis dato unbearbeitet geblieben wäre, so wenig wie (inzwischen) die jüdische und die braune Geschichte der Ruperto Carola. Ein bisschen weit offen die Türen, die die Herausgeber des Lesebuchs hier einrennen wollen.

Lesenswert sind Micha Brumliks Beitrag zu Erich Fromm, Bernd Brauns Hinweise zu Golo Manns Heidelberger Jahre, Walter Mühlhausens eindringliches Porträt des jungen Sozialisten Carlo Mierendorf, Dirk Hoeges brillante Zusammenfassung der Wissenssoziologie Karl Mannheims und ihrer kontroversen Aufnahme im akademischen Raum, Volker Neumanns instruktiver Versuch, die Bedeutung von Gustav Radbruch für Strafrecht, Rechtsphilosophie und Heidelberger Geist nachzuzeichnen und die auf breiter Forschung ruhenden Studien von Jansen (Gumbel), Blomert (Norbert Elisa), Ilona Scheidle (Marie Baum) und Marion Tauschwitz (Hilde Domin).

Andere Texte hinterlassen mehr Fragen als Antworten. Sie müssen komprimieren und verkürzen, was die Verständlichkeit beeinträchtigt. Wer noch unkundig ist, wird das meiste nicht wirklich nachvollziehen und in Kontexte einordnen können. Auffällig sichtbar wird dies an den Beiträgen zu Georg Lukács (Bitterloff/Schlaudt), Alfred Seidel (Christian Voller) und Leo Löwenthal (Peter-Erwin Jansen), die aber gleichwohl ernsthaft versuchen, ihren Protagonisten gerecht zu werden. Leider sind Alexandre Métraux' Studien zu Emil Lederer und Sergej Tschachotin gründlich misslungen. Vor allem der Ökonom und Soziologe Emil Lederer ist in seiner überragenden und weit über Alfred Weber hinausgehenden Bedeutung für die Analyse der kapitalistischen Moderne nicht im Ansatz erfasst. Peter Zudeik anekdotisiert Ernst Bloch, wie dies leider meist mit Ernst Bloch passiert. Stephan Reinhard versucht gerade dies im Fall von Carl Zuckmayer zu vermeiden und zitiert daher gleich ausgiebig aus dem autobiographisch unübertrefflichen „Als wär's ein Stück von mir“.

Die Bedeutung der Heidelberg-Episoden in den Lebensläufen von Hannah Arendt, Walter Benjamin, Ernst Blass, Alexandre Kojève oder des französischen Philosophen und Mathematikers Jean Cavailles erschließen sich nicht wirklich. Letzterer absolvierte 1921 eine Stippvisite in Heidelberg und empört sich wortreich, dass hier dem Philosophen Kant so wenig gedacht wird. „Keine Straße

trägt seinen Namen, nicht das geringste Standbild [...]“. Ein Angestellter der Unibibliothek klärt ihn dann auf, dass Königsberg nicht Heidelberg ist und er den Kant dort suchen solle. Reicht diese Sottise, um unter den Heidelberger Intellektuellen eingereicht zu werden?

Was indes alle Artikel, so peripher die „Begegnung“ auch gewesen sein mag, erhellen, ist die dichte Textur junger, mehr oder weniger kommunizierender Intellektueller in einem mindestens teilweise animierenden akademischen Umfeld. Es ist das Heidelberg der Studierenden bei Max, Alfred und Marianne Weber, bei Jaspers, Radbruch und Gundolf, das Feld der Bloch und Lukács, aber eben auch der linken und liberalen studentischen Szenerien, die sich um den Kulturwissenschaftler Wilhelm Fraenger, die fortschrittlichen Ökonomen und Soziologen und die wenigen republikanischen Hochschullehrer scharten. Fraenger wird rätselhafterweise nicht mit einem Beitrag gewürdigt, aber dankenswerterweise steuert Carl Freytag eine wie immer spitz und witzig formulierte Notiz zu Alfred Sohn-Rethel (lt. Adorno/Benjamin: So'n Rätsel) bei, dem lebenslang prototypischsten aller linken Einzelgänger. Das Engagement von Sohn-Rethel, Leo Löwenthal, mehr aber noch von Carl Zuckmayer, Carlo Mierendorff und Therodor Haubach in der linken Studentenbewegung nach dem Ersten Weltkrieg wird kenntlich, leider nicht die studentische Linke in den Endjahren der Republik.

Und zwei wirkliche Fundstücke verdienen Erwähnung. In Jill Lewis Beitrag zur österreichischen Sozialistin Käthe Leichter und der von Oliver Schlaudt vorgestellten Lebenserinnerung von Margarethe Turnowsky-Pinner wird die Rolle des pazifistischen Kulturpolitischen Bundes der Jugend in Deutschland von 1917 sichtbar. Bis dato war Ernst Toller, der expressionistische Dramatiker, Publizist und Rätepolitiker, Initiator und Stimme dieses kurzzeitig wirkenden Bundes. Nun wissen wir um die Rolle der österreichischen Studentinnen Katharina Pick (Leichter) und Gusti Mendl, die im Oktober 1917 einen Lesekreis sozialistischer Studenten gründeten, den der ungestüm-idealistische Toller dann mit dem legendären Aufruf des Kulturpolitischen Bundes (Friede ohne Annektierung, Ende der Armut, moralische Erneuerung, neue menschliche Ordnung) überrollte. Von Käthe Leichter finden wir auch eine 1926 in der österreichischen SPÖ-Monatschrift „Der Kampf“ publizierte Würdigung von Max Weber. Ein intelligenter, scharfsinniger und kompetenter Artikel, der dem „bürgerlichen“ Weber durchaus gerecht zu werden versucht. Dieses Dokument kann einen Eindruck vermitteln von der Qualität des intellektuellen Diskurses im Heidelberg der zehner und zwanziger Jahre. So viele Ideologien hier entstanden, so viele wurde hier auch dekonstruiert, zumindest auf die Probe gestellt.

Unverkennbar aber ist, dass sich Intellektuelle in Heidelberg 1910–1933 sehr im Umkreis der Heidelberger Sozialwissenschaften bewegen. Ein halber Naturwissenschaftler (Sergej Tschachotin), kein Mediziner, weder Philologen noch Theologen oder Volljuristen (außer Radbruch) bevölkern das Terrain. Diese finden wir dann in den Sammelbänden zur Heidelberger Gelehrtenkultur. Und unter denen sind gewiss nicht nur Romantiker, Reaktionäre und Fachidioten, sondern auch potente Forscher, mutige Demokraten und kreative Köpfe. Den Intellektuellen haben die Herausgeber Bitterolf, Schlaudt und Schöbel aber eindeutig links konnotiert. Nur ist dieses Personenfeld so wenig abgrenzbar wie das entgegengesetzte. Wo sie zusammen gekommen sind, entstand das einzigartige am (akademischen) Heidelberg der Vornazizeit. Da war dann auch ein Stück Romantik auszuhalten.

Petra Nellen und Norbert Giovannini

Marek Fiałek: Briefe an Alfred Mombert aus den Jahren 1896 – 1940. Hgg. und kommentiert von Marek Fiałek, Berlin 2010, 182 S., 26,80 Euro; **Marek Fiałek: Alfred Mombert und die Musik der Welt.** Mit zahlreichen Dokumenten aus dem Staatsarchiv Moskau, Berlin 2010, 249 S., 35,00 Euro

Alfred Mombert ist in Heidelberg nicht vergessen. So war ihm 1993 eine große – von Susanne Himmelheber und Karl-Ludwig Hofmann kuratierte – Ausstellung gewidmet, zu der auch ein

aufschlussreicher Begleitband erschien. Seitdem haben sich immer wieder Autoren unseres Jahrbuchs mit dem Dichter befasst. 1999 (HJG 4, 1999, S. 249) berichtete Michael Buselmeier - der den Dichter auch sonst in seinen literarischen Führungen durch Heidelberg nie vergisst - über den spektakulären Fund des Teilnachlasses von Alfred Mombert im Moskauer Staatsarchiv. Im Jahrbuch 2002 (HJG 7, 2002, S. 253) beschäftigte sich Julia Scialpi ausführlich mit der „Bibliothek des Heidelberger Schriftstellers“ und 2009 (HJG 13, 2009, S. 165) stellte Marek Fiałek Auszüge aus bislang unveröffentlichten Texten vor. Die Existenz des als verschollen gegoltenen Teilnachlasses und der Aufbewahrungsort desselben waren durch Zufall während der oben genannten Ausstellung entdeckt worden: Der Osteuropa-Historiker Frank Grüner hat auf die Bitte Buselmeiers hin 1998 im Moskauer Staatsarchiv diesen verloren geglaubten Teilnachlass eingesehen und die Findbücher detailliert erfasst. Es handelt sich um zwei Bücher in kyrillischer Schrift. Aus dem Ersten fehlen von 58 Beständen 32 Akten. Sie seien bereits 1956 an einen unbekanntem Empfänger der DDR übergeben worden, verlautet als Erklärung. Ob sie mittlerweile aufgetaucht sind? Die Akten aus dem zweiten Findbuch, 78 Stück, befinden sich noch vollständig im Staatsarchiv Moskau, darunter das „Herzstück“, die umfangreiche Korrespondenz Momberts.

Marek Fiałek, Lektor für polnische Sprache an der Universität Greifswald, hat nun die sehr verdienstvolle Aufgabe übernommen, Teile aus dem wiedergefundenen Nachlass zu sichten und erstmals der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Bereits 2010 sind die beiden Bände „Briefe an Alfred Mombert aus den Jahren 1896 – 1940“ sowie „Alfred Mombert und die Musik der Welt“ im Wissenschaftlichen Verlag Berlin erschienen; im Jahrbuch erschien bisher keine Besprechung, ein Versäumnis, dem diese Rezension abhelfen soll, zumal Alfred Mombert die längste Zeit seines Lebens in Heidelberg verbracht hat und ein bedeutender Schriftsteller war, wenngleich kein populärer: „Von bedeutenden Schriftstellern und Literaturhistorikern wurde ihm ein hoher Rang zuerkannt“, schreibt Marek Fiałek. Die Briefe bestätigen dieses Urteil.

Der 1872 in Karlsruhe zur Welt gekommene Mombert, lebte seit 1891 in Heidelberg – mit kurzen Unterbrechungen zum Studium in Leipzig und München – zuerst am Friesenberg 1a, seit 1922 in der Klingenteichstraße 6. Am 22. Oktober 1940 wurde er zusammen mit seiner Schwester und mindestens 297 anderen Heidelberger Juden nach Gurs deportiert. Sein gesamter Nachlass, der in Heidelberg zurückgeblieben ist - was der schmerzlichste Verlust für ihn war - wurde auseinandergerissen. Die umfangreiche Bibliothek von 6.000 Büchern ist heute in der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe. Zwei Kisten mit Manuskripten, die auch die gesamte Korrespondenz enthielten, wurden von der Gestapo nach Berlin verschleppt und galten seitdem als verschollen. Alfred Mombert starb am 8. April 1942 in Winterthur im Haus seines Dichterfreundes und Mäzens Hans Reinhart; dieser hatte ihn wenige Monate zuvor aus dem Internierungslager freigekauft. 2013 wurden vor dem Haus Klingenteichstraße 6 für Alfred Mombert und seine Schwester Ella Gutmann Stolpersteine verlegt.

Der vorliegende Briefband enthält 136 Briefe aus den Jahren 1896–1940 an Alfred Mombert. Dies stellt lediglich eine kleine, wenn auch repräsentative Auswahl dar, führt man sich die Gesamtzahl von 2000 Seiten vor Augen, die heute noch in Moskau lagern. Die hier veröffentlichten Briefe sind die Gegenstücke zu drei bereits vor über fünfzig Jahren erschienen Briefsammlungen (1961, 1965, 1975) von Momberts eigenen Briefen.

In einer knappen Einleitung wird das Leben Momberts sehr anschaulich skizziert. Dann folgen im Hauptteil die Briefe an Mombert. Es ist in der Tat erstaunlich, wie auch Fiałek bemerkt, mit wie viel unterschiedlichen und namhaften Briepartnern dieser in äußerer Einsamkeit lebende Dichter korrespondierte. Es sind Briefe, die von tiefer Freundschaft, hoher Wertschätzung und größtem Respekt zeugen. Diese Briefe, die er sorgfältig aufbewahrte, da sie wohl sehr wichtig für ihn waren, ersetzen den „direkten Kontakt mit seinen Mitmenschen“.

Zusammengetragen sind Briefe von etwas über dreißig Dichterkolleginnen und Kollegen, von Schriftstellerinnen und Schriftstellern, Künstlerinnen und Künstlern, die sich häufig in verschiedenen Kunstrichtungen hervor taten: Zu nennen wären Max Dauthendey, der auch Maler war, oder der Dichter Emil Rudolf Weiß, der sich als Grafiker einen Namen machte, ebenso der Schwei-

zer Grafiker, Maler und Musiker Gustav Gamper. Mit dem als Musiktheoretiker und Komponisten tätigen Schriftsteller Friedrich Kurt Benndorf pflegte er einen über 25-jährigen Briefwechsel. Die meisten Briefe in diesem Band stammen von ihm. Die beiden Freunde setzten sich für die Verbreitung der Schriften bzw. Gedichte des jeweils anderen ein. Fiałek betont, „dass Benndorfs Bücher eine unverzichtbare Grundlage für jegliche Beschäftigung mit Mombert darstellen.“ Da sind die Briefe des Malers Max Liebermann, des Dramaturgen und Gründers des Düsseldorfer Schauspielhauses Herbert Eulenberg, des expressionistischen Dichters Oskar Loerke und Gerhard Hauptmanns sowie des zweimal für den Nobelpreis nominierten tschechischen Dichters Otokar Březina („ich bewundere ihr Lied, geheimnisvoll, prophetisch, urtraumtief [...] Sie haben mir eine Freude, selten im Leben eines Einsamen, gemacht.“). Mit dem Lyriker, Epiker und Kulturphilosophen Rudolf Pannwitz verband ihn eine jahrelange Freundschaft und ein jahrzehntelanger Briefwechsel bestand mit dem böhmischen Dichter Emanuel Lešehrad, der ihn dreimal in Heidelberg besuchte und Mombert ihn in Prag, der dafür sorgte, dass seine Dichtung zeitweise in Böhmen bekannter war als in Deutschland. Da sind die Briefe seines Schweizer Freundes und Mäzens, des Dichters und Übersetzers Hans Reinhart und seines einzigen Heidelberger Freundes Richard Benz. Zu nennen wären die Herausgeberin und Lektorin des Insel Verlags Katharina Kippenberg und die deutsch-ungarische Holzschneiderin, Illustratorin, Übersetzerin und Herausgeberin französischer Literatur Flora Klee-Palyi. Nicht zu vergessen der Briefwechsel mit seinem wohl wichtigsten Freund Richard Dehmel, von 1893 bis zu dessen Tod 1920 waren sie miteinander befreundet und standen in regem Kontakt. Mit dessen Frau Ida, eine der ungewöhnlichsten Frauen des 20. Jahrhunderts korrespondierte er seit 1896: „Große Zuneigung und Leidenschaft hegte er zu dieser Frau. Aus diesen Schmerzen und Spannungen entstand beinahe das ganze Buch der ‚Schöpfung‘“. Sie schrieben einander bis zu Momberts Tod. Als Jüdin von den Nationalsozialisten verfolgt, nahm sie sich 1942 in Hamburg das Leben.

Eine große Bereicherung für den Band sind die insgesamt 313 Fußnoten, hier werden alle genannten Personen und Briefpartner sehr ausführlich vorgestellt oder Briefinhalte erläutert. Dem Band angefügt ist ein Anhang mit Autoren-Handschriften und er endet mit einem Namensregister sowie mit einem Gedicht des Journalisten Max Fischer, dessen Briefe in dem Band auch enthalten sind: „O, Mombert, du Alter, du Junger, du Zeitrückter, [...]“.

In der Monografie „Alfred Mombert und die ‚Musik der Welt‘“, mit 248 Seiten umfangreicher als die „Briefe“, sind zum ersten Mal zahlreiche Noten zu Momberts Versen zusammengetragen worden. Dem Vorwort folgt die Vita Momberts mit dem Motiv „Meine Dichtungen sind selber mein Leben.“ Auf den nächsten 36 Seiten lesen wir erstmals eine kleine Auswahl (31) unveröffentlichter Briefe an Mombert, die dieses Lebensmotto aufnehmen. Im Kapitel vier, überschrieben mit „Dichtung ist Geheimnis“, wird Momberts Kunstauffassung“ anhand seines Aufsatzes für die Preußische Dichterkademie mit dem Titel „Lebensfragmente“ nachgegangen. Dem Leitmotiv „Ein Sehnsuchtsschrei aus dem Chaos“ ist das fünfte Kapitel unterstellt, und schließlich mit vier Unterkapiteln, der „Musikalität in Momberts Dichtung“ gewidmet. Anhand einer Auswahl von Gedichten, denen die handschriftlichen Gedichte gegenübergestellt sind, macht der Autor deutlich, wie sehr Momberts Dichtung Bezüge zur Musik haben und wie wichtig es ist, „um diese Klänge überhaupt wahrzunehmen“, diese laut zu lesen. Zahlreichen deutschen und internationalen Komponisten wie z. B. Armin Knab und Konrad Ansorge, dem Österreicher Alban Berg und dem mit Arthur Rubinstein befreundeten Polen Karol Szymanowski, dem Tschechen Ladislav Vycpálek (1882 – 1969) sowie dem von der Musik der Spätromantik beeinflussten Niederländer Daniël Ruyneman (1886 – 1963) dienten Momberts Gedichte als Vorlage für ihre Vertonungen. Das sechste Kapitel „Die Sprache als künstlerische Offenbarung“ folgt dem Motto Meister Eckharts „Wer diese Rede nicht versteht, der bekümmere sein Herz nicht damit.“. Hier geht Fiałek unter „Mombert als Mystiker“ und in einem Exkurs zu Meister Eckhart den Parallelen der beiden Seelenverwandten nach. Dem „Resümee“ ist das Literaturverzeichnis sowie ein Anhang mit den hier erstmals veröffentlichten „Noten zu Momberts Texten“ nachgestellt. Auch dieser Band ist mit

vielen erläuternden Fußnoten versehen, die die intensive Recherche und die sorgfältige Arbeit des Herausgebers in beiden Büchern zeigen und sehr zum Verständnis der Lektüre beitragen.

Marek Fiałek möchte mit seinen Büchern den Namen Alfred Momberts bekannter machen und dazu beitragen, „dass Mombert irgendwann ebenbürtig in die Reihe der großen Lyriker des 20. Jahrhunderts eintreten wird.“ Das mag ein Ziel sein, das er in germanistischen Fachkreisen durchaus erreichen kann. Aber wird Mombert je ein populärer Dichter werden, der auch eine breitere Leserschaft anspricht? Sicher ist, dass seine Texte nicht dem Zeitgeschmack seiner Lebenszeit und erst recht nicht dem heutigen Zeitgeschmack entsprechen. Er war und bleibt unzeitgemäß. Auch die städtische Erinnerungsarbeit einer Straßen- und Platzbenennung kann daran wenig ändern, aber die von Marek Fiałek herausgegebene Briefsammlung und die Monografie (sowie ein weiteres Werk erschienen 2009, Dehmel, Przybyszewski, Mombert. Drei Vergessene der deutschen Literatur.) könnten mancher Leserin und manchem Leser einen anderen Weg der Annäherung an diesen Dichter ermöglichen: Die außerordentliche Wertschätzung, die Alfred Mombert durch seine Dichter- und Künstlerkollegen erfahren hat, könnte die Leserin/den Leser neugierig machen auf seine Texte. Der Rezensentin erging es so.

Claudia Rink

Stefan Hagen, Jörg Kreutz, Berno Müller (Hgg.): Unsere Schicksalsjahre 1944/45. Ängste, Sorgen, Sehnsüchte – Zeitzeugen aus der Rhein-Neckar-Region blicken zurück, Eigenverlag Rhein-Neckar-Kreis, Heidelberg 2014, 188 S., 22,80 Euro

Selten und deshalb umso erfreulicher ist es, dass eine lokalgeschichtliche Neuerscheinung zu einem „Bestseller“ wird. Im Dezember 2014 erschienen, war das Buch rasch vergriffen und musste zu Jahresanfang 2015 nachgedruckt werden: Rechtzeitig zum Gedenken an das Kriegsende vor 70 Jahren liegt ein qualitativ gestaltetes, lesenswertes Erinnerungsbuch vor. Seine Ursprünge reichen in den Sommer 2012 zurück, als die Rhein-Neckar-Zeitung ihre Leser um Beiträge zum Thema „Meine Stadt 1945“ bat. Zu ihrer Überraschung wurde die Redaktion mit Berichten, Briefen, Tagebüchern und Bildern geradezu überschwemmt. In den folgenden zwei Jahren erschienen in der RNZ mehr als 100 Zeitzeugen-Beiträge bzw. Gesprächsprotokolle. Zunächst wurden Erlebnisse aus der Stadt Heidelberg geschildert, dann auch aus Gemeinden in der Rhein-Neckar-Region und anderen Städten. Weshalb drängt es so viele Menschen jetzt – anders als in früheren Gedenkjahren – dazu, ihre ganz persönlichen Erinnerungen an eine schwere Zeit aufzuschreiben und zur Veröffentlichung freizugeben. Bei Kriegsende waren die Zeitzeugen meist Kinder oder Jugendliche; heute sind sie im Ruhestand und eher bereit, sich mit der eigenen Vergangenheit zu beschäftigen. Die Erinnerungen, die sie mit vielen anderen teilen, wollen sie sich von der Seele schreiben und kommenden Generationen überliefern.

Die meisten dieser packenden Erlebnisberichte sind in dem vorliegenden Band abgedruckt, aufwändig gesetzt und mit Bildern aus Privatbesitz, aus Gemeindearchiven und aus den National Archives Washington anschaulich illustriert. Im Unterschied zur hervorragenden grafischen Gestaltung bleiben inhaltlich einige Wünsche unerfüllt. Weder im Vorwort noch durch Kapitelüberschriften teilen die Herausgeber dem Leser das Gliederungsprinzip mit. Eine chronologische oder regionale Einteilung ist nicht erkennbar. Fehl am Platz ist ein Bild über die Zerstörung der Heidelberger Synagoge im Jahre 1938 (S. 91). Mehrfach vermisst der Leser eine genaue zeitliche Einordnung der Erinnerungsberichte. So hätte man gerne bei jedem Text erfahren, wann die geschilderten Begebenheiten passierten und wie alt der/die Augenzeuge/in damals war. Die Berichte der Zeitzeugen aus Heidelberg, die 2012 als erste in der RNZ-Serie publiziert wurden, machen einen gewichtigen Teil des Buches aus. Sie sind aber weit verstreut und müssen über das Ortsregister erschlossen werden.

Alle Schilderungen beeindrucken und fesseln den Leser durch ihre (kaum bearbeitete) Sprache, ihre Unmittelbarkeit und Authentizität. Der Vergleich mit den von Journalisten auf-

gezeichneten Gesprächen macht den Unterschied von selbst erlebter und nur beschriebener Geschichte deutlich. Statt einzelne Beiträge hervorzuheben, sollen typische Situationen des damals Erlebten angesprochen werden. Viele Zeitzeugen erinnern sich daran, welcher Todesangst sie in den letzten Kriegsmonaten bei Bombenabwürfen und Tieffliegerangriffen ausgesetzt waren. Welche Geschicklichkeit, welches Glück waren nötig, um diese Gefahren zu überleben. Es ist spannend nachzuerfolgen, welche Zufälle die Menschen vor der Vernichtung bewahrten. Die Berichte aus schwer zerstörten Städten wie Mannheim, Bruchsal, Pforzheim, Darmstadt und Dresden machen deutlich, wie unversehrt Heidelberg den Krieg überstand. Die wenigen Bombenschäden in unserer Stadt werden dokumentiert. Berichte über die Zustände in Kliniken und Lazaretten zeigen das Leid der Menschen, aber auch Solidarität und Hilfsbereitschaft. Den Terror des NS-Regimes – Durchhalteparolen, fanatische Funktionäre, Standgerichte – erwähnen nur wenige Zeitzeugen. War dieser Zustand den jungen Menschen, die in der NS-Zeit aufwuchsen, nicht bewusst oder gehörte er wie selbstverständlich zum Alltag? Umso mehr bleiben die Tage des Kriegsendes in Erinnerung, als ein mutiger Volkssturmmann seinen Leuten befahl, ihre Waffen in den Neckar zu werfen, oder der NS-Funktionär plötzlich mit „Guten Tag“ grüßte (S. 104f.).

Der Einmarsch der US-Truppen war auf beiden Seiten zunächst von Vorsicht und Distanz geprägt. Zu unterschiedlich waren die Welten, die aufeinander trafen: einerseits die gut ausgerüsteten und versorgten US-Soldaten, andererseits die von Entbehrungen bedrückte deutsche Zivilbevölkerung. Der damalige Kampf ums tägliche Überleben hat bei vielen Zeitzeugen tiefe Spuren hinterlassen. Sie beschreiben den Hunger, die Rationierung, die Suche nach Nahrungsmitteln, das unverhoffte Glück einen Lebensmittel-Transport plündern zu können. Katastrophal waren die Verkehrsbedingungen, auch durch die unsinnige Sprengung der Neckarbrücken durch deutsche Truppen. Ihr Misstrauen gegenüber den Deutschen verloren die Besatzungssoldaten jedoch allmählich. Sie tauschten Lebensmittel und freundeten sich mit deutschem Essen an (Pfannkuchen gegen Zigaretten, S. 158). Mehrfach wird berichtet, dass die Soldaten in Notfällen ihre Vorschriften großzügig auslegten und Zivilpersonen – z.B. hochschwangeren Frauen halfen. Erinnert wird an die Freundlichkeit dunkelhäutiger Soldaten gegenüber Kindern – ein geradezu stereotypes Motiv der Erinnerung. Die Beschlagnahme von Wohnungen durch die Besatzungsmacht, die Kehrseite des deutsch-amerikanischen Verhältnisses, wird selten thematisiert. Am Ende des Buches berichten Zeitzeugen über Flucht, Vertreibung und Kriegsfolgen; darunter sind anrührende Erzählungen über die jahrzehntelange, schließlich erfolgreiche Suche nach den Gräbern gefallener Soldaten.

„Dieses Buch ist einfach ein Schatz, weil es die pure Wahrheit darstellt“ (Zeitzeugin Lore Liebmann in RNZ v. 24./25.1.2015, S. 14). Wie sehr man dem ersten Teil des Satzes zustimmen kann, so sehr ist der zweite zu relativieren. Denn die moderne Gedächtnisforschung hat herausgefunden, dass die Erinnerung alles andere als objektiv und unveränderlich ist. Gerade bei Erinnerungen aus Kindheit und Jugend ist es schwierig zu unterscheiden: Woran erinnere ich mich aus eigenem Augenschein? Was weiß ich aus Erzählungen oder von Bildern? Zudem verändern sich Erinnerungen im Laufe der Lebenszeit dadurch, dass man von diesen Erlebnissen erzählt und sich mit anderen darüber austauscht. Noch immer berichten Zeitzeugen aus Heidelberg, dass sie das legendäre Flugblatt („Heidelberg wollen wir schonen ...“) selbst in den Händen hielten (S. 101, 105). Ein damals elfjähriger Junge erinnert sich an heftige Kämpfe in der östlichen Plöck. In beiden Fällen hat die historische Forschung keinen Beweis dafür erbracht. Auf diese prinzipielle Problematik von Erinnerung, Gedächtnis und „Oral History“ hätten die Herausgeber im Vorwort einige Überlegungen verwenden können. Dessen ungeachtet kann das Lesebuch sowohl der Generation der Zeitzeugen als auch den Nachgeborenen zur Lektüre empfohlen werden.

Reinhard Riese

Melvin J. Lasky: Und alles war still. Deutsches Tagebuch 1945. Aus dem Englischen von Christa Krüger und Henning Thies. Berlin 2014, 496 S., 24,95 Euro, eBook 21,99 Euro

Die Bilder sind bekannt: erschöpfte amerikanische Soldaten sitzen in lässiger Haltung am Straßenrand am Bismarckplatz gegenüber den unversehrten Gebäuden der Sofienstraße; zwei US-Soldaten stehen am Schloss und schauen – fast wie zwei Touristen – auf die unzerstörte Altstadt; und eine Pontonbrücke – sehr schnell von Pionieren der amerikanischen Armee errichtet – ersetzt die gesprengten Neckarbrücken. Diese Bilder bezeugen für Heidelberg das, was für Berlin der Rotarmist mit der Sowjetflagge auf dem zerstörten Reichstagsgebäude symbolisiert: Berlin wurde als zerstörte Stadt erobert, Heidelberg dagegen wurde von der US-Armee ohne Kampfhandlungen übernommen, es war praktisch unzerstört, bot v. a. vom Schloss aus immer noch das Bild der romantischen Stadt, und man konnte in dieser Stadt relativ bald zur Normalität übergehen.

Melvin J. Lasky gehörte nicht zu den amerikanischen Soldaten, die am 30. März 1945, am Karfreitag, von Norden her kommend in Handschuhsheim ohne Gegenwehr einmarschierten, mit Pontons den Neckar überquerten und die Stadt besetzten. Er war als Leutnant Angehöriger der Historischen Abteilung der 7. US-Armee, war also ihr Chronist, der das militärische Geschehen beobachtete und beschrieb. Er war 25 Jahre alt, kam aus einer polnisch-jüdischen Familie aus New York, hatte Geschichte studiert und war mit der deutschen Geistesgeschichte durchaus vertraut. Neben seiner offiziellen Tätigkeit als Chronist führte er seit Februar 1945 auch ein privates Tagebuch, das in seinem Nachlass als Typoskript gefunden und im Jahr 2014 von Wolfgang Schuller veröffentlicht wurde.

Die Historische Abteilung folgte dem Vormarsch der siegreichen amerikanischen Armee durch Frankreich und Lasky erreichte Ende März 1945 Deutschland. „Eine Stadt nach der anderen in Schutt und Asche!“ (S. 117) Der Schrecken ist groß und er fühlt sich in T. S. Eliots „wüstes Land“ versetzt. Gleichzeitig hat er auch den Wunsch, dass ein neues Deutschland, wieder geprägt durch Kultur und Bildung, entstehen möge. Nach diesem Deutschland sucht er immer wieder in Buchhandlungen und sogar unter Schutt und Trümmern, deutsche Literatur als private Kriegsbeute. Am 11. April ist er in Frankfurt, besucht das Goethehaus, bzw. das, was von ihm übrig geblieben ist, und schreibt als Fazit: „Wir sahen den verkohlten geschrumpften Leichnam einer Großstadt.“ (S. 146) Und auch Darmstadt entsetzt ihn: „Unfassbar [...]. Wir sind viele Kilometer gefahren und trauten unseren Augen nicht. Eine ganze Stadt ist verschwunden [...] nur Trümmer, Schutt und Steinhäufen.“ (S.141) Mit solchen Eindrücken kommt Lasky Mitte April nach Heidelberg, und seine Begegnung mit der Stadt fällt durchaus zwiespältig aus. Er nähert sich der Stadt gegen Abend und ist zunächst überwältigt, geradezu ergriffen von der Schönheit der Landschaft und der Stimmung, die ihn erfasst – er spricht von einer „fast unheimlichen Schönheit“, „so als hätten wir uns plötzlich in der unergründlichen Stimmung eines geisterhaften Gemäldes der Romantik verloren“ (S.166) – aber die Stadt selbst wirkt „befremdlich und verstörend“ auf ihn. Verstörend deshalb, weil er sich durch die Unversehrtheit der Stadt in eine andere Welt versetzt fühlt („Dies war das alte Europa.“ S. 168), in der er sich wie ein Tourist fühlt. Aber der „Anklang an Bildungsreisen“ vergeht schnell wieder beim Anblick der gesprengten Neckarbrücken. Ebenso zeigen ihm die Menschengruppen, die die Anordnungen der Besatzungsmacht auf Plakaten studieren, dass er hier nicht als Tourist, sondern als Angehöriger eben dieser Besatzungsmacht agiert. Das Fraternisierungsverbot verlangte, diese Zugehörigkeit auch demonstrativ zu zeigen; „abweisende Kälte“ im Blick, die Lasky sich verordnet, sollte dies den Passanten signalisieren. Allerdings verhinderte das Fraternisierungsverbot nicht die vielfachen Beziehungen zu Mädchen und an den Abenden scheint es endgültig außer Kraft gesetzt zu sein. „Jeder GI hat ein Mädchen.“ (S. 301)

Die Meldung, der Heidelberger Bürgermeister werde aus Gründen der „administrativen Zweckmäßigkeit“ (S.174) im Amt belassen, obwohl er seit 1933 Parteimitglied der NSDAP war, kommentiert Lasky als Fehler. Die Amtsenthebung aller Nazis als klarer Bruch mit dem alten System scheint ihm nötig. Die Nachricht war allerdings eine Falschmeldung. Tatsächlich ist Heidelbergs Oberbürgermeister entgegen seiner eigenen Erwartung von der amerikanischen Besatzungsmacht abgesetzt und kurzfristig vom 7. bis 19. April 1945 auch inhaftiert worden. Der „begnadete

Opportunist“, (Detlev Junker) dem es gelang, sich der Weimarer Republik, dem NS-Regime und der Bundesrepublik anzupassen, konnte bereits 1952 wieder das Vertrauen der Mehrheit der Bevölkerung gewinnen, er wurde wieder als Oberbürgermeister gewählt.

Bei einem weiteren Besuch in Heidelberg (Ende Juli und Anfang August 1945) erlebt Lasky eine andere Stadt, nicht mehr befremdlich. „Der Krieg und manchmal auch die Besatzung sind wie verfliegen, vergangen ...“ (S. 299ff) Heidelberg scheint es, ist wieder eine normale Stadt, für ihn „womöglich das letzte wahre urbane Zentrum in Deutschland.“ Und in dieser Atmosphäre besucht Lasky das Ehepaar Jaspers. Er bringt Lebensmittel, aber auch Zeitschriften und Bücher, unterhält sich mit Gertrud Jaspers, die - wie er sagt - sich ihr eigenes Fraternisierungsverbot gegenüber den Deutschen verordnet hat; v. a. aber redet er mit dem „Professor.“ Auch Marianne Weber besucht er in ihrer Villa am Neckar, nachdem er sie bei Jaspers kennengelernt hat. Ein besonderes Ereignis in diesen Tagen ist die Wiedereröffnung der Universität am 15. August 1945 in der Ludolf-Krehl-Klinik, bei der der Mediziner Karl-Heinrich Bauer in sein Amt als Rektor eingeführt wird. Aber für Lasky ist die Rede, die Karl Jaspers hält, der Höhepunkt in dieser Veranstaltung. Dieser spricht vom Verrat der Medizin, die die beiden Prinzipien, auf denen sie beruhe, Wissenschaft und Humanität, aufgegeben habe. Und Jaspers spricht von Schuld: „Dass wir noch leben, ist unsere Schuld!“ Er wünscht sich eine Erneuerung der Universität im Geiste Goethes, Hölderlins und Lessings.

Die relativ kurzen Kapitel, in denen Lasky seine Eindrücke von Heidelberg festhält, berichten nicht unbedingt Neues aus der Zeit des Kriegsendes und der unmittelbaren Nachkriegszeit. Es sind sehr persönlich empfundene Eindrücke eines klugen, gebildeten, jungen Intellektuellen, der als Soldat zwar zu den Siegern gehört, der aber keinerlei Gefühle eines Siegers oder gar eines Eroberers empfindet, der im Gegenteil die eigene Rolle, ganz zu schweigen von der der eigenen Kriegspartei, sehr kritisch beurteilt. Ein Foto im Buch (S. 51) zeigt Lasky am Straßenrand sitzend, zwar in Uniform, aber in sehr unkriegerischer Haltung, das Kinn in eine Hand gestützt, nachdenklich und ein wenig lächelnd am Betrachter vorbeischauend. Ein melancholischer Beobachter, dessen Grundhaltung eher Ratlosigkeit, Angst vor Abstumpfung und auch eine gewisse Verzweiflung ist. Dies und keineswegs der Triumph eines überlegenen Siegers prägen das Tagebuch des Melvin J. Lasky. Gerade deshalb ist es lesenswert und allen zu empfehlen, die keine Sensationen erwarten, aber neugierig sind auf den spannenden, subjektiven Bericht eines Zivilisten in Uniform in Zeiten des Krieges.

Ingrid Moraw

Peter Elsasser: Heidelberg – Ich dreh‘ mich noch einmal nach dir um. Eine Heidelberger Nachkriegskindheit, Books on Demand Norderstedt 2014, 240 S., 17,90 Euro

Dies ist kein historisches Werk, kein Geschichtsbuch, auch kein Roman, wie der Titel vielleicht nahelegen könnte. Es liegt irgendwo dazwischen. Der Autor, 1942 geboren, erzählt von seiner Kindheit im Heidelberg der Nachkriegszeit. Das tut er ohne literarische oder historiographische Ambition. Es geht ihm darum, seine frühen Erlebnisse festzuhalten, sie anekdotisch der Welt mitzuteilen. Erlebnisse, wie sie vielleicht auch andere Zeitgenossen hatten, nur aus anderen Blickwinkeln, mit anderen Schwerpunkten und Wertungen. Mancher, der diese Erinnerungen liest, und Ort und Zeit in Schnittmengen mit dem Autor teilt, wird sich in vielem wiederfinden. Der Grafik Designer illustriert sein Buch mit vielen Schwarz-Weiß-Bildern, teils aus dem Stadtarchiv stammend, teils aus Privatbesitz. Bei einigen dieser Fotos (S. 37, 38, 41, 55, 58, 64, 131, 158, 169) hätte man sich gewünscht, daß das Jahr der Aufnahme vermerkt wäre.

Beneidenswert ist die Gedächtnisleistung, die zahlreiche Details aus einem Leben reproduziert. Naturgemäß persönlicher Art, lassen sich diese oft mit dem Geschehen in der damaligen Welt verknüpfen. So etwa: An einem heißen Sommertag des Jahres 1948, am 28. Juli, um 15.45 Uhr, „spürte und hörte man in Heidelberg plötzlich eine dumpfe Detonation mit einer Druckwelle, die in der ganzen Stadt die Fenster wackeln ließ“ (S. 135). Auf dem etwa 23 km entfernten Werksge-

lände der BASF in Ludwigshafen war ein Kesselwagen mit 30 Tonnen Dimethyläther in die Luft geflogen. Die größte Explosionskatastrophe der Nachkriegszeit in Deutschland ließ 207 Tote, mehrere Tausend Verletzte und viele beschädigte Häuser in Ludwigshafen und Mannheim zurück. Wer erinnert sich daran? Für die Familie Elsasser lag die besondere Bedeutung dieses Ereignisses darin, daß der Vater und Ehemann bei der Chemiefirma tätig war. Vergeblich versuchte die Mutter, telefonisch Näheres zu erfahren. Erst spät am Abend kam der Vater nach Hause und berichtete, wie er knapp dem Tod entronnen war. Das berührt, und solche Geschichten (eigentlich nur sie) machen die Erinnerungen von Peter Elsasser lesenswert. Anderes Beispiel: Der tödliche Unfall eines Jungen, der die Fahne auf dem Glockenturm des Schlosses auf Halbmast setzen wollte (S. 208).

Oder Alltägliches: Wer von den Lebenden weiß noch Bescheid über die Arbeit der Heidelberger Straßenbahn-Schaffner und -Fahrer in der damaligen Zeit? Elsasser beschreibt sie aus der Sicht eines Kindes (S. 57ff.). Er erzählt subjektiv, unpräzise von einer längst vergangenen Zeit, von einer Stadt, die damals noch deutlich Züge einer Kleinstadt trug. Manches kennt man aus eigenem Erleben oder hat es irgendwo gelesen. Manches hätte man gerne wieder zurück wie das Geländer auf der Teufelskanzel (S. 205), das Schloßparkcasino (S. 219f.) oder das Gartencafé am Schloß-Wolfsbrunnen-Weg 32 (S. 221). Von anderen Dingen hat man vielleicht nie etwas gehört (Wer weiß schon, wozu „Steigfelle“ dienen? S. 44). Hausinschriften in der Altstadt, die heute Rätsel aufgeben, finden ihre Erklärung: „Mannsperger“, ein Lebensmittelgeschäft in der Apothekergasse/Ingrimstraße (S. 216); „Karl Küstner“, eine Papier- und Kunsthandlung in der Friedrichstraße (S. 35). Über den Namensgeber des Richard-Hauser-Platzes an der Jesuitenkirche erfährt man auf S. 218 Näheres. Der alte Standort des Bunsen-Denkmal in der Friedrich-Ebert-Anlage (nicht „Kurfürstenanlage“, Foto-Unterschrift auf S. 87) wird einem ins Gedächtnis gerufen. Oder der „Bauamtsgarten“ zwischen Bauamtsgasse und Bienenstraße (S. 81ff.), in den vierziger-fünfziger Jahren Schauplatz heftiger Kinderbandenkämpfe. Geheimnisvolle Orte wie der Judenfriedhof im Klingenteich oder das Gartengelände in der Friedrichstraße/Landfriedstraße (S. 89) zogen Kinder magisch an. Überhaupt waren damals viel mehr Kinder ohne erwachsene Begleitung auf der Straße zu sehen.

Da die Familie Elsasser anfangs in der Friedrichstraße wohnte, ergaben sich viele Bezugspunkte zum Stadttheater sowie zum Café Schafheutle (S. 21ff.). Die Mutter hatte als selbständige Schneiderin Kontakte zu unterschiedlichen Kreisen der Bevölkerung, auch zu den Angehörigen der Besatzungsarmee. Das Verhältnis zu den Amerikanern wird im Buch durchweg freundlich thematisiert. Später zog man zum Schloß-Wolfsbrunnen-Weg, ins Gutermann'sche Haus (heute Hotel Atlantic), über welches Elsasser interessant zu berichten weiß (S. 171ff., 215f.). Jetzt rückte auch das Schloß näher in den Blickpunkt (S. 204ff.). Ein Kapitel über Handschuhsheim, wo die Großeltern des Autors lebten, bereichert das Buch (S. 55–68). Es lebt von der Erkenntnis, daß die unscheinbaren Dinge des täglichen Lebens wichtiger sein können als die geräuschvollen Probleme der Politik. Es reiht sich ein in die persönlichen Erinnerungsbücher, die in den letzten Jahren Mode geworden sind. Ob es auch bei jenen Interesse findet, die keinen emotionalen Bezug zu Heidelberg haben, bleibt offen.

Hansjoachim Räther

Walter F. Elkins, Christian Führer, Michael J. Montgomery: Amerikaner in Heidelberg 1945–2013 (Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Heidelberg, Bd. 20) verlag regionalkultur, Ubstadt-Weiher 2014, 144 S., 22,80 Euro

Am 30. März 1945 rückten US-Truppen weitgehend kampfflos in Heidelberg ein und beendeten die Herrschaft des NS-Regimes in der Stadt. Das Datum markiert den Beginn einer fast 70jährigen Präsenz der amerikanischen Streitkräfte in Heidelberg. Sie übernahmen die deutschen Kasernen aus der Kaiser- und der NS-Zeit, errichteten ein Krankenhaus, mehrere Wohnquartiere und andere Einrichtungen. Gegen Ende der 1980er Jahre lebten rund 21.000 amerikanische Soldaten und

Zivilisten in und um Heidelberg. Bis zum 11. September 2001 waren die Amerikaner ein deutlich sichtbarer Teil der Stadtgesellschaft, danach igelten sie sich zunehmend ein und 2013 erfolgte schließlich ihr Abzug.

Wie wirkte sich das Vorhandensein einer großen amerikanischen Garnison in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht auf Heidelberg aus? Welche politischen und kulturellen Impulse gaben die Amerikaner in der Nachkriegszeit? Wie war das Verhältnis zur Universität, welche Rolle spielte etwa die US-Präsenz in der Zeit der Studentenbewegung? Damit ist nur ein Teil der Fragestellungen skizziert, die im Rahmen einer umfassenden Darstellung über „Amerikaner in Heidelberg“ bearbeitet werden müssten. Die vorliegende Publikation kann und will dies nicht leisten, aber sie erweitert die Ergebnisse bislang vorliegender Studien um weitere Aspekte, insbesondere aus amerikanischer Perspektive, schließlich sind die Autoren eng mit den amerikanischen Communities in Heidelberg und Mannheim verbunden.

Im ersten Kapitel werden unter der Überschrift „Als die Amerikaner an den Neckar kamen“ die militärischen Operationen der US-Truppen im Rhein-Neckar-Raum im März 1945 zusammenfassend geschildert. Dass die Autoren in diesem und anderen Abschnitten des Buchs jede militärische Einheit exakt benennen (z.B.: 324th Infantry Regiment, 993rd Field Artillery Battalion, 555th Engineer Heavy Pontoon Battalion etc.), spricht für ihre Rechercheleistung, wirkt auf Dauer aber etwas ermüdend, zumal diese Bezeichnungen und auch zahlreiche Abkürzungen (CINCEUR, USAREUR, EUCOM etc.) permanent wiederholt werden.

Das zweite Kapitel „Stadt der Generäle und Hauptquartiere“ erläutert die Rolle der in Heidelberg stationierten Einheiten innerhalb der US-Armee und der NATO. In Heidelberg befanden sich keine Kampftruppen wie etwa in Mannheim, sondern in erster Linie die Spitzen und Stäbe großer Verbände. Hinzu kamen Truppenteile mit Unterstützungs- und Repräsentationsfunktionen wie Fernmelder, Militärpolizei, Fahr- und Flugbereitschaft oder Army Bands. Auf einzelne dieser Einheiten wird in den folgenden drei Kapiteln „Heidelberg als Zentrum des amerikanischen Heeresanitätswesens“, „Von Topos, WACs und weißen Mäusen“ und „Die amerikanischen Standortverwaltung in Heidelberg“ näher eingegangen.

Die im Hinblick auf die Stadtgeschichte interessantesten Abschnitte behandeln „Amerikanisches Zivilleben am Neckarstrand“ und die „Deutsch-amerikanischen Beziehungen im Spiegel der Zeiten“. Dargestellt werden unter anderem die Entwicklung der für die Armeeangehörigen errichteten Wohnquartiere, das amerikanische Schulwesen sowie das religiöse Leben und die Freizeitgestaltung der Amerikaner. Das Kapitel über die deutsch-amerikanischen Beziehungen reißt die wichtigsten Themen an, das Spektrum reicht von den ersten Maßnahmen der Militärregierung über die Schaffung von Bildungseinrichtungen wie dem DAI bis hin zu den Terroranschlägen der RAF in den 1970er und 1980er Jahren.

Die meisten US-Soldaten verbrachten nur etwa ein bis zwei Jahre in Heidelberg. Es gab aber auch Amerikaner die deutlich länger in der Stadt blieben, dies gilt insbesondere für zivile Mitarbeiter der Streitkräfte. Einige dieser „Amerikanischen Lebensläufe in Heidelberg“ werden in einem eigenen Kapitel näher vorgestellt, dem sich schließlich noch einige „Geschichten aus dem amerikanischen Heidelberg“ anschließen.

Insgesamt bietet der reich illustrierte Band somit durchaus einen Überblick über fast 70 Jahre „Amerikaner in Heidelberg“. Vertiefende Studien zu einzelnen Aspekten oder gar eine erschöpfende Gesamtdarstellung des Themas bleiben jedoch weiterhin Desiderate.

Martin Krauß

Eberhard Dziobek und Dirk Hrdina: „Er hat Farbe in unser Leben gebracht.“ Die Wandmalereien von Motz Munke in Heidelberg-Rohrbach. Hg. von Ludwig Schmidt-Herb, Schriftenreihe des Heimatmuseums Heidelberg-Rohrbach Band 14, 112 S., 25,00 Euro

Beim ersten flüchtigen Durchblättern dieser sorgfältig und liebevoll gestalteten Publikation könnte man meinen, ein buntes, fantastisches, fabulierendes, mit zahlreichen überraschenden Details ausgestattetes Märchenbuch in Händen zu halten. Zweifellos hätte aus dem 1934 in Heidelberg geborenen Rainer Motz, der von seinem Vater, dem Rechtsanwalt Dr. Carl Motz, schon als Kind Munke genannt wurde – ein Name, den er sein Leben lang beibehielt – ein vorzüglicher Kinderbuch-Illustrator werden können. Doch dazu kam es nicht, dafür aber zu etwas anderem, das in unseren Breiten und in unserer Ära viel ungewöhnlicher und damit vielleicht sogar kostbarer ist, nämlich zu großformatigen und eigenwilligen Wandmalereien, von denen zwar nicht mehr alle im ursprünglichen Zustand oder überhaupt erhalten sind, aber doch wenigstens einige noch heute in erstaunlicher Frische gesehen und erlebt werden können.

Sehen aber will gelernt sein, und dazu könnte das aus Anlass von Munkes 80. Geburtstag in der von Ludwig Schmidt-Herb, dem Inhaber der Rohrbacher Eichendorff-Buchhandlung, als Band 14 in der Schriftenreihe des Heimatmuseums Heidelberg-Rohrbach erschienene Buch einen wesentlichen Beitrag leisten – zumal der Autor selbst diese Erfahrung gemacht hat: Eberhard Dziobek lebt seit 16 Jahren in Rohrbach, hat also den am zweiten Weihnachtsfeiertag 1990 erst 56-jährig durch einen Autounfall aus dem Leben gerissenen Künstler nicht mehr persönlich kennen gelernt, wurde vielmehr erst durch eine Gedächtnisausstellung auf ihn und dann auch auf seine im öffentlichen Raum befindlichen Arbeiten aufmerksam, an denen er bis dahin achtlos vorübergegangen war.

Nun aber entstand in Zusammenarbeit mit dem Gestalter Dirk Hrdina dieses bemerkenswerte Buch, nach intensiven Recherchen und Gesprächen mit Zeitzeugen, nicht zuletzt mit dem langjährigen Lebensgefährten des Künstlers, Gene Pfeiffer, sowie Munkes jüngeren Schwestern Renate und Marlene, von denen Renate, die ältere, vom Vater Punke genannt wurde. Der Leser erfährt bei dieser Gelegenheit, dass Munkepunke das Pseudonym des Schriftstellers und Verlegers Alfred Richard Meyer (1882–1956) war, der für die Literatur von Dada und Expressionismus eine wichtige Rolle gespielt hat.

Dziobeks Buch will dem Vergessen entgegenwirken, denn, so schreibt der Autor im Vorwort, schon heute sei Rainer Motz in Rohrbach kaum noch bekannt: „Seine Zeitgenossen sind in vorgerücktem Alter“ – hierzu gehört, nebenbei bemerkt, auch der Rezensent, der Munke zwar noch erlebt hat, allerdings leider nur in einer eher flüchtigen Begegnung – „und manche seiner Bilder fangen an zu verbleichen. Dabei sind sie ein Schatz, um den die Rohrbacher von vielen anderen Ortsteilen und Gemeinden beneidet würden – wenn sie mehr Beachtung fänden. Mit dieser Veröffentlichung möchten wir deshalb auf das Werk eines originellen Künstlers aufmerksam machen, der sein Leben gleichermaßen aus der Mitte der dörflichen Gemeinde Rohrbach wie an ihrem Rande lebte.“

Beim zweiten, sorgfältigeren Durchblättern kommen nach dem Eindruck des Märchenhaften noch ganz andere, konkretere Assoziationen auf: Schon beim Betrachten des Titelbildes erinnern die in kraftvollen, aber nie grellen, im Druck hervorragend wiedergegebenen Farben der auf den rauhen Putz gemalten Bilder mit ihren Tieren und Blumenornamenten an spätantike Mosaiken. Der Bezug zur Antike und zur mediterranen Welt wird noch verstärkt erlebbar beim Betrachten der filigranen Formerfindungen, die an pompejanische Grottesken und das daraus abgeleitete Ornamentwerk der italienischen Renaissance erinnern. So z.B. die maßvoll der Architektur applizierten Girlanden, Ranken und Karyatiden, die etwa die Eckfassade am Haus des Friseurs Ulmer in der Pünkerstraße schmücken.

Immer wieder ist in dieser gar nicht plakativen, vielmehr höchst subtilen und sensiblen Malerei Italien präsent, die Antike, die mediterrane Natur und Kultur: Üppiges Grün und Blüten, Säulen, Arkaden, Balustraden, Faun und Einhorn, Pfauen und andere exotische Vögel, das Gitterwerk barocker Lauben, die Schildkröte, die den Obelisk auf ihrem Panzer trägt wie Berninis römischer

Elefant. Ein an einen älteren Kollegen in den Boboli-Gärten erinnernder großmäuliger Wassergeist glotzt dämonisch aus dem Dickicht, und überhaupt findet sich Dämonisches allenthalben, oftmals versteckt und eher beiläufig, erst auf den zweiten Blick auszumachen: Ein grinsender Kürbiskopf, eine geheimnisvolle Eule im Gebälk, bleiche „Gnocks“, die geisterhaft aus einem Fenster blicken, eine schwarze Hand hinter dem Vorhang, die Masken der Commedia dell'Arte vor venezianischem Hintergrund. Letztere haben, sinnigerweise, ihren Auftritt in einem italienischen Lokal.

Der Kunstkenner wird außerdem unschwer Anklänge an Ensor, Paula Modersohn-Becker, Nolde, Munch und manch andere Größen der „Klassischen Moderne“ ausmachen können, vielleicht sogar Parallelen zu jüngeren Gegenwartskünstlern finden. Munkes Kunst jedenfalls balanciert virtuos und souverän zwischen Realität und Illusion, Abbild und Imagination, Raum und Fläche, Detailversessenheit und Monumentalität – oder besser gesagt vielleicht Beherrschung auch großer Flächen, denn wirklich monumental ist diese Kunst nicht, und das ist auch gut so. Sie ist auch keineswegs naive Malerei, und auch der Allerweltsbegriff des „Phantastischen Realismus“ trifft auf diese sensiblen, anspielungsreichen, heiteren, immer aber auch etwas zwiespältigen, melancholischen und hintergründigen Arbeiten nur sehr bedingt zu. Munke selbst hielt nichts von solchen Stilbegriffen, überhaupt nichts vom Einordnen seiner Kunst in irgendwelche Schubladen – so wenig er sich auch selbst als Person einordnen ließ.

Auf die Frage, ob er denn ein Heidelberger Original sei, antwortete er im Interview mit Michael Buselmeier und Mario Damolin, das am 16.8.1984 in der unvergessenen *Communale* abgedruckt und in die vorliegende Publikation als wichtige Ergänzung aufgenommen wurde: „Das weiß man doch selbst nicht. Das stellen die anderen fest. Ich weiß doch nicht, was hinter meinem Rücken gemurmelt wird.“ Im *Communale*-Interview äußerte sich Munke auch unmissverständlich über die in jenen Jahren und leider auch später noch hier wie anderswo grassierende Ortsverwüstung, und diese Passage sei hier zitiert, weil sie viel über seine Einstellung und seine künstlerische Sensibilität verrät: „Rohrbach war ein richtiges Dorf, es gab viel mehr Scheunen, die gibt's nicht mehr, statt dessen Garagen; die hohen steilen Giebel, die man zum Tabaktrocknen benutzt hat, wurden abgerissen, statt dessen hat man Eternitdächer draufgeklatscht, oder man hat Dachterrassen gebaut. Das sieht hier mittlerweile aus wie in Plankstadt oder sonstwo, mit viel Plastik und Kunststoff. [...] Hier unten war ein wunderschönes Kopfsteinpflaster aus Buntsandstein. Da haben sie jetzt ein Betonpflaster hingemacht, diese Knochen, wovon ein paar alte Weiber ganz glücklich sind, dass sie sich ihre Absätze nicht mehr abbrechen. Die Pflastersteine sollen sie nach Ladenburg – an einen ‚Denkmalbewussten‘ – verschertelt haben.“ Heukemes lässt grüßen, längst auch schon aus dem Jenseits.

Was aber Munkes Wandmalereien betrifft, so begann alles im September 1979, auf der Rohrbacher Kerwe. Damals sprach Bäckermeister Willi Rodemer seinen ehemaligen Schulkameraden darauf an, ob dieser nicht die komplette Giebelseite seiner Bäckerei, die durch den Abriss eines davor stehenden kleinen Häuschens frei wurde, mit einem großen Wandbild dekorieren wolle. Was der Bäcker als Chance einer originellen Werbestrategie ansah, erwies sich für beide Teile als „Win-win-Situation“: Das Beispiel machte rasch Schule, dem Wandbild mit dem umfassend, detailreich und nicht ohne Witz dargestellten Backbetrieb, heute leider im unteren Bereich durch einen später angefügten Carport angeschnitten, folgten rasch weitere Aufträge.

Im Buch werden neun Arbeiten in Rohrbach sowie etliche aus der Umgebung ausführlich beschrieben und detailreich abgebildet. Man bekommt Lust, sich das alles im Original anzusehen, und so wird das Buch unversehens zum Kunstführer durch ein ehemaliges – an manchen Stellen auch noch als solches erkennbares – Dorf, das auch aus älteren Zeiten Sehenswertes aufzuweisen hat wie etwa das Schlösschen, das 1772 für Erbprinz Karl August von Pfalz-Zweibrücken als Jagdschlösschen erbaut und nach 1803 von Markgräfin Amalie von Baden als Sommersitz benutzt wurde. Es ist heute Teil der Thoraxklinik, in seiner Nähe sind noch einige noble Adelshäuser auffindbar.

Sodann aber wird man auf den Spuren Eichendorffs wandeln und dabei unversehens wieder auf den Maler Motz Munke stoßen: Denn der wuchs in eben jener ehemaligen Wassermühle am

Rohrbacher Ortsrand auf, von deren ältesten Mauerresten noch der sandsteinerne Kellereingang mit der Jahreszahl 1534 und einem Wappen zeugt. Hier aber traf sich in den Jahren 1807/08 mehrfach der Heidelberger Student Joseph von Eichendorff mit der Nichte des Müllers, Käthchen Förster, einer Rohrbacher Küferstochter, und der unglücklich endenden Romanze – einer typischen Heidelberger Herz-Schmerz-Geschichte –, dem hübschen Käthchen, der Mühle und dem klappernden Mühlrad hat der Dichter in seinem 1814 vertonten Gedicht vom zerbrochene Ringlein („In einem kühlen Grunde ...“) ein zauberhaftes Denkmal gesetzt – seltsame Fügung, dass der Komponist ausgerechnet Glück hieß ...

Das Mühlrad gab es freilich längst nicht mehr, als Vater Motz mit seiner Familie 1938 eben dieses Anwesen, die ehemalige Förstersche Mühle, erwarb und in Rohrbach ansässig wurde. Hier, in Rohrbach, wuchs Sohn Munke auf, besuchte Kindergarten und Volksschule. 1944 verlor er den freundlichen und gebildeten Vater, der bei einem Bombenangriff auf Mannheim, wo sich damals seine Arbeitsstelle befand, getötet wurde. Nach dem Besuch des Englischen Instituts wollte Munke Maler werden, doch die Mutter bestand darauf, er solle etwas „Ordentliches“ lernen, worauf er sich zum Innenarchitekten ausbilden ließ. Zweifellos hat ihm diese Ausbildung bei seiner späteren malerischen Ausgestaltung von Bauwerken gute Dienste geleistet.

1952 ging er nach Darmstadt an die Werkkunstschule, 1954 an die Kunstakademie nach München. Sein Lehrer, Xaver Fuhr, schickte ihn an die Akademien von Venedig und Florenz. Es folgten Wanderjahre, in denen sich Munke längere Zeit in Rom und Sizilien, schließlich auch in Amsterdam aufhielt. Nach Deutschland zurückgekehrt richtete er sich in Rohrbach in einem ehemaligen Stall, einem Nebengebäude der früheren Mühle, sein berühmt-berüchtigtes Studio ein, ein Ort nicht nur intensiver Arbeit, sondern bei Munkes legendären „Jours fixes“ auch weinseliger Geselligkeit. Mit einem Sonderstipendium ausgestattet besuchte er seit 1959 die Freie Akademie Mannheim, 1963 schloss er dort bei deren Gründer und seinem Lehrer, Paul Berger-Bergner, die künstlerische Ausbildung ab.

All dies und noch viel mehr, insbesondere auch über das Zustandekommen der Wandbild-Aufträge, erfährt man in Eberhard Dziobeks einfühlsam und spannend geschriebenem Text. Das Buch ist zugleich ein Beleg für die sinnvolle Erfüllung der Aufgaben eines Heimatmuseums, zu denen ja nicht nur das Bewahren, sondern auch das Dokumentieren und Vermitteln gehört. Das eine ist vom anderen nicht zu trennen: Zu hoffen ist, dass die durch das Buch nun hoffentlich geweckte Aufmerksamkeit und Wertschätzung auch zur Sorge um die Erhaltung und konservatorische Betreuung dieser liebenswerten und märchenhaften Kostbarkeiten führt.

Wenn abschließend noch die im Märchen üblichen drei Wünsche geäußert werden dürften, so wären es für mich diese: Hilfreich wäre ein dem Buch beigelegter kleiner Ortsplan mit Markierungen zum besseren Auffinden der entsprechenden Objekte. Und schön (und wohl auch für den Verlag werbewirksam) könnte sein, wenn es gelegentlich Führungen mit Erläuterungen der beschriebenen Arbeiten geben könnte. Und drittens: Die Erstellung einer vergleichbaren Bestandsaufnahme der nicht architekturbezogenen Arbeiten des Künstlers (Werkkatalog) wäre, wenngleich sicher nicht ganz einfach zu bewerkstelligen, ein dringendes und lohnendes Desiderat.

Hans Gercke

Philipp Osten, Gabriele Moser, Christian Bonah, Alexandre Sumpf, Tricia Close-Koenig, Joël Danet (Hgg.): Das Vorprogramm. Lehrfilm, Gebrauchsfilm, Propagandafilm, unveröffentlichter Film in Kinos und Archiven am Oberrhein, 1900–1970, Heidelberg, Strasbourg 2015, 371 S.

„RhinFilm“ nennt sich ein Projekt, das aus deutsch-französischer Perspektive dokumentarische Filme aus dem Zeitraum 1900 bis 1970 zum Thema hat, die in der Oberrheinregion (Elsass, Pfalz, Baden) vorgeführt, produziert oder geplant wurden. Dazu zählen Unternehmensfilme,

Werbefilme, Unterrichts- und Amateurfilme, die über regionale Produktionsbedingungen und Besonderheiten Auskunft geben. Ziel war, „der Oberrheinregion einen Teil ihres audiovisuellen Gedächtnisses zurückzugeben“. Historiker aus Straßburg und Heidelberg erforschten mit den Methoden der Medienanalyse und der historischen Sozialforschung die Entstehung, Verbreitung und Rezeption der Filme. In diesem Rahmen fanden 2013–2015 in Straßburg, Freiburg und Heidelberg drei Film- und Diskussionsrunden mit den Themen „Wein und Weinbau“, „Propaganda“ und „Gesundheit“ statt. Der Austausch mit dem Publikum sollte dazu dienen, die Filme genauer zu identifizieren, ihre historische Vorführungssituation zu rekonstruieren, über Traditionen und deren Abbildung im Film zu reflektieren und ihre Verankerung im kollektiven Gedächtnis zu hinterfragen. In Buchform sind 17 Beiträge der Projektteilnehmer erschienen. Neben den sehr verdienstvollen und aufschlussreichen Aufsätzen des Sammelbandes sind für Heidelberg vor allem die Beiträge von Jo-Hannes Bauer, Maike Rotzoll, Christian Bonah und Sara Doll von Bedeutung.

Unter dem Titel „Nicht vergnügungssteuerepflichtig‘. Der Gebrauchsfilm, Dokumentar- und Kulturfilm im Beiprogramm der Heidelberger Kinos 1910–1970“ (S. 203–220) fasst Jo-Hannes Bauer die Geschichte der Heidelberger Kinos zusammen. Zu diesem Thema hatte er zwischen 1998 und 2011 im Jahrbuch des Geschichtsvereins bereits ausführliche Studien vorgelegt. Anhand von Archivquellen, Werbeanzeigen und Presseberichten geht er hier nun der Geschichte nicht-fiktionaler Filme nach. Dabei stützte er sich auf Dokumente der „Sammlung Kalbus“ der Universitätsbibliothek Heidelberg, auf die Akten des Heidelberger Zensurausschusses (1920–1935), und auf die des „Filmclub Heidelberg“ im Universitätsarchiv Heidelberg. Zunächst sucht er nach einer Definition des „Gebrauchsfilms“ in Abgrenzung zum „Kulturfilm“. Er schildert dann die „stürmische“ Entwicklung des Kino-Standorts Heidelberg vor 1914. Noch kurz vor Kriegsbeginn wurde in Baden die „Lustbarkeitssteuer“ eingeführt, die nach dem Kriege „massiv in die Gestaltungsfreiheit des Kino-Besitzers“ eingriff (S. 211). Erwähnenswert ist die Bildung eines „örtlichen Ausschusses für Lichtbildpflege in Heidelberg“ 1920 und die Gründung der „Kurpfälzer Bilderbühne“, die 1923–1933 anspruchsvolle Kultur- und Dokumentarfilme zeigte (S. 212f.). Die Nazi-Zeit brachte u. a. die Verpflichtung zum Abspiel von „Kulturfilmen“, was nach Meinung des Autors diesem Genre ein Überleben in der Nische sicherte (S. 217). Die 1948 gegründete „Studentische Interessengemeinschaft für internationale Filmkunst an der Universität Heidelberg“ brachte Kurz- und Dokumentarfilme auch unter das nicht-akademische Publikum. In den 1950/60er Jahren galt Heidelberg zusammen mit Mannheim als „Kinohauptstadt“ Deutschlands. Ab 1970 zog sich das „ephemere Kino des rand- und widerständigen Films in den Untergrund zurück“ (S. 222).

Christian Bonah und Maike Rotzoll („Psychopathologie in Bewegung“, S. 263–286) berichten über universitäre Psychiatrie-Filme aus Sammlungen in Heidelberg und Straßburg. Anfang der 1970er Jahre war an der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg die Abteilung „Audiovision“ entstanden, in der Lehrfilme gedreht und archiviert wurden. Sie zeigen jeweils einen Psychiatriepatienten oder eine Patientin im Gespräch mit einem Arzt und wurden im Rahmen der Vorlesungen eingesetzt. „Die von Maike Rotzoll ermittelten Filme gehören zu dem eindrucksvollsten Material, das im Rahmen des Projekts aus Archiven gehoben wurde“ (Einleitung, S. 20).

Der Beitrag von Sara Doll: „Muskeln, Blut und Entwicklung. Der filmische Lehrapparat der Heidelberger Anatomie“, (S. 287–299) entstand aus ihrer Perspektive als Präparationstechnischer Assistentin am Institut für Anatomie und Zellbiologie der Universität Heidelberg. Sie beschäftigt sich seit Jahren damit, die Sammlung historischer Lehrobjekte ihres Instituts zu bewahren und aufzuarbeiten. In ihrem Beitrag rekonstruiert sie die Entstehungsgeschichte der Filme und die Bedingungen ihres Einsatzes im universitären Lehrbetrieb. Ihr Resümee: „Das Gros des Filmmaterials ist heute eher von medizinhistorischem Interesse. [...] Nach 40 Jahren mehr oder minder intensiver Verwendung spielt der Film im medizinischen Unterricht in Heidelberg keine Rolle mehr.“ (S. 299).

Hansjoachim Räther

Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte

Reise- und Kunstführer, Bildbände

Hansjörg Staehle: Heidelberg-Handschuhsheim. Ein satirischer Blick, Ubstadt-Weiher u.a. 2014

Selbstständige Veröffentlichungen 2014

Ingrid von Beyme, Thomas Röske: ungesehen und unerhört. Künstler reagieren auf die Sammlung Prinzhorn. Bd. 2: Literatur – Theater – Performance – Musik, Heidelberg 2014

Barbara Beuys: Die neuen Frauen – Revolution im Kaiserreich 1900–1914, München 2014

Thomas Biller: Burgen und Schlösser im Odenwald. Ein Führer zu Geschichte und Architektur. Unter Mitwirkung von Achim Wendt, Regensburg 2014

Markus Bitterolf, Oliver Schlaudt, Stefan Schöbel (Hgg.): Intellektuelle in Heidelberg 1910–1933, Heidelberg 2014 (Bitterolf)

Matthias Bormuth (Hg.): Offener Horizont. Jahrbuch der Karl Jaspers-Gesellschaft. 1, 2014, Göttingen 2014 (Bormuth)

Rainer Brüning, Laetitia Brasseur-Wild (Hgg.): Menschen im Krieg 1914–1918 am Oberrhein. Vivre en temps des guerre de deux côtés du Rhin 1914–1918, Stuttgart 2014

Christian Burkhart: Pankrätius – Vitus – Georg. Die Kirchenheiligen von Dossenheim und Handschuhsheim. Patrozinien- und Herrschaftswchsel an der südlichen Bergstraße im hohen Mittelalter, Dossenheim 2014

Alexander Cartellieri: Tagebuch eines deutschen Historikers. Vom Kaiserreich bis in die Weimarer Republik (1899–1953). Hg. von Matthias Steinbach und Uwe Dathe (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts. Bd. 69), München 2014

Klaus Deinet: Friedrich Sieburg (1893–1964). Ein Leben zwischen Frankreich und Deutschland, Berlin 2014

Eberhard Demm: Else Jaffé-von Richthofen. Erfülltes Leben zwischen Max und Alfred Weber (Schriften des Bundesarchivs. 74), Düsseldorf 2014

Gabriele Dörflinger (Hg.): Wilhelm von Bezold, Emil du Bois-Reymond, Theodor W. Engelmann, William Thomson u.a.: Nachrufe auf Hermann von Helmholtz, Universitätsbibliothek Heidelberg Online-Ressource 2014

Gabriele Dörflinger (Hg.): Zur Erinnerung an Robert Gustav Kirchhoff. Aufsätze von Robert von Helmholtz, August Wilhelm von Hofmann, Friedrich Pockels und Emil Warburg, Universitätsbibliothek Heidelberg Online-Ressource 2014

Gabriele Dörflinger: Homo Heidelbergensis mathematicus. Eine Materialsammlung zu bekannten Heidelberger Mathematikern, Universitätsbibliothek Heidelberg Online-Ressource 2014

Gabriele Dörflinger: Mathematik an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Universitätsbibliothek Heidelberg Online-Ressource 2014

Fletcher Dubois, Hans-Peter Gerstner (Hgg.): Comenius in Heidelberg. Student in Heidelberg – Lehrer der Menschheit (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte. Bd. 2), Heidelberg 2014 (Dubois)

Eberhard Dziobek, Dirk Hrdina: „Er hat Farbe in unser Leben gebracht.“ Die Wandmalereien von Motz-Munke in Heidelberg-Rohrbach (Schriftenreihe des Heimatmuseums Heidelberg-Rohrbach. Bd. 14), Heidelberg 2014

Hannah Dziobek, Dirk Hrdina: Rohrbach im 1. Weltkrieg. Rohrbach in the First World War. Katalog zur Ausstellung 13.9. – 11.10.2014 (Schriftenreihe des Heimatmuseums Heidelberg-Rohrbach. Bd. 15), Heidelberg 2014

- Günther Ebersold: Alter, neuer und „natürlicher“ Adel. Karrieren am kurpfälzischen Hof des 18. Jahrhunderts (Mannheimer historische Schriften. Bd. 10), Ubstadt-Weiher u.a. 2014
- Wolfgang U. Eckart: Medizin und Krieg. Deutschland 1914–1924, Paderborn 2014
- Maria Effinger, Kerstin Losert (Hgg.): „Mit schönen Figuren.“ Buchkunst im deutschen Südwesten. Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Heidelberg und der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart vom 29.10.2014 – 1.3.2015 (Schriften der Universitätsbibliothek Heidelberg. Bd. 15), Heidelberg 2014
- Maria Effinger, Karin Seeber (Hgg.): „Es ist eine wunderbare Zeit, die ich jetzt lebe.“ Die Heidelberger Gelehrte Marie Luise Gothein (1863–1931). Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Heidelberg vom 29.4. bis 31.8.2014 (Schriften der Universitätsbibliothek Heidelberg. Bd. 14), Heidelberg 2014
- Walter F. Elkins, Christian Führer, Michael J. Montgomery: Amerikaner in Heidelberg 1945 bis 2013 (Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Heidelberg. Bd. 20), Ubstadt-Weiher u.a. 2014
- Hartmut Ellrich: Die Wittelsbacher in Bayern und am Rhein, Petersberg 2014
- Peter (Pit) Elsasser: Heidelberg – Ich dreh' mich noch einmal nach dir um. Eine Heidelberger Nachkriegskindheit, Books on Demand, Norderstedt 2014
- Axel W. Gleue: Ohne Wasser keine Burg. Die Versorgung der Höhenburgen und der Bau der tiefen Brunnen, Regensburg 2014
- Janus Gudian: Ernst Kantorowicz. Der „ganze Mensch“ und die Geschichtsschreibung, Frankfurt a. M. 2014
- Stefan Hagen, Jörg Kreuz, Benno Müller: Unsere Schicksalsjahre 1944/45. Ängste, Sorgen, Sehnsüchte – Zeitzeugen aus der Rhein-Neckar-Region blicken zurück, Heidelberg 2014
- Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 19, 2015, Heidelberg 2014 (HJG Jg. 19, 2015)
- Andreas Hensen: Mithras. Der Mysterienkult an Limes, Rhein und Donau (Die Limesreihe – Schriften des Limesmuseum Aalen. Bd. 62), Darmstadt 2013
- Claus D. Hillebrand, Peter Zimmer: Drei Westfalen in Heidelberg. Historische Persönlichkeiten aus dem Land der verlorenen Söhne, Book on Demand, Heidelberg 2013
- Sabine Hohnholz, Thomas Röpke, Maiko Rotzoll (Hgg.): Krieg und Wahnsinn. Kunst aus der zivilen Psychiatrie zu Militär und 1. Weltkrieg. Werke der Sammlung Prinzhorn. Begleitbuch zur Ausstellung Uniform und Eigensinn. Militarismus, Weltkrieg und Kunst in der Psychiatrie vom 2. Oktober 2014 bis 1. Februar 2015, Heidelberg 2014
- Rudolf Horn, Karl Bopp: Zum 100. Geburtstag Moritz Cantors, Universitätsbibliothek Heidelberg Online-Ressource 2014
- Arnold Huijgen, John V. Fesko, Aleida Siller (Hgg.): Handbuch Heidelberger Katechismus, Gütersloh 2014 (Huijgen)
- Dirk Kaesler: Max Weber. Preuße, Denker, Muttersohn. Eine Biographie, München 2014
- Pamela Kalning, Matthias Miller, Karin Zimmermann (Bearb.): Die Codices Palatini germanici in der Universitätsbibliothek Heidelberg (Cod. Pal. germ. 496–670) (Kataloge der Universitätsbibliothek Heidelberg. Bd. 11), Wiesbaden 2014
- Jürgen Kaube: Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen, Berlin 2014
- Dörte Kaufmann: Anton Friedrich Justus Thibaut (1772–1840). Ein Heidelberger Professor zwischen Wissenschaft und Politik (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 198), Stuttgart 2014
- Kai Kaufmann: Stefan George. Eine Biographie, Göttingen 2014
- Jürgen Keddigkeit, Matthias Untermann, Hans Ammerich, Pia Heberer, Charlotte Lagemann: Pfälzisches Klosterlexikon. Handbuch der pfälzischen Klöster, Stifte und Kommenden (Beiträge zur pfälzischen Geschichte. Bd. 26.1: A–G, 26.2: H–L), Kaiserslautern 2014
- Caroline Klausling: Die Bekennende Kirche in Baden. Machtverhältnisse und innerkirchliche Führungskonflikte 1933–1945, Stuttgart 2014

- Friedrich Klein: Bernhard Windscheid 26.6.1817 – 26.10.1892. Leben und Werk (Schriften zur Rechtsgeschichte. Bd. 168), Berlin 2014
- Inge Koch: Schicksalhafte Begegnungen. Studienjahre in Heidelberg, Stadtgeschichte und Erinnerungen an Ilmenau, Heidelberg 2014
- Niklas Konzen: Aller Welt Feind. Fehdenetzwerke um Hans von Rechberg (+ 1464) im Kontext der südwestdeutschen Territorienbildung (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 194), Stuttgart 2014
- Martin Krauß, Walter Rummel (Hgg.): „Heimatfront“ – Der Erste Weltkrieg und seine Folgen im Rhein-Neckar-Raum (1914–1924), Ubstadt-Weiher u.a. 2014
- Roland Krischke: Iwan S. Turgenjew in Heidelberg (Stationen im mdv. Bd. 8), Halle (Saale) 2014
- Jörg Kreutz, Wilhelm Kreutz, Hermann Wiegand (Hgg.): In omnibus veritas: 250 Jahre Kurpfälzische Akademie der Wissenschaften in Mannheim (1763–1806), Mannheim 2014
- Jürgen Krüger, Hansmartin Schwarzmaier, Udo Wennemuth (Hgg.): Das evangelische Pfarrhaus im deutschsprachigen Südwesten (Oberrheinische Studien. Bd. 32), Ostfildern 2014
- Melvin J. Lasky: Und alles war still. Deutsches Tagebuch 1945, Berlin 2014
- Christoph Mauntel, Carla Meyer, Achim Wendt (Hgg.): Heidelberg in Mittelalter und Renaissance. Eine Spurensuche in zehn Spaziergängen, Ostfildern 2014
- Charles-Louis de Montesquieu: Meine Reisen in Deutschland 1728–1729. Hg. von Jürgen Overhoff, Stuttgart 2014
- Georg Patzer: 50 x Baden. Höhe- und Wendepunkte der Geschichte, Tübingen 2014
- Hans Pfisterer: Carl Ullmann. Romantik und „positive Vermittlung“ in Theologie und Kirche. Vom Pfarrersbub aus dem kurpfälzischen Odenwald zum badischen Prälaten, Heidelberg u.a. 2014
- Sven Reichardt: Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren, Berlin 2014
- Fritz Richter: Goethe und der Wein. Seine Reise an Rhein, Main und Neckar, Ubstadt-Weiher u.a. 2014
- Ludwig Schmidt-Herb: Tabellarische Chronik der Traitteur'schen Wasserleitung von Rohrbach nach Mannheim (Schriftenreihe des Heimatmuseums Heidelberg-Rohrbach. Bd. 13), Heidelberg 2014
- Klaus-Peter Schroeder: „Immer gerettet und aufrecht geblieben“. Die Juristische Fakultät der kurpfälzischen Universität Heidelberg von ihren Anfängen bis zum Jahre 1802 (Stiftung zur Förderung der pfälzischen Geschichtsforschung. Reihe B, Bd. 15), Neustadt an der Weinstraße 2014
- Friedrich Hermann Schubert: Ludwig Camerarius (1573–1651). Eine Biographie. Die Pfälzische Exilregierung im Dreißigjährigen Krieg – Ein Beitrag zur Geschichte des politischen Protestantismus, Münster 2013
- Engelbert Schwarzenbeck: Wittelsbacher auf Europas Thronen, Regensburg 2014
- Gerhard Schwinge: Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817), „Patriarch der Erweckung“. Beiträge aus 26 Jahren Jung-Stilling-Forschung, Heidelberg u.a. 2014 (Schwinge)
- Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2014, Heidelberg 2014 (Jb Hhm 2014)
- Martina Trauschke (Hg.): Memoiren der Kurfürstin Sophie von Hannover. Ein höfisches Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. Aus dem Französischen übersetzt von Ulrich Klappstein, Göttingen 2014
- Lorenz Waibel: Ludwig Häusser (1818–1867). Kleindeutsche politische Geschichtsschreibung an der Universität Heidelberg (Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit. Bd. 80), Hamburg 2014
- Sean Ward (Hg.): Kurfürstin Sophie von Hannover. Memoiren 1630–1680. Neu übersetzt, kommentiert und für die Gegenwart erschlossen, Kindle Edition 2014

- Nikolai Wehrs: Protest der Professoren. Der „Bund Freiheit der Wissenschaft“ in den 1970er Jahren (Geschichte der Gegenwart. Bd. 9), Göttingen 2014
- Daniel Westermann: Die XXI. Weltspiele der Gelähmten in Heidelberg 1972. Entstehungsgeschichte und Ablauf (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg. H. 9), Heidelberg u.a. 2014
- Barbara Wiedemann: Mandelstam in Heidelberg (Spuren 103), Marbach am Neckar 2014
- Barbara Wolbring: Trümmerfeld der bürgerlichen Welt. Universität in den gesellschaftlichen Reformdiskursen der westlichen Besatzungszonen (1945–1949) (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 87), Göttingen 2014
- Eike Wolgast: Die Einführung der Reformation und das Schicksal der Klöster im Reich und in Europa (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte. Bd. 89), Gütersloh 2014

Aufsätze und selbständige Veröffentlichungen (nach Epochen geordnet)

Vor- und Frühgeschichte, Archäologie

- Folke Damminger, Einhard Kemmet: Baubegleitende Untersuchungen in der Unteren Neckarstraße 76 in Heidelberg, in Landesamt für Denkmalpflege (Hg.): Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2013, Darmstadt 2014, S. 249–252
- Andreas Hensen: Mithras. Der Mysterienkult an Limes, Rhein und Donau (Die Limesreihe – Schriften des Limesmuseum Aalen. Bd. 62), Darmstadt 2013
- Einhard Kemmet: Fundamente einer bisher unbekannteren Schlossmauer und Brunnenstube des späten Mittelalters, in HJG Jg. 19, 2015, S. 187–192
- Einhard Kemmet, Renate Ludwig: Barocker Wasserbau im archäologischen Befund – die Traitteursche Wasserleitung in Eppelheim, in Landesamt für Denkmalpflege (Hg.): Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2013, Darmstadt 2014, S. 316–318
- Olaf Wagener: „Der gesprengte Turm“. Schloss Heidelberg im Fokus von Wissenschaftlern der Universität. Sie berechneten das Volumen des mächtigen Mauerfragments im Graben, in Schlösser Baden-Württemberg 2014, H. 1, S. 36f.

12. – 18. Jahrhundert

- Lyle D. Bierma, Charles D. Gunnoe, Jr.: Die Verfasser des Heidelberger Katechismus, in Huijgen, S. 65–74
- Christian Burkhart: Pankrätius – Vitus – Georg. Die Kirchenheiligen von Dossenheim und Handschuhsheim. Patrozinien- und Herrschaftswchsel an der südlichen Bergstraße im hohen Mittelalter, Dossenheim 2014
- Fletcher Dubois, Hans-Peter Gerstner (Hgg.): Comenius in Heidelberg. Student in Heidelberg – Lehrer der Menschheit (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte. Bd. 2), Heidelberg 2014
- Fletcher Ranney Dubois, Sven Lehmann, Kirsten-Heike Pistel, Chris Müllner: Notizen zu Comenius und seinen Heidelberger Universitätslehrern, in Dubois, S. 59–67
- Günther Ebersold: Alter, neuer und „natürlicher“ Adel. Karrieren am kurpfälzischen Hof des 18. Jahrhunderts (Mannheimer historische Schriften. Bd. 10), Ubstadt-Weiher u.a. 2014
- Maria Effinger, Kerstin Losert (Hgg.): „Mit schönen Figuren.“ Buchkunst im deutschen Südwesten. Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Heidelberg und der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart vom 29.10.2014 – 1.3.2015 (Schriften der Universitätsbibliothek Heidelberg. Bd. 15), Heidelberg 2014
- Hans-Peter Gerstner: Hortus Palatinus und Palatium Cordis: Versuch über den Garten des Pädagogen, in Dubois, S. 77–103

- Hans-Peter Gerstner, Fletcher Ranney Dubois: Einführende Worte zu Johann Amos Comenius und Heidelberg, in Dubois, S. 11–16
- Axel W. Gleue: Ohne Wasser keine Burg. Die Versorgung der Höhenburgen und der Bau der tiefen Brunnen, Regensburg 2014
- Charles D. Gunnoe, Jr.: Die Geschichte des Heidelberger Katechismus im Umfeld der Pfalz, in Huijgen, S. 54–64
- Michael Hanstein, Kirsten-Heike Pistel: Theater in der Schule – Schule auf dem Theater. Anregungen aus der Heidelberger Zeit auf das pädagogische Denken des Comenius, in Dubois, S. 69–76
- Frieder Hepp. Das „böhmische Abenteuer“ Friedrichs V. von der Pfalz im Spiegel zeitgenössischer Flugblätter, Bilder und Medaillen, in Friedrich Hermann Schubert: Ludwig Camerarius (1573–1651). Eine Biographie. Die Pfälzische Exilregierung im Dreißigjährigen Krieg – Ein Beitrag zur Geschichte des politischen Protestantismus, Münster 2013, S. 69–76
- Claus D. Hillebrand, Peter Zimber: Drei Westfalen in Heidelberg. Historische Persönlichkeiten aus dem Land der verlorenen Söhne, Book on Demand, Heidelberg 2013
- Arnold Huijgen, John V. Fesko, Aleida Siller (Hgg.): Handbuch Heidelberger Katechismus, Gütersloh 2014
- Pamela Kalning, Matthias Miller, Karin Zimmermann (Bearb.): Die Codices Palatini germanici in der Universitätsbibliothek Heidelberg (Cod. Pal. germ. 496–670) (Kataloge der Universitätsbibliothek Heidelberg. Bd. 11), Wiesbaden 2014
- Ewald Keßler: Ein Bericht über den Heidelberger Konfessionsstreit von 1719, in HJG Jg. 19, 2015, S. 205–220
- Niklas Konzen: Aller Welt Feind. Fehdenetzwerke um Hans von Rechberg (+ 1464) im Kontext der südwestdeutschen Territorienbildung (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 194), Stuttgart 2014
- Wolfgang Krauß: 1664–2014: 350 Jahre Mennistenkonzession. Ein wichtiger Schritt zu Toleranz und Menschenrechten, in HJG Jg. 19, 2015, S. 247–251
- Wilhelm Kühlmann: Die Edition als kulturpolitische Tat – Paradigmen des oberrheinischen Humanismus, in Sabine Holtz, Albert Schirrmeister, Stefan Schlelein (Hgg.): Humanisten edieren. Gelehrte Praxis im Südwesten in Renaissance und Gegenwart (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 190), Stuttgart 2014, S. 123–141
- Matthew Laube: „Hymnis Germanicis Davidis, Lutheri & aliorum piorum virorum“: Hymnbooks and confessionalisation in Heidelberg, 1549–1620, in Michael Fischer, Norbert Haag, Gabriele Haug-Moritz (Hgg.): Musik in neuzeitlichen Konfessionskulturen (16. bis 19. Jahrhundert). Räume – Medien – Funktionen, Ostfildern 2014, S. 85–102
- Sven Lehmann: Das All im Auge? Der Student Comenius kauft ein Kopernikusmanuskript, in Dubois, S. 105–117
- Dierk Loyal: „... halbnackend und bis auff's Hembde ausgezogen ... und wie das Vieh endlich aus der Stadt gejaget und vertrieben“ 1693, in Hugenotten. Jg. 78, 2014, H. 1, S. 18–22
- Christoph Mauntel, Carla Meyer, Achim Wendt (Hgg.): Heidelberg in Mittelalter und Renaissance. Eine Spurensuche in zehn Spaziergängen, Ostfildern 2014
- Jürgen Miethke: Die Pfalzgrafen und ihre Universität. Ein Blick auf Heidelberg im 15. Jahrhundert, in ZGO Bd. 162, 2014, S. 149–166
- Charles-Louis de Montesquieu: Meine Reisen in Deutschland 1728–1729. Hg. von Jürgen Overhoff, Stuttgart 2014
- Benjamin Müsegades: Gelehrte Erzieher am spätmittelalterlichen Heidelberger Hof, in HJG Jg. 19, 2015, S. 11–24
- Christian Ottersbach: Das Heidelberger Schloss, die feste Residenz der Pfalz, in Christian Ottersbach, Heiko Wagner, Jörg Wöllper: Festungen in Baden-Württemberg (Deutsche Festungen. Bd. 3), Regensburg 2014, S. 69–76

- Hermann Röhrs: Die Studienzeit des Comenius in Heidelberg, in Dubois, S. 43–58
- Michael Roth: Fürstliches Familienidyll: Luise von Degenfeld und Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz in Schwetzingen, in ZGO Bd. 162, 2014, S. 261–278
- Friedrich Hermann Schubert: Ludwig Camerarius (1573–1651). Eine Biographie. Die Pfälzische Exilregierung im Dreißigjährigen Krieg – Ein Beitrag zur Geschichte des politischen Protestantismus, Münster ²2013
- Gerhard Schwinge: De virtutibus et meritis Theologorum Reformatorum. Heidelberger reformierte Theologieprofessoren des späten 17. und 18. Jahrhunderts, insbesondere Dominik Theophil Heddäus (1744–1795) und Johann Heinrich Hottinger d. J. (1681–1750) in ZGO Bd. 162, 2014, S. 279–316
- Gregor Stiebert: Über Totenkultur und Sorgen um das Seelenheil. Auf den Spuren der kurfürstlichen Grablegen der Wittelsbacher in Heidelberg; Heiliggeistkirche von zentraler Bedeutung. Ausstellung im Kurpfälzischen Museum, in Schlösser Baden-Württemberg 2014, H. 1, S. 38–40
- Christoph Strohm: Politik, Kirche und Universität zur Zeit des Heidelberger Katechismus, in Huijgen, S. 44–53
- Martina Trauschke (Hg.): Memoiren der Kurfürstin Sophie von Hannover. Ein höfisches Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. Aus dem Französischen übersetzt von Ulrich Klappstein, Göttingen 2014
- Jörg Tröger: Krieger, Künstler, Kavalier. Das abenteuerliche Leben des Pfalzgrafen Ruprecht, Sohn des Winterkönigs (1616–1682), in HJG Jg. 19, 2015, S. 27–36
- Dimitrij Tschizewskij: Typoskript einer Antrittsvorlesung, in Dubois, S. 121–128
- Sean Ward (Hg.): Kurfürstin Sophie von Hannover. Memoiren 1630–1680. Neu übersetzt, kommentiert und für die Gegenwart erschlossen, Kindle Edition 2014
- Eike Wolgast: Ludwig Camerarius und die Politik der Kurpfalz vor und nach 1618. Zum Neudruck von Friedrich Hermann Schuberts Biographie über Ludwig Camerarius (1573–1651), in Historische Zeitschrift. Bd. 299, H.3, 2014, S. 334–351
- Eike Wolgast: Die Einführung der Reformation und das Schicksal der Klöster im Reich und in Europa (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte. Bd. 89), Gütersloh 2014
- Günther Wüst: Kurpfälzische Jagdspektakel. Jagdausflüge des Hofes waren oft mit Begegnungen mit den Untertanen verbunden, in Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau 2015, Heidelberg 2014, S. 127–130

18. und 19. Jahrhundert

- Dörte Kaufmann: Anton Friedrich Justus Thibaut (1772–1840). Ein Heidelberger Professor zwischen Wissenschaft und Politik (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 198), Stuttgart 2014
- Friedrich Klein: Bernhard Windscheid 26.6.1817 – 26.10.1892. Leben und Werk (Schriften zur Rechtsgeschichte. Bd. 168), Berlin 2014
- Roland Kruschke: Iwan S. Turgenjew in Heidelberg (Stationen im mdv. Bd. 8), Halle (Saale) 2014
- Kalterina Latifi: „verbotenes Recht“. Heinrich Eberhard Gottlob Paulus' Auseinandersetzung mit dem Duell (samt eines Heidelberger Fallbeispiels), in HJG Jg. 19, 2015, S. 221–230
- Hans Pfisterer: Carl Ullmann. Romantik und „positive Vermittlung“ in Theologie und Kirche. Vom Pfarrersbub aus dem kurpfälzischen Odenwald zum badischen Prälaten, Heidelberg u.a. 2014
- Fritz Richter: Goethe und der Wein. Seine Reise an Rhein, Main und Neckar, Ubstadt-Weiher u.a. 2014
- Gerhard Schwinge: Zwei ungleiche Heidelberger Freunde – die jahrzehntelangen Beziehungen zwischen Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817) und Johann Heinrich Mieg (1744–1819), in Schwinge, S. 259–277

- Gerhard Schwinge: Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817), „Patriarch der Erweckung“. Beiträge aus 26 Jahren Jung-Stilling-Forschung, Heidelberg u.a. 2014
- Gerhard Schwinge: Zur Neuorganisation der Universität Heidelberg vor 200 Jahren und zum Einfluss des ebenfalls 1803 nach Baden berufenen Jung-Stilling in den Jahren 1803–1815, in Schwinge, S. 159–183
- Lorenz Waibel: Ludwig Häusser (1818–1867). Kleindeutsche politische Geschichtsschreibung an der Universität Heidelberg (Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit. Bd. 80), Hamburg 2014

19. und 20. Jahrhundert

- Wilhelm Barth: Eine junge Generation in der Zeit des Nationalsozialismus. Unliebsame Erinnerungen an einen Lebensabschnitt, in Jb Hhm 2014, S. 31–39
- Barbara Beuys: Die neuen Frauen – Revolution im Kaiserreich 1900–1914, München 2014
- Markus Bitterolf: Rosa Meyer-Leviné – Romantik und Revolution, in Bitterolf, S. 249–260
- Markus Bitterolf, Oliver Schlaudt: Georg Lukács: „Die deutschen Intellektuellen und der Krieg“ (1915), in Bitterolf, S. 203–220
- Markus Bitterolf, Oliver Schlaudt, Stefan Schöbel (Hgg.): Intellektuelle in Heidelberg 1910–1933, Heidelberg 2014
- Reinhard Blomert: Renaissancestudien. Norbert Elias und die Heidelberger Renaissanceforschung der zwanziger Jahre, in Bitterolf, S. 95–110
- Bernd Braun: Golo Manns Heidelberger Jahre – zwischen Karl Jaspers und Karl Marx, in Bitterolf, S. 221–232
- Rainer Brüning, Laetitia Brasseur-Wild (Hgg.): Menschen im Krieg 1914–1918 am Oberrhein. *Vivre en temps de guerre des deux côtés du Rhin 1914–1918*, Stuttgart 2014
- Micha Brumlik: Wissenschaft und Identitätsfindung. Der junge Erich Fromm. Alfred Weber, Karl Marx und Sigmund Freud, in Bitterolf, S. 111–118
- Alexander Cartellieri: Tagebuch eines deutschen Historikers. Vom Kaiserreich bis in die Zweistaatlichkeit (1899–1953). Hg. von Matthias Steinbach und Uwe Dathe (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts. Bd. 69), München 2014
- Klaus Deinet: Friedrich Sieburg (1893–1964). Ein Leben zwischen Frankreich und Deutschland, Berlin 2014
- Eberhard Demm: Else Jaffé-von Richthofen. Erfülltes Leben zwischen Max und Alfred Weber (Schriften des Bundesarchivs. 74), Düsseldorf 2014
- Eberhard Demm: Alfred Weber: „Der Beamte“ (1910), in Bitterolf, S. 377–389
- Gabriele Dörflinger (Hg.): Wilhelm von Bezold, Emil du Bois-Reymond, Theodor W. Engelmann, William Thomson u.a.: Nachrufe auf Hermann von Helmholtz, Universitätsbibliothek Heidelberg Online-Ressource 2014
- Gabriele Dörflinger (Hg.): Zur Erinnerung an Robert Gustav Kirchhoff. Aufsätze von Robert von Helmholtz, August Wilhelm von Hofmann, Friedrich Pockels und Emil Warburg, Universitätsbibliothek Heidelberg Online-Ressource 2014
- Hannah Dziobek, Dirk Hrdina: Rohrbach im 1. Weltkrieg. Rohrbach in the First World War. Katalog zur Ausstellung 13.9. – 11.10.2014 (Schriftenreihe des Heimatmuseums Heidelberg-Rohrbach. Bd. 15), Heidelberg 2014
- Wolfgang U. Eckart: Medizin und Krieg. Deutschland 1914–1924, Paderborn 2014
- Maria Effinger, Karin Seeber (Hgg.): „Es ist eine wunderbare Zeit, die ich jetzt lebe.“ Die Heidelberger Gelehrte Marie Luise Gothein (1863–1931). Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Heidelberg vom 29.4. bis 31.8.2014 (Schriften der Universitätsbibliothek Heidelberg. Bd. 14), Heidelberg 2014
- Carl Freytag: „Alle Gehalte des Marxismus heidelbergisch verfehlt...“ Der Philosoph und Nationalökonom Alfred Sohn-Rethel (1899–1990) in Heidelberg, in Bitterolf, S. 311–332

- Wolfgang Frühwald: Auf Karl Jaspers' Spuren oder Vom Denken über die Grenzen der Fächer hinaus, in Bormuth, S. 29–43
- Norbert Giovannini: Heidelberg im Ersten Weltkrieg: Russische Soldatengräber, Lager und Kriegsgefangene im Arbeitseinsatz, in HJG Jg. 19, 2015, S. 123–146
- Kai Gräf: Kriegsbegeisterung und geistige Mobilmachung: Das „Augusterlebnis“ in Heidelberg, in HJG Jg. 19, 2015, S. 87–104
- Janus Gudian: Ernst Kantorowicz. Der „ganze Mensch“ und die Geschichtsschreibung, Frankfurt a. M. 2014
- Ludwig Haßlinger: Die Hensemer Hasenschläger, in Jb Hhm 2014, S. 59–61
- Gerhard Heinzmann: Cavaillès in Heidelberg: der Beginn einer schwierigen Liaison, in Bitterolf, S. 79–82
- Dirk Hoeges: Wächter in dunkler Nacht. Karl Mannheim und die Wissenssoziologie in Heidelberg, in Bitterolf, S. 233–248
- Sabine Hohnholz, Thomas Röpke, Maïke Rotzoll (Hgg.): Krieg und Wahnsinn. Kunst aus der zivilen Psychiatrie zu Militär und 1. Weltkrieg. Werke der Sammlung Prinzhorn. Begleitbuch zur Ausstellung Uniform und Eigensinn. Militarismus, Weltkrieg und Kunst in der Psychiatrie vom 2. Oktober 2014 bis 1. Februar 2015, Heidelberg 2014
- Sabine Hohnholz, Thomas Röske, Maïke Rotzoll: Uniform und Eigensinn: zur Kenntlichkeit verzerrt, in Ruperto Carola 2014, Heft 4, S. 124–133
- Rudolf Horn, Karl Bopp: Zum 100. Geburtstag Moritz Cantors, Universitätsbibliothek Heidelberg Online-Ressource 2014
- Christian Jansen: Emil Julius Gumbel – ein kluger Professor und renitenter Pazifist, der im Winter 1930/31 Studentenkrawalle auslöste, in Bitterolf, S. 129–139
- Peter-Erwin Jansen: Die Weltrevolution steht um die Ecke – Leo Löwenthal in Heidelberg, in Bitterolf, S. 189–201
- Dirk Kaesler: Max Weber. Preuße, Denker, Muttersohn. Eine Biographie, München 2014
- Jürgen Kaube: Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen, Berlin 2014
- Kai Kaufmann: Stefan George. Eine Biographie, Göttingen 2014
- Caroline Klausling: Die Bekennende Kirche in Baden. Machtverhältnisse und innerkirchliche Führungskonflikte 1933–1945, Stuttgart 2014
- Peter König: „Mein Flügel ist zum Schwung bereit“ – Walter Benjamin in Heidelberg, in Bitterolf, S. 45–58
- Peter König: Alexandre Kojève in Heidelberg, in Bitterolf, S. 141–150
- Martin Krauß, Walter Rummel (Hgg.): „Heimatfront“ – Der Erste Weltkrieg und seine Folgen im Rhein-Neckar-Raum (1914–1924), Ubstadt-Weiher u.a. 2014
- Renate Kremer: Frieda Fromm-Reichmann (1889–1957). Ein koscheres Sanatorium in Heidelberg als „intellektuelles Experiment“, in Bitterolf, S. 119–128
- Jill Lewis: Käthe Leichter: „Max Weber als Lehrer und Politiker“, in Bitterolf, S. 171–188
- Katharina Lustgarten: Liebesgaben und Transport. Die Heidelberger Bevölkerung im Dienst der Lazarettstadt, in HJG Jg. 19, 2015, S. 119–122
- Reinhard Mehring: Max Weber (1864–1920), in Bitterolf, S. 391–402
- Thomas F. Mertel: Die Restaurierung der Tiefburg in Handschuhsheim von 1911–1913. Fortsetzung des Artikels vom Jahrbuch 2013, in Jb Hhm 2014, S. 22f.
- Alexandre Métraux: Emil Lederer, ein Heidelberger Anti-Mandarin, in Bitterolf, S. 165–169
- Alexandre Métraux: Sergej Tschachotin, der Agitator mit biologischem Fingerspitzengefühl, in Bitterolf, S. 353–358
- Walter Mühlhausen: Der Kampf des Herrn Vielgeschrey um die Republik – Carlo Mierendorffs frühe Warnungen vor dem Nationalsozialismus, in Bitterolf, S. 261–275
- Volker Neumann: Gustav Radbruch und der Heidelberger Geist, in Bitterolf, S. 277–291

- Thomas Neureither: Füllhalter 1933 bis 1945. Vierter Teil aus den Handschuhsheimer Füllhaltergeschichten, in Jb Hhm 2014, S. 25–29
- Philipp Osten: Großklinikum mit Bahnanschluss. Heidelberg als Lazarettstadt im Ersten Weltkrieg, in HJG Jg. 19, 2015, S. 105–118
- Stephan Reinhardt: Carl Zuckmayer: „Offen für alles Ungenormte und Kühne“ – „Krieg ist kein Schicksal“, sondern „Verblödung“ und „Verdummung“, in Bitterolf, S. 403–415
- Angela Reinthal: Ernst Blass in Heidelberg und die „Argonauten“, in Bitterolf, S. 59–70
- Reinhard Riese: „Treu zu Kaiser und Reich“. Patriotische Feiern in Heidelberg 1912–1914, in HJG Jg. 19, 2015, S. 65–85
- Ilona Scheidle: „Eine Folge der gegen Frauen errichteten Schranken“ Marie Baum (1874–1964), in Bitterolf, S. 27–43
- Oliver Schlaudt: Margarete Turnowsky-Pinner: „Eine Studienfreundschaft mit Ernst Toller“, in Bitterolf, S. 359–376
- Stefan Schöbel: Jürgen Kuczynski: „Die Erziehung des J.K. zum Kommunisten und Wissenschaftler“, in Bitterolf, S. 151–164
- Markus Schott: Heidelberg und der Kult um Bismarck in der Kaiserzeit, in HJG Jg. 19, 2015, S. 37–63
- Klaus-Peter Schröder: Karl August Heinsheimer (1869–1929). Vom Amtsrichter in Mosbach zum Rechtsprofessor an der Universität Heidelberg, in Mosbacher Jahressheft. Jg. 24, 2014, S. 159–174
- Karin Seeber: „Den Welträtseln näher kommen“ – Leben und Werk Marie Luise Gotheins, in Maria Effinger, Karin Seeber (Hgg.): „Es ist eine wunderbare Zeit, die ich jetzt lebe.“ Die Heidelberger Gelehrte Marie Luise Gothein (1863–1931). Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Heidelberg vom 29.4. bis 31.8.2014 (Schriften der Universitätsbibliothek Heidelberg. Bd. 14), Heidelberg 2014, S. 9–25
- Michael Sommer: Sonderweg in die Moderne – Max Webers Fragment „Die Stadt“, in Bormuth, S. 152–168
- Marion Tauschwitz: „Im Zaubermantel glücklich, der uns umhüllt“ – Hilde Domin und Erwin Walter Palm, in Bitterolf, S. 83–94
- Jennifer Tharr: „Und wegen der Heidelberger Vergangenheit, die mich auf meinen Weg brachte.“ Hannah Ahrendts Begegnungen in Heidelberg (1926–1929), in Bitterolf, S. 15–26
- Christian Voller: Die Nihilisierung des Nihilismus – Alfred Seidel (1895–1924), in Bitterolf, S. 305–320
- Hendrik Wallat: Isaak Steinberg, von Moskau über Heidelberg nach New York, in Bitterolf, S. 333–340
- Barbara Wiedemann: Mandelstam in Heidelberg (Spuren 103), Marbach am Neckar 2014
- Judith Wisser: Entracte eines revolutionären Dichters – Ernst Toller in Heidelberg, in Bitterolf, S. 341–352
- Christiane Zehl Romero: Anna Seghers in Heidelberg, in Bitterolf, S. 293–304
- Peter Zudeick: Beinahe wie Moskau oder das alte Spanien – Ernst Bloch und Heidelberg, in Bitterolf, S. 71–78

20. und 21. Jahrhundert

- Ulrich von Bülow: Reise um die Erde in 18 Jahren. Karl Löwiths Exil, in Bormuth, S. 197–211
- Eberhard Dziobek, Dirk Hrdina: „Er hat Farbe in unser Leben gebracht.“ Die Wandmalereien von Motz-Munke in Heidelberg-Rohrbach (Schriftenreihe des Heimatmuseums Heidelberg-Rohrbach. Bd. 14), Heidelberg 2014
- Walter F. Elkins, Christian Führer, Michael J. Montgomery: Amerikaner in Heidelberg 1945 bis 2013 (Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Heidelberg. Bd. 20), Ubstadt-Weiher u.a. 2014

- Peter (Pit) Elsasser: Heidelberg – Ich dreh' mich noch einmal nach dir um. Eine Heidelberger Nachkriegskindheit, Books on Demand, Norderstedt 2014
- Norbert Giovannini: Ein Jahrzehnt reloaded. Anmerkungen zur Ausstellung „Eine Stadt bricht auf – Heidelbergs wilde Siebziger“ vom 16. Mai bis 21. September 2014 im Kurpfälzischen Museum, in HJG Jg. 19, 2015, S. 253–255
- Stefan Hagen, Jörg Kreuz, Benno Müller: Unsere Schicksalsjahre 1944/45. Ängste, Sorgen, Sehnsüchte – Zeitzeugen aus der Rhein-Neckar-Region blicken zurück, Heidelberg 2014
- Dieter Heinrich: Heidelberg nach Karl Jaspers – Polychrome Erinnerungen. Ein Gespräch mit Matthias Bormuth, Ulrich von Bülow und Georg Hartmann, in Bormuth, S. 111–133
- Thomas Junghans: Der siebte Garten. 100 Jahre Botanischer Garten Heidelberg im Neuenheimer Feld, in Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau 2015, Heidelberg 2014, S. 277–280
- Inge Koch: Schicksalhafte Begegnungen. Studienjahre in Heidelberg, Stadtgeschichte und Erinnerungen an Ilmenau, Heidelberg 2014
- Melvin J. Lasky: Und alles war still. Deutsches Tagebuch 1945, Berlin 2014
- Volker Lenhart: Comenius und die Tradition der Heidelberger Friedenspädagogik, in Dubois, S. 143–152
- Manon Lorenz: Das Collegium Academicum der Universität Heidelberg: „Bunter Haufen“, „Freies Haus“ oder „Rote Zelle“? Eigenwahrnehmung, Funktionen und Fremdzuschreibung in den siebziger Jahren, in HJG Jg. 19, 2015, S. 147–176
- Lothar Maier: Hilde Domin, die Baumschutzsatzung und ich, in HJG Jg. 19, 2015, S. 239–245
- Ulrich Maier: Der Heidelberger Anschlag. Ein Unterrichtsprojekt zum RAF-Terrorismus mit Quellen aus dem Staatsarchiv Ludwigsburg, in Gerhard Fritz, Eva Luise Wittneben (Hgg.): Landesgeschichte in Forschung und Unterricht. Beiträge des Tages der Landesgeschichte in der Schule vom 23. Oktober 2013 in Rottenburg. Jg. 10, 2014, Stuttgart 2014, S. 137–153
- Hans-Jörg Neuschäfer: Erich Auerbach im Kontext der Zeit. Mit einem Rückblick auf Heidelberg in den Fünfzigern, in Bormuth, S. 212–221
- Philipp Osten: Laudatio zur Habilitation von Maïke Rotzoll. Hörsaal der Psychiatrischen Klinik der Universität Heidelberg, 25. Juli 2014, in HJG Jg. 19, 2015, S. 257
- Sven Reichardt: Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren, Berlin 2014
- Maïke Rotzoll: „Keine Massenveranstaltungen“. Die Entstehung der Fakultät für Klinische Medizin Mannheim bis zur Eröffnung 1964 aus Heidelberger Sicht, in HJG Jg. 19, 2015, S. 177–186
- Helmut Schumacher: Heidelberg und seine „Bembel“ in den 50ern, in Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau 2015, Heidelberg 2014, S. 260
- Hans Thill: Laudatio zur Verabschiedung von Hans-Martin Mumm als Kulturamtsleiter der Stadt Heidelberg. Großer Rathaussaal der Stadt Heidelberg, 18. Februar 2014, in HJG Jg. 19, 2015, S. 259–263
- Nikolai Wehrs: Protest der Professoren. Der „Bund Freiheit der Wissenschaft“ in den 1970er Jahren (Geschichte der Gegenwart. Bd. 9), Göttingen 2014
- Daniel Westermann: Die XXI. Weltspiele der Gelähmten in Heidelberg 1972. Entstehungsgeschichte und Ablauf (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg. H. 9), Heidelberg u.a. 2014
- Barbara Wolbring: Trümmerfeld der bürgerlichen Welt. Universität in den gesellschaftlichen Reformdiskursen der westlichen Besatzungszonen (1945–1949) (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 87), Göttingen 2014

Zu mehreren Zeitabschnitten

- Alfred Bechtel: Besuch einer Nachfahrin in der 20. Generation. Nachfahrin der Herren von Handschuhsheim und der Freiherren bzw. der Grafen von Helmstatt, in *Jb Hhm* 2014, S. 85–87
- Alfred Bechtel: Chronik der Gaststätte „Zum Ritter“ und der Familien „Mutschler“, „Klemm“, „Schlicksupp“, in *Jb Hhm* 2014, S. 46–55
- Alfred Bechtel: Das Lutherhaus. Elende Herberge, Gutleuthaus, Siechenhaus, Gasthaus „Zum Goldenen Faß“, in *Jb Hhm* 2014, S. 40–43
- Alfred Bechtel, Ludwig Haßlinger: Besitzer, Pächter, Beständer der 3. Mühle, Mühlalstraße 81, in *Jb Hhm* 2014, S. 15–21
- Ingrid von Beyme, Thomas Röske: ungesehen und unerhört. Künstler reagieren auf die Sammlung Prinzhorn. Bd. 2: Literatur – Theater – Performance – Musik, Heidelberg 2014
- Thomas Biller: Burgen und Schlösser im Odenwald. Ein Führer zu Geschichte und Architektur. Unter Mitwirkung von Achim Wendt, Regensburg 2014
- Matthias Bormuth: Zwischen Enthusiasmus und Desillusionierung, Karl Jaspers betrachtet Max Weber, in Bormuth, S. 136–151
- Matthias Bormuth (Hg.): Offener Horizont. Jahrbuch der Karl Jaspers-Gesellschaft. 1, 2014, Göttingen 2014
- Jürgen Brose: Die älteste Kirche Heidelbergs. St. Vitus wurde vor 1240 Jahren erstmals urkundlich unter dem Namen St. Nazarius erwähnt, in *Jb Hhm* 2014, S. 44f.
- Gabriele Dörflinger: Homo Heidelbergensis mathematicus. Eine Materialsammlung zu bekannten Heidelberger Mathematikern, Universitätsbibliothek Heidelberg Online-Ressource 2014
- Gabriele Dörflinger: Mathematik an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Universitätsbibliothek Heidelberg Online-Ressource 2014
- Hartmut Ellrich: Die Wittelsbacher in Bayern und am Rhein, Petersberg 2014
- Ernst Gund: Die Metamorphosen der Villa Krehl, in *Jb Hhm* 2014, S. 78
- Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 19, 2015, Heidelberg 2014
- Eugen Holl: Mittelalterliche Fachwerkbauten und was von ihnen in Handschuhsheim noch davon übrig geblieben ist, in *Jb Hhm* 2014, S. 7–13
- Rainer Kaschau: 1250 Jahre Handschuhsheim. In memoriam Richard Haaß, in *Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau* 2015, Heidelberg 2014, S. 93–97
- Jürgen Keddigkeit, Matthias Untermann, Hans Ammerich, Pia Heberer, Charlotte Lagemann: Pfälzisches Klosterlexikon. Handbuch der pfälzischen Klöster, Stifte und Kommenden (Beiträge zur pfälzischen Geschichte. Bd. 26.1: A–G, 26.2: H–L), Kaiserslautern 2014
- Jörg Kreutz, Wilhelm Kreutz, Hermann Wiegand (Hgg.): In omnibus veritas: 250 Jahre Kurpfälzische Akademie der Wissenschaften in Mannheim (1763–1806), Mannheim 2014
- Jürgen Krüger, Hansmartin Schwarzmaier, Udo Wennemuth (Hgg.): Das evangelische Pfarrhaus im deutschsprachigen Südwesten (Oberrheinische Studien. Bd. 32), Ostfildern 2014
- Gabriel Meyer, Matthias Nuding, Markus Raquet, Roland Schewe: Als Replikat erkannt. Der Siegelstempel der Universität Heidelberg von 1386 im Germanischen Nationalmuseum, in *Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums* 2013, S. 127–135
- Hans-Martin Mumm: Der Plättelsweg auf den Königstuhl. Eine von der Denkmalpflege vergessene Altstraße, in *HJG* Jg. 19, 2015, S. 193–204
- Wolfgang G. Nestler: Wohnquartier mit Eisenbahngeschichte. Heidelbergs Bedeutung für die Eisenbahntechnik wird im Rohrbacher Quartier am Turm deutlich, in *HJG* Jg. 19, 2015, S. 231–238

- Georg Patzer: 50 x Baden. Höhe- und Wendepunkte der Geschichte, Tübingen 2014
- Ludwig Schmidt-Herb: Tabellarische Chronik der Traitteur'schen Wasserleitung von Rohrbach nach Mannheim (Schriftenreihe des Heimatmuseums Heidelberg-Rohrbach. Bd. 13), Heidelberg 2014
- Klaus-Peter Schroeder: „Immer gerettet und aufrecht geblieben“. Die Juristische Fakultät der kurpfälzischen Universität Heidelberg von ihren Anfängen bis zum Jahre 1802 (Stiftung zur Förderung der pfälzischen Geschichtsforschung. Reihe B, Bd. 15), Neustadt an der Weinstraße 2014
- Wolfgang Schwandner: Chronik der Freiwilligen Feuerwehr in Handschuhsheim, in Jb Hhm 2014, S. 62–67
- Engelbert Schwarzenbeck: Wittelsbacher auf Europas Thronen, Regensburg 2014
- Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2014, Heidelberg 2014
- Uli Steiger: „Iste liber pertinet Monasterio Salem“. Die Geschichte der Salemer Bibliothek bis zu ihrem Verkauf nach Heidelberg, in Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg (Hg.): Neun Jahrhunderte lebendige Tradition. Kloster und Schloss Salem, München 2014, S. 134–141

Zusammenstellung: Reinhard Riese

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

- Prof. em. Frank Baron, Ph.D., University of Kansas, Department of Germanic Languages and Literatures, USA, fbaron@ku.edu (d)
- Michael Buselmeier, geb. 1938, Schriftsteller. Kühler Grund 58, 69126 Heidelberg (p)
- Prof. Hans Gercke, geb. 1941, Direktor des Heidelberger Kunstvereins i.R. Werderstraße 74, 69120 Heidelberg (p)
- Dr. Joachim Gerner, geb. 1954, Historiker und Filmemacher, Bürgermeister für Familie, Soziales und Kultur. Rathaus, Marktplatz 10, 69117 Heidelberg (d)
- Dr. Norbert Giovannini, geb. 1948, Dozent i.R. an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Kirchstraße 63, 69221 Dossenheim, n.giovannini@t-online.de (p)
- Daniela Gress M.A., Historikerin am Historischen Seminar der Universität Heidelberg. daniela.gress@zegk.uni-heidelberg.de (d)
- Dr. Heike Hawicks, geb. 1969, Vorsitzende des Freundeskreises für Archiv und Museum der Universität Heidelberg und Lehrbeauftragte am Historischen Seminar der Universität Heidelberg. Grabengasse 3–5, 69117 Heidelberg, heike.hawicks@zegk.uni-heidelberg.de (d)
- Dr. jur. Daniel Kaiser, geb. 1974, Leiter des Prüfungsamts der Juristischen Fakultät der Universität Heidelberg. Friedrich-Ebert-Anlage 6–10, 69117 Heidelberg, kaiser@jurs.uni-heidelberg.de (d)
- Dr. Hans Ewald Keßler, Theologe, Archivar i.R., Forschungsschwerpunkte: Geschichte des Alt-Katholizismus, Universitätsgeschichte. Grauenbrunnenweg 4, 69181 Leimen, ewald.kessler@arcor.de (p)
- Matthias Kneller, geb. 1983, Lehrer am St. Raphael Gymnasium in Heidelberg. Roonstraße 1–5, 69120 Heidelberg, matthiaskneller@web.de (d)
- Dr. Martin Krauß, geb. 1960, Leiter des Unternehmensarchivs der Bilfinger SE in Mannheim, Vorstandsmitglied des Heidelberger Geschichtsvereins. Viernheimer Weg 18, 69123 Heidelberg (p)
- Dr. Enno Krüger, geb. 1959, Kunsthistoriker, Schwerpunkt: Sammlungsgeschichte, Dozent in der Erwachsenenbildung, Organisator und Moderator des monatlichen Kulturformats Treffpunkt Café. kruenn@web.de (p)
- Mia Lindemann, geb. 1953, Gewerkschaftssekretärin, Historikerin. Am Fürstenweiher 10/1, 69118 Heidelberg, mia.lindemann@gmx.de (p)
- Dr. Maja Linthe, Autorin, Literaturwissenschaftlerin. Burgstraße 24, 69121 Heidelberg, info@majal Linthe.de (p)
- Günter Lipowsky, Lehrer i.R., ehem. Attaché linguistique au Rectorat de L' Académie de Strasbourg. Luisenstraße 11, 77694 Kehl (p)
- Gabriel Meyer M.A., geb. 1982, Studium an der Universität Heidelberg: Mittlere und Neuere Geschichte, Historische Hilfswissenschaften sowie Ur- und Frühgeschichte, 2004–2014 studentische und wissenschaftliche Hilfskraft am Universitätsarchiv Heidelberg, aktuell Doktorand am Historischen Seminar Heidelberg mit einem Dissertationsprojekt zu südwestdeutschen Universitätssiegeln (Arbeitstitel: „Die Entwicklung des universitären Siegelwesens im südwestdeutschen Sprachraum“). Rummerweg 15, 69121 Heidelberg (p)
- Ingrid Moraw, Lehrerin für Geschichte, Politik und Deutsch i.R. Robert-Stolz-Weg 8, 69181 Leimen (p)
- Dr. Benjamin Müsegades, Wissenschaftlicher Geschäftsführer, Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde, Historisches Seminar, Universität Heidelberg. Grabengasse 3–5, 69117 Heidelberg (d)
- Hans-Martin Mumm, geb. 1948, Theologe und Maschinenschlosser, Kulturamtsleiter i.R., Vorsitzender des Heidelberger Geschichtsvereins. Kaiserstraße 10, 69115 Heidelberg (p)
- Petra Nellen, geb. 1963, Historikerin, Projektleiterin in der Abteilung Wissenschaftliche Weiterbildung der Universität Heidelberg. Rastatter Straße 4a, 69126 Heidelberg (p)

- Dr. Bertram Noback, geb. 1979, Lehrer am Hölderlin Gymnasium Heidelberg, Lehrbeauftragter am IBW (Institut für Bildungswissenschaften) Heidelberg und an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Zeppelinstraße 171, 69121 Heidelberg, Bertram.Noback@web.de (d)
- Dr. Christmut Präger, geb. in Lörrach/Baden, freiberuflicher Kunsthistoriker in Heidelberg. chris.praeger@web.de (p)
- Jessica Pschytula, geb. 1991, Studentin an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Erlenweg 10, 69190 Walldorf (p)
- Hansjoachim Räther, geb. 1949, Historiker, Vorstandsmitglied und Geschäftsführer des Heidelberger Geschichtsvereins, Mitarbeiter der Geschichtswerkstatt Handschuhsheim. Klingentorstraße 6, 69117 Heidelberg, hansjoachimR@t-online.de (p)
- Dr. Reinhard Riese, geb. 1944, Lehrer für Geschichte, Latein und Politik i.R. Rohrbacher Straße 159, 69126 Heidelberg (p)
- Claudia Rink M.A., Kunsthistorikerin, 2. Vorsitzende des Heidelberger Geschichtsvereins. Turnerstraße 141, 69126 Heidelberg, morlock.rink@arcor.de (p)
- Dr. phil. Ingo Runde, geb. 1970, Direktor des Universitätsarchivs Heidelberg, Akademiestraße 4–8, 69117 Heidelberg (d)
- Dr. iur. Joachim Schäfer, geb. 1944, Vorsitzender Richter am Oberlandesgericht Karlsruhe a.D. 2013 Promotion zum Dr. iur. an der Universität Heidelberg bei Prof. Dr. Klaus-Peter Schroeder mit einer Arbeit über Otto Gönnerwein. Fontanestr. 3, 68723 Plankstadt, Joachim_Schaefer@gmx.de (p)
- Ludwig Schmidt-Herb, geb. 1945, selbstständiger Buchhändler, Schriftführer im Stadtteilverein Rohrbach und Chronist des Heimatmuseums Rohrbach. ludwig@eichendorff-buchhandlung.de (d)
- Dr. Julia Scialpi, geb. 1974, Historikerin. Schillerstraße 30, 69115 Heidelberg, julia@scialpi.de (d)
- Volker von Offenberg, geb. 1951, OStR für Deutsch und Geschichte i.R., 69121 Heidelberg, Burgstr. 20, volker.v.offenberg@t-online.de (p)
- Irene Wachtel M.A., Historikerin. wachtel_irene@t-online.de (p)
- Dr. Klaus Winkler, geb. 1943, Maschinenschlosser, Ingenieur und Physiker, freiberuflicher Musikforscher mit Schwerpunkt Heidelberger Hofkapelle, Mitbegründer und Leiter des Heidelberger Ensembles für Alte Musik „I Ciarlatani“. Grazert 13, 69412 Eberbach, winkler.ciarlatani@web.de (p)
- Dr. Rubina Zern, Historikerin. rubina.zern@outlook.com (p)

Über den Heidelberger Geschichtsverein

Der Heidelberger Geschichtsverein e.V. wurde 1993 gegründet. Er sieht es als seine Aufgabe an, die Erforschung und Darstellung der Geschichte der Stadt Heidelberg und ihrer Ortsteile sowie der Vor- und Frühgeschichte auf ihrer Gemarkung zu fördern, das öffentliche Interesse an der Orts- und Regionalgeschichte zu wecken und interessierten Bürgerinnen und Bürgern sowie den Mitgliedern des Vereins ein Forum im Sinne der Vereinszwecke zu bieten.

Der Verein veranstaltet Vorträge, Führungen und Exkursionen. Er gibt seit 1996 „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ heraus, das im Buchhandel erhältlich ist; den Mitgliedern geht jeweils ein Belegexemplar zu. Daneben erscheinen in unregelmäßigen Abständen Ausstellungskataloge und andere Veröffentlichungen.

Der Geschichtsverein sucht den Kontakt zu historischen und kulturellen Vereinigungen und Einrichtungen in der Region. Er ist als gemeinnützig anerkannt. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 30,00 Euro. Das Beitrittsformular kann beim Vorstand angefordert werden und findet sich auch auf der Internetseite www.haidelberg.de.

Vorstand:

Hans-Martin Mumm, Claudia Rink
Dr. Martin Krauß, Dr. Maïke Rotzoll, Hansjoachim Räther

Kontakt:

Vereinsadresse:
Heidelberger Geschichtsverein
c/o Hans-Martin Mumm
Kaiserstraße 10
69115 Heidelberg
E-Mail: hans-martin.mumm@gmx.de
Internet: www.haidelberg.de

Jahrbuch:

Anfragen und Zusendungen an die Jahrbuchredaktion bitte über die Vereinsadresse. Die früheren Ausgaben von „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ sind – mit Ausnahme der Jahrgänge 1 und 8 – lieferbar. Jeder Band kostet 18,00 Euro.

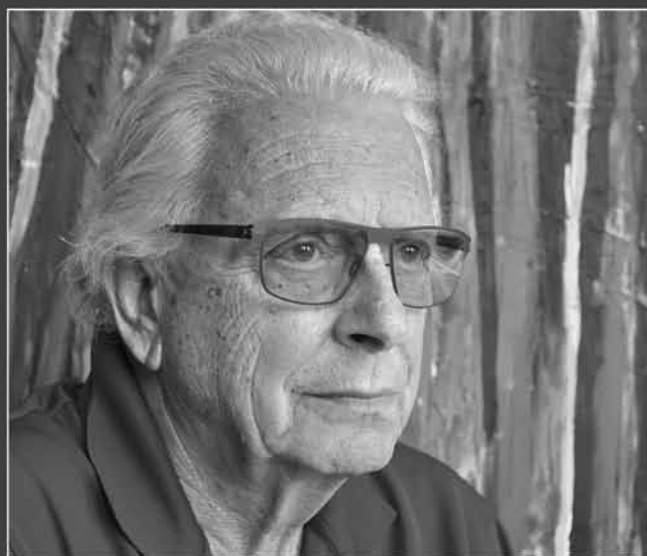
hgv HEIDELBERGER
GESCHICHTSVEREIN E.V.

MARION TAUSCHWITZ

DER KÜNSTLER PIETER SOHL

Ein Künstler darf verrückt sein
aber keine Schatten werfen

BIOGRAFIE



KURPFÄLZISCHER VERLAG

erschienen September 2015
200 S., gebunden, 21x15 cm, Preis 15,80
86 Abb. im Text, 16 Bildtafeln mit Werken des Künstlers



KURPFÄLZISCHER VERLAG

Dreikönigstraße 10 - 69117 Heidelberg
Fon: 06221-20503 - Fax: 06221-28695 - www.kurpfaelzischer-verlag.de